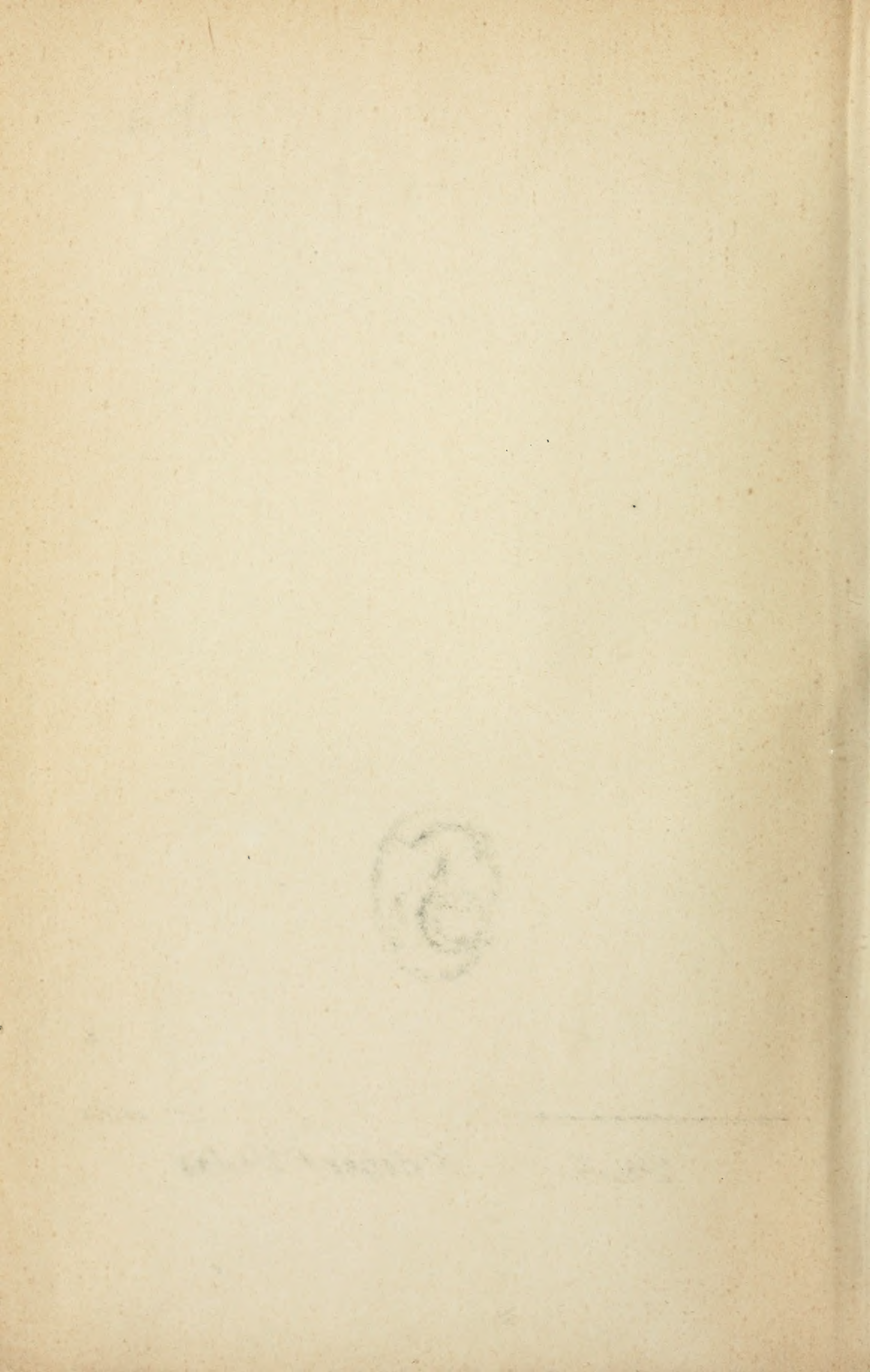


Die neue Rundschau

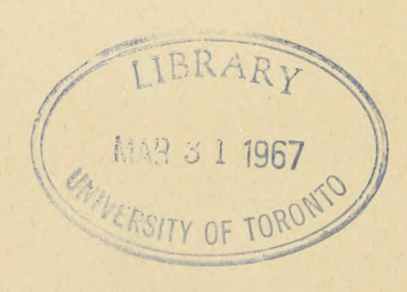
XXXI ter Jahrgang der freien Bühne

1920

Band 1



Berlin / S. Fischer / Verlag


LIBRARY
MAR 31 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Politik, Geschichte, Wirtschaft:

Literatur, Kunst, Wissenschaft:

Anmerkungen:

Indipohdi

Dramatisches Gedicht von Gerhart Hauptmann

Erster Akt

Ruinen eines mächtigen, vielleicht toltekischen Palastes auf einer Insel im Ozean. Große Landschaft, von dem Schneegipfel eines Vulkans überragt. Die Ruinen umgibt beinahe tropische Vegetation. Das Meer, einen Golf bildend, ist sichtbar. Die Ruinenansicht ähnlich dem Mayapalaste von Mitla. Breite und hohe Stufen führen zu drei quadratisch ausgeschnittenen Eingängen.

Es ist voller Tag, brütende Sonne.

Auf den Stufen sitzen zwei indianische Priesterknaben; geflochtene blauschwarze Zöpfe ums Haupt: Huemac und Matzatzin.

Huemac: Sie treiben's heute lange, Matzatzin.
Was will dein Meister bei dem großen Magus?
Matzatzin: Wüßt' ich's. Es kann des Opfers wegen sein.
Das Volk drängt sehr, es wiederum zu halten.
Huemac: Nie wird der Magus widerrufen das
Verbot des Jünglingsopfers.
Matzatzin: Niemals, sagst du?
Huemac: Ich sagte: niemals!
Matzatzin: Wenn das dumpfe Rollen
im innern Erdreich sich nicht legt, der Berg
nur immer dichteres Gewölk hervorstößt,
und so des goldnen Himmelsvaters Zorn
durch deutlichere Zeichen stets verrät:
wird man auch dann nicht ihn versöhnen dürfen?
Huemac: Mein Magus selbst versöhnt ihn, der sein Sohn ist.
Matzatzin: Du glaubst an seine Macht und seine Herkunft?
Huemac: Fragst du, der Oro seinen Meister nennt? –

Und Oro liegt dem weißen Mann zu Füßen.
Hüte dich, Matzatzin. Wer Sterne lästert,
muß bis zum Wahnsinn Sterne zählen. Wer
den Mond beleidigt, den erschlägt der Mond
mit einem Stein. Und wer den Sohn der Sonne
kränkt durch Unglauben, er verfällt in Blindheit.

Matzatzin: Ich weiß.

Huemac: Der Heilige entstieg dem Meer:
Elf Jahreskreise haben sich indes
geschlossen, seit der Tonatiu, die Woge
des Ozeans aus goldnen Haaren schüttelnd,
die heilige Sohle in den Inselstrand
zuerst, mit segenschwerem Tritt, gedrückt!
So kam er, nach den Büchern der Verheißung,
die Himmelsfrau, als Kind, auf seinem Arm.
Dies ist! Was wäre da wohl zu bezweifeln?

Matzatzin: Kein Zweifel rührt mich an. Schon die Belehrung,
die mir durch Oro, meinen Meister, ward,
hält Zweifel fern. Allein er selber sagt,
es habe der erlauchte Magus nie
der heiligen Sonnenabkunft sich gerühmt,
noch sie durch Worte irgendwie bestätigt.

Huemac: Und glaubt an sie dein Meister weniger drum?

Matzatzin: Nein, aber wenn ich scharf hinsehe und
sein Tun beachte, oder hinter das
mit meinem innren Ohr zu dringen suche,
was seine Zunge lehrt, wird eins mir klar:
der Magus hat sich ihm nicht ganz enthüllt
und Oro müht sich ab an einem Rätsel.

Huemac: Stets bleibt das Göttliche geheimnisvoll,
auch wenn es nah ist. Und so muß es bleiben.
Das Göttliche verhüllt sich selbst das Haupt,
sein Feuer würde sonst den Priester schmelzen;
und auch der Priester schützt sein Angesicht,
wenn er im allerheiligsten Geheimnis
des Opfers steht, mit einem Tempeltuch.
Wir, Dienerknaben, tun es wiederum,
wenn wir die heiligen Worte wechseln müssen
nur mit dem Priester: weil auf diesem dann
der Abglanz Gottes ruht.

Matzatzin: Allein der Urahn

des Hohenpriesters Oro, meines Meisters,
ist auch der goldne Mann im Taggestirn.
Oro ist gleichen Blutes, als der Magus:
braucht einer da dem andern sich verhüllen?

Huemac: Du grollst ein wenig, scheint's, dem Tonatiu.

Matzatzin: Das nicht. Allein ich liebe meinen Meister.

(Tehura, eine hochgewachsene, junge Indianerin, tritt aus dem Innern der Ruine auf die Treppenplattform. Sie trägt ein rotäugiges, weißes, lebendiges Kaninchen im Arm. Blauschwarz und schlicht fällt ihr Haar über Rücken und Brust.)

Huemac: Sieh dort Tehura, deines Meisters Tochter.
Wohl muß die Tochter Oros ihrem Vater
noch inniger verbunden sein, als du.
Und doch blickt sie dem Magus nach der Braue.
Untrennbar, wie sein Schatten, folgt sie ihm.

Matzatzin: Komm, laß uns tiefer in das Dickicht rücken.
Wie klein bin ich, wie häßlich bin ich, o!
Fern ist mir Lästerung. Doch frag ich wieder:
Warum verbietet uns der Tonatiu
des Jünglingsopfers altehrwürdigen Blutbrauch
und sperrt uns so den seligen Pfad des Lichts?

Huemac: Seit Jahren hängst du diesem Wunsche nach,
dich als Versöhnungsopfer preiszugeben.
So mancher dränget sich dazu. Es ist so viel
als, hier auf Erden schon zum Gott erhoben,
die irdene Schale vollen Weltgenusses
ausschlürfen! durch das Tor des Todes schreiten,
bekränzt, als Gott! beim Klang der Pauken und
Flöten, als Gottheit, zu den Göttern eingehn.
Wie kannst du, eines armen Töpfers Sohn,
erhoffen, daß man solcher Ehre dich
vor andern würdige?

Matzatzin: Der Himmel kann
am Ende alles, was er will, gewähren
dem Beter, der ihn unermüdlich anfleht.

Huemac: Dort steht Tehura: wie sie lächelnd herblickt
ob deiner überstiegenen Gedanken.
Sie gleicht der Mondesmutter. Dunkel rollt
die Nacht um ihrer Stirne blasses Licht.
Verwirrend sind die Grübchen ihrer Wangen.
Geschnitten aus dem heiligen Osidian.

Schwarz, so nach außen wie nach innen sehend,
erscheinen ihre Augen. Ihre Hand
streicht sinnend übers weiche, weiße Fell
des heiligen Kaninchens, das ihr Arm hält. –
Nein, nicht für uns ist diese Königin
des dunklen Himmels!

Matzatzin: Warum sagst du das?

Huemac: Weil dem, den man des Opfertodes würdigt,
kein Wunsch versagt wird, keiner: wär's auch der,
des Hohenpriesters Tochter zu besitzen.

Tehura: Nun, ihr bezopften Dienerknaben, was
beschwatzt ihr dort so wichtig miteinander?

(Huemac erhebt sich zugleich mit Matzatzin. – Sie stehen mit gesenkten Köpfen, wortlos. – Tehura fährt fort –)

Man fragt euch. Warum schweigt ihr also? Sprecht!

Huemac: Wenn Lehrlinge sich unterhalten, o
Erlauchte, wovon anders kann es sein
als dem, was ihrer Meister Sinn beschäftigt?

Tehura: Ihr Hähnlein! Was beschäftigt diese denn?

Huemac: Des großen Jahresopfers nahe Feier.

Tehura: Mehr! Höheres! Doch schweigt! Der Heilige kommt.

(Durch den mittleren Eingang treten Prospero und Oro auf die Treppenterrasse. Prospero, bartlos mit weißem Gelock, Ehrfurcht gebietend, Oro, ein Indianer, dunkelbärtig, um ein reichliches Jahrzehnt jünger als Prospero.)

Prospero: Nein, alles möge bleiben wie bisher.
Laßt mich in meiner Abgeschiedenheit:
dem Leben fern, bin ich dem Leben näher.
Als Fremder bleib ich heimisch unter euch,
als Gast! Ich bin nicht mehr, nicht mehr,
so hier wie irgendwo auf weiter Erde.
Wohl war ich einst ein Herrscher: damals hielt
mein Szepter Lebenslust und Menschenliebe.
Die schwere Last der Krone ward mir leicht,
weil Jugend sie mit Kränzen flücht'ger Rosen
üppig durchflocht. Allein der Hoffnung und
des Glaubens Blumen welkten allesamt.
Die Macht des Guten auf der Erde hieße
besser des Guten Ohnmacht: dess' war ich
auf meinem Thron ein fürchterliches Beispiel.
War es bestimmt im ewigen Rate, Oro,
daß dennoch, spät, noch Gutes von mir ausging. –

Du bist's, der es behauptet! — So erwies
sich mächtiger der Bettler als der König.
Und dann laßt Bettler Bettler bleiben, dann
erst recht.

Oro: Was du, o Hocherhabner,
Sohn und Gesandter Gottes, von dir sagst
vermag den Strahlennimbus nicht zu trüben,
der weiß dein lichtes Angesicht umsprüht.
Wir wissen's wohl, ich und die Meinen, was
Menschwerdung heißt. Die Kraft der Gottheit zieht
sich in des Menschenleibes enge Schranken,
ja, heuchelt Demut und Bedürftigkeit.
Dies war der großen Liebe kleiner Weg
von je. Der einzige von Gott zum Menschen.

Prospero: Wenn dies dein Glaube ist: ich will ihn dir
nicht rauben, Oro. Überlieferungen,
verwandter — oder sag ich gleicher Art? —
sind mir aus einer andern Welt nicht fremd.
In diesen Resten deines alten Volks,
das mich Schiffbrüchigen und meine Tochter,
als uns der Ozean nackt und arm ans Land spie,
so herzlich aufnahm . . . lebt die Sage fort
vom weißen Heiland. Man erwartet ihn,
das eingeborne Kind des Himmelsvaters,
der kommen soll, das auserwählte Volk
ins angestammte Reich zurückzuleiten.
Nicht bin ich der, den ihr erwartet, nein!
Meinst du indes, daß ich empfangnes Gutes
ein wenig zu vergelten fähig war:
bleib, Oro, du, auch fernerhin der Mittler.

Oro: Herr, Herr, es neigt sich mein Beruf als Mittler
zum Ende. Und die meisten unterm Volk
verlangen mit fast wildem Ungestüm,
von deiner Stirn beglänzt, von deinem Munde
belehrt, von deiner Hand regiert zu sein.
Dein Rat, der mir Gebot war, trennte sie
von manchem Brauch, durch Alter heilig. Doch
noch sind sie solcher Bräuche nicht entwöhnt.
Und Aberglaube, der einst Glaube war,
geht bänglich in den Hütten um und raunet
von Unterlassungsfreveln und von Strafe.

Und wirklich pocht der fürchterliche Geist
der Tiefe unterm Boden, ganz als ob
er mahnen oder drohen wollte, an.
Im heiligen Berge aber rollt's und poltert's,
und Zorngewölke stößt er brausend aus.

Prospero: Trotzdem, trotz alledem, ich will nicht, Oro!
Wenn sich der Berg beruhigt, und die Tiefen,
so wird sich auch das Volk beruhigen.

Oro: Dein „Nein" Herr, wirst du mir noch einmal sagen,
wenn ich mit klar bestimmtem Antrag dir
zu nahen, mit den Ältesten des Volkes,
verursacht, ja gezwungen bin. Und dann
erwäge dieses auch vor deiner Antwort:
nicht angsterfüllte Lämmer schreien nur
nach Schutz und Leitung eines starken Hirten:
es gehen Wölfe in der Herde um,
die deinen Diener, o Erhabener,
und dich sogar belauern und befeinden.

(Oro beugt mit Ehrerbietung ein Knie und entfernt sich dann, würdevoll gefolgt von Matzatzin.)

Prospero: Du wirst mir eine letzte Liebe tun,
Tehura.

Tehura: Deine Dienerin, o Herr,
wird hören und gehorchen.

Prospero: Mit der Binde
der Priesterin bedecke deine Augen
und so, als Seherin, sicher wandelnd, finde
den letzten Ort mir aus, der mir bestimmt ist.

Tehura: Wie meinst du das?

Prospero: Ich weiß, der Ort ist nah,
obgleich ich selbst ihn nicht zu finden wüßte.
Und keine höh're Wohltat wäre mir
in allen Himmeln auszudenken, als
das, mir am ersten Tage meines Daseins
vorher bestimmte, letzte Erdenziel
von dir gesetzt zu sehn.

Tehura: Ehrwürdiger,
die Erde hat kein Ziel für deinesgleichen.

Prospero: O doch! Und mich verlangt danach! Den Tod!
Sieh an: ich bin nun müde, müde, müde!

(Huemec entfernt sich ins Palastinnere.)

Tehura: Du bist nicht müde, Herr. Der Tonatiu
ist niemals müde. Seine Müdigkeit
gleicht der des heiligen Vogels Phönix, wenn
ihn seine mächtige Götterschwinge juckt,
und ein gewaltiges Drängen ihn befällt,
durch alle Himmel sich emporzuschrauben,
um sich im Sonnenbrande zu erneuern.

Prospero: Du weichst mir aus, Tehura, willst den lieben Dienst
den ich von dir ersehne, mir nicht leisten.
Du Gläubige meines Tuns und meiner Kraft,
sieh auch mein Leiden an und meine Schwäche.

Tehura: Wie dieses heiligen Kaninchens Augen
rotglühende Fenster sind in eine Seele
voll Flammen, so bist du voll wacher Glut.
Glut will zu Glut. Ihr lebendes Gefäß
will im Urbade schmelzen und vergehn,
und dann, vom glüh'nden Rad des Sonnentöpfers
gedreht, als köstlicherer Krug hervorgehn.

Prospero: Erst Phönix, dann ein Krug voll Feuer. Nein!
Du irrst, Tehura. Nenn mich Aschenkrug,
so triffst du, was ich bin und was ich sein will.
Ich habe friedlich hier bei euch gelebt
Versteckt, fast abgeschieden und fast glücklich.
In diesen großen Trümmern ging ich um
als Geist. Den Bildnereien dieser Steine
und andrer, die nie Menschenhand berührt,
löst' ich die Zunge. Oft durchrauschte nachts
die Trümmerhallen dieses Königshauses
des Ballspiels Jubel und des Tanzes Jauchzen,
betörender Gesang und Saitenspiel.
Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Gestalten aufzurufen,
gastlich sie zu bewirten oder sie
mit einem Wink zu scheuchen in das Nichts.
Beinahe alle waren so gehorsam.
Von einem, dem, der ungerufen kam
und nur dann wich, wann er es selber wollte,
der jeden Zauberkreis und Bann durchschritt,
sollst du, nur du, am Trennungstag erfahren,
und an dem Orte, den du ausgesucht.

Tehura: Es kann nicht sein, daß du jetzt von uns gehst,
wo so viel Zeichen düster uns umdrohen.
Prospero: Das ist es ja: die Zeichen gelten mir.
Du selbst hast es gefühlt, daß ich gemeint bin.
Der Ozean drang hoch den Fluß hinauf,
trug Hütten fort, brach tausendjährige Stämme,
das Erdreich selber fing zu wogen an.
Wasser und Dämpfe quollen aus den Äckern.
Im heiligen Berge gärt es, aus dem Schnee
des Gipfels hebt sich nachts ein glüh'nder Baum,
rotbrünstig wogend in dem breiten Wipfel,
und spendet unsern Nächten Höllenlicht.
Tehura: Und all die Zeichen willst du nicht beschwören?
Prospero: Das Ungewitter wird vorübergehn
und euch so lassen, wie es euch gefunden.
Mich nicht. Sieh, Ahnungen bewegen mich.
Nicht äuß're Zeichen, die mich rings umgeben,
nein, innre sind es, die mich ängstigen.
Begrabnes gärt und will auch dort hervor,
und Hände spür ich nachts, die nach mir greifen.
Ein neues Leben fürcht ich, nicht den Tod:
zeig mir die Stätte, wo ich ihm entgehe.
Tehura: Ich werde stark sein, Herr. Du wirst mein Auge
am Glanze nicht erblinden lassen, wenn
ich auf dem letzten Gange dich begleite.
Ich weiß, du hast es einmal mir gesagt,
daß du den nie betretnen Gipfelschnee
des Feuerbergs ersteigen mußt, um dort
dich mit den furchtbaren Müttern zu besprechen
vor deinem Ende, das dein Heimgang ist.
Prospero: Zu spät! Ein neues Wort ist in mir. Stille!
Und mehr als Stille. Meine Schiefertafel,
mit vielen krausen Zeichen überdeckt,
verrät das neue Wort dem Würdigsten,
wenn ich des Wortes Sinn geworden bin.

(Pyrrha, Prosperos Tochter, von den Indianern Yatka genannt, kommt. Eine indianische Dienerin, Coya, folgt ihr. Beide erscheinen als Jägerinnen. Pyrrha ist hochgeschürzt und führt den Speer. Ihr rotes Haar ist um ihren Kopf eng gerafft und gleicht einer schweren goldenen Last. Die Vierzehnjährige ist hochgewachsen und von herber Schönheit und Anmut. Sie trägt den Köcher mit Pfeilen auf der Schulter. Coya trägt ihr einen

erbeuteten Condor nach und führt ebenfalls Pfeil und Bogen. Dazu trägt sie noch den Bogen Pyrrhas und einige Jagdspieße zum Ersatz.)

Pyrrha: O Vater, welch ein Weg liegt hinter mir!
Tehura, gib mir Wasser, ich muß trinken.

Prospero: Du bliebest lange aus, fast sorgt' ich mich.
Wo warst du, Pyrrha?

Pyrrha: Ja, wer will das wissen.

Prospero: Was bringst du dort?

Pyrrha: Zeig es dem Vater, Coya.

Prospero (vor dessen Füße Coya den Adler geworfen hat):
So hast du endlich dir den Himmelsräuber,
verweg'ne Jägerin, erlegt?

Pyrrha: Ja, Vater.
(Sie trinkt das Gefäß leer, das Tehura ihr gereicht hat.)
O Labsal, Labsal!

Prospero: Wie gelang dir das?

Pyrrha: Nicht leicht. Berichte du's dem Vater, Coya.

Coya: Es war im Felsgebirg, auf schmalem Saumpfad,
nah dem Gebirgsgrat, dem zu Füßen, da
und dort, die Insel in zwei Hälften liegt . . .

Prospero: Was ist mit dir geschehen, meine Tochter?

Pyrrha: Geschehen? Außer, daß wir jagten, nichts.
Doch, Vater, warum fragst du so?

Prospero: Nun, laß nur.

Pyrrha: Nein, gerne möcht ich doch nun wissen, Vater,
was unter deiner Frage sich versteckt hält.

Prospero: Und was versteckt sich hinter deiner Antwort?

Pyrrha: Was hätt' ich zu verstecken?

Prospero: Höre, Kind,
wir kommen aus verschiedenen Regionen.
Die meine, wo ich mit Tehura ging,
liegt fern dem felsigen Jagdgrund, wo du herkommst.
Verschiedenes trieben wir mit Hand und Geist,
laß uns der Einigkeit geduldig warten.
Was hinter meiner Frage liegt, ist dies:
Du bringst den Kondor, bringst den Lämmergeier,
den königlichen Feind und Herrn der Lüfte,
den selten nur des kühnsten Jägers Pfeil
trifft. Ihn erlegen, war dein Traum von Kind an.
Sag', ist es nun dein Pfeil, der ihm das Herz
durchdrang? — Gebührt die Ehre einem andern? —

Pyrrha: Frag' Coya, Vater, wessen Pfeil es ist.
Coya: 's ist Yakkas Pfeil, Erhabner, und nur ihr
allein gebührt des Meisterschusses Ruhm.
Prospero: Das war's, weshalb ich fragte, liebe Tochter.
Für ein so ungeheures Jägerglück,
bei deiner Jagdlust, bist du reichlich schweigsam,
und Coya muß berichten, wo du sonst
geringerer Taten eigner Herold warst.
War Amaru an deiner Seite?
Pyrrha: Nein.
Prospero: Und doch gebot ich's ihm, dich zu begleiten,
da er mit Pfad und Furt und Paß vertraut ist.
Pyrrha: Vergib mir, Vater, wenn ich meine Kammer
aufsuche. Mich verlangt nach Schlummer.
Prospero: Geh!

(Pyrrha geht ab.)

Prospero: Die Ungezähmte, die Unzähmbare.
Tehura: Den innren Strom des Fühlens hielt sie auf,
weil sie mich bei dir fand, erhabner Vater.
Prospero: Wie ganz ich dir vertraue, weiß sie's nicht?
Tehura: Sie weiß es etwa wohl, doch sie mißbilligt's.
Prospero: Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Gestalten aufzurufen,
gastlich sie zu bewirten, oder sie
mit einem Wink zu scheuchen in das Nichts.
Nur eine nicht, so sagt' ich dir, Tehura,
die kommt und geht und kommt so oft sie will:
Und diese war nun eben wieder bei mir.
Tehura: Pyrrha? Doch Pyrrha ist von Fleisch und Blut.
Wie soll man, o Ehrwürdger, das verstehn?
Prospero: Nicht Pyrrha! Doch der Schatten kommt mit ihr.
Ein Schatten ist es, wenn auch farbig, wie
das frische Leben und nur weniger
vergänglich, als lebendiges Fleisch und Blut.
Der Schatten kommt mit ihr, ja, Pyrrha wirft ihn.
Dort steht er. Dort! Du siehst ihn, wenn du hinblickst.
Tehura: Ich ahne, wen du meinest. Deinen Sohn.
Prospero: Ich ward zum Magier, sagt' ich dir, und weiß
von Söhnen nichts noch Töchtern: nur von Schatten! –
Nicht so: auf zweien Ebenen steht mein Dasein.
Und auf der einen seh ich Leiber wandeln,

genieße Reis, Bananen, Kokosmilch,
sehe dich, meines Alters Augenweide,
gleich einer Eva, die nie sündigte,
und sehe Pyrrha, meine stolze Tochter,
mit Vaterstolz in ihrer freien Wildheit.
Allein die andere Ebene ward mir mehr.
– Zeig mir den großen Geier näher, Coya.
(Zu Tehura)
Auch dies ein Vogel Phönix! jetzt nur Aas.
Und warum sähe man auch sonst, Tehura,
den goldenen Mann, der weinet, in der Sonne?
(Zu Coya)
Wie kommt's, daß deine Herrin unwirsch ist,
Coya, trotz dieser kaiserlichen Beute?

Coya: Sie hat es mir vertraut. Darf ich es sagen?

Prospero: Das steht bei dir. Entscheide du nur selbst.

Coya: Im Augenblick, als sich der große Vogel
getroffen in den Steinen wälzte, da
erschien, sagt Yakka, über ihr, am Fels
ein Bild, ihr Ebenbild, das sie entsetzte.
Und wirklich fiel sie hin und lag bewußtlos.

Prospero: Ihr Ebenbild?

Coya: Sie hat es später mir
geschildert, und sie wußte nicht genau,
ob sie nur einen Spuk gesehen habe
der eignen Seele, oder etwas, das
wirklich vorhanden war.

Prospero: Sie sah .... was sah sie?
Noch eine andere bogenführende,
speerschleudernde Diane, wie sie selbst ist?

Coya: Auch dies ward mehr und mehr ihr zweifelhaft,
je weiter wir uns von dem Ort entfernten,
wo ihr das Wunderbare zugestoßen.
Es konnte, sprach sie, auch ein Jüngling sein,
wenn auch, gleich wie mein Spiegelbild, mir ähnlich.

Prospero (erhebt sich, sichtlich bewegt):
Was ist das? Was bedeutet das, Tehura?

(Stimme Pyrrhas aus dem Innern der Ruine:)
Coya!

Prospero: Geh, deine Herrin ruft dich!

Coya: Ja.

(Coya entfernt sich schnell ins Innere der Ruine.)

Prospero: Noch einmal sag ich's: was bedeutet das?
Von allen Zeichen dieser Zwischenstunden
ist dies das drohendste. Und die Magie
des Magiers, die es übersteigt, versteht
auch nicht, es auszudenken. Was bedeutet's?
Der Schatten, der aus Pyrrhas Wesen mir
aufsteigt, ist ihres Bruders Schatten. Dir
allein, solang ich auf der Insel bin,
sprach ich von ihm, von ihrem Bruder und
von meinem toten, ungeratnen Sohn.
Und nun: der arge Schatten nimmt Gestalt an,
und zeigt sich dem, der ihn, unwissend, wirft,
erscheinet meiner Tochter Pyrrha leiblich,
die nichts von einem Bruder je erfuhr? —

(Amaru, eine Keule schwingend, erscheint in gemessener Entfernung. Es ist ein schöner, indianischer Jüngling.)

Prospero: Er winkt. Was will er?

Amaru: Weiß der Tonatiu,
daß ein Kanu mit fremden Sonnensöhnen
im Golf, jenseits des Glutbergs, sich herumtreibt?

Prospero: Du sahst das Boot, das nur den quälendsten
von meinen Träumen hie und da durchschwamm.
Und wollten meine Träume sich nun etwa,
wie Kreißende, ausschütten in die Welt
der Wirklichkeit, und so auch dieses Boot
gebären, Keulenschwinger Amaru,
dann müßten wir gemeinsam es zerschmettern.

Amaru: Darf Amaru sich deiner Heiligkeit
nähern, o Tonatiu?

Prospero: Du darfst es, nur
vergiß die Einbildungen deines Auges,
die, was auch immer sie hervorrief, nichts
für mich und meine späte Stunde sind.

Amaru (beugt ein Knie):
Dein Wink ist Amaru Befehl. Darf nun
der Wächter deines Hauses, Amaru,
der Hüter deiner Felder, Amaru,
der Führer deiner Waffenträger, Amaru,
von dem Erhabnen eine Gnade sich
erbitten: gleichsam treuer Dienste Lohn?

Prospero: Wie seltsam: eingezogen lebt ich hin.
Vor meiner Tür die heilige Bettlerschale,
in der zu Gift wird alles, außer was
mildtätig sich aus freiem Herzen schenkt:
sie war's, die mit Almosen mich ernährte.
Nun aber drängt von allen Seiten sich
ein Heer von Gläubigern um meine Zelle,
als sei ich ein verarmter Kaufherr, der,
nur immer lieh und alles schuldig blieb,
und noch dazu ein Lügner und Betrüger.
Bin ich das alles? Nein, und wieder nein!
Wenn ich nun von euch gehe, geh ich von euch
zwar mit des Dankes Schuld beladen, doch
mit keiner andren: arm, so wie ich kam.

Amaru: Wie nennst du uns, o Herr, wenn du dich arm nennst?
Der Zauberspruch von deiner Lippe macht,
daß Ödeneien lernen Früchte tragen.
Die Wünschelrute schwingt in deiner Hand,
schlägt aus und zeigt verborg'ne Schätze an:
Gold, Wasser, Salz und Kohle in der Erde.
Von deinem Munde gehen Worte aus,
die binden oder lösen. Und du bandest
und löstest, wann du wolltest, Amaru.
Befiehl, so wird zum Tiger Amaru,
oder mach ihn zum Gott mit einem Mundhauch.

Prospero: So sprich. Es wird sich zeigen, Amaru,
wie wenig ich vermag von alledem.

Amaru: Schenk mir Tehura, Heiliger, für mein Wigwam.
— Du schweigst? Warum schweigt der Ehrwürdge nun?
Er weiß wohl, daß sein Wort allmächtig ist,
drum hält er's hinter fest geschlossenen Lippen.

Prospero: Noch tiefer laß mich erst verstummen, o
du brünstiger Jüngling. Kühle deine Glut
bis mich ein andres Schweigen überkommt,
das sie als reife Frucht dir in den Schoß wirft.

Amaru: So sprach der Tonatiu schon oft zu mir.

Prospero: Behagt mein Wort dir nicht, der Weg ist frei,
frei deine Rede, und dort steht Tehura.

Tehura (richtet sich hoch auf):
O heiliger Vater, deine Worte strafen
wie bittre Geißeln mich mit dunklen Striemen.

Da du mich einer toten Frucht vergleichst,
die ein unsauberer Geist vom Baume schüttelt.
Doch wenn du strafst – du strafst nicht ohne Grund! –
hilf mir den Fehl, um den du strafst, verstehn.
Doch du, hast du vergessen, Amaru,
aus welchem Blute ich entsprossen bin?
Verachtest du die heiligen Gelübde
der gottgelobten Tempelbraut? Wagst du
durch niedriges Gelüst mich zu besudeln?

Amaru: Glaubst du nicht an die Macht des Tonatiu?
Steht's nicht bei ihm, zu binden und zu lösen?

Tehura: O Weiser, Gottgesandter, du erhebst
und läuterst, was im Niederen dir begegnet,
doch ferne liegt es dir, das Strahlende
zurück, in niedren Dunst hinabzustoßen.

Prospero: Vertagt den Zwist. Ich höre Pauken dröhnen –
Wie wunderlich! Wohl muß es wichtig sein,
was Oro, deinen Vater, an der Spitze
des Volks, mit allen Häuptlingen hierherführt.

(Unter eintönigem Lärm indianischer Pauken nähert sich eine Volksmenge Eingeborener. Voran eine Gruppe Priester, von Oro geführt; dann Häuptlinge mit prächtigem Federschmuck. In gemessener Nähe wird auf Wink Oros das Trommeln eingestellt. Nach feierlicher Stille und feierlicher Begrüßung beginnt Prospero hochaufgerichtet)

Kehrst du so schnell zurück und so gerüstet,
Oro mein Mittler?

Oro: Großer Wanderer,
zum letzten Male siehst du mich als Mittler,
gerüstet auch, und zwar gerüstet mit
dem einigen Willen meines ganzen Volkes.
Magst du ihn hören, sprich, und ich darf kurz sein.

Prospero: Kommst du zu fordern, denke, daß ich arm bin.
Bringst du mir Bürden, wisse, ich bin schwach.
Bringst du mir Gaben, seien's solche nur,
die eine Bettlerschale fassen kann.

Die indianische Menge (in einem begeisterten Aufschrei:)
Sei unser König! Herr, sei unser König!

Oro: Du hast den tausendstimmigen Ruf gehört
o Sonnenheiland! wie ein heiliger Sturm
hat meines Volkes Seele sich beflügelt,
und brausend ihren Willen kund gemacht.

Du siehst, er spült den Damm hinweg, es braucht
jetzt eines Mittlers nicht mehr, wie bisher.

Prospero: Ihr dunklen Männer dieser heiligen Insel,
was fällt euch bei? Seht doch mein weißes Haar,
gedenkt der Bürde meiner hohen Jahre.

Die indianische Menge: Sei König, König! Herr, sei unser König!

(Pyrrha tritt aus dem Hause, stolz, kühn, befremdet.)

Pyrrha: Was ist das für ein Lärm? Was ist geschehn?

Die indianische Menge: Die rote Sonnentochter, seht doch, seht!
Yakka, die Himmelsfrau! Die rote Göttin!

Prospero: Sie wollen mich zum König machen, Pyrrha!

Pyrrha: Du bist erschüttert, bebst. Du weinst, mein Vater?

Prospero: O wüßtest du, mit welchem blut'gen Hohn
das Schicksal mir vernarbte Wunden aufreißt,
was es mir nahm, und was es jetzt mir anträgt.
Verwundet durch Verlust, geheilt durch Weisheit,
packt des Geschickes Faust mich nochmals an,
und will mich zwingen, ein Geschenk zu nehmen,
das mich zuletzt zum Kinderspott entwürdigt.
Und doch: und doch . . . wie viel regt sich in mir
von lieben, eitlen, totgesagten Kräften.
Der Nerv des Herrschers sengt mit Feuer mich,
und während Hohn in meinen Kiefern knirscht,
wütende Scham mir fast den Atem abpreßt,
schließt glühender Triumph in meine Wimpern
und macht mir beide Augen übergehn.

Die indianische Menge: Er weint! Er gleicht dem Gotte in der Sonne!

Oro (nur zu Prospero):
Antworte, Herr, das Volk wird stutzig, es
zerspaltet sich sein einiger Wille leicht.

Prospero: Du hast an einen Abgrund mich geführt
und von zwei Dingen mir die Wahl gelassen:
dem Sturz hinunter oder einer Krone.
Was sagt Tehura?

(Tehura nimmt aus der Hand Oros eine Binde und legt sie Prospero ums Haupt.)

Die indianische Menge: Seht die Tempeljungfrau
legt ihm die heiligen Binden schon ums Haupt.
Heil unserm Priesterkönig! Heil dem König!

Oro: O, König, mir, dem Hohenpriester, ziemts
als erster dich mit diesem Ruf zu grüßen.

Und nun gewähre mir die Gnade, dir
als Pfand für ewige Treue das zu bieten,
was auserlesen war, die ersten Weihen
um deine Schläfe dir zu winden. Nimm
das Beste, was ich habe, nimm es hin:
die Königin! von gleichem Gottesblut
entstammt wie du, Tehura, meine Tochter.

Pyrrha: Plagt diesen alten Wilden Wahnsinn, Vater?

Prospero: Was sagt Tehura?

Tehura: Dies nur: nimm mich hin!

(Prospero nimmt Tehuras dargereichte Hände. Amaru springt vor und erhebt die Keule, um Prospero zu erschlagen. Er läßt die Waffe jedoch wieder sinken.)

Amaru: Dem Lästerer der Götter Krieg, Krieg, Krieg!
(Er entspringt.)

Prospero: Wer war das?

Oro: Der Empörer Amaru,
der lange schon im Volke tückisch umschleicht
und Zwietracht sät. Er sei verflucht, verflucht! —
Und nun sprich selbst zum Volk, sprich ihm vom Opfer.
Sag', was es hören will und tu hernach,
was deiner beßren Einsicht würdig scheinet.
Sag etwa: heiligen Gebräuchen treu
soll nun das große Opfer der Versöhnung
alsbald vollzogen sein. Nicht wirst du, sprich,
der Gottheit reinen Blutes Zoll verweigern.
Sprich so, nicht anders, und sie werden dir
den Saum des Kleides küssen, ja sie werden
sich selig preisen, wenn du sie nur anblickst.

Prospero: Gedenkt des Opfers! Rüstet euch zum Opfer!
(Brausender Jubel des Volkes.)

Zweiter Akt

Das Innere einer Felshöhle. Auf Laublagern, von Brettern begrenzt, liegen Astorre sowohl wie Lapo schwer krank. Elend sind die Kleiderreste, die sie am Leibe haben. Lumpen sind ihre Decken. Astorre ist ein Jüngling von edlen Gesichtszügen. Lapo schwarzhaarig und schwarzbärtig. Dello, ein untersetzter Kerl, mit dummpfiffigen Gesichtszügen. Er ist in den Vierzigen, Astorre etwa fünfundzwanzigjährig, Lapo hoch in den dreißiger Jahren.

Die Höhle ist notdürftig bewohnbar gemacht. Irgendwo brennt ein kleines Feuer, nicht weit davon steht ein irdener Wasserkrug. Eine Armbrust, eine Donnerbüchse und einige Beile hängen an der Wand. Der Ausgang, ein mannshohes Loch, ist durch eine rohe Tür verschlossen. Ebenso roh ist ein Tisch zusammengeschlagen; als Sitzgelegenheit dienen einige Holzblöcke.

Dello spaltet Holz.

Lapo (im Fieber):

Gold! Gold! Wascht! Körner! Klumpen! Barren! Gold!
Ein Sieb! Nehmt Siebe! Watet in den Fluß!
Fangt auf! fangt auf! In Wolken kommt der Goldsand!
Herrgott: mein Tiegel! Mein Schmelztiegel! O
ihr Lumpenhunde habt ihn mir gestohlen!
Wie? Soll ich denn ersaufen? Rettung! O!

Dello: Großfressiger Schuft: der Kerl ist am Verrecken
und nimmt trotzdem das Maul so voll, wie je.

Astorre: Wasser!

Dello: Ja freilich, alles ward zu Wasser.
Ganz richtig, mein Vermögen ward zu Wasser.
Ein Schiffsraum Ware: Wasser! Nabobschätze,
Pläne, Projekte und Profite: Wasser!

Astorre: Dello, gebt mir ein wenig Wasser! Hört ihr?

Dello: Was noch? Ein Faß Lacrimae Christi? Bitte!
Und wenn Euch etwa hungert, Prinz Astorre,
sagt: Teller! und schon liegt die Wurst darauf.

Astorre: Ich kann kein Wort verstehen, Freund, was schwatzt Ihr?

Dello: Und ich kann Euch kein Wasser schaffen, Herr!
Der Scherb ist leer und draußen brennt die Hölle.

Lapo: Ah, ha, ha, ha, da kracht's. Wir sitzen fest.
Die spitze Klippe steckt, wie'n Büffelhorn
in eines Gaules Wampe, fest im Mittschiff.
Verflucht! Ein Tau! Ein Boot! Jetzt mögt ihr pumpen.

Dello: Brenn und verbrenne, schlechter Lumpenhund!
Gerechter Lohn für deine schwarzen Künste,
die uns zu dieser Unglücksfahrt verführt.

Lapo (stürzt sich in Fieberraserei auf Dello):

Mein Tiegel! Du hast meinen Tiegel, Schuft!
Im nassen Hut kann ich das Gold nicht schmelzen.

Dello (stößt ihn aufs Bett zurück):

Gereck! Willst du denn ewig leben, was?
Giftbrocken, räudiger Hund, lebendiger Leichnam.

Er war's, der den Matrosen Pierre erstach
und dann von seinem Fleische aß, das Scheusal.

Astorre: Ist Euch mein Leben lieb, sprecht nicht davon.

Dello: Meins ist mir lieber, Prinz, ich sag es offen.
Springt mich das Pestgespenst noch einmal an,
so lüft ich ihm mit diesem Dolch die Gurgel.

(Astorre tut einen tiefen Seufzer und wird ohnmächtig.)

Dello (tritt an sein Lager):
Was? ist er tot? Hat ihn der Schreck getötet?
Nun, um so länger hält der Proviant. —
Ei, laß doch sehen: was hast du unterm Kissen?

(Er untersucht das Laublager nach Wertsachen.)

Astorre (wacht auf):
Gott sei uns gnädig, wir sind Kannibalen.

Dello: Was sagt Ihr? Eure Augen schielten so,
beinahe dacht' ich schon, Ihr wärt hinüber.

Astorre: Du willst mich morden, mich berauben, Dello.
Du wildes Tier, du willst mir tun wie Pierre.

Dello: Wenn ich es wollte, könntet Ihr mich hindern?
Doch welchen Vorteil hätt' ich wohl davon?
Um zwanzigtausend Golddukaten habt
Ihr Herren Kavaliere mich betrogen.
Kocht ich auch nur ein Tausendstel davon
aus Euren Eiterlumpen mir heraus,
oder aus Eurem pestgedunſ'nen Leichnam?

Astorre: Du Unmensch!

Dello: Ach was, Unmensch, Unmensch, Unmensch.
Hat Gott und Teufel das aus mir gemacht:
was geht's mich an: Wo hätte Ton die Kraft
gegen die beiden Töpfer sich zu wehren?

Astorre: Der Fürst wird wiederkommen und dich züchtigen.

Dello: Als Geist wohl, als Gespenst! ja, anders nicht.
Hätte der Tiger mir ein Bisamschwein
geraubt und käm' das Bisamschwein nicht wieder,
's wär bitterer, als daß der Zieraff' ausbleibt.

Astorre: Ich bin ohnmächtig.

Dello: Ja, bei Gott, Ihr seid's.

Astorre: Ich ließe sonst dein Wort dir nicht so hingehn.
Doch Ormann kommt und wird dich züchtigen.

Dello: Ich setz' Euch was darauf. Was macht mir das.
Mehr zücht'gen, als ich schon gezüchtigt bin,

ja, als wir alle sind, das kann kein Ormann.
Ein öder Strand, versprengt im Ozean,
Gewürm, Moskitos, Vipern. Mit Gefahr
noch das elende Restchen Leben drauf
zu zahlen, holt man sich ein Vogelei
zur Not herunter von den kahlen Klippen.
San Borondon! Ihr sagt: ein Fürst! ich sage
nur Schlingel, Schlingel! Mordet erst den Vater,
stürzt erst den Thron des Vaters um, treibt dann
Mißwirtschaft, bis man selber ihn davon jagt.
Läßt sich belehnen mit San Borondon
vom portugiesischen Re, — ein Inselland,
das höchstens dort im Hirn des blatternarbigen
Schubiaks Lapo vorhanden ist. — Und wir,
mit sieben Kielen und fünfhundert Menschen,
haben nichts eiliger, als nur ja mit ihm
und allem, was wir haben, hier zu scheitern.
Gewürz, Zimmt, Nelken, Onyx, Chalzedon,
Gold, Pfeffer: freilich ja, ich wühle drin.
In Perlen! In Dukaten! Ein Padrao!
Wir stecken ihn in Vogelmist. Er kann
zu Ehren Portugals dreitausend Jahr,
ohne daß je von jetzt ein Mensch hier landet,
in Frieden und Gemächlichkeit verfaulen.

Ormann kommt. Er ist ein ungewöhnlich nerviger und schöner Mann von noch nicht dreißig Jahren. Seine Bewegungen verraten Kraft und einen kühnen und freien Anstand. Rotblondes Haar fällt bis auf seine breiten Schultern. Blonder Bartflaum bedeckt seine Oberlippe; ein gepflegter kurzer Spitzbart sein Kinn. Wie Pyrrha, mit der er nach Hautfarbe, Gesichtszügen, Gestalt und Bewegung Ähnlichkeit hat, führt er Armbrust, Jagdspeer und Jagdmesser. Das blutende Fell eines frisch erlegten Tigers hängt über seiner Schulter.

Dello: Ihr seid's?

Ormann: Ja, wie du siehst, und noch am Leben.
Und wie gehts Euch, Kamraden?

Dello: Nun, soso, lala!

Ormann: Habt Ihr die Kranken gut gepflegt,
Patron?

Dello: Ein wenig wohl, wie ich's verstehe.

Ormann: Drei Tage war ich fort. Ich habe viel
gesehn und viel erlebt in den drei Tagen,

ein wunderreiches Eiland, sag ich dir.

Dello: Moskitos, 'a, Gewürm sechs Ellen lang.
Ameisen, groß wie Mäuse! Mäuse, groß
wie Ratten! Ratten wie Kaninchen groß.

Ormann: Gut, das mag sein: doch hörtet Ihr, wie ich,
das rumpelnde Gewitter in der Erde?
Nah am Gebirgsfuß gab es Stoß auf Stoß,
und Steine prellten ellenhoch vom Boden.

Dello: Hier plumpsten Axt und Armbrust von der Wand.

Ormann: Ich bin sehr hoch geklettert im Gebirge.

Dello: Zu tollkühn waret Ihr von je, Erlaucht.

Ormann: Ach was! Ihr dachtet wohl, der kommt nie wieder?
Unkraut verdirbt so leicht nicht. Merkt Euch das.
Auch weiß ich meistens, was die Uhr geschlagen
und kehr im rechten Augenblicke um.

Dello: Erlaucht! was schlug dort oben für 'ne Uhr?

Ormann: Hier drin, mein Herz, mein Puls, und zwar mit Hämmern!
sie schlugen, daß mir übel ward davon
und beide Schläfen mir wie Glocken dröhnten.
Ihr sollt die Uhr auch schlagen hören, Dello,
wenn Ihr das nächstemal mit mir hinaufsteigt
bis dorthin, wo mein Mut zu Ende war.

Dello: Mein Mut ist so schon auf der Neige, Herr,
ja mehr, ist fort, als wär' er fortgeblasen:
ich müßte, braucht' ich neuen, borgen gehn.

Ormann: Echt Dello! Das ist echt! 'ne echte Antwort
und würdig Dellos, unsres Schiffspatrons.
Nun, kurz, mir trat auf beide Lippen Blut,
Schwindel ergriff mich, riß betäubt mich rückwärts,
und zwang mich leider so, vom letzten Ziel,
den Gipfel zu erreichen, abzustehn.

Dello: Und welchen Gipfel meint Ihr?

Ormann: Nun, doch den,
der alle andern überragt, den Schneeberg.

Dello: Den Höllenberg, den rauchenden Vulkan,
der nachts mit Feuersbrunst die Gegend hell macht?
Was war für einen Mann von Eurer Art
dort oben wohl zu krebsen und zu fischen?

Ormann: Nun davon später mehr und mancherlei.

Dello: Ihr regnet Blut.

Ormann: Ja, und die Bestie hat,

schon nah bei Biwak, mich noch aufgehalten

Dello: Ein Tiger!

Ormann: Ja, erst schoß ich den Fasan.
Der Tiger ist nicht weit, wo dieser nah ist.
Das wußt' ich. Und so war's. Was sollt' ich tun,
als ihn mit meinem Spieß ein wenig kitzeln.
Auch dacht ich mir: das Fell ist für Astorre,
der es am Ende jetzt gebrauchen kann.
Wie geht's ihm?

Dello: Ja, du heiliger Damian,
er fällt von einer Ohnmacht in die andre.

Ormann: Gebt acht, bald rafft der Prinz sich wieder auf.
Und wie gehts mit Lapo?

Dello: Nun gebt nur acht,
er steht schon auf dem Punkt, es selbst zu sagen.

Lapo (hat Ormann, auf den Rand des Lagers gestützt, seit seinem Eintritt unverwandt angeglotzt. Nun beginnt er im Fieberwahnsinn):
Fürst Ormann. Diebe, Diebe! Meinen Tiegel!
Sucht mit mir. Sucht! Du Schuft hast ihn gefunden.
Und dabei fliegt der Staub: Gold! Alles Gold!
Am Himmel Gold! Ein Riesenklumpen Gold!
Schafft den Schmelztiegel her. O, Niedertracht,
wo ist er? Ihr versteckt ihn mir! Ich lag
darauf, und jetzt ist er verschwunden.
Ich renne, suche, Ihr habgierigen Hunde
wollt mich aufhalten .... renne, suche ... packt
Euch fort! Ihr freßt mein Gold! He: Gold!
Es regnet Gold. Die Ströme strömen Gold,
und in der Erde poltert's .... donnert's: Gold!
Erlaucht, helft meinen Tiegel suchen, helft!
Ich bin verloren, ein verlorner Mann,
wenn mein Schmelztiegel .... mein Schmelztiegel! O!

Ormann: Gebt ihm doch irgendeinen Tiegel, Dello. —
Ein wenig graut's mir fast vor dir, Lapo,
doch mag es sein, du bist ein guter Bursche
und morgen kommst du wieder zu Verstand.

Dello: Dann, scheint mir, wär der Bursche übler dran
als so, Erlaucht: denn wie ist unsre Lage
und welch Geschick erwartet uns, als hier
fern von der Menschheit langsam zu krepieren.

Ormann: Meinst du? Vielleicht! Vielleicht auch nicht! wer weiß!

Astorre, Herzensfreund, wie steht's, was machst du?

Astorre: O, mein geliebter Fürst, jetzt steht es gut,
doch Höllenqualen litt ich, als du fort warst.

Dello: Das Fieber hat ihn mörderisch geschüttelt.
Er weiß nicht, wo er ist: und was er sieht
sind wüste Einbildungen und Gespenster.

Astorre: Eh du noch einmal fortgehst, töte mich,
sonst bleib ich unterm Messer dieses Schlächters,
dem ich für diesmal noch zur Not entging.

Ormann: Was heißt das?

Dello: Tausend, Herr, ich rat Euch, glaubt ihm!

Astorre: Ich rede nicht von Euch! Rück näher! So!

Dello: Er wird Euch Dinge in die Ohren raunen,
gruslich, daß Eurer Hoheit Hören und
Sehen vergehen wird, ich will drauf wetten.

Astorre: O, Schurke! — Er hat recht, ich bin im Fieber
Ich rede irre. Eine Hölle tobt
in meinen Adern. Ich verbrenne in
den Flammen. Wasser! Wasser! Einen Trunk!

Dello: Der Krug ist leer.

Ormann: So geh und schöpfe, Dello.

Dello: Meint Ihr?

Ormann: Du etwa nicht? Und spute dich.

(Dello gehorcht, wenn auch tückisch und unwillig. Er nimmt den Krug und geht.)

Astorre: Er wollte mich verdursten lassen, Ormann.
Und dort im Winkel hat er Gift geschabt
von einem gelben Stein, mich zu vergiften.

Ormann: Nun bin ich bei dir, sei ganz ruhig, Freund.

Astorre: Du glaubst mir nicht.

Ormann: Gewissermaßen wohl.
Nur kenn ich unsren braven Schiffspatron
bisher als biedre Haut und braven Seemann.

Astorre: Er haßt uns, Ormann, sinnt auf Rache, schwört,
wir hätten um sein Leben ihn betrogen.
Und wenn der Augenblick ihm günstig dünkt,
wird er uns hinterrücks den Garaus machen.

Ormann (lachend):
Doch vorher knüpf' ich ihn an einen Baum,
dort mag er mit den Geiern sich befreunden —
Doch Gott verhüt's. Der brave, alte Mann,

er ahnt wohl nicht, wes wir ihn hier bezichtigen.
Schon kommt er mit dem Trunk. Trink und hör an.
(Dello kommt mit dem Wasserkrug)

Dello: Ich bin ein ausgepreßter Schwamm, ich habe
mein ganzes Körperwasser in den Kleidern.
Ja, Dello! Dello hier und Dello da!
Wäre er nicht, was würde aus euch allen.

Lapo (schreit): Elftausend vollgewichtige Dukaten
nebst neun Realen, dreißig Maravedis
kommen auf mich, du Hund von Schiffspatron.
Gib sie heraus, sonst mach ich dich zum Leichnam.

Dello: Projektenmacher, Schwindler, Gauner! Schweig!
(Zu Ormann)
Ihr seht, ich war nicht faul, dieweil ihr weg wart.
Ist nur die Hälfte wahr von alledem,
was mir der Leumund dieser Höhle anhängt,
so bin ich nicht mehr der geplünderte
Schiffbrüchige, sondern bin ein schlauer Kaufherr,
der auf Dukaten und Schiffslasten sitzt,
Oxhoften Weines, Fässern Pökelfleisch
und feinster Mortadella da Bologna.
(Ormann lacht heftig, während Astorre trinkt)

Astorre (nachdem er getrunken):
Das labt!

Ormann: Und da nun dies schon dich gelabt,
Laß dir noch mehr des Labenden erzählen:
denn davon wahrlich bring ich mancherlei
von meiner Streife mit, sofern mir recht ist.

Astorre (nimmt heimlich flehend Ormanns Hand):
Ormann, mit mir ist's aus. Ich sterbe.

Ormann: Nicht doch!
Du wirst noch manchen Strauß mit mir bestehn,
und manches lustige Abenteuer. Morgen
bist du wohlauf und guten Mutes, Freund.

Astorre: Wo warst du?

Ormann: In der Zone ewigen Schnees.

Astorre: Glückseligster: griffst du und balltest ihn
und nahmst ihn in den Mund?

Ormann: Das alles tat ich.
Es war wie auf dem Monte Generoso,
oder sonstwo im Alpenwall daheim.

Wie weit wird auf den Höhen doch die Brust!
Ich spür' es noch in eurem dumpfen Glutbad.

Astorre: Könnt' ich noch einmal dort hinauf mit dir,
eh ich im Tod erblinde, Ormann.

Ormann: Morgen,
Liebster, nehm ich dich huckepack mit mir.
Dort steht die Tanne unsres Apennins.
Du kannst lombardische Birkenreiser brechen
und Blümchen pflücken, so wie diese hier.

Astorre: 's ist Enzian, bei Gott.

Ormann: Gemach, hör weiter.
Das ist das einz'ge blaue Wunder nicht.
Du wirst dein blaues Wunder erst erleben:
denn von dort oben siehst du Kanaan,
siehst das gelobte Land zu deinen Füßen.

Dello: Luftspiegelung.

Ormann (lachend): Echt Dello!
Nun, laß gut sein.
So unfruchtbar, als diese Seite ist,
so üppig wuchert's jenseits des Gebirges —
das uns nicht eine Wasserader spendet,
und drüben Bäche brausend niederschickt,
die sich zu Strömen breiten in der Tiefe. —
Ich zählte ihrer vier und nannte sie
im Geiste: Pison, Gihon, Hiddekel
und Frat, den Flüssen gleich im Garten Eden.

Dello: San Borondon.

Ormann: Wieso San Borondon?

Dello: Eure Hoheit hat sie mir doch oft geschildert,
die Wunderinsel, auf dem Admiralsschiff.
Sie schwamm im Himmelblauen vor uns her,
fast greifbar immer. Und wie manches Mal
sind wir in goldne Buchten eingesegelt
mit waldgekrönten Höhn und üppigen Triften,
doch leider, leider ohne Ankergrund.

Ormann: Echt Dello. Er wird noch nicht glauben, wenn
ich Milch und Honig ihm zu trinken gebe.

Dello: Seewasser war's, was wir zuletzt geschluckt.
An Honigmilch könnt' ich mich nicht erinnern.

Ormann: Warum auch sich erinnern? Blick doch vorwärts!

Dello: Doch hinter mir liegt all mein Geld und Gut,

Reichtum für Fische auf dem Grund des Weltmeers.
Und all das, weil ich vorwärts sah mit Euch
und das Geschwader, weil Ihr es so wolltet,
wider die Klippen dieser Küste trieb,
wo es denn krachend auch zersplitterte.

Ormann: Nun, putziger Hamster Dello, nichts für ungut.
Doch sag, gingst du nicht auch der Nase nach,
als Wolken Duftes uns auf hoher See
die Luft aus irgendeinem Paradiese
mit lockender Musik getragen brachten?
Hast du nicht goldne Hesperidenäpfel
eifrig, von Bord aus, in der See gefischt,
weil sie sich häuften fast vor unserm Bug?
Und viele köstlich süße, fremde Früchte,
dergleichen keiner von uns allen je
verzückt gekostet und entzückt geschaut?

Dello: Es war der Satan selbst, der uns die Straße
nach diesem Teufelseiland so gepflastert.
Erst kam Brot, Frucht, Musik und Überfluß,
dann Hunger, Not und Menschenfleisch als Nahrung.

Ormann: Schweig! Meine Langmut ist am Ende, Dello.
Du kennst mich. Ungefragt nur noch ein Wort . . .
Du liegst geknebelt jappend auf der Erde.
(Dello schleicht knurrend in den Hintergrund)
Ungläubiger Narr! Er ruht nicht bis man wild wird.
Er traut allein dem Beutel, der gespickt ist,
Ich aber traue einzig meinem Stern! –
Du traue mir und dem, was ich berichte.

Astorre: Sprich, Ormann, sprich: wem trauen, wenn nicht dir!

Ormann: Zunächst vernimm: die Insel ist bewohnt:
nicht menschenleer, wie wir bis jetzt vermutet.
Auch muß ein Volk jenseits der Berge wohnen,
das mit dem Zirkel und dem Lot Bescheid weiß.

Dello: Der Himmel gebe, daß Ihr hierin irrt;
wo nicht, so hausen drüben Kannibalen,
und deren Bauch wird sicher unser Grab.
Allein ich alter Seemann weiß es besser.
Höchstens wohnt hier der Teufel Setebos
und zeugt Mondkälber mit verfluchten Bestien.

Astorre: Antworte nicht, sprich weiter, Ormann!

Ormann: Wohl,

ich fand ein Hochtal, steinicht, und inmitten
fängt sich das Gletscherwasser. Zwischen Blöcken
von Flechten, grün wie altes Erz, liegt still,
als wie von Ewigkeiten unbewegt,
ein See, ein Teich! So tot, als bilde ihn
dieselbe Flut, die mit dem Ruderschlag
zu kräuseln, mit den Kielen zu belasten
dem heiligen Totenfährmann nur erlaubt ist.
Glaub' mir, ich folgte nicht den Lockungen
der Lust, als ich beschloß, in diesen Abgrund,
in dieses Höllental hinabzuklettern
vom Grat, auf dem ich stand. Kein Lüftchen ging,
kein Vogellaut ward hörbar, selbst der Flug
des Schmetterlings, der Motte würde hier
geklungen haben. Als ich unten stand,
und aufsah zwischen den Zyklopenwänden,
sah ich den glüh'nden Tageshimmel schwarz
und voller Sterne. Sterne spiegelte
der Teich, als ich am Ufer stand. Denk ich
an jenen finstren Doppelabgrund, der
sich so mir auftat . . . Doch was red' ich: nur
das Auge kann das Auge fassen. Das
unendliche Gesicht allein umfaßt
die Welten des unendlichen Gesichts.
Des Schweigens ungeheure Majestät
allein erfaßt das Ewigschweigende.
Was ich dort oben wußte, sah, empfand,
macht es mir furchtbar deutlich, daß ich stumm bin.

Astorre: Wirst du mir zürnen, wenn die Tiefe dessen,
was du jetzt sprachst, an jemand mich erinnert?

Ormann: Zürnt' ich dir je? Auch ahn' ich, wen du meinst.

Astorre: Wer sprach so, außer dir, wenn nicht dein Vater?

Ormann: Nun ja, um kurz zu sein: das Kesseltal
schien mir vertraut und fremd, wie eine Schwelle
zu einem fremden Hause, die ich oft
im Wachen wie im Traume überschritt.
Der See glich einer Platte schwarzen Stahles,
die ein abgründisches Geheimnis schließt,
es furchtbar ahnen läßt und drohend zudeckt.
O, welche fürchterliche Nähe mir
da eiseskalt ans Herz griff! und zugleich

wie hoffnungslos stand ich im weiten Raum
des Alls. Nie war ich so verlassen. Niemals!
Und niemals doch so nah hinangedrängt
mit jedem Puls ans ungeheure Schicksal
von Mensch und Welt. Hat sie vielleicht ein Gott
fluchend gerissen aus dem Nichts und brüllend
wie Myriaden Donner, voller Wut
in ihre fürchterliche Bahn geschleudert?
Und wem, wem galt sein Haß? Uns Menschen? Und
was und von welchem Volke sind wir dann,
daß wir ihn auf uns ziehen konnten? Wer
ist unser König? unser Herr und Gott?
Wo sind die Brüder unsres Bluts? Wo
die Schwestern? Bleibt der Rasende vielleicht
auf ewig unversöhnt? Ist er am Ende
versöhnt und hat er seinen Zorn vergessen
und seine Tat und seine Welt, die ihm
entsprang und dann für immerdar entschwand?
Wer aber wird uns dann erlösen, wenn
wir so verschlossen, so vergessen sind
in diesen starren und vergeßnen Trümmern?
Was hilft es uns, zu unsrem Vater beten,
wenn er nicht hindern konnte, daß ein Feind
so umsprang mit den Kindern seines Bluts?
Wann kommt der gute, wann der starke Hirte
mit der allmächt'gen Liebe in der Brust?
der Liebe, die zugleich allwissend ist,
und findet die versprengten Schafe wieder?
Der Allesfinder! Allversöhner! All-
vereiner! Allbeglücker! Allerleider!
Er, der zuerst ein Allbesieger ist?

Dello: O Gott, Ihr macht mich melancholisch, Fürst,
Ihr neigt zum Tiefsinn. Rupfen wir die Hühner.
Ihr tragt die Schuld, wenn unser Stückfaß Rum
sich heute um ein volles Quart erleichtert.
Mir wird ganz wirblicht; welcher Mückentanz
von Fragen. Wenn mir recht ist, Prinz,
habt Ihr ein Dutzend Male Gott gelästert.
Und wärt Ihr nicht so weit vom Schuß, wahrhaftig,
Ihr müßtet auf dem Holzstoß schmoren. Nun
auch darin seid ihr Eures Vaters Sohn.

Ormann: Sprich nicht von meinem Vater, Dello.

Astorre: Wirf
die Bestie doch vor die Türe, Ormann.

Ormann: Nun wohl, ich fand an dieser Geisterstätte
voll lastender Magie ein Artefact,
will sagen, fand ein kleines Heiligtum
erbaut von Menschenhand.

Astorre: Wie sah es aus, Freund?

Ormann: Geduld. Es schien ein Haufen Steine mir,
zufälliges Geröll, wie alles andre
von weitem, das chaotisch an den See tritt.
Doch traf ich bald den schmalen Eingang zwischen
zwei unbehau'nen Pfeilern von Basalt.
Ein Balken, eine Platte krönte sie
vom gleichen Urgestein. Ich trat ins Innre.
Zyklopenblöcke bildeten die Wände
des Hohlraums, unbehauen, ohne Mörtel,
doch nach dem Lot gefügt und nach dem Zirkel.
Fast kreisrund, eine runde Trommel, wie
der Splitter lehrte, von Obsidian,
aus einem mächt'gen Stück gemeißelt, fand ich
im Tempel aufgestellt. Ich schlug mir Licht.
Die Oberfläche trug das Bild der Sonne
vertieft. Ein rundes Becken war der Ball,
die Strahlen bis zum Trommelrande Rinnen.
Nur eine dieser Rinnen, tiefer als
die anderen, durchbrach den Limbusrand.
Hier fließt das heil'ge Opferblut herab
und schenkt sich übertretend an die arme
verdammte Menschheit, die es schaudernd auffängt.

Astorre: Mich graust's ein wenig.

Ormann: Nun, dies war die dunkle,
nun kommt die heitre Seite des Berichts.
Ich will nicht von gehäuften Menschenschädeln
und Höhlen voll Gebein, die ich gesehn,
dich etwa noch zum Schlusse unterhalten,
sondern du sollst das Unbegreifliche,
das Unerhörte nun mit Staunen wissen,
das, wie ich's mir vergegenwärtige,
noch jetzt mir meine Brust fast springen macht.
Lache nun oder lache nicht: ich sah

dort oben... ja, was sah ich wohl? – Ein Weib!
Olivenfarben meinst du? Weit gefehlt!
Du lächelst: lache frisch und frei heraus,
nenne mich toll! Denn ich beschwöre dir
die Wahrheit meiner Worte auf die Hostie.
Ich sah ein junges Weib von weißer Haut,
Punktum! War's eine von den Menschentöchtern? Das
entscheid ich nicht. Mir wahrlich schien sie mehr.
Sag ich Sandalen, Köcher, Bogen, denkst
du sicher an die Göttin Artemis,
und meinst, mir sei ein Marmorbild erschienen,
wie sie die Säle schmücken im Palast
daheim. Jawohl. So ist's. Nur war's lebendig.
Es war von Fleisch und Blut und nicht von Stein.
Und das ist mehr, weil Leben mehr als Tod ist.
Und hier war kein Gebild aus Menschenhand,
sondern, ich würde etwa sagen mögen,
aus Götterlenden. Roten Haares Fülle,
das um den Kopf ihr saß als Helm von Gold,
schien auf den Sonnengott als ihren Vater,
auf Helios mir geradezu zu deuten.
Ich bin verrückt, nicht wahr? Zum Mind'sten glaubst du's
Dann bleib ich auf dem Wege der Verrücktheit
und wage keiner, mich zurückzurufen.
Mag sein, ich war erhitzt. Mühsames Steigen
hatte mein Blut erregt. Doch was ich sah,
war wirklich und nicht Ausgeburt des Fiebers.
Sprich nicht. Ich will jetzt nach der Schnur berichten.
Ein Punkt stand hoch im Blauen über mir
und plötzlich ward er größer. Kam ganz nah
und ward zum riesenhaften Lämmergeier,
und plötzlich überschlug er sich und plumpste
mit dumpfer Wucht aufs Erdreich. – Da kam sie –
o, welch ein leichter, königlicher Sprung!
O, welche Schenkel, welche herrlichen
Gelenke! Welches Knie und welcher Arm!
Mit einem Schrei erwürgte sie den Geier:
ein Schrei, den Echo hundertfach zurückgab.

Astorre: Ormann, ich muß dich unterbrechen, Freund
und Bruder. Etwas tritt an mich heran,
ich fühl's, das streng und unerbittlich ist,

und was es fordert, duldet keinen Aufschub.

Ormann: Astorre, Freund, und Bruder, was bewegt dich?

Astorre: Ich hätte dich nicht unterbrochen, Prinz,
Fürst, Freund und Bruder Ormann. Doch es ist
in mir das erzne Schlagwerk einer Uhr,
das unverbrüchlich mir mein Ende anzeigt.

Ormann: Ja, nur nicht jetzt, in hundert Jahren.

Astorre: Ormann,
vergeblich ist's: laß das, du änderst nichts.
Du kamest froh von einem Tor zurück,
an dem sich abgeschiedne Seelen drängten
und Seelen solcher, die noch irdisch, doch
schon halb aus ihrer Haft entlassen sind:
die Seele deines Freundes war darunter.
Sieh mich so starr nicht, so erschrocken an,
denn grade darum geiz' ich mit der Zeit,
damit mein Ende sich nicht etwa dir
drückend, als Last, auf das Gewissen lege,
Selbstvorwurf oder Selbstanklage zeitige
und deines Geistes Sonnenflug behindre.
Wisse: ich lebte und war glücklich! Seit
du in mein Leben tratest: früher nicht.
Und wenn ich ungern scheide aus der Welt,
so ist es nur, weil du in ihr zurückbleibst.

Ormann: Und was ist eine Welt, in der du nicht bist?

Astorre: Bruder, dein sonnenhaftes Auge macht
das Finstre hell, das Nebelhafte klar,
ja, es durchbricht mit unbesiegbarem Strahl
die schwarze Wetterwolke unsres Schicksals.
Und sieh, im Lichte dieses Strahles nehme
ich Abschied. Glücklich. Aufwärts geht mein Weg
mit ihm! Ormann, nun seh ich, was du nicht siehst.
Glaub mir, von Zaubern und von Wundern schwer
ist dieses Eiland. Die du heute sahst,
die Jägerin, wirst du bald selber jagen,
nur sie hast du von Jugend an gesucht.
Sie war das unbekannte Ziel, nach dem
Dein ungestümes Wesen allezeit
hindrängte. Auch der Irrtum schwerster Schuld
vermochte nicht, mein Bruder, dich zu hindern,
zu landen am Gestade der Bestimmung.

Du bist am rechten Ort, am rechten Ziel.
Und wie ganz anders es dir immer scheine,
so ist's, wie ich es sage, anders nicht.

Ormann: Stirb nicht, geh nicht von mir.

Astorre: Ich bleibe bei dir,
auch wenn ich von dir gehe, Leuchtender.

Ormann: Macht Gott zum Seher dich in dieser Stunde,
so sage: hat mein Vater mir verziehn,
bevor er starb?

Astorre: Ich sehe deinen Vater.
(Er stirbt.)

Ormann: Wo?

Dello: Lauter, Fürst, sonst kriegt Ihr keine Antwort.

Ormann: Nein, leiser, leiser, ruf ihn nicht zurück. –
Wo war's, wo sah ich dich zum erstenmal?
Im vollen Glanze eines Frühlingsmorgens.
Aus allen Fenstern hingen Teppiche,
fast brachen die Balkone und die Dächer
unter des Volkes Last. Ein schwarzer Hengst
mit Augen eines Höllendämons trug dich:
das war, als unsre Häuser sich versöhnten.
Und dann wardst du mein Freund. Erteiltest selbst
Dir deinen Ritterschlag in einer Nacht,
als ich bei Spiel und Trunk Gewalttat übte,
und du sie ohne Wanken auf dich nahmst.
Mein ganzes wildes Schicksal nahmst du auf dich,
und endest nun inmitten aller Wirrsal,
dem Lande der glückseligen Kindheit fern,
schiffbrüchig, arm, auf weltvergeßnem Eiland,
in einem Felsenloch auf faulem Stroh. –
Doch was ist das? Musik! Hörst du das, Dello?
Ein klingender Zauber, scheint's, erfüllt die Luft
als wollte er den armen Resten huldigen,
die kläglich diese Lagerstatt jetzt aufweist.
Nein, denn nun weiß ich's anders! Wohl, mein Freund!
Du selber bist es, dessen freie Seele
getrennt vom Körper, himmlisch musiziert
und mir das Zeichen bringt von deiner Nähe.

(Man hört lautes Kampfgeheul von Indianern und ein gewaltiges Geräusch im Holz der Tür, das von hineingeschossenen Pfeilen und Speeren herrührt. Eine Speerspitze, die hindurchgedrungen ist, ragt herein.)

Dello: Hört Ihr was Himmlisches? Ich nicht, Fürst Ormann.
Oder die Hölle wittert Engel hier
und kommt mit Teufelsdreck, sie auszuräuchern.
(Erneutes Geheul der Wilden.)

Ormann: Grauenvoller Lärm, was ist das?

Dello: Ziegenbock,
Katze und Wildsau, Ochse, Hund und Hahn
kommen mitsammen, scheint's, uns zu besuchen.
Im Ernst: wir sind nun fertig, es ist aus.
Denn dies Gebrüll und dies Getöse kenn ich,
hört doch das Tamtam und das Muschelhorn!
Die Insel ist bewohnt von Kannibalen,
Sie haben uns erwittert: was denn mehr,
jetzt sind wir nur noch Fraß! Nun, prost die Mahlzeit!

Lapo: Fürst Ormann, Mörder, Diebe, meinen Tiegel!
Mein Gold! Dämonen rauben meinen Tiegel!

Ormannn: Am Ende würd' ich sagen, hätt' ich nun
Toter, nicht dein Orakel im Gemüt,
und sei es immerhin auch doppelsinnig,
denn am Gestade der Bestimmung landen
bedeutet wohl auch Sterben, und ein Ziel
kann auch der Tod sein. . . . . Einerlei, du gabst
zugleich mit dem Orakel mir ein Beispiel,
daß ich für jeden Fall gerüstet bin.

Amaru (unsichtbar, von außen):
Ihr weißen Männer, hier steht Amaru.
Hier steht mit seinen Adlern Amaru.
Mit seinen Adlern, seinen Jaguaren.
Er ist ein Krieger, ist unüberwindlich.
Allein, euch bietet Frieden Amaru.
Es wünscht mit Eiden und Verträgen sich
euch zu verbinden Amaru. Gebt Antwort.

Dello: Ich bin von Sinnen, faß mir an den Kopf,
Prinz. Spricht der Schuft nicht unsre eigne Sprache?

Ormann: Ein Wunder, Dello, beim allmächt'gen Gott.

Dello: Dies Eiland ist verrückt, so wahr ich lebe.
Gebt acht! Schon brüllt der Schuft von neuem. Still!

Amaru (wie vorher):
Gebt Antwort. Meine Jaguare zittern
vor Blutdurst. Meine Königsadler schaudern
vor Jagdbegier. Sie werden euer Fleisch

zerreißen mit den Fängen und den Schnäbeln,
wenn ihr die Freundschaft Amarus nicht annehmt.

Ormann: Was ist denn nun die Freundschaft Amarus?

Dello: Die Insel hat sich losgerissen, Fürst,
und treibt in einem Weinmeer, das gewürzt ist
mit Zimmet, Cardamon und Malagueta,
wovon der Durst uns wirr und trunken macht.

Ormann: Mag sein. Laß die Gebilde unsres Wahnsinns
herein, und öffne weit die Türe, Dello,
dem Rausch, den Träumen, den Kobolden, die
vor unsrer Festung lärmen. Nur herein.

(Dello öffnet die Tür und Amaru in prächtigem Kriegsschmuck seiner Federn, seiner Bemalung und seiner Waffen wird aufrecht stehend sichtbar. Hinter ihm die gedrängte Schar seiner Krieger.)

Amaru: Ja, du bist's, den ich suche, Tonatiu!
Du bist der echte, bist der wahre Sohn
des goldnen Gottes in der Sonne. Doch
vielleicht ist Zauber hier im Spiel, o Gottheit.
Du überstrahlst zwar gleich dem Taggestirn
den gift'gen Stern, des Licht ich tödlich hasse,
allein er ist verwandter Art, und du
im Glanze deines Hauptes bist ihm ähnlich.
Sei's: in Verehrung neig ich mich vor dir.
(Er beugt ein Knie.)

Ormann: Versteh ich recht, lebt hier ein weißer Mann,
der deine Zunge unsre Sprache lehrte?
Ist's dir genehm, erzähl uns mehr von ihm.

Amaru: Von ihm erzählen soll euch Amaru.
Er wird von ihm erzählen, Amaru,
wird euch von ihm erzählen, doch zuvor
verbindet euch mit Eiden und Verträgen
dem Rachezuge Amarus.

Ormann: An wem
will Amaru, der Krieger, Rache üben?

Amaru: Er will die Priestermaske von der Stirn
des weißen Satans reißen, Amaru
will zeigen, daß er nicht ein Gottessohn,
vielmehr Sohn eines geilen Hundes ist.
Er will den geilen Hundessohn vom Thron
des Landes stoßen.
(Er zieht ein hölzernes Götterbild hervor.)

Hier ist Nama,
ist die allmächt'ge Rachegottheit Nama.
Unüberwindlich ist der Dämon Nama.
Wie Sand am Meer sind meine Jaguare,
sind meine Adler, die zu Nama sich
verschworen haben. Ob du aus der Sonne
heraufgestiegen oder aus dem Meer
emporgetaucht, oder du nur ein Mensch bist,
vermische Blut mit meinem Blut, sprich Nama,
vollziehe mit uns die Gebräuche und
führe uns wider den Verfluchten! Er
stürze köpflings ins Meer der Finsternis.
Und dann sei Herrscher dieses Landes, nimm
den leeren Thron für dich, sagt Amaru.

(Die Krieger Amarus schlagen an die Schilde und erheben ein begeistertes Geschrei.)

Ormann: Affen und Papageien meines Schicksals:
wer treibt so fürchterlichen Spott mit mir?

Amaru: Es ist nicht Spott, hier tröpfelt rotes Blut,
zum Schwure tropft's vom Arme Amarus.
Geritzt hat Amaru den Arm zum Schwur
und Wolfsfraß oder Geierspeise wird,
wer nur um Haaresbreit' von solchem Eid
abweicht.

Dello: Hier ist ein Messer, Prinz, nun flink,
und ritzt Euch. Wie man's macht, das wißt Ihr ja,
vom ersten Male her noch sicherlich.
Was, Hölle, wäre hier zu überlegen?
Ihr lagt im Grab, die erste Schaufel Erde
kam schon herabgeschollert über Euch.
Ihr hörtet schon den Totengräber rülpsen
und seine Branntweinflasche glucksen. Ist's so?
Mit einem Ruck speit Euch der Tod ins Leben,
Ihr fliegt, Ihr brüllt im Flug vor Wonne auf
und sitzt auf einem Thron, wie festgenagelt.
Schön! Brav! Schon habt Ihr Euer Blut vereint.
Geschehn: Ihr seid für Tod und Leben Brüder.

Ormann: Des Satans Macht ist furchtbar. Eben noch
dacht' ich, Gott habe mir mein Ziel gesetzt,
statt dessen setzt der Teufel mir ein andres.
Und Gott nahm eben einen Bruder mir –

Astorre, o Astorre, lichter Seraph! –
damit der Platz für einen schwarzen Sohn
der Hölle frei wird.

Amaru: Sage Nama!

Ormann: Ja,
Ich sage Nama, schwöre Nama, ja!

Dritter Akt

Im Tal des Opfertempels. Das Innere eines aus Fellen bestehenden, großen Zeltes. Von drei durch Teppiche und andere Gewebe abgeteilten, quadratischen Räumen, der mittlere. Die beiden andern sind rechts und links davon gedacht, je eine verhängte Tür führt dorthin. Die Gewebe und Vorhänge, durch die der Mittelraum gebildet wird, sind alte, prunkhafte indianische Stücke mit bunten Federn und viel Gold. Eine große Sonne von Gold und ein silberner Mond, ebenfalls alter Herkunft. Überall sind bizarre, altertümliche Bildnereien eingewirkt. Alles ist prächtig und königlich. Auf einem mit Brokaten bedeckten Tisch Bücher und Geräte

Die Hinterwand des Raumes besteht ganz aus schweren Vorhängen, die, beiseite geschoben, den Blick in eine erhabene Gebirgswelt eröffnen. Alle Gipfel überragt ein mit ewigem Schnee bedeckter Vulkan. Einzelne Gewitter ziehen leise murrend langsam zwischen den Höhen umher. Leichte Zuckungen und Erschütterungen des felsigen Erdreichs sind zu bemerken.

Prospero, in der Gewandung eines indianischen Priesterkönigs, sitzt am Tisch, in Betrachtung versunken.

Prospero: Furchtbare Schöpfung, Ewigschaffendes,
das an das ewige Vergehen sich
ewig verschwendet! – Fürchterliche Schöpfung,
du ringend ewig-unvollendete,
die in ein Sieb schöpft! – Fürchterliche Schöpfung,
die eine Kreatur wie mich erschafft,
sie zu verworrnen Bildern eines Halbschlafs
erweckt, und ihr den Blick in eine Welt
des unerwecklich tiefen Schlafes freigibt.
Oder ist dieser Erdfels etwa wach?
Etwa weil ich Bewegung Leben nenne,
und sich das Meer, der Berg, der Lavastrom,
der Blitz, die Flamme, das Gewölk bewegt?
Wir nennen's Leben, was wir sehen: doch

mit tief'rem Rechte nenn ich's Schlaf, ja Tod.
Furchtbare Schöpfung, die uns mit Magie
säugt, daß wir Träume haben müssen, die
sie um die fremden Glieder hüllt, wie Schleier,
um unser Sein unrettbar zu verwirren.
Wo wäre etwas, das uns nicht verwirrt?
Mutter, warum versteckst du dich und bist
doch magisch lastend sichtbar überall,
so heiß und kalt, so grausam und so liebreich,
so ewig und so flüchtig, so unendlich
und doch so kerkerhaft beengt, ein Bild
der Hoffnungslosigkeit, und doch zugleich
der höchsten Hoffnung. Warum mischest du
den Duft der Aser und den Hauch der Blüten?
und machst aus diesem jenen über Nacht?
Zeig mir die Götterfrucht, die nicht zu Kot wird!
Furchtbare Schöpfung: warum machst du Mensch
und Tier zu Mördern? Schenkst das Leben dem
Todbringer? Den aus Tod Gebornen machst
zum Todgebärer du! Furchtbare Schöpfung,
die Leiden brütet aus dem Ei des Glücks,
und aus dem Ei des Leides flücht'ge Freude . . .
kurz, die Magie gebiert und ewiges Blendwerk.
Sie zeigt das Kleinste uns und macht's zum Größten,
breitet Vergangenheit und Zukunft aus
wie unermeßlich weite Ländereien
vor uns und hinter uns: und alles das
ist Blendwerk eines einzigen Augenblicks,
unfaßbar klein, unfaßbar flüchtig und —
doch auch dasselbe wie die Ewigkeit.

(Er neigt sein Haupt und entschlummert. Tehura kommt von links, behorcht den Schlafenden, nimmt einen Wedel und fächelt ihn leise. Von draußen herein tritt Oro.)

Tehura: Der König schläft.
Oro: Sei es ein heiliger Schlaf,
in dem der Himmel seine Zweifel löse.
Tehura: 's ist kein natürlicher Schlaf, mein Vater. Er
befällt ihn bleiern, wie ein zweiter Tod.
Sprich laut. Nicht können Worte ihn erwecken.
Oro: Tochter, sprich du. Denn warum bin ich hier?
Du weißt es, welche Sorge mich nicht losläßt.

Tehura: Das Volk muß sich gedulden, Vater, bis
Erleuchtung fällt vom Himmel auf den Sohn
und niederglänzt vom Sohn auf alle Häupter.
Oro: Blick dort hinab. Das Tal des Todes wimmelt
von bunten Menschen zwischen bunten Zelten
und immer wieder richten aller Blicke
sich hier herauf und nach der Felsenplatte,
wo sich des Priesterkönigs heiliges
Gezelt erhebt. Der Menge Ungeduld
wächst, und so mehrt sich auch die Zahl des Volks.
Sie hat sich fast verdoppelt seit dem Auszug.
Tehura: Nun, und was weiter, Vater?
Oro: Es ist heut
der dritte Tag, der letzte Tag des Opfers,
und noch liegt alles um den Tempelsee
in regungsloser Stille da: es hat
das hohe Fest nicht einmal nur begonnen.
Tehura: Laßt sie Ball spielen oder das Patolli.
Die Maskentänzer mögen hüpfen und
Tanzrasseln schwingen! Und die Possenreißer,
wo sind sie, die das Lager sonst belustigen?
Oro: Du irrst. Der Sinn des Volkes ist bedrückt:
er steht nicht mehr nach Possen und nach Spielen.
Tehura: Schlachtet denn Schafe, stellt Gelage an,
teilt Wein aus . . .
Oro: Ehmals warst du klug, Tehura,
getragen ward dein Kopf vom Hauch Opu's.
Oft hast du deines Vaters Tun bestimmt,
weil er verstand und sich verstehend beugte.
So kam es, daß geschah, was nun geschehn ist:
zum König weihte ich den Tonatiu,
und gab dich, da du ohne Bruder bist,
ihm hin, damit er dich als Weib erkenne
und du dem künft'gen König seines Bluts,
und meines Bluts, das Leben gäbest. Doch
er hält dich keusch, berührt dich nicht, und mir
wird deine Rede fremder stets und dunkler.
Tehura: Das mag wohl sein, mein Vater.
Oro: Wohl verlangt
die Menge unten Fleisch: doch Fleisch der Gottheit!
Auch Trank: doch einen Trank, der mehr als Wein ist.

Blut! Gottesblut! Und Blutbrot der Versöhnung!
Das ist die Speise, die das Volk verlangt,
und was geschieht, wenn man sie ihm verweigert?

Tehura: Bist du im Glauben schwach geworden?

Oro: Nein.
Doch warum tritt der Magus nicht hervor
endlich und gibt das Zeichen zum Beginn
der ernsten, der ersehnten heiligen Handlung?
Warum geschieht nichts? Worauf wartet ihr?

Tehura: Worauf wir warten, Vater? Auf das Wunder.

Oro: Wahrlich, fast muß ein Wunder kommen, wenn
der düstre Himmel sich entwölken soll,
der murrend schicksalschwere Rätsel sammelt,
denn wo ist Yakka, wo die Himmelstochter,
die er, dem Meer entsteigend, auf dem Arm trug?
Sie meidet ihn. In trotziger Ferne weilend
ist sie auch hierher ihm nicht nachgefolgt.
Und Amaru, der tolle Amaru,
der ehemals sein Schatten war, wo ist er?
Der von des Magus Blick zu leben schien
und die Befehle nahm von seinen Wimpern!
Er hat dem Dämon Nama sich verschworen,
und viele unsrer besten Krieger mit ihm.
Und das ist's, was den Geist der Menge aufregt —
Durch ihr Getöse schleichen sich Gerüchte,
als habe racheschnaubend Amaru
die Niederung der Flüsse überfallen,
die Dörfer eingeäschert und verwüstet,
seit wir den Zug antraten hier herauf.

Tehura: Ist dies die Spur der Füße Amarus,
weh ihm dann in der Stunde, wann der Schoß
der Schicksalswolke mit Gewalt sich auftut.

Prospero (erwachend, seherisch):
Oro, nun ist es klar: ich sah das Opfer!
Nie traf dein Messer, Oro, solch ein Opfer.
Schon ist es nah. Harrt, harret auf das Opfer!

(Pyrrha stürzt atemlos herein und Prospero zu Füßen, zerrissenen Gewandes, das Haar aufgelöst.)

Pyrrha: Vater, ich bin verfolgt! An meinen Fersen
sind Jäger, die mich jagen als ein Wild.
Ich ward umstellt, doch bin ich durchgebrochen.

Man hetzte mich. Die Stimme Amarus
erkannt' ich, wie sie gellend durch die Felsschlucht
zu wildrem Rennen die Verfolger antrieb.
Doch ich war schneller, ließ sie bald zurück.
Nur einen nicht . . .

Prospero: Ich kenn' ihn!

Pyrrha: Einer war
und blieb an meine Ferse angeheftet.
Das Blut erstarrte mir, wenn ich mich umsah.

Prospero: So sieh dich nur nicht um: er ist noch da.

Pyrrha: Wo?

(Sie blickt schnell herum.)

Prospero: Siehst du ihn? Nicht? Laß ihn dir beschreiben.

Pyrrha: Ich sehe niemand, Vater.

Prospero: Das heißt blind sein.
Er hat mit dir zugleich das Zelt erreicht
und steht, blutrauchend, rot und heiß, am Eingang.

Pyrrha: Will er mich töten?

Prospero: Nein, nicht dich, nur mich.

Pyrrha: Doch er war waffenlos, der mich verfolgte.

Prospero: Entscheide du, Tehura, sieh dort hin
und Oro, du! Sprecht, ob er nicht bewehrt ist?
Am Ende seht auch ihr nur leere Luft.
Glühn seine Augen nicht in Mordlust, wie
Karfunkel?

Oro: Herr, ein Traum beängstigt dich.

Prospero: Wie machtvoll ist ein Traum, der so beängstigt.
Ja, nenn es Traum, doch dann ist dieser Traum
des Grau'ns, des Grames tausendfaches Echo,
ein Traum, der tausendfach ein und dieselbe
Schandtat erneuert, ja, der tausendmal
mit gleichem Meuchlerstoß dem gleichen Opfer
den Fang gibt. Dann ist es ein Traum,
weit fürchterlicher selbst als jene Tat,
die sein verfluchter Ursprung war. – Genug jetzt.
Du fandest also, wie ein Wild verfolgt,
Pyrrha, den Weg zurück zu deinem Vater.
So lange, Pyrrha, miedest du den Vater,
bis sie dich zu ihm hetzten wie ein Wild.
Erzähle Näheres von dem Erlebnis.

Pyrrha: Nicht edel ist es, Vater, daß du mich

mit bittrem Hohne kränkst im Augenblick,
wo ich, schutzflehend, dir zu Füßen liege,
es ist nicht meine Schuld, wenn ich dir fern bin,
Schuld derer ist's, die mich bei dir verdrängte.

Prospero (da Tehura sich entfernen will):
Bleib!

Tehura: Ich verdränge niemand, o Erlauchter!

Prospero: Nein, wahrlich nicht. Ich kenne dich. Wer hätte
die Stirn auch, dich des anzuklagen? Du
bist mild und gütig, wie die stille Mondnacht,
und du dort, lerne von ihr, was sie ist. —
Nun geh und ruhe, denn du mußt erschöpft sein,
und laß uns die Gespenster unsres Bluts,
mein Erbteil so wie deines, von uns scheuchen.

(Peteto ein junger Krieger, stürzt mit letzter Kraft herein.)

Peteto: König: Brand! Mordbrand! Unsre Dörfer überfiel
der blutige Empörer Amaru,
verheerend, einer Wetterwolke gleich,
brach er mit seinen Scharen ins Gefild.
Sie rufen Nama! Nama! Und er ist's,
der fürchterliche Nama, der sie anführt.
In die Gestalt des Tonatiu hat sich
der zaubermächtige Dämon eingehüllt:
Sein weißes Haupt umlodern rote Flammen,
und Blitz auf Blitz zuckt tödlich seine Hand.
Er ist bemalt mit Blut. Er brüllt. Er schont
das Ungeborne nicht im Mutterleibe,
noch auch was einer Mutter Schoß gebar.

Prospero: Schweig, atme, schöpfe Luft und rede langsam.

Peteto: O, König, Waffen, Waffen! Zu den Waffen!
Heiß mich nicht schweigen, König, laß mich Schreie
ausstoßen, die zum Kampfe rufen, denn
blutlechzend sind die Wölfe hinter mir.
Sie brechen wohl, indes ich mühsam hier
mit letzter Lunge Worte mir entquäle,
ins Lager schon, voran der Dämon: um
uns alle von der Erde zu vertilgen.

Prospero: Spürst du das, Pyrrha? Pyrrha nannt' ich dich,
weil ich aus einer Flut, die alles mir
verschlang, ein anderer Deukalion,
nur dich in meiner Lade rettete.

Spürst du, wie eine zweite Flut jetzt steigt
und zu den Gipfeln rätselvoll heranschwillt,
den schwer erklommnen Gipfeln meines Daseins?
Gib acht, sie dehnt sich bald darüber hin,
denn wider diese Flut hilft keine Arche.

(Ins Zelt dringt jetzt nach vorangegangenem Getöse eines Kriegshaufens Ormann, erhitzt, von Staub, Blut und Kampfraserei entstellt. Amaru und seine Krieger folgen.)

Ormann (zu Prospero):
Dich such' ich, dich!

Prospero: Wenn du mich suchst: hier bin ich.

Ormann: Dich such' ich, dich.

Prospero: Und ich bin hier: du siehst!

(Ormann blickt in wortloser Bestürzung starr in die Augen Prosperos.)

Prospero: Du willst mein Königtum, den Bettel: nimm es.

Er reißt sich den Kronenreif vom Kopf und schleudert ihn zu Ormanns Füßen. Ormann sinkt wie unter einem Keulenschlage zu Boden. Bestürzung und Grauen bemächtigt sich aller. Dann bricht eine Panik aus und in wildem Durcheinander fliehen die eingeborenen Krieger schreiend und ihre Waffen von sich werfend. Nur Amaru, obgleich mit Grauen und Furcht ringend, flieht nicht.

Oro: Wer ist nun stärker, Schlange Amaru,
der Gottgesandte, oder du und Nama?
Da liegt dein Satan Nama. Auf und hilf ihm.

Amaru: Mein Leben ist verwirkt: legt mich in Fesseln.

(Peteto und zugelaufene Krieger Prosperos tun es. Amaru wird schnell abgeführt.

Prospero scheint in dem Augenblick, als er den Kronreif wirft, erstarrt zu sein. Eine Zeitlang wagt niemand ihn durch eine Anrede zu stören.)

Oro (bricht das Schweigen):
Herr, schrecklich hast du deine Macht gezeigt,
befiehl, Erhabener, was nun geschehn soll.

Prospero: Oro, was tat ich?

Oro: Taten deiner Gottheit.

Prospero: Tehura, hilf mir: was geschah mit mir?
Warum ist alles schwarz um mich, warum
bedeckt den ganzen Leib mir Schweiß des Todes?

Oro: Die Macht, die aus ihm schlug, ist zu gewaltig,
fast für die Seele selbst, die sie beherbergt.

Prospero wird auf der einen Seite von Tehura, auf der andern von

Oro gestützt. So geleiten sie ihn in den Nebenraum. Zurück bleiben außer dem bewußtlosen Ormann: Pyrrha und Peteto.

Pyrrha (unverwandten Auges auf Ormann blickend):
Peteto!

Peteto: Yakka!

Pyrrha: Meinst du, daß er tot ist?

Peteto: Ein Blitz schlug aus der Brust des Tonatiu
und traf ihn, Yakka!

Pyrrha: Aber dieser hier,
sofern ich etwa nicht im Schlafe liege,
und eines schweren Traumes Gaukelei
mich narrt, ist auch ein Tonatiu.

Peteto: So scheint es.

Pyrrha: Geh, lege deine Hand auf seine Brust
und fühle nach dem Herzen ihm.

Peteto: Berührung
des Dämons Nama bringt den sichren Tod.

Pyrrha: Ich sage dir, es ist ein Tonatiu,
so reinen Bluts als ich und als mein Vater.

Peteto: Ein tückischer Zauberer ist der Teufel Nama,
und wie es ihm beliebt, nimmt er Gestalt an,
und wer ihn ansieht, dessen Sinn verwirrt er.

Pyrrha: Könnt' ich nur meine Blicke von ihm ziehn,
er hält sie magisch fest: und du hast recht,
mein ganzes Wesen überkommt Verwirrung.

Peteto: Komm' ihm nicht nah. Er stellt sich tot. Er lebt.

Pyrrha: Er ist nicht tot. Ich weiß, er kann nicht tot sein.
Hol' Wasser, daß wir seine Stirne netzen,
und seine trocknen Lippen ihm befeuchten.

Peteto: Im Krug zu schöpfen geh ich, dir, nicht ihm.
(Er geht.)

Pyrrha: Was tu' ich nun, was laß' ich? Und an wen
soll ich in meines Herzens Not mich wenden?
Er lebt. Er ist ein Mensch von Fleisch und Blut,
auf wirrer Lebensbahn hierher verschlagen,
schiffbrüchig und verfolgt, wie ehmals wir.
Allein, er hat gefrevelt, hat gemordet,
mich wie ein Tier gehetzt und meinen Vater
entthronen und vertreiben wollen. Er
kam hilfsbedürftig flehend nicht zu uns,
sein Schritt war Raub und blutige Gewalttat.

Warum verlösch ich fast bei dem Gedanken
dies Raubtier könnte tot sein, oder werde
sein Haupt als Sühne lassen unterm Beil?
Und was war an der wunderlichen Tat
des Vaters mir nicht wunderlich, als er
den Kronreif jenem fremden Räuber hinwarf?
Und hätte dieser ihn ergriffen, ihn
in seines goldnen Haares Flut gepreßt,
bei Gott, ich hätte aufgeschrie'n vor Jubel.
Doch so, als meines Vaters Zauber ihn,
den furchtbar Strahlenden, so kläglich fällte,
warum schwoll mir die Ader an der Stirn?
Es fehlte wenig, und ich trat vor ihn,
der da lag, um dem Vater Haß und Zorn
mit wilden Worten ins Gesicht zu schleudern.

(Tehura ist eingetreten und Pyrrha gegenüber abwartend stehen geblieben.)

Tehura: Ist dies der gleiche Mann, der auf der Insel
sich dir zuerst von allen offenbarte,
als du den Riesengeier tötetest?

Pyrrha: Er ist's. Und bei Opu, ich werde nie
zulassen, daß ihm irgendwer ein Leid
antue, seine Gottheit fernerhin
noch im geringsten kränke. Duld ich es,
seid deß' gewiß, so bin ich selbst ein Leichnam.

Tehura: Ist dieser Mann ein Mensch von Fleisch und Blut?

Pyrrha: Was sonst?

Tehura: Ein Blendwerk, das der Rachedämon Nama
vielleicht zu deines Vaters Sturz ersann.

Pyrrha: Nun wohl, dann ist das Leben selbst ein Blendwerk.

Tehura: Oder wenn Götter sich befehden können,
und wenn der Weinende im Ball der Sonne
zwieträchtige Söhne hätte, wäre dieser
vielleicht ein Brudergott, dem Bruder todfeind?

Pyrrha: Der Jugendstrahlende des Greises Bruder?
Er, der kaum eben mit Titanenfaust
die Pforte, die golderzne, schwere, einschlug,
die von des Daseins Schatzgewölbe ausschließt,
der Bruder überlebten Alters, das
schwer seufzend an der Grabestüre anpocht?

Tehura: Auch meinst du, sei es kein Geschöpf des Magus
und eins mit ihm auf unsichtbare Art.

Wie etwa wider uns Gestalten wüten,
die sich zur Qual die eigne Seele schuf?

Pyrrha: Dies ist ein Mensch und kein Gespenst! Dies ist
Fleisch meines Fleisches, Blut von meinem Blut.

Tehura: Auch du bist ein Geschöpf des großen Magus.

Pyrrha: Wieso das?

Tehura: Da er ja dein Vater ist.

Pyrrha: Doch dieser nicht mein Bruder, noch mein Vater.

Tehura: Was dann?

Pyrrha: Ich weiß nicht.

Tehura: Dann ist er dir mehr. –
Yakka, du liebst mich nicht: wohl, Göttliche!
Von den Verbannten dieser Insel bist
du wohl am fernsten deinem wahren Reich.
Wie eine Strafe trägst du deine Schönheit.
Hier ist ein Zweiter deiner hohen Art,
doch unter welchem fürchterlichen Sterne
spült ihn der Ozean an unser Eiland?
Du zwiefach nun Verlaßne, wenn er tot ist!
Du zwiefach nun Verscholl'ne, wenn er lebt!

Pyrrha: Was drohst du, was verhöhnst du mich?

Tehura: O, Yakka,
laß uns nachsinnen, ob wir etwa nicht
der schwersten Stunde zu begegnen wissen,
dem sterngebornen mächtigen Zauber, der
zwei Worte, die bestimmt sind, sich zu meiden,
in eins verschweißt: gefunden und verloren. –
Du nanntest zwar den König einen Greisen,
der kraftlos an die Tür des Grabes pocht,
allein du sahst, selbst als er seine Macht
von sich zu werfen schien, blieb sie doch bei ihm
und noch ist der gelähmt, dem er sie zuwarf. –
Nie sah ich ihn wie heut, als er den Strahl
hinschleuderte. Allein der erste Blitz
verkündet nur das Wetter, das heraufsteigt.
Er knirscht, er schäumt, er windet sich vor Blutdurst.

Pyrrha: Nun wohl, so werden Götter sich bekämpfen.

Tehura: Nicht so. Nichts ist hier von Gewalt zu hoffen,
manches von Sanftmut, ja, und mehr von Liebe.
Geh, dieses Frevlers Urteil ist gefällt,
sie kommen, es ihm zu verkündigen.

Sieht dich dein Vater hier, und kannst du nicht
ganz deinen Trotz und deine Worte meistern,
so wirst du um so sicherer verderben,
den zu erretten dich dein Schicksal antreibt.

(Pyrrha bricht in verzweifeltes Schluchzen aus, schlägt die Hände vors Gesicht und stürzt davon.)

Tehura (tritt an den noch immer ohnmächtigen Ormann heran und betrachtet ihn forschend. Plötzlich drückt sie beide Hände aufs Herz.):

Du bist es! Bist du's wirklich? Ja und ja!
Wo könntest du, o junger Löwe, sonst
entsprungen sein, als aus des Löwen Lenden?
O stolze Mutter, die in ihrem Schoß
dich tragen durfte, dich zur Welt gebar,
dir ihre Brüste schenken durfte! O
glückselige Mutter! – Wie er daliegt! Nicht
als habe fremder Zauber ihn gefällt,
sondern des eignen Bluts unbändige Welle.
So sinkt der Kraterberg in eigne Glut,
oder quillt Ströme aus, geschmolznen Erzes wie
ein Brunnen, in die eignen Paradiese.
So wird der rasende Gigant betäubt
von seines Rasens gottentstammter Wut.

Ormann (öffnet die Augen, erblickt Tehura, richtet sich halb empor):

Astorre, Dello! Seid ihr da? Wo seid ihr?
He! Welche Last liegt auf mir, welcher Traum?
Astorre! Ah, er ist nicht mehr, er ist
gestorben. Ormann, fasse dich, komm zu dir.
'nen Faden durch das Wirrsal! Langsam! Nur
nicht übereilt! Astorre starb. Wie starb er?
Halt fest, mein Hirn, zerbrich nicht! Ja, er starb!
Und was geschah dann? Zauberei! Wer ist's,
der starb: Astorre oder Ormann?
Dann trat ich in die Ringe der Verdammnis.
Prasselnde Brände. Mordbrand. Flammen, die
das frisch verspritzte Blut auftrocknen. Es
zischend auftrocknen. Nama! Was ist das?
Der Fürst des Abgrunds. Wo ist Amaru?
Verdammte Wechselbälge meines Geists. –
Helft! Hilfe! Helft mir! Muß ich denn so enden?

Tehura: Trink diesen Wein. Komm zu dir, Fremdling. Trink.

Ormann (schlägt ihr den Trinkbecher aus der Hand):
Die Pest? Häßlicher Satan, heb dich von mir,
was stehst du in den Kellern meines Geists,
stehst unausrottbar, glotzest unverwandt
und häufst mir Wut und Grauen auf die Seele?
Wo ist die andere?

Tehura: Welche andre, Fremdling?

Ormann (heftig):
Die andre! Hörst du nicht? Wer sonst, die andre!

Tehura: Ich weiß nicht, wen du meinst.

Ormann: Hündin, die andre!
Die andre! Mißgeburt der Hölle, o!

Tehura: Komm zu dir, deine Worte sind nicht gut,
allein du sprichst im Fieber und du bist
dem heiligen Gestirne nah verwandt,
dem Höchsten nah verwandt, den wir verehren,
und sieh, wenn du mich wissen lässest, wen
du lieber hier an meiner Statt gesehn ....

Ormann: Glaubst du, daß ich um deinetwillen wohl
mit Nama mich verschwor, mit Amaru
Blutstropfen mischte, brannte, mordete,
und sinnlos um mich raste wie ein Bluthund?

Tehura: Das tatest du?

Ormann: Das tat ich freilich: ja!

Tehura: War sie ein Weib wie ich, um die du's tatest?

Ormann: Sie war kein Weib, wenn du ein Weib bist, nein!
Dann war sie eine Gottheit, eine Göttin.

Tehura: Wo sahst du sie zum ersten Mal?

Ormann: Im Tale
des Todes.

Tehura: Wo wir alle uns begegnen.

Ormann: Was sagst du?

Tehura: Nichts. Die Göttin hast du dann
wie eine Hirschkuh — oder nicht? — gejagt.

Ormann: Es könnte sein. Wie weißt du das?

Tehura: Ich weiß es.

Ormann: Weißt du noch mehr? Wie? Was?

Tehura: Es könnte sein.

Ormann: Mir dämmert etwas. Laß mich sinnen.

Tehura: Tu das.

Ormann: Stand hier ein Mann mit weißer Haut?

Tehura: Er stand hier,
mit weißer Haut, doch weißer ist sein Haupthaar.
Das Glück, der Gram, die Weisheit hat's gebleicht.
Wer es berührt, dem steigt ein Feuerquell
brennend empor aus weher Brust ins Auge.

Ormann: Was heißt das? Und dies war er, der Betrüger?

Tehura: Betrüger nennt ihn einzig Amaru,
weil Amaru sich einst in mir betrog.

Ormann: Weh, weh, in welche Wirrnis fiel mein Geist!
Nun bin ich wahrhaft erst verschlagen, nun erst.
Am Weltrand steh ich schwindelnd, an den Ufern
des Wahnsinns. Oder bin ich eingesargt
und meine Gruft ist um mich, und bist du,
basaltne Jungfrau, mein basaltnes Denkmal,
das düster schweigend von mir predigt? Dann
sprich lieber doch zu mir, mein Denkmal! Sprich,
wenn du auch Stein bist. Bin ich doch ein Leichnam.
Und warum soll ein Stein nicht sprechen, wenn
ein Leichnam spricht und beide einsam sind,
und beide aufeinander angewiesen,
für Zeit und Ewigkeiten? Gnade! O!

Tehura: Du lebst. Du liegst in keiner andren Gruft
als der, darin wir alle atmen. Du
bist überreizt vom Kampf. In diesem Kampf
bliebst du nicht Sieger. Dich hat Amaru
getäuscht, verführt, belogen. Amaru
liegt steif gefesselt, reglos, wie ein Tier
im unterirdischen Verlies des Tempels.
Auch du bist ein Gefangner und man sprach
bereits dein Urteil. Du bist schuldig! Und
anstatt die alte schwere Schuld zu sühnen,
häuftest du neue Schuld auf alte Schuld.

Ormann: Was da von alter Schuld, von neuer Schuld,
auf dieser Insel hab ich keinen Richter.

Tehura: Du hast ihn, hast ihn selber dir gesucht
durch Sturm und Woge aller sieben Meere
und bist nun ganz in seiner heiligen Hand.

Ormann: Ich bin ein weißer Mann, ein Halbgott, bin
ein Herr, ein Sonnensohn, ein Tonatiu,
und hebe diese Krone auf, die mir
der Zauberer, der Medizinmann, hinwarf.

Laß sehn, wer nun des andren Richter ist.

(Er hat den Kronreif entdeckt, den Prospero ihm vor die Füße geworfen hat und der noch daliegt, nimmt ihn auf und drückt ihn in sein Haar.)

Tehura (mit gerungnen Händen):

O, Strahlender, du bist ein Tonatiu,
doch hast, ein Gott, an Göttern dich versündigt.
Dein Urteil ist gesprochen: nimm es hin.

Ormann: Meinst du, man richte Götter mit dem Strange?

Tehura: Nimm hin dein Urteil, Herrlicher. Es ist
ein Spruch der Gottheit, keines Menschen Spruch,
er macht zur Gottheit den, dem er gefällt ist,
nichts von unwürdigem Tod, nichts von Entehrung.
Zum Glanz, zur Allmacht führt er dich empor,
nur freilich auch zum Opferblock, zum Tode.

Ormann: Ich will nicht sterben.

Tehura: Sei geduldig, sei
demütig, sei ergeben in dein Schicksal:
nur so vielleicht mag es ein Wunder wenden.

Ormann: Nichts da von Demut, niemals! Was ist das?

Es erdröhnen dumpfe Pauken zu eintöniger Flötenmusik. So erscheint ein Zug indianischer Kinder, Jünglinge und Männer, alle mit Blumen geschmückt und bekränzt.

Die Kinder eröffnen den Zug. Es folgen dann Huemac und Matzatzin, Weihrauchgefäße schwingend, alsdann Oro im vollen Schmuck des Hohenpriesters. Hinter ihm drein schreiten ehrwürdige Gestalten, alte, ebenfalls geschmückte Tempelpriester. Diesen nach eine andächtige, indianische Menge. In abgezirkeltem Zeremoniell umwandeln sie die Lichtgestalt, Ormann, der den Vorgang mit funkelnden Augen, aber nicht ohne Befremdung betrachtet. Allmählich ordnen sie sich vor ihm in einen Halbkreis. Huemac und Matzatzin knien nieder die anderen folgen ihrem Beispiel.)

Oro: Herabgestiegen aus dem Sonnenball,
Sohn Gottes, selber Gott, sei uns gegrüßt!
Wir haben voller Inbrunst dein gewartet,
Glückseligster! Lichtstrahlender! Du bist
nun bei uns. Sieh, in Klarheit tauchen sich
auf deinen Wink nun alle Gipfel rings.
Es schweigen alle ruhelosen Zeichen
in Luft und Erde, die uns dich verkündet.
O du, sieh gnadenreich auf uns herab,
Furchtbarer! Fuhrest du vom Himmel nicht
wie fressend Feuer? Loderten um dich

nicht goldne Flammen, Schlangen gleich? Indes
wie soll ein Gottesleib aus Himmelsglut
wohl anders durch das Land des Fluches schreiten?
Und doch bist du ganz Liebe, ganz Beglückung.
Wir sind voll Schuld. Mit uns das ganze Volk.
Mit tiefer Bangigkeit erflehten wir
die ungeheure Stunde der Entsühnung.
Und als sie zögerte, das Wunder sich,
der Stern des Bundes, sich nicht senken wollte,
das Unbegreifliche der Gottesliebe
sich zu versagen schien, — da klang
auf einmal durch die Welt dein heiliges Nahen.
Diesmal nicht schweigend und geheimnisvoll,
auch nicht im niederen Gewand der Demut
erschienest du dem Volke der Verstoßung:
Nein, im Gewand des Schreckens tratest du
diesmal vor unsern Priesterkönig hin,
allmächtig seine Krone von ihm fordernd.
Öffnet die Teppiche! Tut auf das Haus,
damit im Tal des Todes nicht das Volk
im Elend bangen Wartens länger schmachte.
Zeigt ihm die Gottheit, die sich selbst gekrönt,
und auserseh'n zum Opfer der Versöhnung.

(Teppiche werden auseinander gezogen. Man erblickt die gewaltige Berglandschaft, überragt von dem rauchenden Schneeberge. Man hört ausbrechenden Jubel einer Volksmenge.)

Oro (ist vor das Zelt hinausgetreten und spricht zum Volk):
Nun jubiliert! Er ist erschienen! Er,
der strahlende, der grundbarmherzige Gott!
Aufs Angesicht! In Staub mit euch! Er wird
mit eurer Sünden Überlast beschwert
im See des Todes baden und euch reinigen.
Und daß ihr seine ewige Liebe je
und je nie mehr vergessen sollt, so wird
auch diesmal der Unsterbliche, der Kaiser
des Himmels, sich für eure Schuld hinopfern,
sein Fleisch und Blut hingeben auf dem Block.

Ormann: Astorre, bist du bei mir?

Oro: Ja, Gott ist!
Tanzt, singt! Gott ist und er vergißt euch nicht.
Der See des Todes wird zur Flut des Lebens,

und wer genießt vom Fleisch und Blut der Gottheit,
der ißt und trinkt die ewige Seligkeit.

(Es entsteht ungeheurer Jubel. Auf einen Wink Oros erheben sich die Knienden und die Prozession zieht hinaus, wie sie gekommen.)

Ormann (nimmt den Kronreif ab und betrachtet ihn):

Was seid ihr, Kronen?

Oro: Jubelt, tanzt und springt!

Vierter Akt

Im Opfertempel. Der Raum mit dem Block. Dieser in der Mitte, aus Obsidian, gleicht einer großen Säulentrommel. Zyklopische Lavaquadern bilden die Mauer. Der Raum ist rechteckig gedacht. Eine langseitige Hinterwand. Rechts eine Öffnung, die durch einen schmalen Steingang ins Freie führt. Links schmale Erztür, verschlossen. Zugang in lichtlose Höhlung. Im Hintergrund kleine, verschlossene Erzpforte. Außerdem offenes Loch in unterirdische Höhle. – Schädel, Gebeine. Ewiges Lämpchen über dem Block. Die Erzpforte im Hintergrund wird aufgeschlossen. Tehura erscheint mit einer brennenden Fackel. Sie läßt Prospero eintreten und verschließt dann die Tür.

Prospero (bleibt stehen, blickt sich um):

Von meinem dunklen Genius geführt –
da bin ich nun. Und dies ist nun die Stätte,
die schaudervolle, vielberufene,
die aller wartet. Ich betrete sie
freiwillig! Freilich auch mit dir,
Tehura, dunkelgoldnes Bild des Lebens,
und von der Frucht durchwärmt, die du mir hast
in dieser hochgebenedeiten Nacht,
der bitterschmerzlich, wonneseligen,
geschenkt. –
Ich lag im Seelentod. Mein Leib
war starr und fühllos. Da umrang mich Glut,
umschlang mich dunkle Glut der Liebe, floß
um mein von Tränen überströmtes Antlitz,
Flut schwarzen Haares, deines Haares, mich
umschmeichelnd mit dem Duft von Spezerei
und aller heißer Blüten süßer Öle.
Und sieh, mich weckte von den Toten auf
die sanft bewegte Bronze deines Leibes.
Durch meine Adern goß sich heiße Jugend

und Lebenswirrnis sog ich, gleich der Biene,
in deines Mundes roter Blüte, in
der tauig aufgebrochnen, fast vergehend.
Du Männin, Mannesmutter! Mutter mir,
mir Neugebärerin und Weib und Schwester –
gesuchte, selige Insel meines Lebens. –
Was ist mir dieser schaudervolle Ort
jetzt noch, und wie veracht' ich seine Schrecken,
mit so viel tiefster Seligkeit bewährt.
Und doch – es war der Wille, nicht der meine,
doch eines andern, der des meinen sich
bedient wie eines Handschuhs! – Daß ich von
dem Quell- und heißen Wiesengrund des Lebens
in diese kalte Höhlung treten muß,
die finster ist und nach Verwesung duftet,
und an den Quell des Todes, dessen Flut
von hier aus alles eisig überrieselt,
was glüht und lebt: ihr Eis wird unsichtbar,
doch überall, allüberall gefühlt!
Und selbst die Bettlerschale, deren Gabe
brennt und mit blauer Flamme sprüht, enthält ihn.
(Man hört näher und ferner Pauken, Tamtams und Muschelhörner.)
Der Tanz beginnt. Horch, sie begrüßen schon
des Opfertages blutige Morgenröte.
Meinst du wohl, ob sie wissen, wen sie opfern?
Tehura: Sie wissen's nicht. Doch niemals wirst du es
zulassen, mein erhabener Geliebter.
Sie werden das nicht opfern, was dein Blut ist.
Prospero: Du sprichst es aus: das Opfer ist mein Blut. –
Zehn Jahre sind es, daß man mich vertrieb.
Ich drehe meine Hand, so lange scheint's mir!
War's eben erst? War's gestern? Das Erinnern
stellt alles ohne Gnade vor mich hin,
es unterschlägt mir nicht den kleinsten Umstand
aus jenen furchtbarn Tagen meines Sturzes.
Wir floh'n. Die Fürstin starb. Sie starb am Wegrand.
Ich nahm von einer Toten Abschied, und
bis heute weiß ich nicht, wer sie begrub:
nur wer sie tötete. – Du sollst's erfahren!
Nicht jung mehr, als ich diese von den Töchtern
der Fürsten meines Lands zum Weibe nahm,

erhielt ich doch in angemeßener Zeit
aus ihrem jungen Leibe einen Erben:
Ormann. Du hörtest niemals diesen Namen,
den meine Zunge heut zum erstenmal,
seit ich auf eurer Insel weile, bildet.
Ormann! Ormann! Es ist, als trüge man
Licht auf der Zunge, das so Haupt als Brust
mit schönem Glanz durchwärmet und durchleuchtet.
Er ward geboren, ward getauft. Er wuchs.
Er lernte Vater, lernte Mutter sagen.
Er sprach die Worte aus, wie Kinder tun,
doch lieblicher. Der blonde Flaum des Haupthaars,
er ward zur Last blaß goldenen Gespinstes,
das um das schönste Antlitz ringelte
und um den schönsten Nacken niederging.
Der Knabe ward zum Eros und aus Eros
ward jener jugendliche Held Achill,
den Mädchenkleider wohl verbergen konnten. —
Wer wurde satt, ihn anzusehn? Wer wollte
nicht immer wieder seine Stimme hören,
der einmal sie gehört? Wir, seine Mutter
und ich, die täglich seiner Gegenwart,
ja stündlich seines Reizes uns erfreuten,
wurden nicht müde, seiner zu genießen.
Schon äußerlich genoß er jedes Vorzugs
vollkommener Bildung und Gestalt. Er war
mit Anmut liebreich, war ganz Zartsinn, doch
was mehr ist, unter seiner reinen Stirn
hervor, durch Blicke, die wie Sterne strahlten,
schlug ein bestrickender, ernstheiterer Geist,
der sieghaft alles sich zu Füßen herrschte.
Gedanken blitzten auf, Einfälle, Worte,
witzreiche Prägungen verblüfften, rissen
zum Lachen hin. Sprühende Laune fuhr
mitunter wohl in Tollheit aus, doch schien's
mir und der Mutter immer wundervoll,
ja göttlich. Um die Winkel seines Mundes
saßen ihm holde Schälke. Doch er blieb
stets maßvoll auch im Übermut. Kurzum,
so war er! Dies war Ormann! — Was er wurde,
Tehura, das erfahre nun! — Es kam

die Zeit, wo der melodische Kinderlaut
in seiner Kehle tief und männlich ward:
und wieder war's ein Klang, der jeden anzog.
So ward der Prinz im Jüngling Ormann zwar
verehrt, doch mehr der Jüngling Ormann noch
im Prinzen. Und dem einen wie dem andern
ward mit Abgötterei gehuldigt, beiden
lag jung und alt im Herzogtum zu Füßen.
Dichter besangen ihn. Erlauchte Meister
des Pinsels wie des Meißels traten in
erhabenen Wettstreit, um den Götterprinzen
und seine Schönheit zu verewigen.
Aus manchen Meisterwerken strahlt sein Antlitz
über Altären, aus vielgliedrigen
Gemälden an den Wänden von Palästen
grüßt er herab. O diese Locken! O
dies stolze, warme, trügerische Auge
voll offnen Glanzes! Diese Wangen und
ihr Pfirsichflaum, die unschuldvollen Grübchen
darin! Und dies betörend milde Lächeln
vermählt mit einem süßen Hauch des Grams
um den beredten Mund. Wie manche Nacht
ging alles dies durch meine Träume oder
drängte sich vor das aufgerißne Auge
des Einsamwachenden in schwarzer Nacht. – –
Du hörst mich röcheln und nach Atem ringen.
Es geht vorüber, laß es gut sein. – Nun
zum Schluß: verführt durch eigner Gaben Glanz,
durch echtes und durch falsches Lob betört,
benützt durch Niedertracht und Schmeichelei,
fiel Ormann. Gift'ge Ohrenbläser hauchten
in ihn die Pest der Ehrsucht. Schurken schwenkten
Weihkessel vor ihm her, gefüllt mit Tollkraut.
Der Rauch verrückte seine Seele! Wahnwitz
befiel ihn, aufgebracht in Wut beschloß
er wider seinen Vater sich zu kehren,
des innige Liebe seine Speichellecker
und Hudler ihm als blut'ge Tyrannei
auslegten. Kurz, Ormann, mein Sohn, er war's,
der mich vom Throne stieß, der mich vertrieb,
Vater und Mutter aus den Toren hetzte

durch Pöbelhaufen, Knüttel, Spieße, Hunde,
der ganz unkindlich grausam, gnadenlos
mein und der Mutter Herz den Geiern preisgab. –
Du siehst mich weinen, wie ich nie geweint.

Tehura (fällt vor ihm nieder, umschlingt und küßt seine Knie):
O wundervoller Dulder du! Und auch
zugleich glückseligster Vollbringer. Ja, du bist
beladen mit der Menschheit Sündenschuld,
unschuldig, und ein König, ungebeugt,
ich fühle das, gehst du den Weg der Sühnung.
Du ballst um dich, gleich wie ein Stern sein Licht,
dein Schicksal, oder hüllest es um dich
wie einen königlichen Purpur, der
von goldnen Bildern deines Lebens starrt.
Und so gebietest du, was ist und sein wird.
O Großer, ewig Guter, webe mich
in einen Zipfel deines Mantels und
so laß mich nicht mehr von dir, denn ich muß
in dir erstehn, Geliebter, und vergehn.

Prospero: „Und so gebietest du, was ist und sein wird":
So! Nur auf diese eine Art! Nur so!
Das Fremde duldend, das Ureigenste
glücklich vollbringend. – Glücklich, was ist das?
Wenn Tun und Dulden unverworren eins sind!
Du, Sehende! Du siehst den Zaubermantel, den
ich duldend tätig, tätig duldend trage,
und ahnest auch, wohin ich unter ihm
nun unverbrüchlich schreiten muß. Dorthin,
wo er von meinen Schultern fällt für immer.
Mit mir bist du geworden, Sonnentochter,
nach deinem Wort. Mit mir willst du vergehn.
So soll es doch vielleicht sich noch erfüllen,
was ich dereinst von dir erbat: den Ort
mir auszufinden für die irdische Ruhstatt.

(Oro im Priesterornate sehr feierlich durch den Haupteingang.)

Oro: Ich wußte, daß ich dich hier treffen würde,
im Allerheiligsten.

Prospero: Ich habe dich
hierher gewünscht mit meiner ganzen Kraft.

Oro (beugt leicht ein Knie):
Herr, meine Tochter hat in dieser Nacht

Gnade vor dir gefunden.

Prospero: Und so bist
du, der sich oftmals meinen Sohn genannt,
und der mein Bruder ist, nun auch mein Vater!

(Er hebt ihn auf, küßt ihn auf die Stirn. Oro erschauert.)

Oro: Und du, mein Gott.

Prospero: Ich bin kein Gott.

Oro: Du bist es.
Du bist ein Gott, nichts weniger.

Prospero: Kann wohl
ein Gott so leiden? Eines Gottes Brust
so Kampfplatz aller Ungewitter sein,
die sich in dieser sonnendüsteren
zweideutigen Schöpfung ballen und entladen?

Oro: Er kann, er muß es. In zerrißner Brust
trägt Gott die Wetterstürme jeden Schicksals
freiwillig, und um so viel größer ist,
was er an Kampf und Schmerz sich auflud, als
er größer ist, als wir.

Prospero: Was lud ich mir
freiwillig auf?

Oro: Du opferst deinen Sohn.

Prospero: Wie weißt du das?

Oro: Ich weiß es.

Prospero: Und so ist's. –
Nun aber höre, Oro, was ich dir
nunmehr eröffnen muß. – Auf diesen Block
erstarrten Feuers, das der Glutberg einst
aus seinem Donnerbrunnen rinnen ließ,
leg' ich dies Pergament, von mir beschrieben.
Es ist versiegelt, und nur deine Hand,
Oro, darf es eröffnen. Darf es dann
eröffnen, und nicht früher, als bis hier
vor dir und diesem Block das Opfer steht,
dicht vor dem Augenblicke der Vollstreckung.
Und ihm, dem Opfer, gibst du's in die Hand,
dem, den du meinen Sohn nennst, daß er es
laut lese und verkünde.

Oro (nimmt das Pergament an sich, küßt es und birgt es in seinem Talar):
So geschieht es.

Prospero: Und nun: man sagt, bevor ihr zum Vollzug
der heilig-schauerlichen Handlung schreitet,
gebt ihr dem Opfer eine stille Stunde
in dieser finstren Blut- und Schädelstatt,
von der sein Nachen in die neuen Himmel
des Lichtes abstößt. Und alsdann erst führt
ihr ihn, mit Gold bedeckt, ins heilige Bad
und dann zum Tode. Nun, der heilige Brauch
ist auch von mir erfüllt. Du bist mein Zeuge.

Oro: Du redest dunkle Worte, Himmlischer.

Prospero: Oro, leb wohl. Wir beide steigen nun,
mein Weib und ich, den Höhenweg hinan
am Berge, den ihr nennt den Rauchenden.
Der Fels, der Flammen über sich gebreitet,
und heulend Glut aus Eiseskiefern speit,
erwartet mich. Der heilige Riese, der
das Erdreich eurer Täler wogen machte
und euch mit Blutlicht ängstigte des Nachts
und mit Getöse, wie er noch tut: er
will sich mit eurem Magus unterreden. —
Und das geschieht nun, Oro, während hier
im Todestal sich Gott mit euch versöhnt.
Und nichts, bevor ich wiederkehre, darf
geschehn, als was das Pergament dir kundtut.
(Er berührt den Block.)
Du zweite Wiege, blutige Wiege, du
furchtbare Todeswiege, lebe wohl.

(Prospero, ehrfürchtig berührt von Tehura und Oro, entfernt sich mit beiden durch eben die Tür, durch die er gekommen.
Pyrrha kommt durch den Haupteingang, sieht sich scheu um, schleicht zur Erztür links, die sich öffnet.)

Pyrrha: Puh, ekelhaftes Schlachthaus! Scheußliche
Spelunke!
(Sie ruft in die geöffnete Höhle.)
Dello, he! und Amaru,
lebt ihr noch oder seid erstickt dort unten?
(Dello, ungesehen.)

Dello: Der Wilde schläft. So kommst du doch noch?

Pyrrha: Ja,
ich halte stets mein Wort. Man muß ihn wecken.

Dello (wie vorher):
Erst konnte sich der Teufel nicht genug tun
in gurgelndem Gegröl. Er nannte das
Totengesänge, und nun schnarcht er, liegt
bewußtlos wie ein Stein und regungslos.

Pyrrha: Auf! denn ein Augenblick verloren heißt
für deinen Prinzen, dich und Amaru
alles verloren. Doch den Augenblick
benützen, heißt soviel wie alles retten.
(Amaru springt aus der Höhle.)

Amaru: Hier, Himmelstochter, hier ist Amaru.
Befiehl: du bist die Schleuder! und der Stein,
der tödlich treffende, ist Amaru.
Gebiete, zeige ihm das Wild: dein Hund
Adler und Jaguar ist Amaru.

Pyrrha: So triff denn, Stein, die Stirn des Magus! Hund
und Jaguar, zerreißt ihn mit den Zähnen.
Er ist ein Ungeheuer, nicht mein Vater.
Folgt! Habt ihr Waffen? Sicher will ich euch
geleiten. Möge gleiche Sicherheit
den Mordstahl führen in des Feindes Herz.
Verzagter, zitterst du, vollbring ich's selber.
Denn wißt, ich schwor zu Nama. In mir brennt
die Höllenkraft und Wut des Dämons Nama. –
Die Krieger Namas, deine Krieger sind,
o Amaru, durch mich befreit. Sie liegen
im Hinterhalt, vor Kampfbegierde zitternd,
sie harren deines Winkes, Amaru!
Du wirst zur Wut sie stacheln, Amaru,
zur Raserei erregen, Amaru!
So brecht ihr in den Festzug, Amaru,
sprengt und zerstreut die heilige Prozession,
wenn sie zum Schlachthaus zieht mit ihrem Opfer
und raubt den Sonnensohn aus ihrer Mitte.
Ich höre Schritte, schnell hinab, hinab!

(Amaru verschwindet in der Höhlung, die Pyrrha verschließt. Sie selbst versteckt sich. Ormann wird durch Huemac und Matzatzin wie ein Blinder mit verbundenen Augen an den Händen hereingeleitet. Die Priesterknaben tragen Kränze. Ormann ist mit Blumenketten umwunden.)

Ormann: Wo schleppt ihr mich, ihr Priesterknaben, hin?
Und wollt ihr mir die Augen noch nicht öffnen?

Huemac: Bald, o du Himmlischer, sind wir am Ziel.
Dies ist die heiligste der Handlungen
außer dem Sakrament der Opferung.
Noch einmal siehst du diese Welt als Mensch,
siehst sie am Orte ihrer tiefsten Qual
und leidest diese Qual im Geist, bevor
du sterbend sie als Mensch und Gott erleidest.

Matzatzin: Wie gerne blieb ich bei dir, Tonatiu,
um dich in deiner Angst zu trösten, dir
den kalten Blutschweiß von der Stirn zu wischen,
solange du noch Mensch bist. Doch ich darf nicht.

Huemac: Du nimmst dir selber deine Binde ab,
sobald wir dich verlassen haben.

Ormann: Geht denn.

(Die beiden Dienerknaben entfernen sich ehrfürchtig und auf leisen Sohlen.)

Ormann (hat langsam die Binde abgenommen):
San Borondon! Bei Gott, ich ahne, ich
bin angelangt auf meine selige Insel
San Borondon! – Die Luft hier ist verdickt
von toten Dünsten, ekelduftenden,
als wäre hier der Leichnam eines Fluchs
seit Ewigkeiten eingesargt, um Pest
Wahnsinn und Mord zu brüten.
O, was ist dies?
Die Binde mitgeborner Blindheit fällt,
und wir, die, hungernd nach dem Quell des Lichts,
den Führern trauten, die ihn uns versprachen,
wir finden sehend uns im Grabe? – Nein.
Ich glaube, glaube an San Borondon! –
Gewiß, dies ist ein finstrer Augenblick,
gleichsam ein hoffnungsloser! Doch ich soll,
so sagten meine dunklen Henker mir,
die Sonne nochmals sehn vor meinem Tode.
(Er betastet den Opferblock.)
Halt ein, was greif ich hier? O Trug der Hölle,
wie viele Binden deckten meine Augen,
da nun erst, wie mir's scheint, die rechte fällt?
Du Block erstarrten Feuers, runde Trommel
von Obsidian, mit Bildwerk ganz bedeckt,
die obere Fläche mit dem Bild der Sonne,
ich kenne dich, schon einmal hab ich dich

gesehen und berührt vor wenig Tagen
und deine Sonne meinten meine Henker —
So leuchte, wenn du kannst! So leuchte! Sprenge
mit dem Posaunendonner deines Urlichts,
allmächt'gen Ausbruchs, diese blutge Höhlung
menschlicher Schmach und Finsternis! Du kannst nicht,
denn dich gebar, und du gebierst allein
die ewige Finsternis. Du wirst mit Blut,
mit meinem rauchend frisch vergossenen,
in dem vertieften Becken deiner Mitte
und seinen Strahlenrinnen ringsumher
nachäffen das hochheilige Gestirn,
und wenn dich klappernde Gebeine und
wahnwitzige Leichen kreischend rings umtanzen
und ich gefesselt auf dir liege, wimmernd,
vielleicht und winselnd, du verfluchter Stein,
so nennt mein Mörder mich den goldnen Mann,
den goldnen Gott, der in der Sonne weinet.
Wo du auch sein magst, weine, weine, Gott! —
Gemach, komm zu dir selber, Ormann. Du
hast oft getötet und hast Tod und Leid
oftmals erdulden machen. Trage nun
auch stark und ohne Zittern Leid und Tod.
Und ist Astorre nicht vorausgegangen?
Wie konnt' ich das vergessen?! — He, Astorre!
O, welche Tröstung! Welcher milde Klang
durchlebt auf einmal mich. Ich fühle dich.
In den Zyklopenblöcken rauschen Saiten
von Harfen wie aus Sonnengold. — Du hast
mir prophezeit. Was war es doch? Du sprachst:
von Wundern schwer sei dieses Eiland, und
ich werde bald die Jägerin selber jagen
die ich den Lämmergeier töten sah.
Wahr! Beides wahr! Astorre, du bist hier!
(Pyrrha wird sichtbar.)

Ormann (schreitet verzückt und weinend mit ausgestreckten Armen auf die Erscheinung zu):
Astorre, Himmlischer!

Pyrrha: Komm zu dir, Fremdling!

Ormann: O Engel, Engel Gottes, steht mir bei!

Pyrrha: Ich bin kein Engel, nein, du Göttlicher:

zu sehr bin ich von Schmerz zerrissen und
von Leid und von Erbitterung durchwühlt.
Wisse, ich bin die Tochter jenes Mannes,
dessen verruchter Machtspruch, dich, du Gott
des Lichts, dem Messer dieser Wilden preisgibt.
Er ist nicht mehr mein Vater, nein, und ich
bin nicht mehr seine Tochter.

Ormann: Rede fort,
du außerirdischer Klang in meinem Ohr.
Bewege weiter dich in meinem Auge,
du lichtes Nachbild eines Augenblicks,
des seligsten in meinem seligen Leben.

Pyrrha: So laß mich kurz sein, denn es drängt die Zeit.
Mein Vater war ein Schwächling. Darum auch
stieß ihn die Welt der weißen Menschen aus,
und deshalb haßt er sie bis diese Stunde.
Auch hier auf dieser Insel blieb er's, blieb
ein Weichling, der mit Träumen lebte: denn
nichts andres tat er, seit ihn Schicksalssturm
hierher verschlug. So kam es auch, daß sich
seiner der Hohepriester Oro ganz
bemächtigte: ein schlauer Wilder, der
ihn braucht, um seine Herrschaft zu befestigen.

Ormann: Bei Gott, hier kann kein Zweifel walten, nein,
du bist es, die den Lämmergeier traf
mit ihrem Pfeil. Die Jägerin bist du, die
schnellfüßige Hinde, die ich selber jagte.
So muß die Stirn der Göttin strahlen, so
ihr Auge Blitze schießen aus der Nähe,
so muß von schönem Scheitel niederfließen
die kühle Goldglut der Olympierin:
der Lockenstrom des Haars. Und solchen Hals
und solche selige Schultern muß er baden.

Pyrrha: Dich zu befreien komm' ich, dich zu retten.

Ormann: Ich bin befreit, ich bin gerettet, o!
Und welch ein wunderlicher Gaukler ist
das Schicksal. War nicht eben hier ein Grab
voll finstren Grausens? Und nun ist hier lauter Licht.
War hier nicht alles häßlich, dumpf und ekel,
und wirft mich nun der Schönheit Übermaß
ambrosischen Zaubers voll, nicht fast zu Boden?

Nicht soll dein Mund mich Schwächling heißen dürfen.
(Er ist mit einem Sprung bei ihr.)
So war ich stets. So bin ich jetzt noch! Was
den Glanz der Schönheit nicht verbergen konnte,
und stünden Cherubim mit bloßem Schwert
daneben, es zu schützen, nahm ich mir
noch stets mit kühner, kurz entschlossner Hand.
(Er faßt sie bei den Armen.)
Bist du auch Göttin, bleibst du doch ein Weib.
Den aber wollt' ich sehn, Mensch oder Gott,
der dich, du höchste Beute meines Lebens,
mir, eh mein letzter Lebenshauch die Brust
verließ, entreißen könnte. Herrlichste,
sieh, wie vergeht, wie schwindet deine Kraft!
Ja, ja, was, Stolz!? Was Scham!? Was Widerstand!?
Ich brenne, dürste, lechze! Qual nach dir
verzehrt mein Mark: Erlöserin, erlöse!

(Er reißt sie an sich. Sie hängt willenlos in seinem Arm. Mit wütenden Küssen bedeckt er sie. Volle Umarmung. Stille. Geräusche von Pauken und Zimbeln nähern sich jetzt.)

Pyrrha (erwacht, reißt sich los):
Sie kommen, o wir sind verloren! Rettung!
(Sie öffnet wie vorher die Kerkertür.)

Pyrrha: Dello und Amaru!

(Amaru springt hervor und stellen sich neben Ormann.)

Pyrrha: Zu spät! Zu spät!

(Oro erscheint durch den Haupteingang, an der Spitze von bewaffneten Eingeborenen.)

Oro: Ergreift den Tempelschänder, bindet ihn.

(Oros Befehl wird schnell ausgeführt, bevor Amaru sich ernsthaft zu wehren vermögen. Ormann bleibt frei, aber ebenso wie Pyrrha von Lanzenspitzen umstarrt.)

Oro: Nicht weiß ich, was sich hier begeben sollte,
Yakka, allein dich schützt dein heiliges Blut.
Auch was der Sonnensohn begeht, ist heilig.
Doch wisse: alte Satzung schreibt uns vor,
wenn Zeichen sprechen und die Zeichendeuter
sie dahin deuten, daß dem Sakrament
Behindrung etwa drohe durch Dämonen:
in solchem Fall das Opfer zu beschleunigen.

Ormann: Blutrünstiger, schmutziger Götzenpfaffe, schweig.

Vergeblich habt ihr eure Schlächtermesser
aus scharfem Feuerstein hervorgesucht
und deren keines ritzt mir nur die Haut.
Du Narr, nun fühl' ich fast den Gotteswind
im unsichtbaren Segel meines Schicksals,
sieh, er umspielt mich und ich lache, und
er füllt mit salziger Frische mir die Brust
und mit triumphhaft seliger Entzückung.

Oro: O, Tonatiu, du wirst dich opfern, wirst
des heiligen Messers Schnitt mit Augen sehn,
dein rauchend Herz in meiner Rechten pulsen . . .

Ormann: Du Narr, du Metzger! Deine freche Hand
dringt wohl in eines räudigen Hundes Brust
und hält ein räudiges Hundeherz gen Himmel,
damit sich Höllengeier daran sättigen.
Meins ist mit Panzern siebenfach geschützt,
und was ich jetzt von dir erwarte, und
mit Ungeduld erwarte, ahndevoll
im Vorgenusse tiefster Seligkeit,
es ist das Liebeswunder meines Lebens.
Wirf weg dein Messer, denn es ist dir nutzlos.
Sag' lieber, was du mir zu sagen hast,
denn sieh, ich weiß, du hast mir viel zu sagen.

Pyrrha: Nie wirst du diesen hier berühren! Nie Nie!

Oro (unsicher geworden):
Nicht dir gilt meine Antwort, Yakka, ihm nur.
Fremdling, du hast mich alten Mann geschmäht,
der seine Pflicht erfüllt vor Gott und Menschen.
Doch da du bist, was du nicht weißt, so bist du
sicher vor meinem Zorn. Und du hast recht
in einem: eine Offenbarung ist
dir noch beschieden, eh du stirbst: lies! lies!

Ormann (hat das gereichte Pergament verzückt und fast willenlos entgegen genommen).

(Er liest)

„Ormann, mein Sohn, die Schrift ist dir bekannt"
Die Schrift, die Schrift bekannt? bekannt? Nein, Vater!
„Du warst so hungrig nach dem Leben und
so durstig, daß es deiner Seele schien,
du könntest deinen Hunger nur dann stillen,
wenn auch mein Fleisch in deinem Mund, mein Blut

in deinem Becher wäre." – Vater, Vater,
nun reißest du das Herz mir aus der Brust
und hältst das zuckende gen Himmel und
gibst seine Schmach der offnen Sonne preis.
Hier steht: „Nun lebe, denn ich opfre mich
aus freiem Willen, gern und auch für dich"
Wo bist du, Vater? Niemals, lieber Vater,
O Abba, Abba! Vater, Vater, Vater! –
Erweise Ehrfurcht: Oro, meinem Bruder!
Er wird dich stützen und das Volk ist gut
und wird sich einer milden Herrschaft fügen.
Ich schreibe neue Offenbarungen
auf erzne Tafeln, wer sie findet, der
sei ihrer wert. Ormann, nun lebe wohl!
Pyrrha, leb wohl, und zeuget das Lebendige."
Vater! Wo ist mein Vater? Raum! Gebt Raum!
Der ist des Todes, der mich aufhält. Vater!
Habt Mitleid! Raum! Ich suche meinen Vater!
Vater! ich komme! Vater! Vater! Vater!

Fünfter Akt

Eine Gesteinswüste in großer Höhe des vulkanischen Berges. Man sieht seinen rauchenden Gipfel dahinter in ewigen Schnee gehüllt.

Prospero auf Tehura gestützt, steigt aufwärts.

Prospero: Hier laß uns rasten. Welch ein Anblick! Rings
der blaue Riesentrichter, dessen Rand
uns hoch umringt: es ist das Meer! Es sind
die Weltgewässer! Und wir sinken tiefer nur
in ihren Wasserkrater ein, so scheint's,
je mehr wir steigen. Wolltest du uns nicht
bis an das Himmelsdach erheben, Glutberg?
Nun schrumpfst du ein zur Warze? Nein! Blick unter dich,
Tehura, wie gewaltig ragt der Berg
nun wiederum, wie mächtig lastet er,
wie übermächtig auf dem armen Eiland,
das den Kolossen wie durch Zauber hält,
über die Flut. Nun weiter, weiter aufwärts.

Tehura: Du wolltest rasten. Raste, laß uns hier
das wenige genießen, das ich mitnahm.

Prospero: Dein Rat ist gut, gewiß, ich folge dir.

(Er nimmt auf einem Basaltblock Platz. Tehura holt mitgebrachtes Brot und Früchte hervor, auch eine goldene Schale und Wein.)

Rast. Laß uns rasten, sagtest du. Die Rast
die letzte vor der letzten Rast! Ist's wirklich
die letzte vor der letzten? Niemand weiß es.

Tehura: So nannte seinen größten Herrscher einst
das Volk, dem ich entstamme: „Niemand weiß es".
Dies heißt in unserer Sprache „Indipohdi".

Prospero: Und warum nannten sie ihn so?

Tehura: Nicht nur
weil er dies Wort oft aussprach.

Prospero: Tat er das?

Tehura: Er tat es.

Prospero: War er denn ein Zweifler?

Tehura: Nein,
Nichtwissen heißt nicht: zweifeln.

Prospero: Also stieß
er mit dem Finger nur an jenes Nichts,
das alles ist?

Tehura: Er kam aus jenem Nichts,
und ist lebendigen Leibs dorthin entschwunden.
Es hieß: wo kommt er her? wo ging er hin?
Auch deshalb, weil es niemand sagen konnte,
gab ihm die Welt den Namen Indipohdi.

Prospero: Die Welt?

Tehura: Mein Volk beherrschte einst die Welt. –

Prospero: Ich weiß von deinem König Indipohdi.
Dank, daß du seinen heiligen Schatten mir
durch den geliebten Zauber deiner Worte
hervorrufst. Bin ich selbst am Ende doch
ein später Enkel Indipohdis, bin
ein Indipohdi, der das heilige Wort
frommgläubig zu bewahren weiß.

Tehura: Er war
voll Traurigkeit.

Prospero: Voll jener Traurigkeit,
die, wie der Kelch des Lotos, aus dem Schoß
des seligdunkeln, unbewegten Sees
zur Sonne schwillt. Er steigt aus Wonnen, saugt
die Wehmut des Vergehns aus seligstem
Genusse des Entstehns. Der braucht nicht sterben,

weil er nie lebte, den die Gottheit nie
der heiligen Träne Indipohdis wert hielt.

Tehura (singt guttural):

Kommt in die Gräberhallen, kommt mit mir.
In meiner Ahnen Königsgräber kommt.
Ihr findet Urnen, in den Urnen Staub.
König Topiltzin, Friedefürst! Wo bist du?
Ein hohler Stein, der eure Asche birgt,
trägt eure Namen. Euer Atem: wo?
Wo eure Stimme, der die Völker bebten?
Wo eure Völker selbst, wo sind sie? O!
Nezalcoyozin, du mächtigster
Monarch! Du bautest für die Ewigkeit
Paläste, Gärten, Katarakte. Du
formtest, wie Gott, durch einen Wink, was in der Luft,
was auf der Erde, in der Erde lebt
und was im Wasser ist, aus Gold und Stein,
Fisch, Vogel, Mensch und jegliches Getier.
In deinen Gärten ruhten Löwen aus
Gestein. Es sprühten Tiger Wasser und
Feuer aus gleichem Rachen. Sag, wo sind
nun die Werkleute hingekommen, die
wie Heere unabsehbar morgens sich
ans Werk begaben? Wohin sind sie? Und
wohin, was sie geschaffen? Wo dein Land,
wo die Gesetze, die du gabest, die
niemand im Volk zu übertreten wagte?
Dein Richterstuhl hieß „Gottes Richterstuhl".
Wo sind die, die du jetzt noch richten darfst,
und wo, wo bist du, königlicher Richter?

(Am hohen Meereshorizonte erscheint die Sonne wie eine umgestülpte Purpurschale.)

Prospero (hat sich erhoben und steht feierlich und ganz von der aufgehenden Sonne glühend):

War ich ein König je, heut bin ich's nicht mehr.
Nicht einmal soviel, als Erinnerung
an das, was war, von meinem Königtum
enthält. Und war ich je ein Richter, heut
ist kein Gedanke mehr in mir, der auch
nur einen anderen Gedanken richtet.
Saß ich im Webstuhl meines Geistes, als

kunstreicher Weber von des Lebens Spulen
mit blutiger Hand die Fäden zu verweben,
heut web ich nicht mehr. Und ich werfe ab
den selbstgewobenen Mantel meiner Seele
wie diesen Mantel, der sein äußres Bild ist.
Ihn hebe auf, ihn trage, wer da mag.
Es ist ein Mantel voll Magie: gewiß
ich war ein Magier. Er enthält
in magischer Gegenwart mein ganzes Schicksal,
und wer ihn umnimmt, kennt es, trägt's wie ich.
Doch er enthält noch mehr: ich schuf die Welt,
in der ich lebte, und er gibt davon
vollgültiges Zeugnis. Er beschreibt die Tat
der Schöpfung, also auch des Schöpfers Tat.
Was ich geschaffen, als der Demiurg,
das trug ich schwebend mit mir im Bewußtsein:
Und davon spricht der Mantel und er sagt,
wie ich selbst mitten inne stand im All,
in dem ich schaffend jeden Augenblick
mit neuen Räumen, neuen Welten mich
umgab, unendlich die Unendlichkeit
gestaltend, neugestaltend, umgestaltend. Was
ich sehe, fühle, schmecke, alles was
ich höre, rieche, denke — schuf ich. Da ist nichts,
was kocht und grollt im Innren dieses Berges,
was flügelbrausend aus den Lüften schießt,
was schlägt, und was den Schlag empfängt,
was reißt, und was gerissen wird, der Wolf
das Lamm — nichts ist im Drama dieser Welt,
worin ich mich nicht selbst erlitt und selbst
genoß. Furchtbarer Urkampf, den ich so
qualvoll gebar, in Lieb und Haß. Und jetzt
fällt diese mächtige Schöpfung von mir ab
und ich verlasse sie als Liebender,
der seine wirre Schöpferhand beweint.
Ich bin kein Magier mehr, bin losgelöst
vom Leidenswirken, vom erwirkten Leiden.
Doch aber fürcht' ich, daß ich noch ein Mensch bin.

Tehura (wirft sich anbetend nieder):
Kein Mensch, du bist es selbst, die Gottheit bist du!
Der Weinende im Sonnenball! O du

Verklärter, nun verschwebe nicht. Ich war
dir Weib und demutsvolle Dienerin,
nimm mich empor mit dir in deinen Strahlen.
Sonst rufe deinen Blitz: er töte mich.

Prospero: Ich bin kein König mehr, noch Richter, noch
ein Magier, der, Trug und Wahrheit mengend,
sich halbe Gottheit anmaßt. Nur ein Mensch
blieb ich. Und sieh, Tehura, er, der Mensch,
der sich von seinem Muttergrunde loslöst,
um seine Todeshöhe zu ersteigen,
hat nur noch Macht zu leiden, nicht zu tun. –
Und nun kehr um. Die Strecke Weges, die
von hier beginnt, ist nur für einen: mich.

Tehura: Dies sei. Dein Weg und deine Bahn ist dein.
Nicht hab ich Feuerflügel, deinen gleich,
mich in die Überwelt hinaufzuschrauben.
Doch durch das Tor des Todes schreit ich mit dir.
Du nanntest mich zuweilen deine Seele.
Ich bin's soweit als du mir Leben gibst,
nicht mehr. Und soweit ist mein armer Geist
in deinem wissend, doch vornehmlich hier
mein Herz. Und so spricht nun mein Herz. Es spricht
zu deinem, daß ihm deines Antwort gebe.
Bist du ganz fertig, aus der Welt zu scheiden?

Prospero: Dort oben raucht der Altar, und ich bin
das Opfer. Schlecht bereitet wäre ich,
wollt' ich's verzögern, weil mich dies und das
hoffend noch hielte hier im Zeitlichen.
Wo Hoffnung ist, ist Furcht. Ich hoffe nichts mehr
und fürchte nichts mehr.

Tehura: Glaube mir, er kommt.
Mein Herz, das deines ist, weiß, daß er kommt.
Ich höre deines Sohnes Stimme schon,
nicht mit dem Ohre zwar, doch mit der Seele.
Ich höre, wie er Vater, Vater schreit,
das Echo aller Felsentäler weckend.
So grausam wirst du gegen dich und ihn,
Allgütiger, nicht sein. Du willst ihn nicht
zertreten durch die Großmut deiner Seele.
Du warst ihm tot. Du richtest dich vor ihm,
der nach dem Wahnbild goldner Inseln jagt,

als Vater unerkannt empor, als Richter.
Er wird zum Tod geführt, steht vor dem Blutblock,
und nun bricht diese Glorie auf ihn ein,
wie in ein blindgebornes Auge sich
das Licht von tausend Sonnen einen Weg bahnt.
Es sieht und wird zum zweiten Male blind,
und nun erst wirklich, nun erst wahrhaft. O
Arzt, sei noch einmal Arzt und Magus, Magus! –
(Sie legt ihm den Zaubermantel wieder um.)
Verhindre das, erhalt ihn sehend, wenn
er anders leben muß. Bleib nur noch Mensch,
bis er zu deinen Füßen einmal noch
zerknirscht gelegen, Selbstverdammung stammelnd,
dich abgetastet mit verzweifelten,
ungläubig-gläubigen, glückseligen Händen
als den Verlorenen und Gefundenen – bleib
so lange, bis dein Liebling einmal noch,
die ganze Wonne der Versöhnung fühlend,
an deiner Brust sich ausgeweint.

Prospero: Tehura,
Dein Wort ist stark, doch macht es mich nicht schwach,
und weh mir, wär es anders!

Ormann (unsichtbar rufend):
Vater!

Tehura: Es
war Ormanns, deines Sohnes, Stimme.

Prospero: Täuschung.

Ormann (wie vorher):
Wo bist du, Vater? Vater! Ormann bin ich,
bin dein mißratner, dein verfluchter Sohn.

Prospero: In diesem Laut liegt etwas, das mich festbannt.

Ormann (wie vorher):
Vater, ich hetze dich nun nicht mehr wie
ein Wild. Ich liege jetzt auf deiner Spur
wie ein Verdammter auf der Spur des Heilands.
Ich hasse mich! Und mein verfluchter Leichnam,
der mit mir rennt und mit mir steigt, er ist
mir nichts, als eine ekelhafte Last.

Prospero: O Blendwerk, warum lockt' ich diesen rasenden
Schatten mir nach in meine letzte Stunde?
Gemarterter, zerquälter Schatten, bleib!

Das ist die Schmerzenszeugung dieser Welt,
die tausendarmige, die einmal noch
greift nach dem fast schon Freien und versucht,
ihn in des Lebens Netze zu verwickeln,
das heißt, ins Netz der Täuschung und des Elends.
Tehura, laß uns höher steigen, komm.

(Prospero steigt den Berg weiter hinan und verschwindet. Tehura behält ihn im Auge, folgt ihm aber nicht. Im Sprung erscheint Pyrrha auf einer nahen Felsstufe.)

Pyrrha: Ah, du bist da.

Tehura: Noch bin ich da: du sagst es
Doch weshalb bist du hier? Wen suchest du?

Pyrrha: Ich kann nur noch auf Erden einen suchen,
den Leuchtenden, mit Feuermilch gesäugt,
der dem entsprungnen Sonnenrosse gleich,
die heilige Glutbahn seines Lebens hinstürmt,
und der, wenn er erkaltet und verlischt,
mich kalt und tot zurückläßt.

Tehura: Und wer ist das?

Pyrrha: Gleichviel, wer dieser ist und was er ist.
Ob ihn die Hölle ausgeworfen, oder
derselbe Mutterschoß, dem ich entsprang.
Gleichviel, ob er die Mutter mordete,
den Vater wie ein Räuber überfiel,
ihn in Verbannung und ins Elend hetzte,
und mich mit ihm. Gleichviel! Was tut's? Dies ist
Werk der Dämonen, die den Abgrund und
die Lüfte und die Himmel überfüllen.
Und wär es nicht so, hätte seine Hand
den Schlag geführt, den sie zu führen dachte,
und seinen Vater blutend hingestreckt
zu andren Toten auf die rieselnde
Blutstraße seiner sehend-blinden Bahn,
zujauchzen müßt' ich ihm, wenn ich ihn sähe.
Er fluche Gott, so fluch ich Gott. Er winke,
Und jede Untat, die er je beging,
begeh' ich, ohne nur mich zu besinnen.
Er machte mich zum Werkzeug seiner Lust,
Blutschande noch zu andren Freveln häufend,
und nicht beneid' ich mehr, was alle Himmel
an Wonnen ihren Göttern ausgeteilt.

Ormann (wie vorher):
Vater, wo bist du? Vater! Vater! Vater!
Gib Antwort dem Verdammten. Deinem Sohn!

Tehura: Yakka, du bist nicht auf dem gleichen Weg,
du hörst, den jener schreitet, dem du nachjagst.

Pyrrha: War das nicht seine Stimme? Ormann, Ormann!
Der Vater soll ihn mir nicht rauben, nein,
mit seiner Zauberei und tückischen Großmut.

(Pyrrha springt vom Felsen und verschwindet. Man hört bald näher, bald ferner „Ormann, Ormann" und dagegen „Vater, Vater" rufen. Plötzlich erscheint Ormann.)

Ormann (bemerkt Tehura):
Wo ist er?

Tehura: Wer?

Ormann: Er, den ich suche: Er!

Tehura: Wie kann ich wissen, wen du suchest, Fremdling?

Ormann: Nicht so, du Dunkle, die ein Gott mir sendet,
du Mütterliche, sprich nicht so zu mir,
du siehst, ich bin zerstört, ich bin vernichtet.

Tehura: Steh auf. Du suchst den Wundertäter, suchst
den Priesterkönig und den Vater. Der
dich einst am Busen hielt als höchstes Kleinod,
Herzschlag an Herzschlag, dem du selber dann
ganz fremd dich machtest und ganz ferne stelltest.
In des verschmähte Nähe drängst du nun
im Schmerzenssturme einer Einsicht, die
dir seine weise Führung offenbart.

Ormann: O du, verschließe nicht dein Ohr. Was ich
den Farnen zugeschrien, den Felsenwänden
und allen tauben Schlacken dieses Glutbergs:
Du darfst nicht taub sein, mußt es hören. Ach
mein Leben war ein Leiden, seit ich es
von seinem riß. Das Feuer meines Bluts
wollte nicht Zaum noch Zügel dulden und
in Zaum und Zügel hielt der Vater mich.
Ich wollte zu des Vaters Füßen knien,
am Hals der Mutter weinen, doch sie waren —
der Vater wie die Mutter — längst vertrieben.
O du, wenn er noch lebt, so zeig ihn mir:
der mir es nun gewiesen, wer er ist,
er möge nun auch sehen, wer ich bin!

Wisse, nicht durch das Zaubernetz der Vorsehung
allein kam ich ihm nah. Ich bin ihm nah,
auch wenn ich ihn nie leiblich wiedersehe.
Ich wuchs an den Erhabenen heran,
und wenn ich rase gegen mich, so ist's
aus Reue nicht so sehr, als deshalb, weil
die sehnsuchtsheiße Irrfahrt meines Lebens
vor überseliger Erfüllung steht,
und doch dies Übermaß erhabensten
Versöhnungsausgleichs, dieses mächtigste
Wunder, vom Fallen eines Blattes abhängt.
Er soll es sehen, wer ich bin. Daß ich
sein Sohn und seiner würdig bin. Er soll
wissen, daß seines Herzens blutende
Sonne mir sichtbar ist, daß sie mir strahlt,
mich ganz durchläutert und von Schlacken rein glüht.
Er soll mich sehn als den, der nie sein Feind war,
reif und bereit wie er, den letzten Weg
gelassen neben ihm ins Nichts zu gehn.

(Höher in den Felsen ist Prospero erschienen. Der Mantel wallt von seinen Schultern. In der Hand hält er eine Bettlerschale, aus der eine blaue Flamme lodert. Er ist von der aufgehenden Sonne beleuchtet.)

Prospero (gegen die Sonne):

Titan! Titan! Du schleppst zum letztenmal
die Welt von Licht, die Welt voll Glut herauf
in deines Schöpfers Seele. Brausend fegt
die Feuersturmflut über alle Gipfel
und stürzt ein Tönemeer in alle Tiefen.
Du stärkster Dienstmann meines Zaubersaals,
du unverbrüchlich Treuer, wie ich dich
jetzt grüße, Herrlicher, so entlaß ich dich.
Gewiß, ich war ein Meister der Magie,
ein Zauberer, doch eine andre Hand
wob unsichtbar an meinen Zaubern mit,
und ich ward ihr ein freier Höriger.
Des Weberschiffleins Schnur zog meine Hand,
allein in meiner wirkte jene andre
und trieb das Werk der Schöpfung vorwärts, die
im Tod entsteht und im Entstehen stirbt.
Noch einmal in dem heiligen Augenblick
des Abschieds, wo der mächtige Webstuhl noch

dröhnt und mein Werk erschafft, was doch nicht mein ist,
grüß ich dich, furchtbar-wundervolle Welt
des Zaubers und der Täuschung. Du gebierst
millionenfachen Fluch, wie Blumen auf
glückseligen Wiesen, und ich habe sie
jauchzend gepflückt und jubelnd mich gewälzt
im Schmerzenstau, im Todesduft der Gräser.
Und als mein immer wachsendes Geweb
mich enger stets umstrickte und Gestalt,
unzähliger Form, mich, der sie schuf, umdrang,
da würgte mich mein eigner Zauber, drang
mein Volk von Schatten grausam auf mich ein
und legte mich, den Schöpfer, in die Folter.
Ich schlage um mich. Kampf, noch immer Kampf,
als habe ein Wutbiß diese Welt gezeugt,
und diese blutige Riesenmühle, Schöpfung,
die grausam mörderisch die Frucht zermalmt.
Nein, nein, es ist nicht wahr. Nichts ist hier Täuschung,
denn Blut ist Blut und Brot ist Brot und Mord
ist Mord. Sind alle diese Rachen,
die Mitgeschöpfe gen einander gähnen,
womit dies blinde Leben schrecklich prunkt,
Täuschung? Zerstückt des Haies Kiefer nicht
des Menschen Leib? Ist nicht des Tigers Hunger
qualvoller Haß und Mordsucht, und zerreißt
er nicht Lebendiges und schlingt sein Fleisch?
Ward eine Kreatur in diese Welt
hinein geboren ohne Waffe und
die Mutter, die in Furcht und Grau'n gebiert,
gebiert sie Furcht und Grauen nicht im Kinde? –
Das ist nicht Täuschung, nein, es ist so, und
so wäre denn dies Täuschung, daß die Welt
nur meines Zaubers Täuschung war: und dies
ist Wahnwitz! – Nein! Zwei Augen leuchten mir
im Nebel. O, Tehura! Und es dringt
wie leise Sphärenklänge auf mich ein,
vom Stern der Liebe. Nah ist die Versöhnung.
O reine Priesterin, nimm weg die Welt,
und schenke mir das Nichts, das mir gebührt.
Ich fühle dich, ich sinke in dich! Nichts!
(Alles ist im Nebel verschwunden.)

Republik

von Alfred Döblin

Der Berliner Kliniker von Leyden hatte eine gewisse prächtige Art und liebte es besonders mit zunehmendem Alter, sich unter großem Gefolge durch seine Krankensäle in die Vorträge zu bewegen. Er war es gewohnt, daß jüngere Herren aus dem Gefolge ihm voransprangen, Ruhe geboten, die Türen aufrissen. Einmal ging er nach dem pathologischen Institut herüber, um einer Sektion beizuwohnen. Während der langen Diskussion mit Virchow über den Fall verlief sich Leydens Gefolge, Virchow wusch und verabschiedete sich und Leyden sah sich bewogen, davon zu gehen.

Da war aber eine Tür. Die Tür war zu. Oder nur ganz wenig geöffnet. Spontan ging sie nicht weiter auf. Der Geheimrat, die Hände auf dem Rücken, musterte die Tür. Er richtete zornsprühende Blicke gegen die Klinke; sie reagierte nicht. Er nestelte an seinem Rock, trat unruhig von einem Bein auf das andere, ging in den Raum zurück. Der Leichendiener, der die Leiche eben zunähte, verstand wohl, was er wollte, aber er verkrümelte sich auch. Leyden war gefangen. Eine halbe Stunde soll er zwischen den Tischen und der Tür herumgeirrt sein. Er rief nicht. Bis der Diener zufällig von außen mit einem neuen Transport hereinkam. Da drückte sich Leyden völlig erschüttert an ihm vorbei und geriet unten in sein ehrfurchtsvoll wartendes, keine Miene verziehendes Gefolge.

Das Lachen vergeht einem, wenn man an Deutschland denkt. Sie haben es nicht gewollt. Würden es nicht wollen, wenn man sie heute danach fragte. Sie speien und geifern gegen die halboffene Tür. In Verwirrung, Selbstbehinderung, unter gekreuzten Instinkten stehen sie da und grimmen. Es fehlt die klare Stimme, die ihre Hand bewegt, und auf die Klinke legt. Ihr Herz reißt sich nicht los von anderen Dingen. Es kann sein, daß sie sich in naher Zeit zu entscheiden haben über wichtigste Fragen, aber sie sind noch nicht so weit, um ein Examen zu ertragen.

Man konnte, als das alte Regime abgedankt wurde, die kaiserlichen Fahnen vom Schloß heruntergeholt waren, denken: die jahrzehntelange Abstinenz hat die Begierde zu Selbständigkeit aufs Höchste getrieben. Die Abscheu vor dem junkerlichen Gewaltregime war weit verbreitet; mit Widerwillen hatten große Massen auf das sogenannte politische Leben geblickt. Und als die kaiserlichen Fahnen vom Schloß heruntergeholt waren, da zeigte sich etwas Kurioses. Die Parteien sprangen an die Stelle der Junker, ahmten das alte Getriebe bis in Details nach! Sie

trieben den Teufel mit Beelzebub aus; um das Chaos zu verhindern, beließ man alles und schonte. Man wollte gesunden, wie man sich sehr heiter und selbstschmeichlerisch ausdrückte. Die Verselbständigung war vertagt. Man konnte sie vorläufig als Verfassung zu Papier machen. Mit Geist wäre alles mit der Zeit zu bändigen und zu lenken. Den Geist sucht man; es blieb bei Parteien.

Wo die glänzende Klique der Dynasten gesessen hat, hüpfen die Fraktionsmänner und verkünden uns: sie seien die Vertreter, die wahren Vertreter des Volkes. Man kann sie ansehen und für sich seufzen: wie kommen wir weiter, was ist mit euch geholfen. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß mit dieser Art Demokratie wenig zu leisten ist. Sonst ist sie Sand in den Augen, ein Schein, der zweckmäßig ist bei Wohlstand eines Volkes, äußerer und innerer Ruhe. Jetzt hilft der Schein nicht mehr; ohne Befreiung der bisher Regierten, ohne ihre wirkliche Mitarbeit und ihren Zusammenschluß ist nichts Dauerndes und Notwendiges zu erreichen. Jetzt müssen die Kräfte des Volkes selbst herangeholt werden. Die wirklichen Kräfte, nicht die, die man vorgibt zu haben und zu kennen, weil man ihre Stimmzettel sammelt. Es kommt auf Herausbildung der elementaren Triebkräfte des Volkes, auf ihre reale Formung an.

Wenn die alte Erziehung und Regierung autoritär war, mit Drohung und Stock und Gewehr arbeitete, so ist die neue schonend, sehr, sehr klug. Sie nützt die natürlichen Kräfte aus und bedient sich ihrer für ihre Zwecke. Ist wie ein sehr geschickter Feldherr, der gar keine anderen Prinzipien hat, als sich bescheiden und höchst schlau den Ereignissen anzupassen und alles für sich spielen zu lassen. Will vom Volk nichts, als was es ist und hat.

Was ist bis jetzt geschehen, Menschen aufzuziehen, die wie der Dichter sagt, „aus der freien Luft kommen rauh, sonnig frisch, saftvoll, die ihren eigenen Gang gehen aufrecht, mit Freiheit und Willen einherschreiten, führend, nicht folgend, die voll nie geduckter Kühnheit, die, deren Fleisch süß und lustvoll ist, rein von Makel, die, welche gleichmütig in die Gesichter von Präsidenten und Herrschern blicken, wie um zu sagen: wer bist du? Männer voll irdischer Leidenschaft, einfach, nie bezwungen, nie gehorsam, Männer aus Inneramerika."

Die Parteien sind da und — passen sich an. Sehr geschickt. Sie lassen die Wasser auf — ihre Mühlen laufen! Sie pressen „Stimmen" aus dem Volk.

Sie sind nicht ehrlich; wissen ganz und gar nichts von Patriotismus. Eine Partei erhält im östlichen Grenzgebiet Stimmenzuwachs, welcher besagt, wir wollen bei Deutschland bleiben; sie macht daraus: Monarchie und Reaktion. Hunderttausende in Stadt und Land votieren für Demokratie; eine Partei macht daraus Stützung des Manchestertums.

Die Parteibildungen sind das Nessushemd der Freiheit. Sie kleben am Volk ebenso schmerzlich fest wie Dynastien. Wird nicht zur Auflösung der Parteien geschritten und Begrenzung ihres Arbeitsgebiets, so ist keine Möglichkeit zur Entfaltung republikanischer und freiheitlicher Grundsätze gegeben. Künstlich wird durch diese rohen und blinden Gebilde der Eigenwuchs des Volkslebens gehindert. Wir haben in dem gegenwärtigen Parlamentarismus eine nicht weniger unleidliche Obrigkeit als die frühere, die sich auf Eroberung, Erblichkeit, Gottesgnadentum stützte; diese aber auf planmäßige sanktionierte Täuschungen. Durch sein Vorhandensein wirkt der gegenwärtige Parlamentarismus viel schlimmer auf die Selbstgliederung des Volkes als die Dynastien, weil er sich als die Erfüllung der Selbstgliederung ausgibt.

Ebenso unerträglich als Gewalt ist ideelles Blenden. Tyrannen sind Tiere, die nur zerstören können.

Ein einziger Blick auf das Vorgehen der Parteien zeigt, daß sie die Entwicklung des Volkes nicht fördern wollen. Ihre Macht erwächst aus Wahlen. Zu diesen wird wochenlang in Zeitungen und Versammlungen geschürt. Die Massen werden, wie man sagt, in Fluß gebracht, das heißt in Erregung versetzt. Erregung, Leidenschaft ist der Zustand, in dem die Massen des Volkes zu den öffentlichen Dingen Stellung nehmen sollen. Es ist Aufgabe der Wahlagitation, möglichst viele Menschen zu Dingen heranzuziehen, mit denen sie sich nie befaßt haben. Und es kommt ihnen gerade auf diejenigen Menschen an bei ihrer Agitation, die sich nicht mit öffentlichen Dingen befaßt haben. Denn dies ist das Wesentliche: der Mehrzahl aller Wähler sind die Dinge, um die es sich dreht, fremd und viel zu hoch. Sie sitzen in den Versammlungen wie Schüler, und zum Schluß fordert der Lehrer den Schüler auf, er solle ein Urteil über die Dinge fällen, die er eben gehört hat. Der Lehrer aber kennt die Situation und legt es aufs Übertölpeln an. Zur Erzeugung des nötigen rauschartigen Zustandes, der durchaus von dem gewöhnlichen naturgemäßen des Wählers abweicht, werden ungeheure Summen von interessierten Kliquen ausgegeben. Es werden von dem Geld Agitatoren, Verfasser von Flugblättern, bezahlt. Massenhaft Flugblätter werden verteilt, in denen die tollsten Dinge versprochen werden. Plakate werden an die Säulen und Häuser geklebt. Beteiligte Personen, Lehrer, Geistliche, geistig Überlegene locken persönlich die Apathischen an. Wer die größte Geschicklichkeit in diesem Kampf hat, neben dem meisten Geld, hat die größte Chance zu siegen, und dies heißt die meisten Stimmen auf seine Partei zu vereinigen und dadurch vortäuschen, den Volkswillen auszudrücken. Flugzeuge und Automobile

beschwert man mit Hetzschriften und stürzt sie über die Menschen. Das Wichtigste zur Erregung und Betäubung sind die Schlagworte, affektbeladene, undeutliche, schillernde Worte und Begriffe, die lockend auf die denkungewohnten Gehirne wirken und die Menschen verführen, die mit der Materie nicht vertraut sind.

Man brauchte wirklich nicht über Demokratie zu debattieren, wenn sie dies sein soll: durch Parteiwettlauf ein Gottesurteil über den Volkswillen herbeizuführen. Wären nicht Bürokratie und die Facheinrichtungen stabil, so würde sich solche Demokratie mit einer einzigen Wahl den Hals abschneiden und das Land ruinieren.

Der grobe Effekt dieser freiheitlichen Methode ist: die Parteimassen flottieren. Die Enttäuschung der Novembersozialisten und Demokraten machen sich alle Parteien zugut. Sie werden Sammelbecken und schreien Triumph über ihr — Wachstum! Ja, sie sagen, die Schwachköpfe, Wachstum!

Republik heißt Freiheit, und in diesem Augenblick Anleitung zur Freiheit.

Man verlange vom Volk nicht mehr als es ist. Sie leben und wirken und sind jedem dankbar, der ihnen ehrlich in ihrer Art hilft. Man sagt, man dürfe sie nicht fortwursteln lassen. Das ist ein schlechter Ausdruck für das, was ist. Man muß unterscheiden zwischen dem, was nötig ist für die Öffentlichkeit und was nicht. Wofür der Staat das Gefäß ist und wofür nicht. Nur eine gewisse Anzahl von Fragen kann der Prüfung der Öffentlichkeit unterliegen. Es muß auf Lockerung des Staatsgefüges gehen, wenn man auf Freiheit dringt. Es kommt auf den Staat nur so weit an, als er den Menschen fördert. Man mißbraucht die Menschen.

Hier hat der Rätegedanken angeklungen.

Wenn die revolutionäre Bewegung der letzten Jahre etwas von wahrhaft demokratischem Charakter hervorgebracht hat, so den Rätegedanken. Rascher als die Parteiführer haben ihn die Massen aufgegriffen. Es ist charakteristisch für den Prozeß, in dem wir stehen, daß Schreie nach Führern und Ideen laut werden und sich überall ein heftiges Mißtrauen auf Führer regt. Räte: das ist die Selbsthilfe der Massen gegen die autokratischen und dazu fremden Behörden. Räte soll sein Geist von ihrem Geist, ihr Bedürfnis, ihre Lebendigkeit... Es spricht sich hier aus die Abneigung gegen die bisherige aussichtslose Art des Öffentlichkeitsbetriebes. Ein Gebot der Reinlichkeit ist das Einrichten von Räten, wie auch die Parteicliquen, nämlich die gefährdeten Interessenten und bisherigen Drahtzieher, sich dagegen sträuben. Es gibt hier bisher nur einen hoffnungsvollen Ausgangspunkt, und schon liegt manches im

Argen. Die Räte selber, o Tücke und Widersinn, erliegen der ideologischen Betäubung und unterwerfen sich irgendwelchen Parteien. So beißt sich die Katze in den Schwanz. Sie werden es merken, daß sie sich damit inaktivieren. Es fällt kein Meister vom Himmel. Noch ringen sie mit der Hydra der Parteien.

Das Ökonomische wird umtobt. Nationalismus, monarchische Kundgebungen, Antisemitismus beweisen, daß es noch etwas anderes gibt. Es ist fatal, daß viele es erst von hier aus erfahren. Das Phänomen Zentrum, alle wirtschaftlichen Schattierungen umfassend und nach Willkür ausspielend, ist lehrreich; die Materialisten werden wie Granit darauf beißen und von den jüngsten Idealisten und Märtyrern und den ältesten Gläubigen dieselbe Antwort erhalten, daß das Wirtschaftliche nur eine einzelne Äußerungsform und nur ein Symbol für etwas anderes Wichtigeres ist.

Ohne Gedanken und Produktivität für das Wirtschaftliche war die jetzt gestürzte Rechte. Aber ihre Anhänger haben jahrzehntelang Zeit gehabt, Ideelles zum Blühen zu bringen, Imperium, Krone und Altar, germanische Rasse, Sedan. Wir haben diese Ideen an uns anprallen lassen und unter ihrer Leere gestöhnt. Die anderen Klassen und Parteien fanden nicht Zeit für Ähnliches. Bis auf die starke Partei der Klassenkämpfe, die sich im ethischen Sozialismus die große Idee geboren hat, die jetzt bezwingend durch Europa und Amerika geht. Diese Idee der staatlichen Gemeinschaft und des menschlichen Zusammenhangs, die absolut unwiderstehlich ist. Es gibt in dieser Epoche keine Individualisten, selbst Nietzsche denkt für die Menschheit.

Die freie Staatsform, in diesem Augenblick und bei uns nur die Republik, ist die Voraussetzung zur Entwicklung eines Gemeinschaftsgebildes.

Hat man irgendwo in Deutschland die Fahne der neuen Republik durch die Straße führen sehen, bejubelt von Menschenmassen? Den Jahrestag der Republik, wer hat ihn gefeiert? Aber in einer führenden demokratischen Zeitung stand die höhnische Bemerkung, als eine Gemeindeverwaltung dynastische Straßennamen beseitigen wollte: ob denn das parlamentarische System bei jedem Wechsel dahin führen sollte, die Straßennamen zu ändern. Man hat die zahllose Menge kaiserlicher Bildsäulen in öffentlichen Anlagen nicht als beleidigend empfunden; das neue republikanische Gefühl redet hier von „Äußerlichkeiten" und von „Konzilianz" gegen das frühere Verdiente. Für die neue Wehrmacht werden Leitsätze herausgegeben; kein stolzes Wort, kein Feiern der errungenen Freiheit: „voll heiliger Liebe zum Vaterlande muß jedes Mitglied der Wehrmacht ein Beispiel echten deutschen Geistes geben, allzeit

treu bereit, Opfer zu bringen für das Vaterland." Der Stil der alten und neuen Zeit. Im übrigen halten die opferbereiten Republikaner nur mit außergewöhnlich hohen Lohnsätzen bei der Stange.

Die wohlwollende Milde, die man den Monarchisten angedeihen läßt, kommt nicht aus der großen Sicherheit und Selbstverständlichkeit. Kein Glauben ist im herrschenden Bürgertum. Die Milde ist nichts anderes als ein Symptom der Lauheit. So weit geht diese „Demokratie", daß sie auf Gleichgültigkeit hinausläuft. Im Athen des Perikles gab es ein Gesetz, nach dem jeder Athener schwören mußte: „Ich will, soweit es in meiner Macht steht, mit eigener Hand jeden töten, der nach der Alleinherrschaft strebt oder den Tyrannen beisteht."

Erinnert euch der Zeit des wilhelminischen Regimes. Nicht des fabelhaften Aufschwungs, an dem die Dynastie nicht schuld war. Erinnert euch der Siegesallee. Des Prunks der Auffahrten. Der byzantinischen Hohlheit und Verlogenheit der Aufführung und theatralischen Paraden. Der volksfeindlichen Exklusivität. Der vaterlandslosen Gesellen. Des konservativen Terrorismus im Preußenhaus. Der Suveränität des junkerlichen Landrats. Der Farce des Reichstages. Der besonderen Farce des einstmaligen schwarz-blauen Blocks. Der Götzendienerei vor dem Offizier. Der Erbärmlichkeit der Agadirpolitik. Der Abneigung, sich über Gebietszuwachs zu verständigen und den Geist zu bemühen. Der zunehmenden Atrophie des Bürgertums, das in Verdiener, Speichellecker, Apathische und Mißvergnügte zerfiel.

Die brütende Luft dieses Kaiserreichs von Geldraffern, in der von Zeit zu Zeit Säbelrasseln und Walzermusik erscholl. Diese Gräßlichkeit, in die sogar die Arbeitermassen hineinbezogen wurden.

Und dann Niederbruch der schamlosen entwürdigenden Vorrechte. Zurückstoßen der Tyrannenkaste. Haben wir nicht Grund, uns zu freuen, und willens zu sein und es auszusprechen, dies nicht mehr zu lassen.

Wirtschaftliche Reform ist etwas, aber was ist sie gegen dies: frei atmen zu können, sich nicht verachten zu lassen und nicht dulden zu brauchen, daß Gewalt Herzensleere unser tägliches Leben Krieg und Frieden, Gesetze und Gerichte maßgebend bestimmt.

Ein totes Haupt haben wir gestürzt. Unser Leben wagt sich hervor. Republik: haben wir keinen Grund, uns zu freuen und willens zu sein, davon nicht zu lassen?

Mit der agrarischen Junkerschaft ist in Deutschland ein Atavismus beseitigt worden. In dem Moment, wo das längst aktionsreife Bürgertum erscheint, ist es auch schon glaubenlos und überlebt. Es hat seine Zeit verstreichen lassen.

Robert Michels sagt: „Das deutsche Bürgertum hat durch sein Bündnis mit dem Adel auf die eigene Emanzipation verzichtet, um die Emanzipation der Arbeiterklasse aufhalten zu können und sich auf dem Weltmarkt zu bereichern; es hat sich mit dem Adel geteilt: die Bourgeoisie organisiert die Weltwirtschaft, der Grundbesitz die Politik."

Nachdem das Bürgertum als Preis für seinen wirtschaftlichen Aufstieg seinen politischen Charakter geopfert hat, ist sein Untergang beschlossen. Schon stehen die Füße derer vor der Tür, die es hinaustragen. In den Volkshochschulen drängen sich die Arbeiter. Dienstmädchen gehen zu Vorlesungen. Man begegnet Proletariern, die sich mit entlegenen wissenschaftlichen Dingen beschäftigen. Eine neue Rasse, eine neue Lebendigkeit tritt auf den Schauplatz.

Indem die Bürger die Politik verlassen haben, haben sie die Kultur verraten; ja, es ist Verrat der Kultur, die Politik aufzugeben. Wer glaubt, zu Hause Kunst und Wissenschaft zu treiben und Politik von Angestellten besorgen zu lassen, weiß nicht, was Kultur ist, nämlich die Äußerung und Ausstrahlung seelischer Inhalte, Durchdringung des gesamten Lebens mit dem seelischen Gehalt. Jetzt sieht man, woher die Verzweiflung der Künstler kam, die in den letzten Jahrzehnten produzierten und von Haß gegen den Bürger getrieben wurden. Diese Verzweiflung, die bis in den heutigen Tag wirkt und zum Nihilismus treibt. Man versteht die Künstler der einen Seite, die Kunst für belanglos halten und Gesinnung und Kampf für Gesinnung an erste Stelle rücken, und die auf der anderen Seite, denen die Kunst zu einem fast äußerlichen artistischen Spiel wird.

Die Bürgerschaft hat das Spiel verloren. Die Jungaufsteigenden wie Eroberer auf das im Stich gelassene Bildungs- und Kulturgut.

Freunde der Republik und Freiheit. Herüber nach links.

An die Seite der Arbeiterschaft.

Die Bilanz des britischen Imperialismus

von Ludwig Quessel

Wer sich für einige Zeit seelisch loszulösen vermag von dem Unheil, das unser Land und Volk heimgesucht hat, um von höherer Warte aus, als nationales Unglück sie bieten kann, nach dem Weltgeschehen des letzten Jahres Ausschau zu halten, wird tief von dem Triumph ergriffen werden, den Großbritanniens Imperialismus in diesem

Zeitraum errungen hat. Allerdings, in seiner ganzen Größe für Gegenwart und Zukunft erfassen wird den Sieg des britischen Imperialismus nur derjenige können, der dessen Ursprung und Geschichte kennt. Deshalb soll hier zunächst die Ideengeschichte des britischen Imperialismus einer Betrachtung unterzogen werden, die uns zeigen wird, wie stark die in der auswärtigen Politik Englands wirkenden geistigen Kräfte sind, und wie grundverschieden diese von der Kleingeistigkeit deutscher Außenpolitik waren, die, ohne klar erkanntes Ziel in den großen Krieg hineintaumelnd, sich ihren Weg von der Kriegskarte, das heißt von den Zufälligkeiten militärischer Erfolge vorschreiben ließ.

Es ist kennzeichnend für die Geschichte des britischen Imperialismus, daß dieser zuerst eine Lehre des Katheders, eine Angelegenheit der Geistigen war, ehe er Predigt und Erbauung für die Massen wurde. Was das offizielle England anbetrifft, so stand dieses der imperialistischen Lehre anfänglich nicht nur ablehnend, sondern sogar feindselig gegenüber. Diplomaten und Staatsmänner stemmten sich dem Imperialismus entgegen, rangen mit ihm und wurden bezwungen; dann unterwarfen sie sich ihm, trugen sein Banner, schufen ihm ein außenpolitisches Programm, wie es kühner und großartiger die Welt noch nicht gesehen, und erfochten für ihn schließlich den größten Sieg, den die Geschichte kennt. Wie eine Fügung des Schicksals mutet es an, daß, als Deutschlands militärische Kraft im November 1918 zusammenbrach, der moderne britische Imperialismus gerade seinen fünfzigsten Geburtstag feiern konnte. Seine Geburtsurkunde ist ein Buch. Verfasser desselben ist Charles Dilke, der erstmals dem imperialistigen Fühlen der Geistigen seines Landes literarischen Ausdruck verlieh. Man kann vielleicht daran zweifeln, ob der blutjunge Autor, als er der Idee des Größeren Britannien in seinem Reisebuch über die englisch sprechenden Länder Form und Gestalt gab, die Hoffnung hatte, daß schon ein halbes Jahrhundert britischer Politik ausreichen würde, die Idee des Greater Britain zum Siege zu führen, obschon die Jugend bekanntlich immer geneigt sein wird, an die schnelle Verwirklichung ihrer Ideale zu glauben. Dilke schildert in seinem Buch, wie er es als seine Mission empfunden habe, dem politischen Genius Englands rings um die Welt zu folgen. Diesem Kompaß sich anvertrauend, sei er auf seiner Weltreise aus dem Bereich britischer Geistigkeit eigentlich nirgends herausgekommen, denn überall habe er sich unter englisch redenden Menschen oder in englisch regierten Ländern befunden. So überwältigend war der Eindruck, den Dilke bei der auf den Spuren des britischen Genius vollzogenen Weltreise von der Größe seines Stammes empfing, daß er sich gezwungen fühlte, laut in die Welt hinauszuschreien, daß es nun und nimmermehr Grenzen zwischen den angelsächsischen Völkern geben dürfe,

daß Großbritannien, Amerika, Australien und Indien vom Schicksal selbst berufen seien, ein Größeres Britannien zu bilden.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß schon bei der Prägung des Wortes Greater Britain der Gedanke vorherrscht, daß Amerika nicht nur nicht außerhalb des Größeren Britanniens bleiben dürfe, sondern sozusagen den Rumpf desselben zu bilden habe. Dabei verkennt Dilke freilich nicht, daß in Amerika durch „Vermischung mit anderen Volkstypen das englische Blut stark modifiziert" wird, aber abseits von jedem Rassenfanatismus stehend, mehr Gewicht auf das Geistige, als auf die Blutmischung legend, mißt er diesem Umstand für die Verwirklichung des panbritischen Völkerbundes keine entscheidende Bedeutung bei. Er ist sogar geneigt, in der assimilatorischen Kraft der angelsächsischen Staaten Amerikas einen starken Beweis für die großen Energien der britischen Geistigkeit zu sehen, die ihm zur Beherrschung der Menschheit gerade deshalb prädestiniert erscheint. Trotz der starken Beimischung germanischen, keltischen und slawischen Blutes, oder gerade deshalb, ist ihm Amerika das klassische Land angelsächsischer Kolonisation. Ob die Amerikaner nichtangelsächsischer Herkunft wollen oder nicht, „es ist das Recht Alfreds des Großen und die Sprache Chaucers, die sie beherrschen". Amerika hat seine britischen Kulturformen „den Söhnen Deutschlands, Irlands, Skandinaviens, Frankreichs und Spaniens aufgeprägt. Durch das Gebilde Nordamerikas redet England zur Welt".

Wie Dilke, so halten auch seine Anhänger und Nachfolger konsequent an dem Gedanken fest, daß Amerika der zukunftsreichste Teil des panbritischen Weltreichs sei. So warnt John Robert Seeley, neben Dilke der hervorragendste Vertreter des britischen Kathederimperialismus, davor, falsche Schlüsse aus der Geschichte Amerikas für die Zukunft des panbritischen Reichs zu ziehen. Die Kräfte, die einst Amerika von England trennten, hätten längst aufgehört zu wirken. Inzwischen gewännen die natürlichen Bande, die die Engländer mit den Amerikanern verbinden, ihren Einfluß zurück: die Bande der Nationalität, der Sprache und der Religion. Der Umstand, daß die Kathederimperialisten das Hauptgewicht auf den Anschluß Amerikas an den panbritischen Völkerbund der Zukunft legen, bestimmte den von der französischen Akademie preisgekrönten Historiker des britischen Imperialismus, Victor Bérard, dessen weltpolitische Ziele wie folgt zu umschreiben:

„Um den ganzen Erdball handelt es sich, um die Gründung eines englischen oder vielmehr angelsächsischen Reiches, das alle Briten der Welt vereinigen soll, das heißt alle Personen und alle Gemeinschaften, die englisch sprechen. Indien will man mit Kanada, Australien mit Ägypten, die Vereinigten Staaten mit Südafrika verbinden. Aus diesen

einzelnen Stücken will man dem alten Mutterland einen imperialen Mantel fertigen. Republiken und Monarchien, souveräne Staaten und Kronkolonien, freie Völker und abhängige, unterworfene Massen sollen zu einem Staatenbund vereinigt werden. Mit feinen, aber unzerreißbaren Fäden will man bewirken, daß der englische Wille jederzeit von einem Lande zum andern springen, daß die englische Kraft um die ganze Erde strömen und ihre Wirkungen entfalten kann."

Mit zwei Dritteln der weißen Menschheit und mit einer halben Milliarde farbiger, unterworfener Völker sollte das panbritische Reich aufgerichtet werden, ein Reich, das die Erde umspannt, dem gegenüber, wie Seeley sagt, Frankreich und Deutschland ganz zwerghaft erscheinen müssen. Was die Träger des panbritischen Gedankens anbetrifft, so waren diese nicht etwa politisch einflußlose Theoretiker. Dilke kam zwar von der Akademie her, war aber im übrigen ein Mann der politischen Praxis. Als sein Buch erschien, waren damit die Ideen Goldwien Smith', der die Sorge für so viel Kolonien, die Vormundschaft über so viel Millionen entfernt wohnender Menschen als zu beschwerlich für das Mutterland hingestellt hatte, völlig erledigt. Dilkes Buch, das einen durchschlagenden Erfolg hatte, brachte ihn mit 25 Jahren ins Unterhaus. Der Parlamentarier Seeley wiederum übte als Professor der neueren Geschichte in Cambridge einen großen Einfluß auf die britische Intelligenz aus, der sich bald in allen Staatsämtern bemerkbar machte.

Zu einer Volksbewegung wurde der britische Imperialismus freilich erst, als er die akademische Gewandung ablegte und sich ein religiöses Kleid überwarf. Zwei Männer von ungleichem Genie, aber von großem Können, waren es, die aus dem Kathederimperialismus einen Kanzelimperialismus machten. James Anthony Froude ward der Prophet der neuen Glaubenslehre; Rudyard Kipling, der große Poet, ward der kirchliche Vorsänger, der gekrönte Dichter des neuen Kultus. Froudes prophetische Gedanken rollen wie Wogen, bald durchsichtig klar, bald dunkel und trübe, rauschend dahin und umfluten das verkündete Ozeanien, jede ein Stück dieses ozeanischen Weltreichs widerspiegelnd, das sie in zahllosen Bildern uns in die Augen strahlen. Im Gegensatz zu Froudes Prophetie ist Kiplings Dichtung ganz der panbritischen Wirklichkeit zugewandt. In allen angelsächsischen Gemeinschaften, wo Kiplings Werk hindrang, in Amerika, in Südafrika, in Australien, wirkte es wie ein Strom, der alles mit sich fortreißt: Männer und Frauen, Arbeiter und Bürger, Gewissen, Herzen und Seelen. Am Seil seiner Verse und Erzählungen werden seine Leser unvermeidlich zu dem Gefolge der neuen Glaubenslehre hingeleitet. Kipling hat Worte für alle Ohren und für alle Herzen des Angelsachsentums. In ihm scheint das Wunder der Gabe aller Sprachen sich erneuert zu

haben. Zugleich und nacheinander redet er in allen Mundarten der angelsächsischen Menschheit: Argot, Jargon, Negerenglisch und Hindubritisch. Von London bis Kalkutta, von Sidney bis New York, von Westminster bis zu den Schenken, Bars und Docks: überall macht er die neue Lehre verständlich. Und dieses panbritische Weltreich, das die Zweifler als noch so fern liegend sahen, als so schwer, zu vereinigen, und selbst kennen zu lernen, macht jedes seiner Werke auch dem einfachsten Verstand gegenwärtig und sichtbar: da sind die Schneefelder und Seen Nordamerikas, da sind die blauen Berge und Reeden Australiens, da der glühende Staub und das Gestrüpp des Sudan, da ist Indien mit seinen Völkern der Berge, Ströme und Sümpfe. Das panbritische Weltreich ist im Hirn dieses Mannes schon fertig; Kipling hat es für die Einbildungskraft seiner Leser erschaffen, und das ganze Angelsachsentum, arm und reich, hoch und niedrig, liest ihn. Und das Lesen der Kiplingschen Dichtung ist für die angelsächsische Welt kein bloßer Zeitvertreib: es ist Erbauung. Bérard, trifft den Kern der Sache, wenn er die Wirkung wie folgt schildert:

„Und jedes seiner Worte wird unter dem dünnen Firnis der Zivilisation, der unsere Barbarei verdeckt, das brutale Temperament der Rasse wecken und irgendeine alte Idee, irgendeine alte, wahrhaft imperiale Leidenschaft aufrütteln: die Eitelkeit der Stärke, die Großmannssucht des Reichtums, das Pharisäertum der Tugend, den Rausch des roten Bluts, das Fieber des Abenteuers, den Fanatismus der nationalen Mission, den Stolz auf die angelsächsische Überlegenheit, Haß und Verachtung gegen die anderen Rassen. Kipling flößt jedem seiner Leser eine imperialistische Seele ein."

Will man die Gewalt, mit der der Kanzelimperialismus sich Bahn brach, richtig verstehen, so muß man sich daran erinnern, daß bei keiner anderen Rasse der Welt politische Ideen in religiöser Gewandung so leicht Eingang finden, wie beim Angelsachsentum. Bei diesem Volk stand es seit Cromwells Tagen im Grunde immer fest, daß Gott die Stämme Albions zur Weltherrschaft auserwählt hat, damit aus dieser irdischen Räuberhöhle voller Leiden und Verbrechen einmal das gelobte Land der Tugend und des Glücks werde. Wie sichtbar Gottes Segen auf den Stämmen Albions ruht, zeigte der Kanzelimperialismus den Massen an der Hand der Statistik. Zu Beginn des Jahrhunderts habe es in der Welt nur 20 Millionen englisch sprechender Menschen gegeben, an seinem Ende war ihre Zahl auf 130 Millionen angewachsen: 40 in Europa, 70 in Amerika, 20 in anderen Teilen der Welt. Das sei Gottes Segen, das sei sein, nicht Menschenwerk. Darum sei kein Zweifel daran zulässig, daß das Angelsachsentum, wenn es nach der Weltherrschaft strebe, lediglich ein Gebot Gottes erfülle. So ward der Imperialismus, umstrahlt von mystischem Glanz, mit der Bibel am Herzen und mit dem Schwert in der Rechten, der Menge von seinen

Aposteln vorgeführt, so warben sie ihre Anhänger, von denen Bérard sagt, daß „der Imperialismus ihr einziger Kultus, das Rule Britannia nur ihr neuester Psalm ist".

So bedeutungsvoll auch die katheder- und kanzelimperialistische Ideologie für die Entstehung des angelsächsischen Gemeinschaftsgefühls war, so hätte sie doch für die auswärtige Politik eine entscheidende Bedeutung nicht erlangen können, wenn es nicht gelungen wäre, auf ihrer Basis ein Programm britischer Außenpolitik aufzubauen. Die Männer, die diese Aufgabe erfüllten, waren Cecil Rhodes, Lord Curzon und Joseph Chamberlain, die man als die außenpolitischen Praktiker des britischen Imperialismus bezeichnen darf. Chamberlain war es, der den außenpolitischen Grundsatz aufstellte, kein Opfer dürfe für England zu groß sein, um die Beziehungen zu Amerika so fest und innig zu gestalten, daß beide Reiche, Großbritannien und die Vereinigten Staaten, in der Stunde der Gefahr immer eine außenpolitische Einheit bilden. Unermüdlich war Chamberlain bestrebt, die außenpolitische Solidarität Englands und Amerikas als ein Axiom britischer Außenpolitik in allen angelsächsischen Gemeinschaften zu verkünden. Mit großer Entschiedenheit lehnt Chamberlain es in allen seinen Reden über Außen- und Kolonialpolitik ab, die englisch redenden Bewohner der Vereinigten Staaten als eine fremde Nation anzusehen:

„Ich weigere mich, von den Vereinigten Staaten von Amerika als von einer fremden Nation zu reden oder zu denken... Ich weigere mich, irgendeinen Unterschied zwischen den Interessen der Engländer in England, in Kanada und in den Vereinigten Staaten zu machen. Wir können mit Bezug auf alle diese Völker, die älteren und die jüngeren Nationen sagen: Unsere Vergangenheit ist die ihre, ihre Zukunft ist die unsere. Sie könnten selbst, wenn sie wollten, die unsichtbaren Bande nicht brechen, die uns zusammenbinden. Ihre Ahnen beteten an unseren Altären; sie schlafen auf unseren Friedhöfen, sie halfen, unsere Einrichtungen, unsere Literatur und unsere Gesetze machen. Diese Dinge sind ihre Erbschaft ebenso wie sie die unsere sind. Wenn sie aufstünden, um uns zu verleugnen, so würden ihre Sprache, ihre Gesichtszüge, ihre Lebensweise, alles sich verbinden, um uns anzuerkennen."

Während Chamberlain unermüdlich daran arbeitete, eine Entente zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten als die notwendige Grundlage der britischen Außenpolitik in der Staatspraxis zur Geltung zu bringen, waren Cecil Rhodes und Lord Curzon bemüht, das britische Weltreich im imperialistischen Sinne auszubauen und hierfür ein festumrissenes Programm aufzustellen. Der leitende Gedanke dieser beiden großen Außenpolitiker ging dahin, daß die beste Art, das Reich vor äußeren Gefahren zu beschützen, in der Verschmelzung der zerstreuten Be-

sitzungen zu größeren zusammenhängenden Einheiten bestehe. Von der Auffassung ausgehend, daß mit jedem zwischen Kap und Kairo liegenden Lande, das in Englands Besitz übergeht, die strategischen Befürchtungen für die alten Besitzungen Englands in Afrika um ein Teil verringert werden, stellte Cecil Rhodes für die afrikanische Politik Englands die Formel auf: „vom Kap bis Kairo". Ein transafrikanisches Reich wollte er gründen, das durch eine interozeanische Eisenbahn zusammengehalten werden sollte. Die Gründung eines in ununterbrochener Länderflucht vom Kap der guten Hoffnung bis zur Nilmündung sich erstreckenden Reichs wird von ihm klar und bestimmt als Aufgabe und Ziel der afrikanischen Politik Englands hingestellt. Ein im selben Geiste gehaltenes Programm stellte Lord Curzon für die asiatische Politik Englands in der Formel auf: „von Kairo bis Kalkutta". Die gewaltige Kette der von England abhängigen Länder in Asien will Curzon derart zusammenfügen und erweitern, daß die britische Machtsphäre sich ununterbrochen von Kairo bis Kalkutta fortsetzt, womit zugleich Indien vor jedem möglichen Angriff zu Lande gesichert werden soll. Dieses aus drei Hauptstücken (Vereinigung von Amerika und Großbritannien zu einem panbritischen Weltreich, Gründung eines afrikanischen Reichs vom Kap bis Kairo und eines asiatischen Reichs von Kairo bis Kalkutta) bestehende außenpolitische Programm des britischen Imperialismus prägte sich um so leichter in die Hirne der britischen Politiker ein, als es dem dominierenden Sinn der Engländer für Realitäten, ihrer Vorliebe für things, ihrer Neigung für short views of things in weitem Maße entgegenkam und zugleich ihrer wunderbaren Fähigkeit, the most of it zu tun, ein sichtbares Ziel setzte.

Will man nun die Bilanz des britischen Imperialismus ziehen, so wird man das von ihm Erreichte an seinem außenpolitischen Programm messen müssen. Da ist nun zu sagen, daß, obschon die Verständigung zwischen England und Amerika niemals so intim wie jetzt war, einstweilen die Vereinigten Staaten mit Großbritannien noch keinen panbritischen Staatenbund bilden. Jedenfalls ist aber ein Fortschritt nach dieser Richtung hin erreicht. Man darf sich darüber auch nicht durch den Umstand täuschen lassen, daß Amerika beim Friedensabschluß seinen eigenen Weg zu gehen scheint. Wer da weiß, wie ungern England die Festsetzung Japans in Schantung sieht, wird verstehen, wie sehr die Weigerung Amerikas, den §§ 156—158 des Versailler Friedensvertrages zuzustimmen, auch den britischen Interessen entspricht. Nur in schwerer Notlage hat England sich dazu verstanden, den Japanern Schantung als Einflußsphäre einzuräumen. Wenn jetzt Amerika den japanisch-englischen Geheimvertrag über Schantung illusorisch macht, indem es sich weigert, die diesbezüglichen Versailler Bestimmungen zu ratifizieren, so

wird man in London über diese Haltung gewiß nicht erzürnt sein. Wie in allen wichtigen außenpolitischen Fragen herrscht auch hier eine weitgehende Übereinstimmung, die England, um den Vorwurf des Vertragsbruchs zu vermeiden, natürlich nicht öffentlich zur Schau tragen darf. Die Vereinigten Staaten können sich Japan gegenüber darauf berufen, daß die Annahme der §§ 156–158 des Versailler Vertrages für sie unmöglich ist, weil sie einen schweren Verstoß gegen die Hay-Doktrin darstellen. Die Hay-Doktrin besagt, daß die Vereinigten Staaten alles aufbieten müßten, um zu verhindern, daß irgendein Staat in irgendeinem Teil Chinas eine Vorzugsstellung erwirbt. Nun räumen aber die §§ 156 bis 158 des Versailler Vertrages den Japanern ganz offenbar eine politische und wirtschaftliche Sonderstellung in Schantung ein, die angesichts der geographischen Lage Japans dieses Gebiet geradezu zu einer japanischen Einflußsphäre macht. Die Japaner können, gestützt auf den Versailler Vertrag, die Erze und Kohlen Schantungs sich für ihre militärische Leistung reservieren, und wollen sich auch diese Vorzugsstellung unbekümmert um die Hay-Doktrin sichern. Die Hay-Doktrin steht aber wieder in engster Verbindung mit der Monroe-Doktrin. Man weiß, daß der Grundsatz Monroes vom Jahre 1823 „Amerika den Amerikanern!" sich heute in die Parole verwandelt hat: „Amerika den Vereinigten Staaten!" Immer offener tritt das Bestreben in Washington zutage, in diesem Sinne die Einwandererfrage in ganz Süd- und Mittelamerika zu regeln. In erster Linie richtet sich aber die Monroe-Doktrin gegen jede japanische Masseneinwanderung nach Süd- und Mittelamerika. Überall, so behauptet man in Washington, wo die Japaner sich niederlassen, bilden sie bald einen Staat im Staate. Selbst in Gebieten mit farbiger Bevölkerung wie in Mexiko, wo sich ihrer Vermischung mit den Einheimischen kein Hindernis entgegenstellt, sondern sie sich von der übrigen Bevölkerung ab. Bleibt daher zum Beispiel die japanische Einwanderung in Mexiko unbeschränkt, so würde sich eine rein japanische Kolonie auf mexikanischem Boden bilden, deren Bevölkerung in einigen Jahren auf Millionen anwachsen könnte. Ehe sie aber diese Bevölkerungszahl erreichten, hätten die Japaner längst die politische Leitung in ganz Mexiko an sich gerissen. Nach den Erfahrungen, so argumentiert man in Washington, die man mit den Japanern in Korea, Formosa und in der Mandschurei gemacht habe, müsse man damit rechnen, daß bei unbeschränkter Einwanderung in Mexiko eine japanische Kolonie, zum mindesten eine japanische Einflußsphäre an der Südgrenze der Vereinigten Staaten entstünde. Das wäre aber die völlige Negation der Monroedoktrin, die die Begründung europäischer oder asiatischer Kolonien auf amerikanischem Boden verbietet. Da die Monroedoktrin weiter gebietet, daß die Ver-

einigten Staaten jedes offene oder versteckte Bestreben, auf amerikanischem Boden neue Kolonien zu gründen, als casus belli zu betrachten haben, so müsse sie durch die Hay-Doktrin ergänzt werden, die zu verhindern sucht, daß Japan in China die Herrschaft über Rohstoffquellen erwirbt, die es ihm gestatten, sich in seiner militärischen Leistung von den angelsächsischen Zufuhren unabhängig zu machen. Die auswärtige Politik Amerikas in bezug auf die Randländer des Stillen Ozeans müsse daher die Monroe- mit der Hay-Doktrin sinnvoll verknüpfen, weil es für die Vereinigten Staaten nicht bloß darauf ankomme, Japan von Amerika fernzuhalten, sondern auch zu verhindern, daß sich die Japaner in irgendeiner Form der Rohstoffquellen Schantungs bemächtigen. Ein Japan, das sich Schantung unterwirft, könnte leicht stark genug werden, um die Aufhebung der Einwanderungsbeschränkungen für Japaner in Amerika zu erzwingen. Was man von den Japanern zu erwarten habe, so sagt man in Washington, bewiesen ja hinlänglich die geheimen Paragraphen des russisch-japanischen Vertrages von 1916, die die nicht mißzuverstehende Überschrift trügen: „Vertrag zwischen Rußland und Japan über ein gemeinsames bewaffnetes Auftreten gegen England und Amerika im fernen Osten vor dem Sommer 1921."

Es ist typisch für die beispiellose Naivität, mit der in Deutschland außenpolitische Fragen behandelt werden, daß man in Amerikas Kampf für die Aufrechterhaltung der Hay-Doktrin eine Lockerung des panbritischen Gemeinschaftsgefühls, eine Feindseligkeit gegen England sieht. In Wirklichkeit ist auch England, der Sicherheit Indiens wegen, sehr stark an der Aufrechterhaltung der Hay-Doktrin interessiert. Das hatten Rußlands und Japans Staatsmänner 1916 klar erkannt, als sie sich wegen der von ihnen beabsichtigten Negation der Hay-Doktrin auf einen Krieg nicht nur gegen Amerika, sondern auch gegen England vorbereiteten. In Tokio ist man sich auch völlig klar darüber, daß Amerikas Weigerung, die §§ 156 — 158 des Versailler Vertrages anzuerkennen, die geheime Zustimmung Englands hat. Wer den Dingen auf den Grund geht, wird in der Weigerung Amerikas, den Versailler Vertrag zu ratifizieren, nicht eine Lockerung, sondern eine Festigung des panbritischen Gemeinschaftsgefühls sehen. Nichts ist verhängnisvoller in der Außenpolitik, als vor unliebsamen Dingen die Augen zu verschließen. Deutsch-Amerika glaubt allerdings auch heute noch, wie die Londoner Wochenschrift „New Age" schrieb, „an die internationale Fiktion von der nationalen Existenz der Vereinigten Staaten". Weil naturgemäß die Agitation des britischen Katheder- und Kanzelimperialismus auf die Deutschamerikaner ohne Eindruck blieb, glaubten sie, daß dies auch bei den Angelsachsen der Fall sei. Da geistige Bewegungen nur von Persönlichkeiten richtig eingeschätzt werden können,

die ihren Gehalt zu begreifen vermögen, blieb ihnen die gewaltige Kraft des panbritischen Gemeinschaftsgefühls verborgen, bis es ihnen beim Ausbruch des Krieges wie ein Flammenmeer aus der englisch geschriebenen Presse entgegenlohte. Der Krieg hat nun Deutsch-Amerika als Faktor der amerikanischen Außenpolitik völlig ausgeschaltet. Allein bestimmend für Amerikas Außenpolitik sind die Anglo-Amerikaner geworden. Es liegt daher Grund zu der Annahme vor, daß nicht dem Versailler Völkerbund, sondern dem panbritischen Staatenbund die Zukunft gehört.

Geistige Erscheinungen sind in Kraft und Umfang schwerer zu bestimmen als physische. Solange also das panbritische Gemeinschaftsgefühl noch keinen staatsrechtlichen Ausdruck gefunden hat, wird man seine Bedeutung herabsetzen, ja seine Existenz ganz leugnen können. Daher wird auch Streit darüber herrschen, ob der britische Imperialismus den ersten Punkt seines außenpolitischen Programms: die Vereinigung aller englisch redenden Länder mit ihren Kolonien zu einer großen außenpolitischen Einheit, schon verwirklicht hat. Nicht zu bestreiten ist dagegen die Verwirklichung des zweiten Punkts seines außenpolitischen Programms. Durch die Vereinigung von Deutsch-Süd-West und Deutsch-Ostafrika mit der Südafrikanischen Union ist das vom Kap bis Kairo sich erstreckende afrikanische Reich Englands greifbare Wirklichkeit geworden. Wie der zweite, so ist auch der dritte Punkt des außenpolitischen Programms des britischen Imperialismus aus dem Reich des Gedankens in die Wirklichkeit übertragen worden. Von Kairo bis Kalkutta dehnen sich die asiatischen Besitzungen Englands in ununterbrochener Länderflucht aus. Und über alles Erwarten groß ist ihre strategische Sicherung. Von den Rivalen Englands in Asien sind Deutschland und Rußland erledigt. Deutschland wurde zu einem Rivalen Englands in Asien eigentlich erst durch die Bagdadbahn. Wie stark in London diese Rivalität aber sofort empfunden wurde, zeigte das 1910 erschienene Buch des anglo-indischen Hauptmanns Gervais Lyons mit einer Einleitung des Generalleutnants Sir Reginald C. Hart, das auf dem Titelblatt ausdrücklich den Vermerk trägt, daß es mit amtlicher Sanktion des Army Councils veröffentlicht worden sei, und in dem zum Ausdruck gelangt, wie sehr England seine asiatischen Besitzungen durch das Projekt einer Eisenbahnlinie zwischen Berlin und Bagdad bedroht fühlte. In diesem Buch, das als eine wohlüberlegte Kundgebung der britischen Regierung angesehen werden muß, heißt es: „Die Bagdadbahnkonzession wurde am 5. März 1903 unterzeichnet ... Frankreich und England wurden eingeladen sich an dem Unternehmen zu beteiligen, wobei Deutschland nachdrücklich England auf die Bedeutung eines Ausgangs (zum Persischen Golf) bei Koweit und auf die Verbindung der Bagdadbahn mit Indien zur Beschleunigung der indischen

Post aufmerksam machte, um so seine tief versteckten Pläne nach Gewinnung eines Wegs nach Indien über Österreich-Ungarn und Bagdad zu verdecken . . . Irgendeine den Persischen Golf erreichende Eisenbahn, die ganz unter fremder Kontrolle steht, muß notwendigerweise in Widerspruch zu den britischen Interessen stehen und daher von Großbritannien bekämpft werden."

Nicht die Sorge um die Sicherheit Indiens allein, sondern auch das Bestreben, sich den Weg zur Erreichung des imperialistischen Ziels Kairo-Kalkutta offen zu halten, bestimmte Englands feindselige Haltung zum Bagdadbahnbau. Nun ist England dieser Sorge entledigt; jeder deutsche Einfluß in Asien ist vernichtet. Wie im übrigen die Aufteilung der asiatischen Türkei vor sich gehen wird, ist noch nicht bestimmt zu ersehen; doch kann man sicher sein, daß England dabei die strategische Sicherung seiner Besitzungen nicht aus dem Auge verlieren wird. Wie Deutschland, so ist aber auch Englands älterer Rivale in Asien durch den Weltkrieg erledigt worden. Rußland ist aus dem Glacis Indiens vollständig hinausgedrängt worden. Wie sehr sich England noch ein Jahrzehnt vor Ausbruch des Krieges von Rußland bedroht fühlte, zeigt die Rede des damaligen Vicekönigs von Indien, Lord Curzon, vom 30. März 1904, in der es heißt: „Meine Ansicht von Indiens Lage ist die: Indien ist eine Festung mit dem Ozean als Graben auf zwei Seiten, mit Gebirgen als Wall auf den übrigen. Jenseits dieser Wälle, die keineswegs überall von unüberwindlicher Höhe sind und die vielerorts ein leichtes Eindringen gestatten, dehnt sich ein Glacis von verschiedener Breite und Höhe aus. Wir wünschen nicht, es zu annektieren, aber wir können es auch nicht über uns bringen, es von unsern Feinden okkupiert zu sehen. Wir wären ganz zufrieden es in den Händen unserer Alliierten zu lassen. Aber wenn neidische und unfreundliche Einflüsse sich auf das Glacis hinaufschleichen und sich vor unsern Wällen einnisten wollen, so sind wir zur Intervention gezwungen, weil sonst eine Gefahr entstehen würde, die eines Tages unsere Sicherheit bedrohen könnte. Das ist das Geheimnis der ganzen Lage in Arabien, Persien, Afghanistan, Tibet und weiter östlich bis Siam. Das wäre ein kurzsichtiger Kommandant, der nur die indischen Wälle besetzte und nicht über sie hinausgriffe. Unsere ganze Politik [in Asien] . . . ist immer auf die Erhaltung unseres vorherrschenden Einflusses . . . in jenen Gebieten gerichtet gewesen, die ich soeben beschrieben habe."

Lord Curzon, der jetzt als britischer Außenminister fungiert, zählt in dieser Rede auch die Länder auf, die England als indisches Glacis betrachtet; es sind dies von Osten nach Westen folgende Reiche: Siam, Tibet, Afghanistan, Persien, Arabien und Mesopotamien. Da ein mit Deutschland verfeindetes Frankreich als ernstlicher Rivale Englands nicht

in Betracht kommt und Rußland so wehrlos geworden ist, daß seine zentralasiatischen Besitzungen und Einflußsphären dem Zugriff Englands offen liegen, so ist das Glacis Indiens heute in einem Maße gesichert, wie noch nie in der Geschichte Englands. Wie in Afrika, so sind also auch in Asien die Ziele des britischen Imperialismus fast restlos erreicht, wenn sich auch zur Stunde noch nicht sagen läßt, wie sich die Neuordnung Asiens im einzelnen vollziehen wird.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Grundlage des fabelhaft gewaltigen Baus des britischen Weltreichs doch immer ein zerklüftetes und in sich zerrissenes Europa bleibt. Was zur Festigung dieser Grundlage getan werden kann, ist im Versailler Vertrage unzweifelhaft geschehen. Allein, wie durch die zielklare Agitation des britischen Katheder- und Kanzelimperialismus in einem halben Jahrhundert ein panbritisches Gemeinschaftsgefühl heranreifte, das zu dem großen Siege Englands führte, so kann, gewiß nur langsam, sich ihm ein europäisches Gemeinschaftsgefühl entgegenstellen. Wie die den verschiedensten Völkern und Rassen angehörenden Geistigen Indiens sich im Gefühl indischer Gemeinbürgerschaft zusammengefunden haben, so kann auch für Europa der Tag kommen, wo seine Geistigen sich als Einheit fühlen. Vielleicht ist dieser Tag näher, als man glaubt. Vor dem Kriege war Europas Kontinentalwirtschaft eine leicht handelsstatistisch nachweisbare Realität. Deutschland lieferte Maschinen und Massengüter, Frankreich Modeartikel und Luxuswaren, Italien Weine und Südfrüchte, der slavische Osten Agrarprodukte für Europa. Gegenüber dem europäischen Handel trat für alle Kontinentalstaaten der überseeische Handel weit zurück. Machtvoll hob die immer intensiver sich gestaltende Kontinentalwirtschaft den Wohlstand Europas. Was eine falsch orientierte Nationalökonomie als Weltwirtschaft ausgab, war zu 80 Prozent Kontinentalwirtschaft. Jetzt stehen alle Kontinentalvölker als Bettler vor den Toren der angelsächsischen Reiche und flehen um Brot. Wird vor den Toren des Reichtums die Zwietracht der Bettler ewig dauern? Niemand kann hierauf bestimmte Antwort geben. Nur so viel steht fest, daß physische Gewalt den mächtigen Bau der angelsächsischen Reiche nicht mehr zu erschüttern vermag. Mächtiger als physische Gewalt hat sich in der Geschichte aber noch immer die Kraft der Idee erwiesen, wenn diese auf fester wirtschaftlicher Grundlage ruht. Die wirtschaftliche Basis für die Idee europäischer Einheit ist die Kontinentalwirtschaft, die wieder erstehen muß, wenn das Gespenst des Hungers aus Europa verbannt werden soll. Es müßte seltsam in der Welt zugehen, wenn das in seinen Anfängen schon lange vorhandene europäische Gemeinschaftsgefühl auf diesem Boden nicht tiefer Wurzel fassen und sich zu einer geistigen Macht entwickeln sollte.

Kleine Kosmogonie

von Otto Flake

Erkläre ich irgendeine Erscheinung des Daseins, indem ich ihr einen Namen gebe? Erkläre ich sie, indem ich ihr einen Vater gebe? Aber mit diesen beiden Tätigkeiten begnügt sich das Denken der Menschen; durch Benennung und Kausalität glauben sie das Rätsel gelöst zu haben.

Man kann wohl die Kette der Erscheinungen an irgendeinem Punkte anschneiden und nun nach rückwärts und vorwärts kausal verfolgen, aber die prima causa bleibt unerklärt. Logik ist nichts als die Übertragung der Sexualität auf das Denken. Wir erklären den Sohn durch den Vater, den Vater durch den Ahn. So arbeitet auch der theologische Mensch, wenn er Gott einführt. Aber der religiöse Mensch schaltet sich in die Kette der Erscheinungen ein, biegt die Gerade zum Kreis um und hat so Anschauung, Darinsein, das der Kausalität nicht mehr bedarf.

Alle Wissenschaftler denken theologisch, weil sie kausal denken. Alle Wissenschaftler sind Dualisten, auch wenn sie Monisten sein möchten. Monismus ist unkausal.

Materie, Wort das mater enthält, schönes Wort voll Tiefsinn, dessen lebenden Keim die Wissenschaftler gemordet haben.

Zu denken beginnt der, der den Begriff Größe auszuschalten gelernt hat. Wer die Sternenwelt mit der Schnelligkeit des Lichts durcheilte, brauchte 22 Millionen Jahre, um an den entferntesten der uns bekannten Sterne zu gelangen. Aber er muß ersten wissen, daß er selbst ein Sternenkosmos ist, rasend in Rotation von Milliarden Sternchen, deren jedes wiederum ein Kosmos ist, seinerseits rasend in Rotation.

Das Warum ist der Anstoß alles Denkens, aber es wird zu einer armen Kinderfrage, die ein Erwachsner nicht mehr stellen darf. Das Kind hat die Illusion einer Lösung, der reifende Mensch nicht mehr.

Alles verstehn, heißt alles verzeihn: Vorgang des absoluten Denkens. In der Sphäre von Tat und Wertung lautet der Satz: alles verstehn heißt auswählen. Wohin gehört die Kunst, in die absolute oder in die praktische Sphäre? Mir scheint, hier werde ihr wesentlichstes Problem berührt.

Jenseits von Gut und Schlecht ist nur durch jenseits von Kausalität möglich. Kunst, wie wir sie zu ahnen beginnen, könnte der Kampf gegen die Kausalität, sein. Der Künstler, der die Dinge nachahmt, noch einmal darstellt, unterwirft sich dem Grundgesetz der Sinnlichkeit, der Kausalität. Denken ist der Versuch, die Kausalität dadurch zu überwinden, daß man sie als Anschauungsform und Gesetz erkennt, das den Menschen zwingt, immer wieder in den Fluß der Erscheinungen hineinzuspringen. Ein definiertes Gesetz verliert seine Macht.

Entweder eine Idee hat mich, oder ich sie. Entweder die Idee der Welt hat mich, oder ich habe die Idee der Welt. Im ersten Fall komme ich nicht von den realen Formen der Erscheinungen und ihrer Kausalität los, im zweiten bin ich ihnen nicht mehr untertan. Die Projektion der Welt in mein Hirn ist eine Vergewaltigung meines Hirns, die Projektion meines Hirns in die Welt die kleine dem Mensch gegebne Souveränität.

Im letzten Grund ist alles, was in einer irgendwie gearteten Kunst geformt wird, Nachahmung des Bestehenden. Der Phantasie des realistischen Künstlers ist die Grenze gesetzt, daß er zwar Menschen mit Flügeln und Fischschwänzen zusammensetzen kann, aber diese Glieder in der Natur vorkommen. Der Phantasie des abstrakten Künstlers ist die Grenze gesetzt, daß er zwar die Erscheinungen in ihre Elemente auflöst, aber keine Elemente erfinden kann.

Die Philosophie, die ein Künstler in seine Kunst senkt, heißt: Glück ohne Absicht. Wir müssen wieder dazu kommen, im Beschauer eines Bildes nicht nur die Befriedigung zu erzeugen, die sich in den Worten ausdrückt: wie echt das gesehn ist, sondern das Glück, das von einer Welt ausströmt, in der alles rein, streng, straff, mathematisch ist.

Die Glut einer Farbe erzeugt in mir dieselbe Empfindung wie blühendes Fleisch: ich wittre die Verwesung dahinter, die Sinnlichkeit.

Ich sah in einem Schweizer Café als Wandschmuck die Abbildung eines Bergführers. Er stellte das rechte Bein kraftvoll vor und der Complet, wie die Konfektionäre sagen, von Wadenstrümpfen und Brustseil wurde durch die Pfeife, Symbol der Mannhaftigkeit, vervollständigt. Jedes Land hängt so seinen Guillaume tel et tel an die Wände. Warum besorgt man diesen Wandschmuck? Vermutlich um im Beschauer eine vertraute Empfindung zu lösen. Wie fern ist diese Vertrautheit von dem

Glücksgefühl, das Kunst erzeugen könnte – es bestände dieses Glück in der Anerkennung, daß der Künstler eine gereinigte Musik auf die Dinge gemacht hat, und in der Mitteilung des Brudergefühls, daß er so in einer ganz von ihm gebauten Welt über der realen Welt wohnen soll und darf.

Wenn ich an den Menschen verzweifeln will, brauche ich mich nur vor eine Kunsthandlung zu stellen und zu beobachten, was darin ausliegt und wie die Menschen draußen es betrachten. Je schöner der Ritter ist, der die nackte Jungfrau schirmt, desto glänzender werden die Augen der Frauen, je grüner Wiese mit Kühen ist, desto sachverständiger nickt der Herr. Er ist imstand, geht hinein und kauft die Wiese, um sie im Salon zu haben. Was hat er dann von ihr? Eben daß er die Natur im Salon hat. Das ist ein wohlwollendes Verhältnis zur Natur, aber nicht das ewige.

Im kommenden Staat dürfte kein Künstler mehr verkaufen können, es dürfte keine Kunsthändler und keine Kunstschulen mehr geben. Jeder Künstler müßte die Hälfte des Tags als Handwerker in einer Werkstätte arbeiten und vom Staat unterhalten werden. Es sollte auch ein Gebot ergehn, fünfzehn Jahre lang weder Landschaft noch menschliche noch tierische Gestalt mehr abzubilden.

Mohammed war erleuchtet als er die Darstellung der menschlichen Figur untersagte. Seit ich im Orient Moscheen sah, denke ich an Kirchen ohne die Mutter Gottes, die ihr Herz vor sich hält. Versucht den Gedanken einmal zu erfassen, daß im Orient Menschen ernsthaftes Glück im Anschaun abstrakter Ornamente des Teppichs empfinden. Die Kunstgenesung Europas liegt nicht in der Südsee.

Die Künstler wissen nicht, wie sehr sie der bürgerlich-kapitalistischen Welt verkauft sind. Sie sagen von dem, der an einer extremen Richtung arbeitet, er suche mit einer noch nicht dagewesenen Spezialität zu prunken, aber sie, nicht wahr, die die nahrhaften Aufträge auf Nymphen und Engadinseen haben, sie lassen sich die Einordnung der Kunst in das bürgerliche Leben gefallen. Wenn man in die Seelen blicken könnte, fände man bei der Hälfte derer, die an den alten Meistern festhalten, die Bequemlichkeit d. i. die Angst alles in Frage gestellt zu sehn.

Im Mittelalter diente der Künstler wie der Priester, Soldat, Denker, Gott; malte er die Geschöpfe realistisch, so wollte er damit Gott preisen,

von dem alles kam. Er trieb angewandte Kunst, der Gottesstaat war der Raum, den er schmückte, Einzelgeschöpf darin nur Ornament. Will der heutige Künstler wieder durch angewandte Arbeit dienen, muß er sich der ganz geistig abstrakt gewordnen Idee Gottes zuwenden, die nun Raum heißt. Der Raum ist Gott, Gefäß aller Erscheinungen. Der religiöse Kern der neuen Kunst ist die Demut vor dem Raum.

Der Rahmen um das Bild ist der Zaun, der den Ausschnitt hindert, Bestandteil des Totalen zu sein. Das Problem kann nicht gelöst werden, indem man auch den Rahmen bemalt, sondern indem man den Ausschnitt unmöglich macht, das heißt das für sich existierende Bild aufgibt.

Der eine nimmt Zeitungspapier als Hintergrund, weil er die romantische Ironie wieder entdeckt hat, der andre, weil ihn die Valeurs des neuen Materials reizen. Ein und derselbe Einfall hat eine philosophische und eine technische Seite.

Religion auf die abstrakte Idee gebracht heißt Zentralisation. Religion war die Aufhebung des Leidens, Zentralisation ist ebenso die einzige Möglichkeit, dem Leiden zu entgehen. Der Künstler, der die Erscheinungen der Welt formt und immer wieder in Angriff nimmt, leidet im Grund. Denn er ist gezwungen, die Welt der Erscheinungen, das heißt die Welt, in der alles von seinem Bruder getrennt, individuell vorkommt, zu verherrlichen und landet bald bei jenem Optimismus, der anmaßend, weil es ihm so paßt, jubelt: die Welt ist schön. Die Welt ist nicht schön, sie ist auch nicht häßlich, nicht gut nicht schlecht, sie ist. Sie ist voller kosmischer Vorgänge, die wir nicht teleologisch auslegen, sondern anschauen, in uns anklingen lassen sollen, als seien wir ihr Seismograph. Dieser Gehorsam, diese Bereitwilligkeit, dieser brüderliche Einklang ist mathematisch: es ist alles Gefühl darin wie in der realistischen Kunst, aber stärker, reiner, sachlicher, demütiger. An dem Maler der Menschlichkeit, Rembrandt, stört mich, daß sein Leiden so freiliegt, daß der Professor, Literat, Kunsthistoriker ein Buch darüber schreibt. Das Leid läßt sich nur überwinden, indem man die Einzelerscheinungen als zeitliche Manifestationen eines Ungeteilten erkennt. Darum malen und formen die neuen Künstler zentralistisch, ihre Arbeit ist ein Beitrag zum Aufbau einer neuen Religiosität, die die moralischen Absichten des Gottes der alten Religion in mathematische Gesetze und Schwebezustände verwandelt.

Was für den Künstler des Sichtbaren die Erscheinungen sind, sind

für den geistigen Künstler, den Dichter die Gefühle. Wie der Maler nicht mehr das Reale abschildert, beschreibt der Dichter nicht mehr Gefühle, Konflikte, Milieus, Tragik, Vorfälle. Alle diese Dinge werden in der neuen Kunst aus primären, wichtigen, um ihrer selbst willen geschilderten Dingen wieder Material, ja Materie, die dazu dient, ganz etwas andres zu demonstrieren: die geistige Überlegenheit, diktatorische Einheit des Dichters, der ihnen nicht mehr demütig als der Realität gegenübersteht, sondern sie als Phänomen des Lebens, als Folge von Spannung und Auslösung empfindet. Der Lyriker zwar kann eine der Musik analoge ganz abstrakte Statik von Worten erzeugen, der Epiker muß Gefühle und Geschehnisse der realen Welt wieder einführen: seine Abstraktion besteht darin, dieses Material zu bändigen, nicht wieder Gefühle, sondern denkende Einsicht, Anschauung zu erzeugen. Sein Ziel ist die philosophische Durchtränkung der im Menschen vorgehenden Erregungen und er ist immer um einen Grad stärker als sie; er hat sie, nicht mehr sie ihn. Die Stationen des Kampfes des Geists gegen die sinnlichen Erscheinungen, das sind die Stationen des neuen Romans; der Kampf des suveränen Willens um Diktatur, die Darstellung von Spannungs- und Entladungszuständen, das ist das Thema der kommenden Epik.

Der Roman wird geistig sein oder er wird nicht mehr sein. Der Kampf der Frau Oberleutnant zwischen der Pflicht gegen den ehrlichen aber ungeliebten Gatten und der Neigung zu dem jungen Einbrecher in den Ehefrieden kann vom Epiker noch benutzt werden: aber nur um von der tragisch grotesken, sterblichen Beschäftigung von Menschen Definitives, Wissendes auszusagen. Der Dichter stehe senkrecht auf dem Leben, er neige sich ihm nicht mehr im Winkel zu. Er lehre nicht, daß Leid mächtig, Glück kurz ist, sondern daß Leid, Glück Elemente sind.

Ihr dürft Abstrakt und Konkret nicht im dualistischen Sinn gebrauchen. Das Konkrete ist eine Projektion des Abstrakten, das Abstrakte die eigentliche, die höchste Realität. Es ist, wenn auch nicht die moralische, so doch die geistige Idee des Sinnlichen.

Jede Idee, die nicht so weit vorgetrieben wird, daß sie sich aufhebt, bleibt Halbheit. Glauben wie Fühlen sind nicht eindeutig, sondern zweideutig. Es ist eine neue starke Philosophie der Aufhebung denkbar.

Verpönt der sinnliche Begriff Phantasie, erlaubt nur noch der abstrakte Vorstellung.

Vor der Ewigkeit schrumpft der Unterschied zwischen Naiv und Bewußt, von dem Künstler und ihnen folgend Ästhetiker so großes Wesen machen, in nichts zusammen. Ob einer benennt, was er sucht, oder ob er das, was er bei der Gestaltung denkt, ängstlich verbirgt, für die letzte Anschauung sind beide Methoden naiv, wie alle Auseinandersetzung des Menschen mit der Existenz naiv ist.

Von der ethischen Kunst wollen wir nicht mehr sprechen. Aber es ist darum doch wahr, daß jeder Künstler eine Moralität sucht. Der Atheist erkennt Gott an, weil er ihn leugnet, er ist noch nicht a-theistisch. Frage ich mich, was mir die letzte Moralität der Kunst sei, finde ich ein Glück, das durch das aktivistische Wort Friede noch näher zu bestimmen ist. Friede ist Anschauung, absolute Identität mit dem Sein. Der nicht denkende Künstler jagt hinter den Erscheinungen, diesen Vereinzelten, Verwaisten, her: dem anschauenden ziehn sie vorüber.

Temperament besagt noch nichts. Der Inbrunst des Künstlers, der sich in die Erscheinungen stürzt, setze ich entgegen die gereinigte, wägende Energie denkender Selbständigkeit.

Individualität ist eine zeitliche Erscheinung, individuelle Seele sekundär, historisch geworden. Im absoluten Sein gibt es keine Seele, nur Seelenhaftes, will sagen Phänomene der Bewußtwerdung. Die von moralischer Auslegung gereinigte Feststellung seelischer Phänomene, das ist Geist. Geist ist der Widerstand gegen die Originalitätssucht der Seele.

Es kann kein Zweifel bestehn, daß auch die Konzeption des realen, anschaulichen Dichters durch eine Erregung des abstrakten Organs entsteht. Geht er zum Beispiel von einem Konflikt aus, das heißt von dem Kräfteverhältnis zweier Faktoren, und entwickelt nun rückwärts die Voraussetzungen dieses Konflikts, wie Charakter des Haupthandelnden und der Mithandelnden, Geschehnisse von außen, die Einfluß haben, und dergleichen Schachzüge auf dem Brett der innren Anschauung, so ist das alles eine Dynamik, ein Zündungsvorgang nach dem Gesetz des Kontrastes, eine Folge von Spannungs- und Auslösungszuständen, es ist ein statisches System, von dem man immer das Gefühl hat, es ließe sich sein Diagramm aufzeichnen. In der Seele des erregten Künstlers ist ein Erdbeben, ein Aufzucken von Assoziationsketten, die innre Anschauung vollzieht sich keineswegs in „Bildern", wie Laien glauben und schlechte Künstler, die mit sentimentaler Selbstrührung von sich schwindeln, glauben machen, sondern es entsteht ein mathematisches Gebilde von im-

materieller Beschaffenheit, das wir zu projizieren suchen, indem wir anschauliche Stimmungen und Begebenheiten daraus formen. Immer herrischer nun erhebt sich der Wunsch, diesen indirekten, anschaulichen Weg zu verlassen und in jenen physiologischen, metaphysischen, seelischen, nichtseelischen, es ist gleich, Punkt vorzudringen, wo die Zeugung der verschiednen Werte sich vollzieht. Ob es möglich sein wird? Das ist kein Grund, es nicht zu versuchen. Das Gebot ist da und die Unmöglichkeit ist da, noch weiter nach der konkreten Methode zu arbeiten. Der Ekel, den sie auslöst, ist der Antrieb zum Experiment und vermutlich nichts andres als das allererste Stadium einer Mutation. Ich glaube an die Kraft des Hirns, in sich neue Schichten zu schaffen, die neue Organe des Zentralapparats werden – es ist der Glaube an die Fähigkeit des Geists, durch Widerstand Fühlen und Denken zu zersetzen, wie das Licht durch den Durchgang durch den Äther, das ist durch dessen Widerstand, sichtbar wird, also Eigenschaften erlangt. Das Lauschen des Künstlers ist definitiv verlegt von der Außenwelt, dem Gebornen, in die Zeugungszentrale, Kunst wird vermutlich Abfangen und Darstellung von Zeugungsvorgängen. Eine neue Welt wird geboren durch Kraft des Hirns. Die Metaphysik, sie liegt nicht jenseits der Welt, sondern jenseits der Stirn, so nah. Man müßte die Bezeichnungen umdrehen: die sichtbare Welt ist das Jenseits, das Hirn Diesseits.

Mir ist, was in unsrer Zivilisation Dichtung heißt, zu drei Vierteln eine Angelegenheit geworden, die man poetisch Sehnsucht, zynisch vaginales Heimweh, objektiv Verdrängung nennen kann: die Unmöglichkeit, das Verlangen nach der Totalität, das ist der Identität mit dem Sinnlichen, je sinnlich ganz zu befriedigen, drängt in die Domäne des Seelischen ab, wo Tat durch Wort, Vorstellung ersetzt wird. Es gab eine Zeit, wo materialistische Professoren die Seele als ein Exudat des Hirns bezeichneten, analog der Galle als Fällung des gleichnamigen Organs. Das war eine plumpe Herausforderung und es war ein falscher Monismus, weil sie täppisch die Materie als erklärbares Faktum ansahn. Gefühle und Gedanken sind immaterielle Vorgänge in einem Körperlichen, das Manifestation eines X ist. Gefühle und Gedanken sind als solche reinliche, saubere, beinahe (oder ganz?) zeit- und raumlose Phänomene, die erst auf dem Weg zur Darstellung durch einen Transformator, Kausalität genannt, assoziativ verknüpft werden. Und hier, wo sie Zeit und Raum erst untertan werden, erinnern sie mich in der Tat an jene Kraft- und Stoffdefinition: wälzt Mensch erst einmal seine Gefühle hin und her, überläßt er sich ihnen, gibt er sich ihnen hin, dann erscheint er mir schleimig im physiologischen Sinn. Hingabe an Gefühle, Verbrüderung

mit ihnen, Lust an ihnen, diese anrüchige Selbstkoketterie eines seelischen Masochismus, das ist wie eine Unzucht mit der Materie, in der Mater steckt. Menschlichkeit als Selbstzweck der Kunst, was ist das denn, wenn nicht verfeinerte Sexualität im Sinn der Sehnsucht nach dem Mutterschoß? Aber es kommt die Zeit, wo die Klaren, Straffen, Harten, Männlichen hinter das Geheimnis der Verfeinrung sehn und sauber die Verschleimung des Hirns durch Sehnsucht vermeiden. Wer weiß heute, ob Mensch nicht ein Stadium möglich ist, in dem er sich von Zeit und Raum, diesen Erregern der Sehnsucht, frei macht und immateriell, durch höchste Leistung des Hirns, in seinem Bewußtsein sitzt wie die Weltspinne in ihrem Netz, endlich identisch mit sich selbst? Vielleicht ist das alles nur Unsinn, vielleicht erstes Aussprechen unübersehbarer Zukunft, deren erste Versuche sind: abstrakte Kunst.

Warum soll Seele schamhaft sein? Der größte Gedanke der Philosophie ist, die Seele sei ein fortschreitender Versuch des Urprinzips, zur Identität mit sich selbst zu gelangen. Die Mittel des Bewußten und die des Naiven sind absolut, ewig betrachtet, durchaus gleichartig, es ist nur ein dummer Hochmut unserer Kunst, die dummer ist, als die Beteiligten ahnen, daß der naiv „schaffende" Künstler mehr sei als der denkende. Denken und Kunst sind Methoden der Identifikation, weiter nichts, eines so arm wie das andre, eines darum so berechtigt wie das andre. Schamhaft ist, wer die Erbärmlichkeit des Aussprechens, und das ist nichts anderes als der Kausalität, empfindet, er hat das Sauberkeitsgefühl gegenüber der Hure Logik, die keine Unmittelbarkeit mehr hat, weil sie in Zeit und Raum auseinanderzerrt und trennt, was zusammen gehörte. Darum allerdings mag in der anschaulichen Dichtung Schamhaftigkeit der Seele angebracht sein, nicht in der absoluten Dichtung, die nicht mehr mit Gefühlen arbeitet, wie die abstrakte Kunst nicht mehr mit Figur und Landschaft arbeitet.

Der Einwand, daß auch abstrakte Kunst, oft gesehn an der Wand, leicht gelesen im Buch, Gewohnheit und alt wird, ist kein Einwand gegen sie, sondern gegen jede Kunst überhaupt. Vom Absoluten aus ist in der Tat auch abstrakte Kunst nur ein Mittel und Medium, Direktestes zu erreichen. Darum werfen die Vorgeschrittenen und Mutigen unter den Künstlern bereits die Grundfrage auf, welchen Wert Kunst bei zunehmender Identität mit dem Absoluten noch habe, ob nicht Künste sterben, wie Religionen starben, ob Kunst nicht Zeitvertreib sei, Manie wie alle menschlichen Beschäftigungen, erfunden, um auszufüllen die Zeit, da wir leben müssen. Es steht aber noch viel Entsetzlicheres hinter

dieser Frage: daß, wer nicht leben will, doch nicht sterben kann, weil er immer wieder zum Aufbau des Lebens verwendet wird. Es wurde einer erst wahnsinnig, als er sich töten wollte, um dem Wahnsinn im täglichen Sinn zu entgehn, denn er erkannte, daß es keinen Tod gibt.

Das Wertvollste an der neuen Bewegung ist, daß sie die Grundfragen Zeit, Raum, Kausalität, Wertung der Existenz, mit einer Entschlossenheit anfassen wird, in der jeder Dualismus, dieses Fundament unsrer Zivilisation, zusammenstürzt. Sie wird nicht ruhn, bis sie zu jenem Punkt gelangt ist, wo Seele und Physiologie, Mathematik und Anschaulichkeit, eins werden, und dann werden wir mit unsrer europäischen Energie beim vegetativen Buddhismus angelangt sein, ratlos beide zu vereinigen. Ich glaube nicht, daß wir glücklicher werden, vielleicht stellt sich heraus, daß Existenz kein Glück ist und daß sogar das Heilmittel von Demokratie und Menschheitsmenschlichkeit trivialste Geisteskost wurde. Dieses Ereignis wird mit dem Augenblick zusammenfallen, wo die Welt nach dem bekannten Wort englisch geworden ist. Es ist möglich, daß die Engländer lieber auf die Kunst verzichten, als auf ihre praktische Naivität, und es ist möglich, daß die Zivilisation der Weltdemokratie dann doch noch ein paar Jahrhunderte weiter besteht. Es ist alles möglich, nur nicht, daß wir noch bürgerliche, das ist irdisch bejahende Kunst treiben.

Wer die Frage nach dem Wert der Kunst aufwirft, wirft die nach dem Wert der Existenz auf. Ich will von dieser letzten Frage nicht sagen, daß sie neu sei, neu könnte nur die Antwort sein, das ist die Mischung von Ja und Nein, der Grad von unsentimentaler, gereinigter, wissender Überlegenheit, aus dem das bedingte Ja hervorgeht — diese Überlegenheit deckt sich völlig mit Anschauung oder Tatsächlichkeit und ist ein ins Absolute gehobner Relativismus, der gegenüber dem als höchste Offenbarung geltenden Gehorsam der Kreatur gegen die Existenz kühl und wenn man will aufrührerisch, aber besser wägend, seine Befreiung von der letzten religiösen Sentimentalität durchsetzt — Akt der äußersten Souveränität ohne Pathos und Hochmut vollzogen, Pathos ist Hochmut des Entdeckens oder des Leidens. Was ist Bejahung der Existenz? Philosophie ad hoc — wir wollen keine Philosophie ad hoc mehr treiben, sondern Philosophie. Wir wollen die Fähigkeiten des Hirns so steigern, daß Zeit und Raum, Kausalität und Logik überwunden werden. Das wirkt je nach dem Naturell bei dem einen als Demut, da er zu Gott will, bei dem andren als Anmaßung, da er die Gottähnlichkeit sucht, aber es wirkt nur so, dem Wesen nach ist das Ziel dasselbe: Sprengung von Anschauungsformen, von denen noch Kant bewies, daß sie absolut

seien. Immer wenn ich den Sternenhimmel betrachte, fühle ich, daß es einmal möglich sein wird, die Abstrusität des Raumbegriffs zu überwinden (was begrenzt den Raum? Wieder Raum, das Begrenzte, hilflose Kette) und manchmal, wenn ich aus gewissen Träumen aufwache, stelle ich staunend fest, daß sie ohne Zeit und Nacheinander waren. In dieses Reich gilt es einzudringen.

Je öfter ich in Galerien betrachte, was die Künstler des bürgerlichen Zeitalters produzieren, desto mehr gehn mir mit einem Entsetzen (Wort ohne Übertreibung) die Augen darüber auf, daß die anschauliche Kunst nicht nur ein hilfloses Ungefähr, sondern eine unmoralische Angelegenheit geworden ist. Sie, die Schmuck des Lebens sein will, um einen Zweck zu haben, ist Großspurigkeit, dumme Eitelkeit auf das eigne Temperament, und sie ist Spekulation auf die Sentimentalität oder Sinnlichkeit der Mitmenschen. Kinderlächeln ist etwas Schönes, aber auf einem Bild ist es captatio benevolentiae. Es gilt die Trennung zwischen Kunst und Bürgerlichem zu vollziehn. Wenn das Kinderlächeln nicht mehr gemalt wird, dann erst wird es etwas Reines; der erste Lieferant von Familiengefühlen war Raffael. Ich sah ein für mein mathematisches will sagen Reinlichkeitsgefühl ungegliedertes, verworrenes Bild mit einem Durcheinander von Bäumen und Mühlen, es war ein Ostade, Börsenpapier für Differenzgeschäfte.

Der anschauende Mensch hat keine Seele mehr nötig. Vom Absoluten her ist Seele eine Krankheitserscheinung, Symptom, das die Prognose Hemmung vermuten läßt. Der vollkommene Geist erreicht alles ohne Wollen, sagt Laotse, Wort, das alle, die Sinn für Tiefe haben, entzückt. Aber es rückt in unmittelbare Nähe jenes Neuen, daß vollkommener Geist keine Seele mehr hat.

Man sollte die neue Mode, von Gott zu reden, in ihren Anfängen ersticken. Nicht aus Scheu, sondern weil Gott nicht nur ein moralisches Wort, sondern auch ein teleologisches ist. Ich kenne Kant nicht genug, um zu wissen, ob er schon Gott wie Raum und Zeit als Anschauungsform des menschlichen Hirns erkannt hat. Ich behaupte darum nicht weniger entschieden, daß es so sei. Gott ist ein Produkt der Kausalität, die wieder nichts andres als die Übertragung des sexuellen Gedankens auf das Denken ist: wie man den Sohn durch den Vater erklärt, sucht man die Welt durch Gott zu erklären. Wer aber schuf Gott? Das ist dieselbe Hilflosigkeit wie der Begriff Raum. Wie es beim Raum ahnend klar wird, daß er in der Tat nur unsrer Ohnmacht entspringt, wird es dem Begriff Gott gegenüber klar, er sei ein Hilfsmittel der menschlichen Logik.

Wir reden von Entwicklung und Ziel, aber das widerspricht dem Begriff Sein. Das Sein ist; Entwicklung und Ziel hieße ein Agens außerhalb des Seins setzen. Das ist vielleicht der philosophischste Gedanke, der überhaupt gefaßt werden kann. Was wir Entwicklung nennen, sind die Vorgänge in den einzelnen Bestandteilen des Seins. Das Sein ist und kann nur Ruhe sein, zusammengesetzt aus einer Unzahl von Bewegungen. Entwicklung und Ziel bedeuten: Bewegung auf ein Definitivum, einen endgültigen Ruhezustand hin; dieser Zustand wird nicht erreicht, er ist schon erreicht, er ist. Wir, Zellen des Seins, Teile im großen ruhenden Körper des Seins, suchen den Organismus, in dem wir leben, zu durchwandern, ermessen. Wir können es nicht anders als mit Hilfe des Nacheinander: Nacheinander, Raum, Zeit, Kausalität sind Anschauungsformen, freilich nicht im Kantschen Sinn, daß wir die Dinge erst erschüfen; es ist der Versuch, das, was nur in seiner runden Gesamtheit geahnt werden kann, in eine Kette auseinanderzuziehen. Die Ruhe, die wir suchen, wird uns nie zuteil, denn Nacheinander heißt Unruhe, Nacheinander ist Abwicklung. Ruhe ist nur im Sein, aber uns bleibt nicht der Trost der Früheren, die glaubten, Ruhe erlangen zu können, indem sie sterben. Wiederum: einer wurde wahnsinnig, weil er in dem Augenblick, da er sich Ruhe durch den Tod geben wollte, voll Entsetzen erkannte, daß er zu neuem Aufbau werde herangezogen werden.

Philosophisch gibt es kein Nacheinander, nur ein Zugleich, wie es kein Groß und Klein gibt. Kunst, wie sie uns geläufig wurde, ist eine solche Erscheinung des Wanderns der Existenzteile durch den Gesamtorganismus, Unruhe ihr Antrieb, Ruhe ihr Ziel –, sie erreicht es nicht, diese Kunst des Anschaulichen erreicht es nicht. Eine neue Kunst macht sich bemerkbar, die ihren Grad an Unruhe vermindert, den an Ruhe vermehrt, was mit anderen Worten besagt, daß sie Anschaulichkeit aufgibt, um Anschauung zu gewinnen. Und hier ist der Haupteinwand gegen die abstrakte Kunst zu erheben: daß sie einen letzten Rest von Anschaulichkeit behält und die reine Anschauung nicht erreicht, denn diese ist unaktiv, während jede Kunst ihren Anteil an Unruhe oder Aktivität beibehalten muß, will sie sich nicht selbst aufheben. Es ist ein unwiderleglicher Einwand, es ist der Einwand gegen die abstrakte Kunst. Hier ist zu sagen: entweder daß einmal wirklich ein Zustand kommt, wo Mensch mit dem differenzierten Gehirn keine Kunst mehr treibt (wie manche heute schon in kein Theater mehr gehn), oder daß eine Kunst erreicht wird, die so anschauungshaft ist, daß schon die Anschauung wie Luft einer andren Welt an sie weht, daß also eine Kunst erreicht wird, die auch dem denkenden Mensch der Zukunft erträglich bleibt (was die heutige nicht mehr

ist). Dies vorausgesetzt kann ich vor Lüthy oder Jawlenski respektvoll fühlen, wie schön es ist, geborner Maler zu sein und der geheimnisvollen Realität, der irdischen Religiosität der Farbe untertan zu sein.

Musik ist abstrakt, nicht weil sie mit einem in der Realität nicht selbständig vorkommenden Material arbeitet, sondern weil sie die innere Klaviatur anschlägt, das heißt im Zentralapparat Schwingungen auslöst, die weder als Gedanken noch als in der äußeren Welt existierende Körperlichkeiten projiziert werden. Wenn einer behauptet, er sähe bei Musik etwas, so ist das, präzis gesagt, Schwindel, oder höflicher ein Akzidens sekundärer Natur. Je metaphysischer eine Kunst ist, desto ausschließlicher vollzieht sich ihre Wirkung auf der physiologischen Platte Hirn.

Chaos

von Albert Ehrenstein

Weh, Gebirge stürzt zu Felsbrei,
Verbirgt im Grab zutiefst die Kreatur.
Letzter Schrei und Schutt und Asche.
Überrascht nur gibt der überrasche
Mensch den nackten Leichnam der Natur.
Entrinner wohnen im bitteren Fluß,
Da das Festland verwich und immer mehr
Blutwelle wild schwillt zum rotwimmernden Meer.

Schweige, Wort — du, Sang, enthalle!
Der Tod verspielte die Geige,
Gedärme sind seine Uhrkette.
Schwach leuchten die Kerzen aus Staub,
Verloren läuten die Glocken aus Horn.
Mißgeboren müssen die Kinder verdorren;
Ihr Gerippe spielt mit den Würmern, denen zur Speise
Früh sich rüsten die jungweißen Greise.
Ich neide ihnen die glückliche Reise.
Ich höre Dächer klagend fragen:
Weh, sind wir, den Schnee zu tragen?
Sind Bäume blind, die sich belauben?
Winter will die Früchte rauben.

Des Schnitters Sense weiß nicht Reu,
Maigras erkennt er: nasses Heu.
Irdisch verliert der Weltbesternte
Sterbend seine Sternenernte.
Schrill hör ich den Erdkreisel sich im Kreise drehen,
Wie ihn rings verschlagene Winde wehen;
Keiner peitscht ihm neues Leben,
Grau spinnt ihm das Alter Weben.

Einsam wandere ich den Felsenweg.
Unglück vernein ich wohlversteint.
Der ich vor Aberjahren Gott verlor,
Reißt mich die Hölle himmelwärts empor?
Dämmert mir die gute Nacht
Oder bin ich auferwacht?

Von neuer französischer Dichtung

von Iwan Goll

Der schönste Zug an dem geistigen Aufschwung Europas ist die Selbstbesinnung.

Selbstbesinnung, bei einer jungen revolutionären Generation? Selbstbesinnung führt nach links und nach rechts, zur eruptiven Revolte, oder auch zur ekstatischen, scheinbar sterilen Hingabe ans All. In beiden Fällen Befreiung, Erlösung und dennoch zwei entgegengesetzte Wirkungen, was die Kunst betrifft. Im ersten Fall geschieht politische, im zweiten reine Kunst. Schließen diese einander aus? Die einen fühlen sich als Propheten, die anderen als Asketen. Aber beide sind einer Religion, dem neuen Glauben an den Menschen unterstellt.

Eine große einheitliche Parole überall: dem „Willen zur Macht" des neunzehnten Jahrhunderts wird der „Wille zum Geist" entgegengestellt. Und dieser, von beiden Sekten akkapariert, wird für die Prophetischen „dramatischer Wille", für die Asketischen „Wille zum Leid": das ist, für die ersteren, Massenkult, für die andern: Kultus des Ich, der Persönlichkeit, des Individualismus. Jene steigen auf Tribünen, diese neigen sich über den Mikrokosmos einer Fliederblüte.

In Deutschland überwiegt noch die politisch-prophetische Richtung,

natürliche Beilage einer Revolution: Manifeste, Proklamationen, in der Epik Anklagen, in der Lyrik Litaneien, im Drama Passionen. Das ist Selbstbesinnung des Sklaven auf seine natürliche Freiheit, Sprengung der Ketten, Aufschrei. Aber alles noch instinkthaft.

In Frankreich geht anfangs ein Ähnliches vor sich, nur: der Mensch besinnt sich auf seinen Intellekt. Er sagt nicht mehr: Krieg ist schlecht, ist ein Übel. Er fragt: warum ist Krieg? Bin ich wohl nicht auch selber schuld daran? Er legt den Finger in brennende Wunden des eigenen Herzens. Wir müssen unser eigenes Land von Kapitalismus, Journalismus, Militarismus ausräuchern, entsinnt er sich.

Rolland steht als erster in Europa „über dem Kampf". Sein also betiteltes Buch bleibt erstes Dokument übernationaler Gesinnung. Barbusse schreibt in der Schlacht selbst das gewaltigste Plaidoyer gegen den bewußten Massenmord, sucht und sucht die Lösung und findet sie — eine völlige Umwälzung der sozialen Konstitution — am Schlusse seines Romans „Clarté". Die Lyriker inaugurieren den harten, gewollt unrhythmischen, aber tieftönenden, aufbrausenden Vers der Verdammung: Marschverse der Arbeiter und der klappernden Toten.

Eine andere Art von Menschenfreundschaft wird von jenen geübt, die statt mit der politischen Geste zur gewaltsamen Selbsthilfe zu reizen, mit ruhigem, innigem Zuspruch den einzelnen Menschen, das Ich, das Individuum zur inneren Erneuerung anhalten. In der jetzt zur Blüte gedeihenden Generation Frankreichs übt eine ganze Gruppe dieses wohltuende Amt. Aus der Tiefe des Schmerzes und aus der Reife eines Gefühls, das dem Volke Frankreichs eigen ist, verstehen diese menschenguten Dichter, daß das von den entsetzlichen Mordjahren bloßgelegte Herz einen ungeheuren Aufwand von neuem Liebesmaterial braucht, um wieder warm zu werden. Noch nie wahrscheinlich wie jetzt haben Despotie, Egoismus, Tötung aller natürlichen Gefühle mit dem Gift der Banalität, die von allen guten Geistern verlassenen Menschen so beherrscht wie jetzt. Zur Hungersnot gesellte sich die nackteste Herzensarmut. Und alles wurde erfunden, nur kein Liebe-Ersatz. Man kann sich nicht denken, daß eine Zeit einsamere, heimatlosere, elendere Menschenüberreste sah.

Aber mit dem Lächeln, nicht mit dem Revolver tötet man Haß und Leid. Wer dem Leide lächeln kann, der hat es zutiefst verstanden und erkannt und auch schon gebannt. Die Schwestern der Spitäler haben dies milde Lächeln um die Mundwinkel, wie heimliche helle Vögelchen. Die Ärzte auch, zumal wenn sie geheime Dichter sind wie dieser Georges Duhamel, dessen Bücher wie Röntgenstrahlen das menschliche Herz bloßlegen und seine leise hingehauchten Worte neues Lebenselixier einträufeln können.

Das Herrliche an Duhamel: daß er immer, auch vor der großen Prüfung schon, ein Mensch war, ein „Compagnon", wie der Titel seiner Gedichte aus den Jahren 1910—1912 lautete. Eine Strophe aus der „Ode à quelques hommes":

So nehmt den Menschen auf, wie er sich bietet,
Wie furchtvoll und verwirrt sein Antlitz sei.
So nehmt ihn auf, der eure Seele mißt
Und weiß, was einer Hand Berührung gilt —
Mich nehmet auf, ihr mit dem Tausendantlitz,
Ihr Kameraden! Denn ihr müßt verstehn,
Was für erschütternde Erlebnisse ich opfre,
Für das Erlebnis, das ihr seid!

Was für erschütternde Erlebnisse? „La Possession du Monde", das erhabenste und stillste Buch, das einer mitten im Krawall der Kanonen geschrieben hat, zählt sie auf. Es ist eine berauschte und grenzenlose Hingabe ans Leben, an die Welt. Es ist die festeste und gewisseste Bejahung, die seit langem gewagt wurde, seit den Lyrikern des Orients. Die Anfangsworte: „Nun weiß ich, daß das Ziel jeder lebenden Kreatur Glückseligkeit heißt. Ja, Glückseligkeit ist nicht nur das Ziel, sondern der Urgrund, der Ausdruck, die Essenz des Lebens: es ist das Leben selbst." Und Duhamel lehrt uns, sie zu finden. Sie wohnt überall, liegt offen am Wegrand, in jedem kleinsten Ding, in der Blume, die du gleich zertreten wirst. Es kommt darauf an, die „Welt zu besitzen", sie sich in Liebe zu eigen zu machen. Die Natur wird zum xten- und zum erstenmal wieder entdeckt. Die Feinfühligkeit einer Abendspinne; die Schönheit eines jahrhundertalten Steins, die Welt, die ganze Welt. Wieviel Erlebnis in jedem Augenblick! Ein Buch der Zuflucht für alle Trostlosen dieser Zeit, eine Befreiung vom alltäglichen Zwang, von der Blindheit des Gewohnheitstrotts. Seht um euch! Seht in euch! Es kann dann nicht sein, daß einer nicht an die Glückseligkeit rühre! Die Schöpfung Gottes ist so voller Wunder, und je weher es ist, sie zu erreichen, um so glorienreicher erscheinen sie. Duhamel preist das Leiden, das die beste Schule des Herzens ist. Ach, und was weiß er vom Leiden! Er war Arzt an der Front, und er notierte mit der Präzision eines Fiebermessers die Wallungen der menschlichen Seele. Er beugte sich über die hilflosen, wundgeschlagenen Menschen, beim Sezieren von Eiterbeulen und ausgequollenen Eingeweiden legte er mit der Pinzette die Fibern des göttlichen Herzens bloß. „La Vie des Martyrs" und „Civilisation" schließen das tiefste Erleben des Weltleides in sich. Keiner neben ihm hat die Passionen sterbender Soldaten so erschütternd gefaßt, nicht einmal Barbusse, dessen halluzinierte Schlachtfeldvisionen gigantisch, aber nicht göttlich sind. In Einfachheit wandeln sich die Schwächen der

in diesen größten Schmerz geschleuderten Menschen zu Ekstasen der Demut. Es soll einem Schwerverwundeten das Bein abgeschnitten werden, aber er will nicht, daß ihm der Stumpf ausgezogen werde, denn es könnte übel riechen. Ein anderer, der seit Wochen gräßlichstem Siechtum anheimgefallen ist, stirbt schließlich daran, daß er einen Pickel auf der Nase bekommt: diese letzte Quälerei erträgt er nicht mehr! Das ist Duhamels Lehre vom Leid: sie beweist mit Güte, fast lächelnd, wie absurd alle Feindschaft, aller Krieg ist. Der lausigste Musketier, die krepierende Nummer: der Dichter entdeckt in allen den Menschen, den Unantastbaren, den Heiligen, den „Compagnon".

Seine Theorie der Menschlichkeit:

Nicht an die Massen außer dir wende dich, sondern an das Wahrheitsgesetz in dir. Prüfe dich, und dann erst halte deinen Nächsten an, daß er sich prüfe. Und wenn du und er es gewissentlich getan habt, ist schon großes Werk erreicht, ist schon eine Bresche in die „Mediokratie" geschlagen, in die ihr beide gezeugt und hineinerzogen worden seid.

Die aktivistische Schule Frankreichs folgt diesem Gedankengang. Sie besitzt Theoretiker und Praktiker.

Des Geistigen Werkzeug ist das geistige Werk, das künstlerische Werk. Die Kunst soll menschliche Bahnen einschlagen, nicht abgewandt auf himmlischen Kurven wandeln, sondern die irdische Wahrheit aus der alltäglichen Wirklichkeit herausschälen. Was die neueste literarische Generation in Paris hervorbrachte, läßt sich mit zwei Stichworten ausdrücken: „Clarté" und „Individualismus".

Vergegenwärtigen wir uns alle, wohin wir Geistigen wollen, was wir wollen. Wir Geistigen sind letzten Endes alle Idealisten, das heißt, wir schauen immer nach dem Ideal, nach dem Himmel aus. Diese gewinnen kann jeder nur in sich selber. Gut sein kann jeder nur zu einem winzigen Bruchteil der Menschheit, oft zu einem oder zwei Individuen nur. Der Politiker verlangt Brot, Sechsstundentag, Sozialisierung, Verteilung der Erde. Der Geistige will den „Menschen" schön, gut, frei. Es ist nichts anderes, was „Clarté" in Paris im Auge hat, wenn sie praktisch, durch öffentliche Manifeste, gleichzeitig bestätigt, was die einzelnen in ihr, und jeder auf seine Weise, in seinen Gedankenwerken äußert.

Sie sagt: „Da die menschlichen Geschicke nur von der menschlichen Intelligenz wirkungsvoll geregelt werden, hat diese einzutreten und das Reich des Geistes vorzubereiten. Die Intellektuellen dürfen nicht stumm abseits stehen, sie können es nicht. Über der moralischen Pflicht und dem kategorischen Imperativ des Ideals stehen heute der Friede und das Leben aller Menschen auf dem Spiel..."

Clarté sucht durch politischen, äußeren Eingriff den Schlafwandlergang der passiven Bürgermasse aufzuhalten. Gut; wenn sich Clarté dabei nicht in den Nebeln der Welt verirrt ....

Theoretiker des gleichen Gedankens fordern das Individuum auf, bis zum Anbruch der allgemeinen Befreiung wenigstens an sich selbst zu hämmern und die Forderung besserer Menschheit in ihrer ersten Zelle: Mensch zu verwirklichen. Diese Bewegung ist nicht nur aus dem Krieg geboren. Schon längst, schon mehr als zehn bis zwanzig Jahre zuvor arbeitete Gérard de Lacaze-Duthiers, ein noch zu wenig bekannter Vorläufer der heutigen Idee, an diesem Glauben und legte in vielen dicken Bänden wie: La Liberté de la Pensée, La Découverte de la vie, L'unité de l'art, Vers l'aristocratie den Grund zu einer neuen Sozialphilosophie, deren Ziel ist:

Du Mensch, befreie dich selbst aus den Banden der heutigen verlogenen Gesellschaft. Rings um dich herrscht keine Demokratie, sondern eine maßlos egoistische Mediokratie. Der Mittelmäßige, der Bürger, der Duckmäuser ist dein Herrscher. Nirgends entrinnst du ihm. Selbst in deinen heiligsten Tempel, in die Kunst, mischt er sich schändlich hinein und zerstört dir deine Wahrheit und deine Einsamkeit. Nimm dich in acht vor diesen Verrätern. Sei du! Laß dich nicht verblüffen. Fliehe dahin, wohin er dir nie folgen kann: zur reinen, menschlichen Kunst. Werde Artistokrat. Deine Kunst wird zur sozialen Erneuerung beitragen. Deine Hauptideale: Freiheit und Schönheit, schrankenlos. Deine Schöpfung ein Loblied aufs wahrhaftige Leben. Indessen: das Individuum ist das schöpferische Wesen. Und erst reiner Individualismus ist Grundstein zu weitherzigem Sozialismus, da er sucht, den Menschen von eingeborenen Fehlern wie Egoismus zu reinigen, und diese beiden Dinge anstrebt: freie Geistigkeit – wahre Schönheit: Prinzipe des Lebens. Der Individualismus ist Vorbedingung echter Demokratie. Erst nach Überwindung des persönlichen Todes kann der Einzelne zum Gemeinwohl beitragen, erst wenn einer in sich frei ist, kann er zu anderen gut werden. Aber die Mittelmäßigen, die Mediokraten werden uns nie verstehen, denn sie werden diese Antithesen: Individualismus und Egoismus immer verwechseln.

de Lacaze-Duthiers hat mit dieser schlichten Beweisführung eine große Schicht der aufkommenden Generation durchdrungen. Viele kleine Zeitschriften entstanden in kurzer Zeit, die schon auf dem Titel seine Gedanken tragen, die kaum etwas anderes tun, als hundertfach die einzige Idee variieren. In seinem Vaterland ignoriert, im Ausland nicht einmal dem Namen nach gekannt, wird dieser Mann eines Tages an der Spitze jener stehen, die man als Vorbereiter besserer Zukunft zu nennen

haben wird. Er hat Vertrauen in uns, in jedes Individuum, – müssen wir ihm nicht das Gleiche schenken?

Dies alles ist menschliche Kunst: art humain, art d'action. Sie sucht den Ausdruck der Idee, nicht den idealen Ausdruck, nicht so sehr vollkommene künstlerische Form, als das pulsende Leben des Gedankens. Dichter einer Revolution zerschlagen gern die überlieferten Gebilde. Nicht die Seltenheit des Worts, die Neuheit des Gefühls ist ihr Stolz. Wie in Deutschland, so hat auch in Frankreich die Verbrüderungsdichtung warme Verteidiger und Propheten, denen die künstlerische Einheit nur nebenliegende Sorge ist. Allbekannt die überwallenden Poeme der Martinet, Jouve, Guilbeaux, Chennevière: man liest sie aber eher wie Briefe von Freunden, als wie Gebete, von denen man Rührung erwartet.

Man muß deshalb unterscheiden zwischen Menschlichkeits-Kunst und künstlerischer Kunst. Diese durchlebt auch eine Epoche der Neugestaltung. Auch sie ist fertig mit allem art pour l'art, auch sie ist durstig nach schaffendem, heißem Leben, nach der „Emotion". Was voraufging, die Parnassiens und der Symbolismus, alle Schilderung, Abzeichnung, alles egoistische Baden in schönem Gefühl wird abgeschworen und verurteilt, aller Realismus als langweilig empfunden. Dem gegenüber ist der Überrealismus (Surréalisme) als neue Gottheit proklamiert.

Überrealismus, nicht: Überhebung über das Irdische, aber tiefes Einleben in dieses, ganz Ergebung an das Seiende, an jede vorübergehende Handlung und Gestalt, an jeden Augenblick (der ja ein Stück Ewigkeit ist). Es ist das demütige Verstehenwollen alles dessen, was um uns, in uns und außer uns ist, denn der Dichter weiß, daß es Dinge gibt, die wir mit unseren zufälligen groben Sinnen kaum erraten, und sucht sie zu erforschen: er will nicht übersinnlich, aber transsinnlich sein.

Dem neuen Inhalt gebührt eine adäquate Form. Vor zwanzig Jahren hatte eine kleine lyrische Revolte in Paris, mit Gustave Kahn und Henry de Régnier an der Spitze, versucht, die seit den Klassikern nicht gesprengten Ketten des Alexandriners abzulegen, und alte Sensationen in neue rhythmische Bewegungen überzuleiten: rein äußerliche Begebenheit. Die von heute wissen, daß zu ihrem neuen Erleben der Welt ganz neue Stimmittel und Gefühle gehören, und ihr Vers, ganz den Forderungen Mallarmés nacheifernd, aber noch die letzten Hüllen des Reims und Rhythmus abwerfend, um völlig nackt das intensivste Leben zu verwirklichen, verlangt nach äußerster, bisher ungekannter Schärfe und Präzision. Er will nicht Verschönerung, nicht illusionistische Verbildlichung und metapherhafte Umschreibung: er will er selbst sein, schöpferische Schöpfung,

Kunst. Der Vers, nicht mehr „schön", sondern Ausdruck der außerordentlichen Wahrheit. Und sämtliche Dichter dieser neuen Erkenntnis suchen mit unerbittlicher Energie nach der objektiven, theoretischen Auslegung ihres Kunstgefühls und pressen sie in Formeln, die vielleicht spätere Generationen zu ihrem Problem machen werden:

„L'art doit être une création et non une représentation."

„Jusqu'à nous l'art était un parasite de la réalité: le poème doit être lui-même son sujet."

„L'art commence où finit l'imitation."

Diese Forderungen wurden zuerst aufgestellt und realisiert von Apollinaire und seinen Freunden und Jüngern in den drei Zeitschriften „Les Soirées de Paris", „Nord-Sud" und „Sic". Ihre Technik: ein scheinbares Chaos von Trivialitäten, Gefühlsüberschwängen und losen Worten, alles andere als: „gebundene Rede". Im Grunde jedoch inneren Gesetzen irgendeines behandelten Vorgangs entsprechend, und möglichst alles aus dem Thema herausholend, was triebhaft sein kann. Die Welt in die Atmosphäre der Überwirklichkeit, will sagen, der letzten, ganzen Wirklichkeit getaucht. Es sollen nicht mehr Sätze geformt werden, sondern Dinge aus Worten. Daher keine Grammatik mehr: keine ganzen Sätze, ein abgerissenes Bild, eine singende Silbe, und wenn es möglich wäre, Stücke von Dingen würden in die Bücher hineingeklebt werden, wie es die Maler in ihren Gemälden tun, die Spielkarten, Zeitungsausschnitte, Konservenbüchsendeckel in re auf die Leinwand heften. Apollinaire hat diesem Trieb insofern nachgegeben, daß er die Gegenstände äußerlich auch so wiederzugeben versucht hat, indem er aus der Über-, Unter-, und Nebeneinanderreihung von Worten ein Bild, zum Beispiel einen Springbrunnen, einen Eisenbahnzug, und sogar Regentropfen dargestellt hatte. In seinem letzten Versband „Calligrammes" geht er schließlich zu weit und neigt zu Spielereien, die nicht einmal neu sind. Schon bei Rabelais zu finden ist ein Gedicht auf den Wein, dessen Verse so angeordnet sind, daß ihre Peripherie einen Weinkrug darstellt. Ganz ernst zu nehmen und als große Lyrik unvergänglich sind aber manche Gedichte seiner ersten Sammlung „Alcools" und mehrere Versstücke wie „Le musicien de Saint-Merry" und „Zône".

Von Apollinaires einstigen Jüngern haben ihn manche schon übertroffen. Dem „literarischen Cubismus", wie man seine Richtung genannt hat, am treuesten geblieben ist Pierre-Albert Birot, der in seiner Zeischrift „Sic" des Meisters Andenken sorgsam pflegt. In seinen Schöpfungen („Trente et un poèmes de poche" und „La Joie des sept Couleurs") liegt Tiefe, die bei einem Franzosen verblüfft. Ein banales Sujet wird an den Hörnern gepackt, naiv von allen Seiten angeschaut und plötzlich

dringt eine Erleuchtung in den Dichter ein und er sagt uns Dinge, die von einem morgenländischen Weisen herrühren könnten. Birot hat ein ganzes Buch ganz kleiner, oft sieben- oder sechs- oder nur dreizeiliger Gedichte geschrieben, die aus China oder Japan herkommen könnten. In solchen kleinen Gedichten kommt es auf die plötzliche Bildkraft an oder auf den verblüffenden Gedanken, der dem letzten Vers entspringt – und dieser bleibt beim jungen Franzosen fast nie aus. Obwohl ihn Paris ganz ignoriert, ist es Freude, auf diese neue Hoffnung hinweisen zu können.

Apollinaires bester Freund war Max Jacob. Er ist nicht der beste Dichter seiner Generation: dazu scheint er zu klug zu sein. Zuviel Ironie, zuviel Wissen: woraus Worteplänkelei und hier und da Spielerei entsteht. Für sein Hauptwerk hält er „Le Cornet à dés“, eine Sammlung von Gedichten in Prosa, deren Reiz in kinohaft sich überspringenden Gesichten besteht, deren Nachteil aber in der gewollt saloppen Allüre der Weltanschauung hervortritt. Reine Dichtung manifestiert sich anders. Max Jacob hat aus Hang zur Originalität sich nicht nur zum Christentum bekannt, sondern hält darauf, jeden Morgen um halb sechs in die Sakristei des Sacré-Coeur in Montmartre zu schlüpfen und dort die Ausschweifungen soeben vollzogener perverser lybischer Nächte zu beichten. Das Gleiche tut er in einem neuen Buch, das demnächst herauskommt.

Der für die öffentliche Anerkennung und die bürgerlichen Ehrenbezeugungen Prädestinierte dieses Kreises (einer wird es doch sein müssen!) ist Blaise Cendrars. In: „Du Monde Eutier“ befindet sich „Le Panama“, ein Versroman, eine der gelungensten Verwirklichungen überrealistischer Kunst. „Le Transsibérien“: Poem der Geschwindigkeit, Kaleidoskopie, Millionenerlebnis, Liebe zum materialistischen All: alles was wir brauchen. Gleichzeitig schickt André Salmon ein in ähnlichem Sinn gedachtes Buch „Prikaz“ zu Telegraphenamt. Dereinst war er ein guter Bändiger des rassereinen Alexandriners. Jetzt merkt er plötzlich, daß es in dieser Fabelepoche Kinos und Metros gibt. Er hat recht. Genau so recht wie Clemenceau, der dereinst behauptete, der Friede von Versailles bedeute eine Revolution für Europa. Also! Es kommt heute nur darauf an, jünger zu sein als der andere.

Die Krise des Geldes

von Erwin Steinitzer

Erst jetzt, mit ihrem allmählichen Verschwinden, kommen vielen von uns die mannigfachen Qualitäten zum Bewußtsein, die „gutes" Geld in friedlichen Zeitläuften und bei geordneter Wirtschaft besitzt. Früher war es selbstverständlich, daß man mit einer hinreichenden Menge von Goldstücken oder Banknoten alles kaufen konnte, was überhaupt angeboten und verkäuflich war, – daß es also, um den wissenschaftlichen Fachausdruck zu gebrauchen, für die Zahlungsmittelqualität des Geldes keinerlei Schranken und Vorbehalte gab. Weiter war es selbstverständlich, daß die Menge von Gütern oder Leistungen, die man mit einer bestimmten Summe Geldes erwerben konnte, durch längere Zeiträume ungefähr gleich blieb, daß man also durch den Besitz eines bestimmten Quantums Geld ein fast ebenso bestimmtes Quantum Kaufkraft zu konservieren vermochte. (In der wissenschaftlichen Terminologie hieß das, Geld sei nicht bloß Wertmesser und Zahlungsmittel, sondern auch Wertaufbewahrungsmittel.) Endlich betrachtete man es als eine gegebene, natürliche und unabänderliche Tatsache, daß man mit inländischem Gelde stets ohne weiteres ausländisches Geld kaufen könne; und zwar mit einer bestimmten Anzahl Mark immer eine nahezu gleichbleibende Anzahl von Pfunden, Dollars, Franken, Gulden, Kronen. Mit anderen Worten: die durch Geldbesitz ausgedrückte inländische Kaufkraft konnte ohne Schwierigkeit, durch einfache Umwechslung, in ausländische verwandelt werden, und diese ins Ausland verpflanzte Kaufkraft blieb, genau wie die inländische, durch ausgedehnte Perioden so gut wie stabil.

Nicht eine einzige von diesen Eigenschaften des Geldes (an deren Vergänglichkeit oder Verletzbarkeit der praktisch tätige Bürger ebensowenig dachte wie an die Möglichkeit, daß es beim Bäcker kein Brot, beim Schlächter kein Fleisch geben, daß kein Gas da sein könnte, wenn man den Hahn öffnete), – nicht eine also ist unversehrt geblieben. Freilich, auch das entwertete Geld ist im Inlande noch immer „Zahlungsmittel"; denn ein so umfangreicher, verästelter und verwickelter Güterverkehr, wie der unsrige läßt sich technisch ohne allgemeines Zahlungsmittel nicht eine Stunde lang bewältigen, und er muß deshalb auch das schlechteste Geld als solches verwenden, solange er keinen besseren Ersatz zur Verfügung hat oder schaffen kann. Aus diesem technischen Grunde hat ja nicht nur die Reichsmark ihre inländische Zahlungsmittelqualität bewahrt, sondern auch die deutsch-österreichische Krone (die im Auslande nicht mehr so viel wert ist, wie Papier und Druck der Scheine kosten)

und sogar der Bolschewistenrubel. Allein schranken- und vorbehaltslos ist die Anerkennung dieser Zahlungsmittelqualität auch im Inlande längst nicht mehr. Man kann nicht mehr alles, was überhaupt angeboten und so verkäuflich ist, für Geld erstehen. Es kommt immer häufiger vor, daß der Veräußerer einer begehrten Ware nicht Geld oder nicht Geld allein fordert, sondern andere Waren, in deren Besitz er zu gelangen wünscht. So schiebt sich – zwar nicht in entscheidendem, aber doch in einem Umfange, der unter normalen Verhältnissen völlig unmöglich wäre – zwischen den Geldverkehr ein naturaler Tauschverkehr, bei dem das Geld als Zahlungsmittel ausgeschaltet oder mindestens zurückgedrängt ist. In den Ländern, deren Geldwesen in noch höherem Grade zerrüttet ist als das unsrige, tritt diese Erscheinung noch allgemeiner und eindrucksvoller hervor. Der russische Bauer war schon in einer vorgeschrittenen Periode des Krieges kaum geneigt, sein Getreide gegen Geldzahlungen abzuliefern. Die Landleute in der Umgebung Wiens haben ihre Kasten und Laden so mit Kronennoten vollgepfropft, daß sie wenig Verlangen danach tragen, ihre Vorräte an Papierscheinen weiter zu vermehren. Dagegen zeigen sie sich bereit, gegen Wäsche, Kleidung und Möbelstücke oder, neuerdings, gegen Schmuck und Antiquitäten Lebensmittel abzugeben. Diese Störung der Zahlungsmittelfunktion des Geldes zugunsten des direkten Warentauschs ist natürlich die Folge des schreienden Mißverhältnisses zwischen der Fülle des Geld- und der Knappheit des Warenangebots. Der Sinn des Geldes ist, daß man mit ihm kaufen kann, was man braucht und wünscht. Wenn ein Zustand eintritt, bei dem man gewisse notwendige oder erwünschte Güter für Geld nicht mehr oder doch nur unter beträchtlichen Schwierigkeiten kaufen kann, so verliert das Geld einen Teil seines Sinns und damit seiner Begehrtheit. Wer als Warenveräußerer über eine Art Monopol verfügt, sucht dieses auszunutzen, nicht oder nicht nur, um sich in den Besitz von Geld, sondern um sich unmittelbar in den Besitz der Güter zu setzen, die er für Geld schwer zu erwerben vermag. Das sinkende Vertrauen in die Sicherheit der Währung spielt – wie sich schon aus der gleichzeitigen, ausgedehnten Notenhamsterei ergibt – neben diesen praktisch-wirtschaftlichen Zusammenhängen nur eine untergeordnete Rolle.

Noch weit stärker als die Zahlungsmittelqualität ist die Funktion des Geldes als „Wertaufbewahrungsmittel" beeinträchtigt und in Frage gestellt. Früher war Geld die materialisierte Wertbeständigkeit. Ein Goldstück oder ein Zwanzigmarkschein bedeutete die Verfügung über eine bestimmte Gütersumme und bedeutete sie mit geringfügigen Schwankungen dauernd und unabänderlich. Wer Geld im Schranke hatte, verlor nichts oder jedenfalls nichts Erhebliches, wenn er es nach sechs Monaten oder

nach zwei Jahren in andere Werte verwandelte. Heute reicht die Wertbeständigkeit des Geldes noch nicht einmal von einer Woche zur nächsten. Jedes einigermaßen dauerbare Sachgut taugt besser zur Wertaufbewahrung als das Geld. Zwar wird bei der Ungleichmäßigkeit der Preisentwicklung der verschiedenen Güter auch in der Ware der Wert, die allgemeine Kaufkraft, nicht unverändert konserviert; steigt der Preis der Ware überdurchschnittlich, so wächst dem Besitzer durch die Aufbewahrung Kaufkraft zu, steigt er unterdurchschnittlich, so bröckelt sie ihm ab. Der Versuch der Wertaufbewahrung in der Warenform ist also in jedem Falle eine Spekulation. Die Wertaufbewahrung in der Geldform aber ist eine Spekulation mit negativem Vorzeichen; sie ist sicherer Verlust. Das Geld ist zur verderblichen Ware geworden; es schwindet seinem Besitzer unter der Hand, verliert fortgesetzt an Kaufkraft. Dabei ereignet sich nun aber das Merkwürdige, daß das Geld gerade jetzt, wo es seine Fähigkeit, als Wertaufbewahrungsmittel zu dienen, in stärkstem Maße eingebüßt hat, mehr denn je als solches Verwendung findet. Das Hamstern von Bargeld war früher eine Ausnahmeerscheinung, die man als Ausdruck ländlicher Einfalt bespöttelte; heute ist es eine weitverbreitete Gewohnheit auch in Kreisen, denen rationalistischeres, wirtschaftliches Denken zugeschrieben wird. Dabei spielt einmal die im Ganzen noch vorhandene Zahlungsmittelqualität des Geldes mit; man will für den Fall einer allgemeinen oder persönlichen Erwerbs- oder Kreditstockung Zahlungsmittel unmittelbar zur Verfügung haben, mit denen man immerhin laufende Verpflichtungen erfüllen und notwendige Bedürfnisse decken kann. Dazu kommt weiter die Hoffnung, in Geldform aufbewahrtes Vermögen der steuerlichen Konfiskation leichter entziehen zu können als in anderen Werten angelegtes; der neuerdings angeordnete Depotzwang für Wertpapiere bedeutet in diesem Zusammenhange eine direkte Förderung der Thesaurierungsneigungen. Endlich wirkt der Nimbus des alten, guten Geldes nachträglich auf die subjektive Einschätzung des Wertes von Geldbesitz immer noch stark ein. Das gewöhnliche Denken ist noch von der Vorstellung der früheren, „normalen" Geldqualitäten erfüllt; wenn sie jetzt offenbar fehlen oder gemindert sind, so ist man leicht geneigt, dies als eine Störung aufzufassen, die über kurz oder lang verschwinden muß. Es ist noch nicht lange her, daß solche Ansichten selbst von Wirtschaftspolitikern vertreten wurden. Die durchschnittliche geistige Trägheit klammert sich an die Hoffnung, das zerrüttete Gleichgewicht werde sich ganz von selbst wiederherstellen; sie sträubt sich gegen die Erkenntnis, daß die alten Werte zerbrochen sind und daß neue erst, in neuen Formen und mit neuen Mitteln, erarbeitet werden müssen. Wenn es uns gelingt, unsere Wirtschaft wieder ins Gleichgewicht zu bringen, (wieviel schwere, schöpferische, organisierte

Arbeit, wieviel disziplinierter Wille dazu nötig ist, ahnen ja die Verfechter des laisser faire gar nicht), werden wir auch wieder Geld haben, das alle Qualitäten besitzt, um seine Funktionen zu erfüllen. Aber diese künftige Mark wird nicht die Mark von 1914 sein; genau so wenig, wie die neue Wirtschaft der Wirtschaft der Vorkriegszeit gleichen wird.

Der innere Funktionsbankrott des Geldes ist also durch das fortbestehende Zahlungsmittelbedürfnis, durch andere praktische und auch durch gewisse ideologische Momente noch etwas abgeschwächt und verschleiert. Der äußere tritt in krassester Augenfälligkeit zutage. Da die Nachfrage das Angebot in grotesker Weise übersteigt, ist es – auch abgesehen von gesetzlichen Beschränkungen – überhaupt nicht ohne weiters und regelmäßig möglich, mit inländischen Zahlungsmitteln ausländische zu kaufen, inländische in ausländische Kaufkraft zu verwandeln. Außerdem aber entwertet sich unser Geld gegenüber dem ausländischen Gelde noch viel stärker und rascher als gegenüber der inländischen Ware. Da gleichzeitig auch der Wert des ausländischen Geldes gegenüber der Ware im eigenen Lande sinkt (wenn auch nicht in dem Maße wie bei uns), so ist das Ergebnis, daß die Warenkaufkraft unserer Zahlungsmittel im Auslande sich beinahe vollständig verflüchtigt, während die Warenkaufkraft der ausländischen Zahlungsmittel bei uns sich ins Ungemessene erhöht. Vor dem Kriege konnte man einen mittelguten Herrenanzug in England für fünf Pfund, in Deutschland für hundert Mark, hier wie dort also für die gleiche Summe erstehen. Der Preis ist in England auf das Doppelte, bei uns auf das Zehn- bis Zwölffache gestiegen. Das Pfund Sterling kostet an dem Tage, an dem diese Zeilen geschrieben werden, ungefähr hundertachtzig Mark. Der Deutsche, der in England einen Anzug kaufen wollte, hätte also achtzehnhundert Mark zu bezahlen, – achtzehnmal so viel, wie vor dem Kriege und reichlich die Hälfte mehr, als jetzt noch bei uns. Der Engländer, der sich in Deutschland einen Anzug anfertigen läßt, zahlt sechs bis sieben Pfund, also ein oder zwei Fünftel mehr als im Frieden und ein Drittel weniger als zu Hause. Dabei stellt sich in diesem Beispiele das Kaufkraftverhältnis noch relativ günstig für uns, weil in Deutschland Bekleidungsgegenstände zu den Waren gehören, die überdurchschnittlich im Preise gestiegen sind.

Die Entwertung der deutschen Valuta im Auslande hat schon 1914 begonnen und sich, mit vorübergehenden Unterbrechungen, während des ganzen Krieges fortgesetzt. Auf die mit der Gestaltung der Zahlungsbilanz zusammenhängenden Ursachen des Kursverfalls, die oft dargelegt worden sind, will ich hier nicht eingehen. Aber nach der Niederlage und der Revolution gewinnt der Entwertungsprozeß mit einem ungeheuer verstärkten Tempo auch eine völlig neue wirtschaftliche Bedeutung. Im

Oktober 1918 stand das deutsche Geld im neutralen Auslande auf etwa sechzig Prozent des Werts von 1914, das ausländische in Deutschland war also seit Kriegsbeginn um weniger als siebzig Prozent gestiegen; diese Erhöhung des ausländischen Geldwerts war nicht größer, sondern geringer, als die des inneren Preisniveaus. Gegenwärtig gilt das deutsche Geld im neutralen Auslande knapp zehn Prozent des Friedenswerts; der Preis des ausländischen Geldes in Deutschland hat sich dementsprechend seit der Niederlage versechsfacht. Hinter dieser Steigerung bleibt, wie jedermann weiß, die der inländischen Warenpreise im Durchschnitte weit zurück.

Der entscheidende Grund dieser sonderbaren Entwicklung liegt in der Tatsache, daß seit der Niederlage und dem Waffenstillstande ein beträchtlicher Teil der in den deutschen Papiergeldmassen aufgestapelten Kaufkraft mit jähem und überaus kräftigem Ruck auf das Ausland abgelenkt worden ist. Im Kriege, wo der Verschluß der Grenzen ziemlich dicht und der Schmuggel sehr erschwert war, drängte die überschüssige Kaufkraft im wesentlichen nach selten werdenden Waren, die im Inlande erzeugt oder aus alten eingeführten Vorräten übrig geblieben waren; das führte zwar zu übermäßiger Bereicherung gewisser heimischer Erzeuger- und Händlergruppen, ließ aber Zahlungsbilanz und Wechselkurs unberührt. Mit dem Waffenstillstande und der Besetzung deutscher Gebiete durch fremde Truppen entstanden in der Grenzbarre klaffende Lücken, durch die regellos fremde Waren einströmen konnten. Die überschüssige Kaufkraft wandte sich mit stürmischem Eifer diesen, zum Teil lang entbehrten Einfuhrgütern zu, der reguläre Handel nahm sie auf, der bisherige Binnenschleichhandel wandelte sich in erheblichem Umfange zum Importschleichhandel. Man kennt ja die beinahe phantastischen (und dabei noch unvollständigen) Ziffern der Beträge, die binnen Jahresfrist für die Einfuhr von Zigaretten, Kaffee, Schokolade, textilen Luxuswaren aufgewandt wurden. Aber das war noch nicht alles und war kaum die Hauptsache. Während des Krieges suchte das neugebildete Kapital im wesentlichen Anlage im Inlande. Man kaufte Kriegsanleihe, Aktien, Grundstücke. Ebenso trug die Steuerflucht, die sich schon frühzeitig entwickelte, überwiegend Binnencharakter. Teppiche, Juwelen, Gemälde, Antiquitäten, kurz Güter, die den inneren Warenmärkten entnommen waren, wurden zum Verstecken des Vermögens benutzt. Die Steuerflucht ins Ausland kam zwar vor, war aber immerhin Ausnahme; sie war es schon deshalb, weil man ja auf einen günstigen Kriegsausgang und damit auf breite, kapitalistische Betätigungsmöglichkeit in Deutschland selbst hoffte. Die Niederlage zerschlug diese Hoffnung; man erkannte plötzlich, daß die deutsche Wirtschaft künftig wichtiger Grundlagen und Hilfsquellen beraubt und mit ganz außerordentlichen

Lasten beschwert sein würde. Darüber hinaus schien die Revolution der Besitzlosen einen allgemeinen und entscheidenden Sturm gegen den Besitz anzukündigen. Des Reichtums, namentlich des wurzellosen, neuen Reichtums, bemächtigte sich sauve qui peut-Stimmung; er drängte nach der Grenze. In jeder ersinnbaren Form, auf jedem gangbaren Wege suchte man mit flüssig gemachtem inländischen Vermögen ausländisches Geld und ausländische Werte zu erwerben. Gegenmaßnahmen verpufften: nicht zum mindesten deshalb, weil ihnen nach dem Zusammenbruch keine starke, verläßliche Exekutive des Staates zur Seite stand.

Während so die deutsche Kaufkraftentfaltung nach dem Auslande hin stoßweise anwuchs, blieb zu Hause ihr Aufschwung in ruhiger, stetiger Entwicklung. Daher der rapide Verfall des Wechselkurses, also der ins Ausland verpflanzten Geldkaufkraft, und daneben eine ungleich langsamere Erhöhung des (vielfach überdies zwangswirtschaftlich gebundenen) inneren Preisniveaus.

In gewöhnlichen Zeiten gleichen sich Niveauunterschiede der Preise zwischen benachbarten oder nicht allzuweit voneinander entfernten Ländern fast so vollkommen und selbsttätig aus wie die Flüssigkeitshöhen in kommunizierenden Röhren. Eine gewisse Tendenz zu solchem Ausgleich fehlt natürlich auch jetzt nicht; ihre Motoren sind der sichere Gewinn derjenigen, die Waren aus den Gebieten niedrigeren in die höheren Preisniveaus bringen, und die Notwendigkeit, die Preise der Waren, für die die Roh- oder Hilfsstoffe aus Ländern mit höherem Pegelstand eingeführt werden müssen, den Beschaffungskosten dieser Roh- und Hilfsstoffe anzupassen. Aber die Ausgleichstendenz wirkt nur langsam und unvollkommen, weil der Verkehr der Menschen und Güter über die Grenzen nicht mehr, wie einst, strömt, sondern nur noch sickert. Und sie darf auch nur langsam und unvollkommen wirken, denn ein plötzliches und gewaltsames Hinaufschnellen der Spiegelhöhe der Preise auf den Stand der Länder mit guter Valuta würde in denen, deren Geld seine Kaufkraft im Auslande fast vollständig eingebüßt hat, zu einer sozial-wirtschaftlichen Katastrophe führen.

Aus dem Unterschiede des Pegelstands der Preise erwachsen für die Länder mit entwerteter Valuta und (international gesehen) niedrigem Preisniveau zwei grundlegende Schäden: die Blockade der Einfuhr und der „Ausverkauf" der Inlandswerte an das Ausland. Die Hemmung der Einfuhr von Rohstoffen ist allerdings auch eine Folge der Kreditnot; aber der Kreditmangel wird seinerseits wieder durch die Valuta- und Preisverhältnisse verschärft. Der „Ausverkauf" ist das langsame Hinübersickern der verkäuflichen Werte — nicht nur der Waren, sondern auch mobiler und immobiler Kapitalien: Aktien, Fabriken, Häuser, Grundstücke — ins Ausland, wobei sich der ausländische Käufer den Gewinn

aus der Valuta- und Preisdifferenz aneignet. Einfuhrblockade und „Ausverkauf" ergänzen einander in ihrer zerstörenden Wirkung auf die Wirtschaft: die Zufuhr von Stoff und Kraft von außen wird gesperrt, der Abfluß von Materie, Wert, Besitz nach außen gefördert. Zunehmende Entblößung des Inlands von Gütervorräten und Vermögen, fortschreitende Schwächung seiner Kraft, Werte zu schaffen, ist die Folge.

Die Therapie dieser Krankheit ist überaus schwierig. Die Zusammenhänge, die zur radikalen Entwertung unserer Valuta geführt haben, bestehen fort. Die Produktion von Banknoten hört ebensowenig auf, wie die Neigung verschwindet, neugebildetes, (und in Zeiten, wie den gegenwärtigen, wird sehr viel akkumuliert) oder flüssig gemachtes, altes Vermögen über die Grenze in Sicherheit zu bringen. Der niedrige Erlös in fremdem Gelde müßte an sich abschrecken; aber diese Wirkung wird durchkreuzt durch die Wahrscheinlichkeit konfiskatorischer Besteuerung nicht nur des Vermögens, sondern auch des künftigen Einkommens und durch die Furcht vor einem Generalbankrott, der alle inländischen Werte in den Abgrund reißt. Je rascher und müheloser ein Vermögen erworben wurde, um so leichter entschließt sich sein Besitzer, auch einen auserordentlichen Nominalverlust in Kauf zu nehmen, um den effektiven Gewinn jenseits der Grenze wirklich „sicherzustellen". So ist die Kapitalflucht ins Ausland noch nicht zu Ende; die endgültige Annahme und die beginnende Durchführung der Erzbergerschen Steuergesetze wird ihr Maß und Tempo sogar erneut steigern. Auch die Einfuhr von entbehrlichen und Luxuswaren läßt sich, solange der Konsum bereit ist, sie aufzunehmen, nur in sehr begrenztem Grade eindämmen. Künstliche Unterbindung beseitigt den Verkehr nicht, sondern lenkt ihn (genau wie im Binnenhandel) nur in unterirdische Kanäle ab.

Das Drängen nach (höherwertigen) ausländischen Zahlungsmitteln, das die Valuta niederzieht, dauert also fort, weil seine wesentlichsten Ursachen weiterwirken. Die Valuta selbst fällt, bis entweder das inländische Geld im Auslande praktisch wertlos geworden ist (die deutsch-österreichische Krone hat diesen Punkt erreicht), oder bis die Bewegung durch eine entgegengesetzt gerichtete Kraft zum Stillstand oder zur Umkehr gebracht wird. Da die Kraft, die die Valuta zu Boden drückt, die Nachfrage Deutschlands nach ausländischen Zahlungsmitteln ist, kann die Gegenkraft nur eine verstärkte Nachfrage des Auslands nach deutschen Zahlungsmitteln sein.

Eine gewisse Steigerung dieser Nachfrage knüpft sich ja ohne weiteres an den „Ausverkauf". Die Ausländer, die Waren, Aktien, Landgüter, Unternehmungen kaufen, müssen, soweit sich nicht der Verkäufer den Gegenwert im Auslande selbst auszahlen oder gutschreiben läßt, für die Durchführung ihrer Käufe deutsches Geld erwerben. Aber da sie nur

die, vom Standpunkt ihres Preisniveaus betrachtet, viel zu billigen Inlandspreise zu bewilligen brauchen, wird ihre Nachfrage nach deutschem Gelde beschränkt. Bei sehr stürmischem Fortschreiten des Ausverkaufs würde sie allerdings merklich erhöht. Aber gleichzeitig würde die Menge der Güter außerordentlich vergrößert, die uns ohne ausreichende Gegenleistung entzogen werden. Die Valuta stiege wahrscheinlich ein wenig; aber der Preis wäre eine noch raschere Entblößung unserer Inlandsmärkte von Gütern aller Art und ein noch schnellerer Übergang unseres wirtschaftlichen Produktivvermögens in ausländischen Besitz.

Die Nachfrage des Auslands nach inländischen Zahlungsmitteln muß gesteigert werden, ohne daß wir diese Steigerung mit der völligen „Auspowerung" der heimischen Wirtschaft bezahlen. Dazu gibt es, in einer Lage, wie der unsrigen, grundsätzlich zwei Mittel. Einmal die möglichste Ausdehnung der Ausfuhr von Gütern, die nicht der inneren Bedarfsbefriedigung entzogen, sondern für den Export erzeugt werden. Außerdem die Hebung der Preise möglichst aller Güter, die über die Grenze gehen, auf das Preisniveau des kaufenden Landes.

Die Anwendung beider Mittel stößt auf außerordentliche Schwierigkeiten; beiden steht, auch bei verständigster und energischster Durchführung, kein vollkommener, sondern nur ein begrenzter Erfolg in Aussicht. Vor allem aber: beide stellen sich nicht von selbst ein; sie müssen bewußt und planmäßig vorbereitet und eingeschaltet werden. Der „freie" Wirtschaftsverkehr bildet sie nicht heraus; nur Wille und Organisation können sie schaffen.

Die stärkste Steigerung eines für die innere Wirtschaft unschädlichen Exports — der also ungefähr das Gegenteil des „Ausverkaufs" wäre —, ist nur möglich, wenn die ganze Produktionswirtschaft nicht nach dem freien Ermessen des einzelnen Unternehmers, sondern nach einer allgemeinen volkswirtschaftlichen Dringlichkeitsliste arbeitet. An der Spitze dieser Dringlichkeitsliste hätte natürlich der unentbehrliche Bedarf der eigenen Wirtschaft an Verbrauchsgütern und Produktionsmitteln zu stehen. Ihm unmittelbar zu folgen hätte in der Reihenfolge ihrer Begehrtheit die Produktion von Ausfuhrwaren. Natürlich läßt sich dies Prinzip nicht bis zum letzten Kilogramm Stoff, nicht bis zur letzten Arbeitsstunde und Wareneinheit durchführen. Aber im Großen und im Wesentlichen ist es zu verwirklichen. Freilich nicht in einer freien Wirtschaft mit unzulänglicher bürokratischer Kontrolle, sondern nur innerhalb einer durchorganisierten, sich selbst verwaltenden nationalen Produktion.

Auch eine solche planvoll organisierte Wirtschaft kann naturgemäß nur über die Kräfte und Stoffe verfügen, die sich in ihrem Bereiche befinden. Wenn wir zunächst keine großen Rohstoffkredite bekommen — womit bei

der Anspannung aller Kapitalmärkte und dem Vorrange des Bedarfs der Sieger immerhin gerechnet werden muß — so wird ihre Ausfuhrleistung und damit ihre Leistung für die Valuta, auch wenn sie das praktisch mögliche Höchstmaß erreicht, beträchtlich herabgedrückt. Aber sollen wir darum die Hände in den Schoß legen und auch auf das verzichten, was durchzusetzen ist?

Die Hebung der Ausfuhrpreise auf das Niveau des kaufenden Auslands ist gleichfalls nur in einer durchorganisierten Wirtschaft zu verwirklichen. Ausfuhrzölle sind ein armseliger Notbehelf; sie wirken ungleichmäßig, veralten rasch, fördern den Schmuggel. Auf vollständiges Gelingen ist selbstverständlich nicht zu hoffen. Aber auch hier ist ein Teilerfolg besser als gar keiner.

Alles in allem wird sich die Schwäche unserer wirtschaftlichen Position gegenüber den Ländern, deren Valuta- und Preisniveau hoch über dem unsrigen liegt, nur sehr langsam und mit größter Mühe verringern lassen. Das müssen wir hinnehmen. Es bleibt die Frage, ob wir in den Wirtschaftsgebieten, deren Valuta gleichfalls entwertet ist, einen gewissen Ausgleich für diesen Nachteil zu finden vermögen.

Alle diese Länder sind — wenn auch in sehr verschiedenem Maße — den gleichen Schwierigkeiten und Schäden ausgesetzt wie wir: der Hemmung der Einfuhr bis zu ihrer Blockierung und der Verschleuderung der inneren Wertbestände an das Ausland. Wo die Valuta noch mehr entwertet ist als die deutsche, besteht für uns grundsätzlich — nicht immer praktisch — die Möglichkeit, uns am Ausverkauf zu beteiligen und von ihm zu profitieren. Aber das ist nebensächlich. Wichtiger ist, daß diese Länder das, was sie im Auslande kaufen müssen, am ehesten noch von uns kaufen können (soweit wir es überhaupt zu liefern vermögen), weil unser Valuta- und Preisniveau dem ihrigen am nächsten liegt. Wir können diese Tatsache dazu benutzen, uns von ihnen (in einer Art Kompensationsverkehr) billig Vorzugsabnehmerrechte für die Waren und Leistungen zu sichern, die sie uns zur Unterstützung und Ergänzung unseres Verbrauchs und unserer Produktion zu bieten vermögen.

Die meisten Länder mit zerrütteter Valuta sind freilich noch ärmer, noch stärker ausgesogen, als wir. Dennoch haben sie manches, was uns fehlt oder werden es nach einiger Zeit der Ruhe wieder haben. Zu jenen Ländern gehört beispielsweise auch die Tschecho-Slowakei, die uns recht viel zu bieten imstande ist. Und zu jenen Ländern werden, morgen noch deutlicher als heute, Frankreich und Italien zählen. Die französische Valuta fällt in raschem Tempo; sie ist jetzt bereits um fünfzig Prozent entwertet, um mehr also, als es die deutsche im Augenblicke der Niederlage war. Die Produktionsfähigkeit des Landes ist in weitem Umfange zerstört, die

Handelsbilanz deshalb für lange Zeit passiv. Die Kapitalflucht hat in Frankreich später eingesetzt als bei uns, weil man dort erst allmählich erkennt, daß man den Sieg zum allergrößten Teile selbst bezahlen muß. Ihr Umfang und ihr Tempo wird rasch wachsen. Je mehr sich der Frank der Mark nähert, um so höher steigt die Blockierungsbarre zwischen Frankreich und den angelsächsischen und neutralen Ländern, um so vollständiger wird der Graben zwischen Frankreich und Deutschland ausgeebnet. Rein wirtschaftlich natürlich. Indes die harte Not dieser Zeit schiebt das Wirtschaftliche höchst unsentimental in den Vordergrund.

Übermorgen aber wird Rußland ein ökonomisch zugängliches Land mit voraussichtlich niedriger Valuta sein. Und dann wird vielleicht auch die Zeit kommen, wo wir die Blockade der Valuta brechen, unsere Außenwirtschaft breit fundieren und damit unseren Geldwert fest verankern können. Denn Rußland wird mehr von uns brauchen und uns mehr zu geben vermögen, als irgendein anderes Land in Europa.

Bühne

von Willi Wolfradt

Wie sollten wir atmen in einem Hause, das sich nicht in Fenstern öffnete gegen das große, weite Außen! Im ewigen Wechsel von Sein und Werden, Bindung und Freiheit entrinnen wir niemals dem Hause, den Wänden unseres Wesens, dem Haften unserer Gelüste. Aber solange Leben in uns ist, wächst nur mit dem Bewußtsein wirklichen Daseins unser Drang nach dem Außen, nach den Möglichkeiten hinter den Bergen. Und je tiefer in Tat oder Wesen das Ich verankert ist, um so sehnender sucht das Auge das Fenster, durch das es sich ins Außen schwingen kann, sich hingeben an die Unendlichkeit grenzenloser Regung. Wie es doch durch die Fenster drängt, aus den allzu engen Häusern quillt von ausschweifendem Blick, von brünstigem Suchen und Langen nach jenem unbestimmten Nicht-Ich! Von Traum wölkt es aus allen Fenstern über Straße und Land; aller Traum, der im Gehäus des zum Dasein gebundenen Lebens rege wird, sucht die lockende Ausschau des Fensters, das Organ aller vom Ich emanierenden Richtung, das Ausfallstor aller Strahlen, die aus umhegtem Bezirk zur großen Suche aufbrechen. Wo immer ein Sein mit seiner Kraft wohnt, bricht es sich Fenster durch die Wände, die es vom Allgemeinen sondern; und das viereckige Loch dort in der Mauer, das wie ein Zugleich von Auge,

Ohr, Mund und Nase der dahinter liegenden Stube anmutet, ist nur ein Fenster-Symbol.

Die Grundform der Bühne stellt sich nun dar als ein Fenster mit paradox veränderter Richtung der Passage; als ein Fenster, zu dem nicht hinausgeschaut wird, sondern durch das man hineinsieht. Die Bühne, das Theater kommt vom Schaufenster her. Und wie uns das reale Fenster des realen Hauses als „Fenster" in einem „Haus" galt, so ist das Fenster, das aller Bühne, vom simplen Guckloch einer camera obscura bis zur aufrauschenden Vorhangsöffnung des Theaters (dem also die berüchtigte fehlende vierte Wand, jenes uralte Debattierthema der Bühnenästhetik, durchaus wesentlich ist, und dessen Guckkastencharakter nicht ein unvermeidliches Übel, sondern metaphysische Notwendigkeit ist) als Schema zugrunde liegt: nur Symbol einer aller Anschauung immanenten „Bühne". „Bühne" ist eine Anschauungsform, und zwar diejenige, die man Anschauung im Gegensatz zu Ausschau nennen könnte. Ob ganz konkret auf ein Podium gehoben, hinter Rahmen und Rampe distanziert und durch Licht, Gebärde und Kulisse sorglich gesondert von jenem uferlosen Außen des dunklen Zuschauerraums; ob weniger sinnfällig auf den Sockel gestellt und nicht so unmittelbar dargeboten als Pianist, Seehund im zoologischen Garten, erlauschte Stimme im Dunkel, Brief oder Luftschloß; ob schließlich ganz abstrakt als Gegenstand der Erkenntnis oder Nervenahnung dem Ich als existente Welt eigenen Daseins schaubar gegenübergestellt: wir sitzen ich-entlassen nun vor dieser Bühne und schauen aufmerksam auf dieses fremde Sein, das uns nicht mehr das allgemeine Außen ist, sondern individuelles Wesen, nicht mehr nur Nicht-Ich, sondern Du. Solange wir ausschauen, in Sein befangen, gibt es keine Bühne. Sobald wir Zuschauer sind, entsteht sie vor unseren Blicken. Wir können nie auf die Bühne, und könnten wir es, sie hörte auf, eine zu sein. Wie zwischen uns und dem Außen, so liegt zwischen uns und der Bühne stets das Fenster; nur daß es nunmehr einen anderen Sinn hat.

Und ist unsere Aufmerksamkeit nur das Negativ einer Abstreifung des Eigenbewußtseins, so ist es letztens doch die Suche nach dem Ich, die uns so brennenden Blickes auf die Bühne starren läßt, das Forschen nach dem Selbst in jenem fremden Sein auf dem Postament der Objektivation, in jenem Begeben auf der realen oder irrealen Bühne. So daß der Zuschauer doch wieder nur ein Sendling ist des Sehnsüchtigen im Gehäus.

Der Ausschauer und der Zuschauer, das Außen und die Bühne sind die polaren Fälle der Schau. Stellt sich zwischen zwei Dingen die größte ihnen mögliche Distanz ein und besteht gleichwohl zwischen ihnen eine hysterische Neigung, sich ineinander zu verwandeln, so verhalten sie sich

zueinander polar. Eine gewisse innere Umschaltung der Betrachtung vertauscht ohne weiteres die Pole.

So kann es geschehen, daß ich in der Haft des Stübchens mit dem kleinen hinausträumenden Fenster zum Zuschauer werde. Ich und Außen erfahren plötzlich in der inneren Anschauung eine seltsame Verschiebung des Tons, die Qualität des „Wesens" wandert zum Außen hinüber, das Ferne wird eingehäustes Dasein, Welt mit Grenze und Gesetz, während das Ich unter die Schwelle des Bewußtseins sinkt, um von mir nur den Zuschauer zurückzulassen. Das Außen ist Bühne geworden, das Zentrum des Geschehens ist hinter das Fenster verlegt; der Strahl der Schau, der ja seine Richtung nicht ändert, wird, erst zentrifugal, nunmehr zentripetal. Dieselbe Landschaft, eben noch als Vertreter des allgemeinen Außen von den ichflüchtig, dusüchtig schweifenden Ertastungen der ausschauenden Seele aufgesucht, hebt sich infolge jener minimalen inneren Umorientierung plötzlich auf eine imaginäre Bühne, rahmt und rundet sich zur individuellen Gegenständlichkeit, vertauscht den Sinn des Fensters und schließt sich durch einen Vorhang, der stets noch als Negativum fühlbar bleibt in der Schau, ab zu häuslichem Sein. Und so kann es geschehen, daß wir mit Augen auf die Straße blicken, die auf der Straße stehen, ichverloren und anschauend. Und so kann es umgekehrt wieder geschehen, daß uns sogar im Theater, dieser Einrichtung mit den günstigsten Voraussetzungen des Zuschauens, die Objektivität des Bühnenwesens zerrinnt, die Szene: Welt, Außen wird und wir nur tiefer, durch Anschauung bereichert, in unser Ich einkehren. Inmitten der tausend Zuschauer wissen wir uns plötzlich zu Hause, wiederum sucht der Blick nicht mehr, um zu finden, sondern um zu wandern, und Drama, Dirigent, Hündchen und Heiland, Weib, Vers und Gletscherpracht, Bruder du und der alte Schrank mit den Täßchen: was immer auf dieser Bühne lebte, es sinkt vom Sockel, aus seinen Wänden, hinter dem Rahmen fort ins allgemeine Außen zurück. Es verliert sein Eigenleben, dem die Sonderung Bühne lieh.

Sie spielen den Hamlet. Ich lehne über die Rampe hinaus wie aus dem Fenster, weiß nichts von Bühne, bis sie aus unendlichen Nebeln heraufdämmert, zaubrisch schön. Hamlet gewinnt Körper, Atmosphäre, Bindung, wie es im gleichen Maß mich aus meinem substanziellen Ich in den großen, grenzenlosen Raum des Zuschauers drängt. Ich erlebe nun Hamlet, Problem, Bühne. Vielleicht als einen Teil des allgemeinen Außen erlebe ich ihn; ja, das Außen, das reine Nicht-Ich wandelt über die Bühne, der Ausschau entstiegen, objektivierte es sich zum Schaustück und heißt heute Hamlet, morgen Minnetou. Man erlebt freilich stets nur sich. Aber unter Umständen erlebt man sich unter einem Gleichnis, in einem Bilde, mittelbar; in der Anschauung statt im Bewußtsein.

Diese Umstände sind die Bühne. Der Sinn der Bühne (in jeder Bedeutung des Begriffs) ist: Erlösung des Bewußtseins in die Anschauung, seine Ergänzung und Vertiefung in der Anschauung, die somit ihrerseits nicht Selbstzweck, sondern Brücke ist, Schraubengang zum Bewußtsein eines Iches gleichsam höherer Potenz, Erziehung.

Zwischen Ich und Du gibt es, entsprechend der Antithese der Schau – Ausschau und Bühne – zwei Möglichkeiten der Beziehung. Einmal ist mir das Du: Nicht-Ich, Außen, Tangentialpunkt von Ich und Welt. Ich fasse seine Hand, spreche mit ihm, küsse es, um mir zu ihm, mir durch das Du ein Fenster ins Unendliche zu öffnen. Zum andern ist das Du Bühnenwesen, schaubar, eine eigene Welt voll Dasein, in die ich mich entlasse, eintauche, um in ihr Tiefen zu gewinnen, die mich in vertieftem Bewußtsein meiner selbst zu mir zurückkehren lassen.

„Im Übermaße der Gestalten
Lösch ich mich zu mir selber aus im Du!"

Es sind des Eros beide Pfade, schließlich vereint im Ich doch mündend. Und im Grunde steht immer nur das Ich dort auf der Bühne, als Hamlet, Hündchen und Du: immer nur das Ich. Denn, wiederum der Antithese der Schau entsprechend, mein Ich ist einmal Individuum, unteilbar, Wesen im Gehäus; zum andern aber gespalten in Zuschauer und Wesen der Bühne; ich schaue mich. Auf der Bühne steht im Grunde immer nur das Ich; der Spiegel ist die ultima ratio des Theaters, der Spiegel: die Identität von Zuschauer und Schausteller, das Symbol eines Selbstbewußtseins in der Anschauung.

„Bühne" ist jene andere Perspektive, die unentwegt als Möglichkeit die Form des Erlebens begleitet, die „Dasein" genannt wird. Sie ist die polare Möglichkeit des Daseins. Die Bühne stärkster Intensität, spannendster Konfrontation von Zuschauer-Ich und Objekt-Ich, höchster Verdichtung aller Polaritäten ist die architektonische Realisierung des Theaters im engeren Sinne. Seine Transzendenz ist der Spiegel. Das Theater ist das Asyl derer, die aus dem Hause entwichen, um sich nach Hause zu holen. In allen Häusern suchen sie sich. So schafft die Umarmung des Theaters die Gemeinschaft derer, die sich im Spiegel, aus dem sie ein neues, höheres Bewußtsein ihres Daseins gewinnen wollen, begegnen. Und kein tieferes Erlebnis hat das Theater zu vergeben, als das Erlebnis der „Gemeinschaft angesichts der Bühne", der Gemeinschaft aller Schau; denn dies ist nichts anderes als das Erlebnis des Unteilbaren, das letztlich alles Ich zur Konvergenz bringt. Und eben das, daß die Bühne aus dem Haufen der Einzelwesen ein heimliches oder offenbares Publikum kürt und Spiegel wird des unteilbar-allgemein Menschentümlichen, nicht nur meines speziellen Ichs, das macht sie zum

Schema aller Kunst. In diesem tief-primitiven Sinne ist alle Kunst: Bühnenkunst.

Die neue Form

von Walter Mehring

Nachdem die sieben Welträtsel als erklärbar galten, fiel auch das „Wunder der Kunst". Man setzte Fachleute ein, die nach ästhetischen, psychologischen, historischen Grundsätzen über das Geistige Recht sprachen. Daher war der letzte Sinn die sinnvolle Maschine von Künstlerhand geschmückt.

Für die Vernunft forderte man die höchste Toleranz. Intolerant war, was sich ihr nicht unterordnete. Die Wahrheit war der Maßstab und als wahr galt alles Bewiesene.

Damit verlor man den Maßstab für alles Geistige. Für das Übersinnliche, das man nicht leugnen konnte, da das Sinnliche bewiesen war. Aber man glaubte es nicht, da es nicht beweisbar war, während es sich gerade dadurch als das „Übersinnliche" erwies.

Daß ein Bild ohne Gegenstände leben könnte, war natürlich ein Unsinn. Denn nur Gegenstände der sichtbaren Welt sagen uns etwas. Eine Fuge von Bach sagt auch nichts, aber das war Musik und darum etwas anderes.

Was sagen die verschwimmenden Reflexe im Wasser oder die Farbenverschmelzungen der untergehenden Sonne?

Immerhin blieb Kunst: Natur, gesehen durch ein großes Temperament. Der Führer des Naturalismus gab also noch ein „Etwas" zu, das er Temperament nannte. Dagegen nannten die naturalistischen Nachahmer des Impressionismus Kunst: die Wiedergabe der gesehenen Welt.

Da kündete Kandinsky den Zusammenhang aller Künste und damit das Geheimnis vom Eigenleben der Farben und Formen.

Jedes Wesen lebt aus seinem inneren Klang und der innere Klang ist das Wesen der Dinge.

Daß die Pflanze wächst, ist die sinnliche Erkenntnis. Das Wachsen ist der Sinn alles Gewachsenen.

Die Gesetze des Wachsens, den Organismus kennen wir oder glauben wir zu kennen. Aber wenn wir Erkenntnis für Erschaffung setzen, verlieren wir den Besitz des Geistigen.

Denn das Geistige offenbart sich im Erscheinen und nicht im Schein, das Offenbare ist nur das Gleichnis für das Verborgene, das Sinnliche ist nur der Ausdruck für den Sinn überhaupt, also für das Übersinnliche.

Das Kunstwerk wächst nach den Gesetzen der Seele. Die Allheit einer Idee offenbart die Einheit des Kunstwerkes. Die Gesetze der Kunst können nur gefühlt werden, wie die Gesetze der Natur nur erkannt werden.

Dem Gefühl oder der sinnlichen Erkenntnis sagt also ein ungegenständliches Kunstwerk ebensoviel wie dem Wissen oder der intellektuellen Erkenntnis der Gegenstand. Nur ist Wissen Vergleichen, Gefühl das Gleichnis selbst.

Blau klingt anders als Gelb, Blau gegen Rot anders als Gelb gegen Rot. Daraus spricht schon das Gesetzmäßige der reinen Farbformen. Aber nur, wen das künstlerische Erlebnis ganz erfüllt, kann über Erfüllung oder Nicht-Erfüllung der Intuition richten.

Das Kunstwerk ist die Erscheinungsform des Geistigen, die Natur die Erscheinungsform des Sinnlichen. Beide erscheinen unserm Sinn körperlich oder körperlos.

Es gibt unmusikalische Menschen in jeder Kunst, also ungeistige Menschen. Ein Werk ist nicht irrsinnig, weil es noch unverstanden ist.

Es gibt eine Gegenständlichkeit im Geistigen.

Jedes Wesen ist der Ausdruck seiner Wesenheit. Das Tierhafte einer Farbform verkörpert sich in der Fläche. Das Geborenwerden können wir analysieren, die Geburt geschieht jenseits im Geistigen.

Die Nachahmung des Impressionismus verflacht zum Naturalismus, die des Expressionismus zur Symbolik.

Das Bild ist „unnatürlich, also verzeichnet", da es keine gelben Kühe gibt. Die Kuh brüllt so laut, daß man ihre Natur nicht überhören kann. Das brüllende Gelb in dem Bilde Franz Marés überhört man, denn man ist „unmusikalisch in dieser Kunst".

Die alten Meister konnten eben nicht zeichnen. Jeder Hofphotograph macht es besser.

Das Geistige offenbart sich in einer italienischen Zypresse anders als in einem deutschen Fleischerhund. Man soll nicht vergleichen, sondern erleben. Das Geheimnis bleibt, daß es sich offenbart.

Der Körper in Farben und Linien soll ebensowenig etwas bedeuten wie der natürliche Körper. Er soll nicht einmal ihn bedeuten.

Es gibt keine verzeichneten Bilder, sondern nur Gebilde stärkerer oder schwächerer Intuition. Der Intellekt füllt die leere Stelle aus und das nacherlebende Gefühl findet nicht seine Erfüllung.

Der natürliche Körper hat seine Anatomie. An die Anatomie einer bemalten Leinewand zu glauben, ist unnatürlich. Man muß das Geistige nicht in der Zusammensetzung der Farben suchen.

Denn es gibt eine Sinnlichkeit im Geistigen.

Die Kunst dient zur Verschönerung des Lebens – (oder Herr Krause kauft sich die Venus von Milo).

Schönheit ist die Erholung nach dem Ernst des Daseins. Nur ist das Schönheitsideal in Togo ein anderes als in der Tauentzienstraße.

Kunst ist also keine Frage der Schönheit, sondern der Vollkommenheit des Ausdrucks.

Die reine Sinnlichkeit ist eine Offenbarung der reinen Geistigkeit. Im sinnlichen Anreiz einer Farbform offenbart sich ihr übersinnliches Wesen.

Das Kind wählt nach dem sinnlichen Anreiz. Sein Spiel ist der Ausdruck reinster Sinnlichkeit.

Die Kunst der primitiven Völker ist eine Andacht im Sinnlichen. Ihre Mystik ist der Ausdruck der elementarsten, der geschlechtlichen Sinnlichkeit.

Die Technik des Künstlers erscheint nicht in der manuellen Geschicklichkeit, sondern in der Verfeinerung seiner seelischen Erlebnisfähigkeit.

Seine Ausdrucksfähigkeit oder die künstlerische Technik verfeinert sich bis zum unmittelbaren Ausdruck jeder seelischen Schwingung.

In den Akademien lernt man einen Münchener Bräuhausgarten mit raffaelischer Technik malen.

Kunst kommt also nicht von Können her, sondern das Können kommt von der Kunst.

Es gibt keine Frage des Gegenständlichen in der Kunst.

Daher ist Raffael keine Widerlegung des Kubismus. Aber die Schönheit der Natur auch nicht ein Beweis für seine Kunst.

Giottos Formen sind ebenso ungewöhnlich wie die eines modernen Kubisten. Nur da sein Einfluß tausendfach aus den Werken späterer Künstler spricht, fand man schließlich das Gewohnte ansprechender. El Greco, der lange Zeit verschollen war, dichteten die nüchternsten Kunstkritiker eine Augenkrankheit an, da ihr Gesicht verbildet war.

Auch das „einfache Volk" ist schon verbildet und gerade am schlimmsten durch den „künstlerischen Wandschmuck" der vielen Vereine zur „Hebung des Geschmacks."

Im Jahrhundert des Kindes wollte man dem Kinde die Kunst der Gebildeten bescheren, das Jahrhundert des Künstlers bildet den Grund zur kindlichen Empfänglichkeit.

Anmerkung für moderne Theaterdirektoren: Das Theater ist weder eine moralische Anstalt, noch ein Guckkastenpanorama.

Es kommt nicht auf den Ausdruck des Kopfes, sondern auf den Ausdruck des Künstlers an. Die Natur kennt keine abgeschnittenen Köpfe; wenn ich den Herrn nicht kenne, kann ich die Ähnlichkeit nicht konstatieren. Ich fühle die Gestaltung des Menschhaften.

Daher gibt es das „kubistische“ Porträt. Die Formen sprechen zu den Sinnen, wenn das Wissen schweigt.

Die Perspektive ist eine Vortäuschung. Kunst ist Wahrheit.

Der Sphäre der körperlichen Welt entspricht die Sphäre der geistigen Welt, die sich in der Intuition offenbart. Das Erlebnis bedingt die Entladung in der Seele des Künstlers.

Den künstlerischen Vorgang psychologisch zu erklären, widerspricht sich selbst. Denn der Geist spricht aus der Erscheinung, er ist das Maß alles Seins.

Die Wahrheit des Gefühlten ist höher als die Wahrheit des Gewußten. Das Gefühl wird nur durch den Intellekt irritiert.

Das Kunstwerk ist der unmittelbarste Ausdruck seiner Zeit.

Aber der Expressionismus ist keine Richtung, wie die Gotik es nicht war.

Kunst ist zeitlos und international. Aber das Kunstwerk ist zeitlich und national bedingt, denn die Zeit schwingt in der Seele des Künstlers mit.

Aber das Kunstwerk ist auch tendenzlos. Der Künstler drückt nicht eine Meinung, nicht sein Gefühl aus, sondern er gestaltet sein Erlebnis aus der Notwendigkeit seines Gefühls. Kunst ist also auch unpersönlich.

Denn jede Meinung, und auch die freieste, bleibt menschlich begrenzt. Aber jede in das Abstrakte und Geistige gesteigerte Idee spricht durch den Künstler zu allen Menschen. Ihr Einfluß ist unbegrenzt, weder gut noch schlecht, aber der direkte Zustrom des Geistigen.

Daß eine Zeit eine Kunstrichtung hat, die sie nicht begreift. beweist nichts gegen die Künstler und alles gegen die Zeit. Der Künstler sucht nicht das Leben, sondern lebt seiner Sehnsucht. Sein Schrei ist Ewigkeit, da die Kunst ewig ist. Seine Sehnsucht gebiert eine Welt, wenn die andern eine Gebärde belachen. Aber seine Sehnsucht ist ewig wie die Kunst.

„Die Kunst des Malens kann nit wol geurtheilt werden dann van den, die do selbs gute Maler sind. Aber fürwahr den andern ist es verborgen wie Dir eine fremde Sprach. Die groß Kunst des Malens ist vor viel hundert Jahren bei den mächtigen Küngen in großer Achtbarkeit gewesen. Dann sie bedeucht, daß die Hochverständigen eine Gleichheit zu Gott hätten, als man schrieben findt. Dann ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und obs möglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, davon Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werk auszugießen.“ (Dürer.)

Glossen, Fragmente

von Linke Poot

Die obersten Dienststellen, der Reichswehrminister rennen herum, suchen nach ihren —. Nach Abwicklungsstellen, Truppenkörpern, Kassen. Scheinwerferkompanien, Brückentrains, Pionierpark, Schiffahrtsgruppen, Wirtschaftsgruppen, Grenzschutzbataillonen, Postzentrale Bukarest, Kavallerieabteilung Libau, Detachements, Marschabteilung Konstanza.

Ist alles auseinandergeloffen. Hat keine Spur hinterlassen. Vor Schwindlern wird gewarnt. Dienststempel gestohlen. Kisten mit Kassenbüchern verschwunden.

Deutsche Heeresverordnungsblätter.

Morgens neun Uhr zwanzig wird Generalfeldmarschall von Mackensen in Berlin erwartet. Zehn Uhr fünf läuft der Zug ein. Der Bahnsteig ist gesperrt. Für Mackensen wird er gesperrt, der Nobelpreisträger Emil Fischer ist ohne Förmlichkeit hier auf- und abgegangen, auch ohne Absperrung begraben worden. Das macht: der Militarismus ist gestürzt. Demgemäß marschiert dreiviertel zehn Uhr die erste Schwadron des Infanterieregiments sechs an, das Gardeschützenregiment setzt mit einer Musikkapelle das Tipfelchen auf das J. Eine zweite Schwadron sitzt von den Pferden ab, postiert sich auf offenes Nebengeleis. Die Schwadron richtet aus, der Zug läuft ein. Hohenfriedberger Marsch. Vom Ministerium sind Major Kramer und Generalmajor Graf Schmettow kommandiert. Die Männer singen „Heil dir im Siegerkranz". Eine Dame überreichte einen goldenen Lorbeerkranz auf schwarz-weiß-rotem Kissen.

Es steht fest, daß das Eisenbahnmaterial auf dem Hund ist. Der Zug wäre sonst rechtzeitig angekommen. Die Desorganisation ist evident. Im Ganzen rutscht das Land mit der Freiheit in den Mist. Es muß verbraucht werden wie es ist. Die Entente ernenne eine Monarchie; für das, was nötig ist, Lokomotivbauen, Bezahlen der Kriegsschulden, Hurraschreien wird es reichen.

Begreiflicherweise ist Mackensen nach Lauenburg in Pommern gefahren.

Langsam kommt man gewissen Gelehrten auf die Schliche. Schon wenn man Lamprecht las, merkte man: die Historie schwankt zwischen hereditärem Stumpfsinn und Byzantinismus. Man nimmt der Wissenschaft die Perücke ab. Mit dem Gürtel, mit dem Schleier; ein Aufklärungsfilm. Es läßt sich nicht leugnen, sie sind gerissene Jungens. Sie stehen den Kollegen in anderen Branchen, denen mit Brecheisen und Dietrich, nicht nach.

Sie sind so stark Wissenschaftler, daß man nach zehn Seiten ihrer

Bücher sagen kann, welcher Partei sie angehören. Auch ob sie zu Maria, Jahwe und wem sonst beten. Auf den Musterungsbefehlen stand, man habe mit reingewaschenem Körper zu erscheinen; diese ziehen sich nicht mal die Stiefel aus und ihren Knaster nehmen sie nicht aus dem Mund. Aber das steht ihnen frei; unter Geldschrankknackern ist es nicht anders üblich.

Ein melancholisches Wort Rankes: man soll das Sujektive in der Wissenschaft nicht forcieren, es fließe schon so ein. Man hat eine mystische Ehrfurcht vor Gelehrsamkeit, noch aus der Zeit der Teufelsbeschwörung. Jetzt sieht man deutlicher, daß diese Gentlemanhochstapler offene Journalistik treiben.

Kein Vorwurf gegen die Gentlemen. Man kommt ihnen auf die Schliche.

Spengler, der Münchener Historiker, der Kulturen wie botanische Gebilde präpariert und vielen Kredit besitzt, hat Preußentum und Sozialismus verglichen; der Sozialismus wird ihm zu einer Gestaltung der preußischen Seele. Der König ist in Preußen, – in Preußen, – erster Diener des Staats; alle für alle: das sei preußisch. Es läßt sich nicht leugnen, unsere Sozialisten sind Preußen. Aber der König als erster Diener am Staat: das ist nur die helle Wahrheit. Daneben steht: vom Reichskanzler bis zum Nachtwächter ist alles junkerlich, die Junker halten die Regierung, ihre Regierung mit eisernen Händen, es gibt eine Zeit des Sozialistengesetzes; die Clique, die Deutschland regierte, ist nicht der Staat, dient nicht dem Staat, sondern bedient sich des Staates.

Dienen dem Staat, sich bedienen des Staates: ein Anlaß zu robusten Verwechslungen.

Von Mykene hört man bei Spengler, den ägyptischen Dynastien, dem magischen Zeitalter, dem faustischen Menschen. Wie sollte da nicht auch richtig sein – das andere, das man doch liebt: der preußische Staats„sozialismus", – Sozialismus, – die deutsche Revolution aus einer bloßen Theorie hervorgegangen, die Bildung der Mehrheitsparteien eine Revolution der Dummheit, der 9. November die Revolution der Gemeinheit.

Späßchen, mein Freund. Aber Wissenschaft.

Die Wissenschaft wird die Moral nicht töten. Sie wächst aus dem Mist der Moral. In zehntausend Laboratorien sitzen die Menschen, quälen und töten tagaus, tagein zu Ehren eines diskret verschwiegenen, ja geleugneten Gottes massenhaft Tiere.

Oh meine liebe Seele, gestehe, was du selber getan hast. Du hast jahrelang, jahraus jahrein, auf einem Schemel gesessen, umgeben von Kästen und Gläsern mit jungen lebendigen Tieren. Ich habe die kleinen Mäuse mit Keks gefüttert, den arme Kinder gern gegessen hätten. In den Keks habe ich allerhand hinterlistig hineingetan. Die Mäuse haben's

gegessen, es ist ihnen nicht gut bekommen und das habe ich beobachtet und aufgeschrieben. Es hat mir nicht geholfen und den Mäusen auch nicht. Zahllosen kleinen Tieren habe ich Morphium und andere Gifte unter die Haut und in den Bauch gespritzt, darauf sorgfältig hingesehen und niedergeschrieben, wie erbärmlich sie sich darauf verhielten. Etwa wie die Meerschweinchen nach einer Einspritzung von Serum momentan in solche Krämpfe verfielen, daß sie Hals über Kopf vom Versuchstisch herunterschossen. Drei kleine Hundchen liefen einmal im Laboratorium neben mir; nach ein paar Tagen liefen sie nicht mehr; das Erforderliche stand in meinem Heft. Abends ging ich, wenn ich nach Hause kam, bisweilen in die dunklen muffigen Räume, knipste Licht, die geblendeten Tiere quiekten.

In diesem Augenblick sitzen Tausende Menschen in den Laboratorien, und wenn weniger Kaninchen getötet werden für den unbekannten Gott, so geschieht es, weil man sie lieber auffrißt.

Ein Massenkult. Einer macht es, weil es der andere macht und das Ganze heißt Wissenschaft. Abends legen sich alle schlafen. Die Hefte legen sie in den Kasten. Gemogelt wird auch enorm.

Kein Hund wird davon lebendig. Kein Mensch besser. Man verläppert so sein Leben. Faute de mieux.

Des Pudels Kern: Faute de mieux. Das Motto für tausend Leben.

Im preußischen Landtag fanden Beratungen über Friedmanns Tuberkulosemittel statt. Die Abgeordneten griffen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen, zu einer neuartigen Methode, aus der man ersehen kann, wie die Revolution die Köpfe mobilisiert.

Nachdem sie einstimmig das Knopfabzählen als stillos und veraltet abgelehnt hatten, schafften sie auf Staatskosten eine große, auch für Kurzsichtige erkenntliche Metallkugel an, nach Art der in Blumenbeeten, und stellten sie oben vor sich auf den Präsidialplatz. Dann begaben sie sich an ihre Bänke und warfen Mann um Mann mit kleinen Steinchen gegen das blinkende Ding. Es gab ein Klirren, wenn einer getroffen hatte, ein angenehmes Geräusch, über das man sich herzlich freute. Beim Vorbeitreffen entstand großes Gelächter. Besonderen Spaß gab es, wenn einige der ehrwürdigen Herren heimlich ihren Platz verließen und sich nach vorn drängen wollten. Präsident und Büro mußten sich nach jedem Wurf rasch bücken; sie protokollierten bäuchlings unter dem Tisch, was die Szenerie außerordentlich belebte und das Interesse des revolutionären Parlaments am Regieren erhöhte. Das Vorgehen fand auch auf den Tribünen solchen Beifall, daß die höchste Instanz darangegangen ist, schwierige Kabinettsfragen in der neuen Weise zu lösen. Aus- und ein-

wärtige Politik treibt sie seit zwei Wochen so; niemand hat es gemerkt und es gab gar keine Differenzen. Es waren die Sternchen der Weisen.

Die Zwangswirtschaft mit rationierten Ideen wirkt. Die Köpfe einen sich.

Die Valuta ist eine fabelhafte Einrichtung. Man hat uns vor dem Krieg nichts davon gesagt. Sie ist besser als Kanonen und drahtlose Telegraphie; man kommt mit ihr mühelos in feindliche Länder hinein. Es denkt einer, ein Schreibtisch ist ein Schreibtisch, ein Pelzmantel ein Pelzmantel. Keineswegs. In Kopenhagen und in Aachen ist das etwas anderes. Oder in Brüssel und Aachen. Das macht nicht die Luft, sondern die Schlauheit der Leute in Kopenhagen und Brüssel; quasi: kein barometrisches, sondern ein intellektuelles Maximum. Wenn ich in Kopenhagen zehn Tage arbeite, kann ich mir einen Schreibtisch, auch einen aus Berlin kaufen. In Berlin muß ich 70–80 Tage arbeiten: ich kann mir nicht einmal dann den Schreibtisch aus Berlin kaufen, er wird schon für Kopenhagen vorbestellt sein. Dann zieht lieber doch nach Kopenhagen. Aber die Umzugskosten und der Paßzwang.

Das Ausland macht es sehr geschickt mit uns. Sie haben uns am Spieß. Das mit der Valuta ist eine famose Kriegsmethode. Aus eins mach vier, aus vier mach eins, das ist das Hexeneinmaleins.

Es muß ihnen großen Spaß machen, wie wir pathetisch muckſen: Freiheit, Räte, Demokratie.

In Berlin hat sich der Oberleutnant Marloh, ein Lehrerssohn, alter Frontoffizier von 29 Jahren, eines Tages der Regierung zur Verfügung gestellt, da es Pflicht jedes Deutschen und jedes Mannes sei, helfend einzugreifen. Er hat bei einem wichtigen Vorfall Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl Menschen umzubringen oder leben zu lassen. Die Böcke schied er von den Schafen durch den Blick. Auf den Blick hin haßt man und verliebt sich; es war dem jungen Menschen bekannt; er erweiterte das Gebiet. Wer vollgefressen war, intelligent aussah, war ein Verbrecher. 13 Mann ließ er a tempo in den Keller sperren, nachdem er sie als ganz gefährliche Verbrecher „erkannt" hatte. Kurze Bedenken tauchten ihm auf; der junge Mann litt an einer Hirnverletzung, neigte zu Dämmerzuständen, es war ein schwieriger Tag. Den Versuch über die Physiognomik hinwegzukommen beendete er mit drei Minuten Schnellfeuer.

Man erkennt in diesem Falle deutlich, wohin der Mangel einer Religion führt. In Mexiko wäre es auch ohne Physiognomik gegangen. Dafür hatte man den Gott Huitziloportli; der andere, Quatzalzoatl, kam hierfür nicht in Frage. Man opferte ohne Diagnose. Juristische Verfahren stellen sich erst bei degenerierten Völkern ein.

Wenn ich zu sagen hätte, würde der Fall in die Lehrbücher aller höheren Schulen aufgenommen werden, auch für die höheren Klassen aller anderen. Die republikanischen Blätter brächten zweimal wöchentlich drei Jahre hindurch den Bericht. Die öffentlichen Gebäude trügen eine Tafel mit der Inschrift: „So hat der totgeschlagene preußische Militarismus im Augenblick seines Verendens ausgesehen. Ein 29jähriger Oberleutnant und ein rachsüchtiger Unteroffizier haben im Hofe der Berliner Behrenstraße mit acht Mann dreißig ahnungslose Leute erschossen, gedeckt von ihren Vorgesetzten. Es ist das Gesicht jedes Militarismus."

Nicht so laut reden. Wie falle ich über den Tod her. Wie richte ich.

Ich wollte den Tod nicht beleidigen. Habe mich gehen lassen in Gefühl und Wort.

Der Tod ist nicht der Abfalleimer des Lebens.

Es ist unbesonnen, zu sagen, jemand sei erschlagen, vernichtet worden. Wo er dem Tod zugegangen ist, der zu unseren Dasein gehört. Als eine andere Dimension. Und wohl nicht die einzige neben dem „Leben".

Ohne eine Spur Nazarener zu sein verehre ich den Tod.

Ich bete an, ich fühle das Dasein.

Zum Tode „verurteilen?" Zum Tode begnadigen.

Auch das ist ein gelalltes Wort.

Vom Kaiser läßt sich viel erzählen.

Er ist der stille Mann von Amerongen. Am zoologischen Garten Berlins wird er gefeiert. Er scheint besonders bei Selbstversorgern, die Weizen an Schweine verfüttern, in hohen Ehren zu stehen.

Ludendorff vergißt ihn nicht; anderes vergißt er leichter. Überhaupt, man kann vom Kaiser sagen, was man will, die deutsche Republik lebt von ihm; teils indem sie ihn feiert, teils indem sie ihn verflucht.

Es gab Zeiten, wo der deutsche Kaiser nicht der stille Mann war. Es ist nicht die Rede vom Agieren mit der gepanzerten Faust, vom Lärm, den eine Verfassung macht, die im Elsaß zerschmettert werden soll oder muß.

Aber vor der Dokumentensammlung zum Kriegsausbruch wird einem behaglich ums Herz.

Es ist wie im Zirkus. Tsching bum, es kommt der gelehrte Tierbändiger, zeigt Hunde, die durch den Reifen springen, Vögel, die eine Leiter hinaufklettern. Eine nicht sehr junge Dame steht unmotiviert dabei, demonstriert ihre vorderen und hinteren Reize. Dann Tsching bum, der Clown läuft auf die Rampe.

Welche Rolle, mein Kind, spielen die deutschen Botschafter? Die dressierten Hunde oder die Dame mit den fehlenden Reizen? Bei allen ist jedenfalls die Sitzgelegenheit komfortabel ausgestattet.

Welche Rolle, mein Kind, der kaiserliche Hof, die Kamarilla, nehmt alles nur in allem? Tsching bum. Ohne dies kein Pläsier. Die Pauke ist das Instrument des deutschen Hofes. Die Schellen trägt man in der Hand, das freut das liebe Herz. Auf Überraschung kommt es im Zirkus an, das Publikum will etwas haben für sein Geld. Wenn man schon kaiserlicher Hof ist, so hat man Pflichten gegen das Volk. Dieses herrliche Volk, mit ihm wird sich fein Indianer spielen lassen.

Ernste Menschen haben den Wunsch mit den Serben abzurechnen. Ernste Menschen. Ha (welches Wort liegt vor Ausbruch des Weltkrieges näher als Ha) jetzt oder nie. Heilige Flamme, glüh, glüh und verlösche nie; vierstimmiger Knabenchor.

Stimme des Botschafters: Trotzdem, keine Übereilung.

Der deutsche Hof, zum zweiten Male: ha. Keine Übereilung. Ha ha. Was wissen Botschafter vom Zirkusbetrieb. Nichts als Übereilung! Hals über Kopf! Je wilder desto besser. Was will das Publikum sonst.

Es erscheint Karl May. Da er keinen Geist hat, erscheint er als Körper, aus Pappmaché. Gerührt: meine Söhne. Mein Sohn. Du weißt es. Mit den Serben muß aufgeräumt werden.

Der deutsche Hof: Dank, Vater, Dank.

Karl May: Ja du bist mein Sohn. Old Shatterhand segne dich und führe die europäische Kultur höher, höher.

Stimme des Botschafters dumpf: Ich warne, ich warne. Wenn wir mit den Serben brechen, so ist noch Italien da, Rußland.

Der Hof: Nein, wir ertragen es nicht. Ich muß in Jamben sprechen.

Karl May: Tu es, mein Kind. Spucke nur nicht zu sehr, ich bin aus Pappe.

Der deutsche Hof: Wir ziehen in den Krieg. Das Herz pflegt in solcher Lage zu bluten. Wenden wir uns an das Volk, bluten wir im größten Kreise.

Karl May ergreift die Pauke: Tsching bum.

— Wenn ihr fallt, wer wird euch Helden den guten Glauben absprechen.

In Berlin hat man einen Zirkus eröffnet, Äschylos drin aufgeführt. Die Pferde sind heraus, um der Orestie Platz zu machen. Äschylos hätte sich dagegen gesträubt, er der die starken Tiere so geliebt hat.

Kleine und große geschmückte und maskierte Menschlein springen an der Stelle der Vierfüßer herum. Man hat die Kuppel fabelhaft illuminiert. Sie agieren die Orestie, die Bildung hat achthundert Quadratmeter Platz.

Kein Kothurn, keine Masken, kein Opferaltar, keine gläubige Menge. Was denn? Orestie in Berlin.

Ich lobe den Zirkusdirektor. Er ähnelt mir. Er macht sich über die ernstesten Sachen lustig. Aber noch nicht genug.

Ich besuchte auch zwei Konzerte.

In der Garderobe schlug man sich schon, ehe es losging. Als es aus war, schlug man sich wieder. Dazwischen saß man auf Bänken, erfuhr Kunstgenuß.

Eine Sängerin, eine frische, dicke Person in Trauer. Wie sie den Mund öffnete und ihren Brustkasten entleerte, entstand ein kolossaler Ton. Sie war ein enormes Musikinstrument. Die Stimme so naturhaft, daß man sie wie einen Baum betastete.

Auf die kunstvollen Lieder mit obligaten Gefühlen legte ich keinen Wert. Wie es mir überhaupt absurd erschien, daß eine solche lebendige Person sich in einen geschlossenen Saal stellt, sich aus privaten Gründen ein Trauerkleid anzieht, in dem sie sich nicht bewegen kann und während zwei Stunden angebunden tönend unbeweglich auf dem Holzpodium steht. Fünfhundert ebenso gekleidete sattgefütterte Menschen sitzen vor und um sie auf Stühlen, halten Zettel in der Hand, auch Noten, um zu kontrollieren, was das Musikinstrument spielt. Sie sind Hals über Kopf mit der Elektrischen hergefahren, haben sich geärgert, wie lange sie warten mußten, bis der richtige Wagen kam, haben im Gedränge gestanden, sich in der Garderobe gestoßen und geschimpft. Nachher werden sie wieder auf die Elektrische warten.

Und niemand weiß mehr, was Gesang ist, daß die Person sich bewegen müßte, daß sich alle bewegen und zusammentun müßten. Daß das Ganze hier Torheit ist, die zu nichts führt.

Am Sonntag nachmittag setzte sich im selben Raum ein kleiner ernster Herr aus Posen ans Klavier. Dieser begann einen Boxkampf mit dem Flügel, in dem er Sieger blieb. Das Instrument brüllte unter seinen ungeheuren Klauen. Er knuffte es, kniff es, piekte, ließ es zwei Stunden nicht zur Ruhe kommen. Bis er, der Meister, umklatscht abzog, schweißtriefend. Kopfschüttelnd wischte hinter ihm der Diener das Instrument ab, schloß es zärtlich zu. Der Flügel war offenbar schon tot. Er gab keinen Laut mehr von sich. Man legte Kranzspenden auf ihn.

Pink pink, bum bum hatte der Meister gemacht. Er hatte keine Stimme wie die dicke Frau in Trauer; seine Hände mußten alles machen, mußten die Musik aus dem Klavier kitzeln und hauen. Einmal spielte er mit der linken Hand etwas ganz anderes als mit der Rechten; ich glaube rechts Schumann, links Liszt; der so zustandegekommene Zwilling quietschte entsetzlich. Es war ein interessanter Versuch. Mich machte er nachdenklich. Früher gab es in den Zelten Musik in jedem Gartenlokal, und da Lokal an Lokal stieß, gab es viele Musik auf einmal. Das war für mich eine besondere Freude, wenn ich mich den Zelten näherte und allmählich Walzer, Trauermarsch, Gassenhauser, „Tannhäuser“ und „die diebische Elster“ ineinander klangen. Es hatte einen fabelhaften Reiz.

Es liegt gar nichts Komisches in dem, was der kleine Mann aus Posen

machte. Er hat gar keinen Respekt vor Schumann und Liszt. Er ist kein Philister, der sich demütigt, nicht einmal vor Klassikern. Er will klimpern. Es liegt eine Souveränität darin, die Meister als Material für Klavierstudien zu benutzen.

Und warum nicht.

Unsere Künstler können zu viel und wollen zu wenig. Noch einmal das Kino und die bramarbasierenden Bemühungen, es zu „haben". Der Kampf gegen die Schunddramatik und die sogenannte Unsittlichkeit („grüß mich nicht Unter den Linden"). Mit unübertrefflicher Ahnungslosigkeit und pharisäischem Hochmut haben sich Künstler zur Sanierung des Kinos bereitgefunden.

Ein berühmter Musiker soll bei einer Mahlersymphonie von „Unterhaltungsmusik" gesprochen haben. Ein Vorwurf? Unterhaltung ein Vorwurf. Kunst die Devise. Und verreckst du, es ist Kunst. Man sammle ruhig die Dinge, die uns nichts angehen, als Kunst, und überlasse uns den Rest.

Es fehlt das nicäische Konzil, das die Unterhaltung verdammt.

Die Unmenschlichkeit. Menschen erleichtern, befreien, beglücken: ist nichts.

Pseudokünstler. Vom Baum des Lebens abgefallen, sachlich verwelkt.

Das herzerfreuende liebe Spiel. Aber sie müssen sagen, was sie leiden. Um uns kümmern sich die Führer der Menschheit nicht.

Die auswechselbare Bücherbesprechung oder der moderne Kritiker.

Ein junger Mann, der keine Gedanken hat, aber Literat sein will, kann leicht Karriere machen. Es wird ihm keine Schwierigkeiten machen, Kritiken zu schreiben, Gedichte und Novellen zu verfassen. Er muß sich vor allem an das Gegebene halten und sozusagen auf dem Gegebenen fußen.

An der Spitze aller literarischen Bemühungen steht das Wort; man muß verstehen mit ihnen umzugehen, sich mit ihnen zu bekleiden. Man lerne den Umgang mit Worten. Man merke: mit starken Worten kann man die größte Lücke stopfen, die man hat. Übrigens lernt sich die Sache, wie das Blühen unserer Literatur und die Entwicklung unserer Zeitschriften und Bücher zeigt, spielend.

Bei der Kritik ist zu beachten, daß man Lyrik schreibt. Das heißt, da es noch Leute gibt, die von ihrer täglichen Beschäftigung her auf Unterscheidungen, Urteile sehen, so retiriere der gewandte Kritiker in die Lyrik.

Etwa über einen Gedichtband: „Aus blutwarmer Tiefe der Liebe harft eine gütig sich dem Leben ihres Kindes weihende Frau scheue Gebete, zagen Jubel, verklärte Beseeligung. Und über dem Haupt des jungen Geschöpfes wölbt sie einen reimklaren gnadenhellen Dom mütterlicher Innigkeit, den der Weihrauch des Demutopfers durchzieht." (Gott weiß, was in dem Gedichtband steht; sicher sind nur die Reime.)

Eine Novelle läßt sich folgendermaßen kritisieren (sprich kri-ti-sie-ren): „Über diesem schlanken Erben schlagen die Mächte der Natur, der Schön-

heit zusammen und aus Liebe Freundschaft, aus dem Reiz seines Heimatlandes flicht er sich die Rosenkränze zum Fest seiner Jugend."

Zwanzig solcher Kritiken genügen, um dem Anfänger über einige Jahr hinweg zu helfen. Man muß zugeben, daß hier Vollendetes geschaffen ist, vergleichbar der Arbeitslosenunterstützung. In diesem Beruf können auch Kriegsbeschädigte, mit Kopfschüssen tätig sein. Es gehört zu den Geboten der Humanität dieses Genre zu pflegen. Kein Zweifel besteht, daß auch weiterhin genug Werke von Autoren produziert werden, auf die die Kritiken passen. Vor allem liegt die Gewähr dafür darin, daß die Autoren meist selbst es sind, die kritisieren (sprich wie geschrieben); sie setzen sich doppelt in Kost. Man könnte von einem perpetuum mobile sprechen. Würde sich eine genügend große Anzahl von Autoren finden, so könnten sie nach einem geschlossenen Plan arbeiten und es könnte ihnen ihr ganzes Leben lang an nichts fehlen. Auf das Publikum braucht man keine Rücksicht zu nehmen. Es finden sich immer Leute, die glauben, für sich etwas tun zu müssen. Es kommt nur auf Dichthalten an. Ich lege diesen Plan der Öffentlichkeit vor.

Dicker Schnee. Wie ich an der Universität vorübergehe, sitzen da die marmornen beiden Humboldts unter der schweren weißen Masse. Als eine Last liegt der Schnee auf ihren Schultern, Alexander sieht ganz bucklig aus, geduckt sitzt er, in seinen Nacken drückt der Schnee, von seinem heruntergestauchten Kopf sieht nur das Gesicht heraus. Eine schwere Masse zieht sich wie eine Pelzdecke über seinen Schoß und die Füße. Mir fällt ein, daß das Abendland in naturhafte Zustände untergehen wird in vier, fünf Jahrhunderten. Aber auch die Tundren und die Ratten fallen mit ein, die in den Eiszeiten in großen Scharen wanderten; ich weiß ihre Namen nicht mehr, sie lebten von dem dürren Steppengras und dem weichen Teil der Zwergkiefern, wenn sie eine Gegend kahl gefressen hatten, mußten sie weiter. In diesem Augenblick ist Berlin und die weite, weite Landschaft herum in diesen Schnee versenkt. Ein viertel Meter hoch liegt er, die Häuser ragen daraus hervor, Häuser, Telefonstangen, große Bäume wie bei einer Überschwemmung. Wie kommt man in kleinen Dörfern und Gehöften zueinander. Die Landschaft hat sich mit Furchtbarkeit und Größe in die Stadt hineingedrängt. Wie ein Krümelchen ist sie in ihrer Hand, die Stadt, in der die Menschen nichts wissen von Vollmond und Neumond, von der Art des Windes, vom periodischen Wachsen und Welken, von den verstreuten Tieren und Fischen, die mit uns die Erde bevölkern; die Stadt, in der man kaum das Länger- und Kürzerwerden der Tage, grade noch die Jahreszeiten bemerkt.

Es ist mehr als Landschaft. Es ist ein Element, das Urelement, das nach uns langt. Das Wasser, unsere Mutter, berührt uns.

Anmerkungen

Neue Weltanschauung

Die Erde ist Mittelpunkt der Welt, die Sonne und alle andern Gestirne drehen sich unentwegbar um sie, und der Mensch oder Übermensch bleibt die Krone der Schöpfung — für diese neueste Wiederanerkennung altehrwürdiger Naturerkenntnis führt Johannes Schlaf seit Jahren einen heldenmütigen Kampf gegen die astronomische Hypothese des Kopernikus, die den Erdball zu einem ziemlich untergeordneten Planeten eines angeblichen Sonnensystems entwürdigt hat. Zwar ist die biblische, d. h. babylonische Anschauung, der auch Ptolemäus und Tycho Brahe noch huldigten, daß die Erde ein ruhender Körper sei, nicht mehr haltbar; ihre Drehung um die eigene Achse soll jetzt sogar der beste Beweis für ihre Mittelpunktstellung sein. Aber im übrigen ist kein Kompromiß zwischen dem geozentrischen und dem heliozentrischen Standpunkt möglich; wer das tychonische System für verjüngungsfähig hält, muß das Grundgesetz der Kopernikus, Kepler, Newton, Laplace, Bessel u. s. w. mitsamt der Gravitationstheorie — unbeschadet ihrer sonstigen Forschungsverdienste — schlechtweg zum alten Eisen werfen. Eine außerordentlich harte Zumutung für unsre fachwissenschaftlichen Nußknacker; umso außerordentlicher, als der Dichter Schlaf seine problematischen Ansichten in keineswegs poetischer, vielmehr durchaus doktrinärer Form vorträgt, für den unzünftigen Leser sogar in einem allzu ordentlichen Professorendeutsch. Auch die mystische Sehnsucht nach einem Urgrund, die sich neuerdings wieder in der Wissenschaft regt, sucht er so rationell zu befriedigen, daß den echten Mystiker fast davor schaudern könnte. Für den nämlich sind Seele und Welt so unlöslich in Gott verknüpft, daß die Unendlichkeit der einen auch die der andern mitbegründet; also lebt jede Seele an jedem Punkt, wo sie auch verkörpert sein mag, im Mittelpunkt des unendlichen Weltalls, einerlei ob die Erde der Mittelpunkt irgend einer Teilwelt ist oder nicht. Aber immerhin hat es einen gewissen Versicherungswert für den zeitweilig erdansässigen Weltgrundbesitzer, wenn sich sein makrokosmisches Zentralgefühl auch durch den Mikrokosmos, den die Milchstraße eingrenzt, verstandesmäßig bekräftigen läßt; und das unternimmt Schlaf in der Tat mit höchst beachtenswerter Verstandeskraft. Seine verschiedenen Beweisversuche, direkte und indirekte, hat er in seinem letzten Buch („Die Erde — nicht die Sonne", Dreiländer-Verlag, München) übersichtlich zusammengefaßt.

Er geht aus von dem Phänomen der Sonnenflecke, dessen Unvereinbarkeit mit der heliozentrischen Achsenrotation die Fachwissenschaft selbst schon eingestehen mußte; nur scheut sie sich unter dem Zwang ihrer Schulweisheit, die dreifache Folgerung daraus zu ziehen, zu der sich die dichterische Freiheit ohne langes Fackeln entschloß. Zunächst die Folgerung, daß sich der Sonnenball tatsächlich nicht um seine Achse dreht, sondern daß nur seine Oberfläche in steter Schwungbewegung begriffen ist. Dann die Vermutung, daß diese Bewegung durch den Umschwung des feurigen Sonnen-

körpers um einen anderen Weltkörper verursacht ist, und daß auch die übrigen Planeten, denen man Achsenrotation zuschrieb, nur Oberflächendrehung haben, infolge des Gegendrucks aus der Umschwungrichtung. Schließlich die Wahrscheinlichkeit, daß die Erde eben drum kein Planet sein kann, sondern als einziges Gestirn, dessen Achsenrotation unanfechtbar nachgewiesen ist, und das obendrein die schwerste Masse hat, in der Mitte des wirbelnden Weltraums schweben muß. Schlaf baut auch gleich eine neue Weltordnung auf, in der die Sonne zum Rang des zweiten Planeten mit zwei Trabanten (Merkur und Venus) degradiert ist; mit dem Mond zusammen, dem erdnächsten Planeten, gehören sie der ersten Umlaufzone des kosmischen Spannungswirbels an, als Knäuelgebilde von ähnlicher Schwere, d. h. Dichtigkeit ihrer Kernmassen, was aus der Ähnlichkeit der Flecken- und Ring-Phänomene auf ihren Oberflächen zu schließen ist. In der zweiten Zone bewegen sich die übrigen Planeten und Planetoiden von Mars bis Neptun, deren Massendichtigkeit immer mehr abnimmt, weil der kosmische Wirbel nach außen hin natürlich immer schwächer wird; aus den Furchen- und Blasen-Phänomenen ihrer Oberflächen ist zu entnehmen, daß sie sich alle (nur Mars ist der ersten Zone verwandter) in ungefähr demselben schwachfeurigen Zustand befinden. Die dritte Umlaufzone ist mit noch leichteren und deshalb kühlen und dunkeln Weltkörpern angefüllt, Gasschwaden um einen etwas dichteren Kern, von denen nur manche zeitweise aufleuchten, wenn sie als sogenannte Kometen und Sternschnuppen mehr oder minder regelmäßig die beiden ersten Zonen besuchen. In der vierten Zone endlich kreisen die sogenannten Fixsterne, die allerleichtesten Verknotungsmassen, die nach der äußersten Wirbelgrenze hin immer näher beisammen schweben und selbstleuchtend nur deshalb sind, weil „die unermeßliche Gewalt, mit der an dieser Grenze die zentrifugale Richtung der allgemeinen kosmischen Vertikalspannung in die zentripetale zurückgestaut wird, die weit von einander abstehenden Atome der sich sehr langsam hinbewegenden, so sehr leichten Körper in eine unausdenkbar intensive Vibration versetzt und in ihr hält, eine Vibration, die nicht nur in den Atomen, sondern auch in den weiten Zwischenräumen zwischen ihnen die allerintensivsten elektromagnetischen Krafterscheinungen auslöst".

Innerhalb der Milchstraßensphäre und in mechanischer Hinsicht ist diese Weltordnung so lückenlos folgerichtig entworfen, daß man die alte gern abdanken möchte. Ob freilich alle Einzelheiten der Beweisführung stichhaltig sind, besonders die Erklärung der periodischen Rückläufigkeiten in den Planetenbahnen, die nicht — wie Kopernikus meinte — nur scheinbare, sondern wirkliche Störungsschleifen bilden sollen, infolge der zwiefachen Einwirkung der Erdmasse und des Sonnenumlaufs: das kann nur die höhere Mathematik entscheiden, und die pflegt den Dichtern nicht ganz geläufig zu sein. Aber sie lasse sich endlich zu der Entscheidung herbei! Die Fachwissenschaft hat die verdammte Pflicht, vor einer so gut begründeten und so grundwichtigen Umsturzlehre nicht länger den Kopf in den Busch zu stecken, sondern autsch oder knautsch die Verwirrung zu schlichten, die eine wankende Weltanschauung stets in der Laienwelt anstiftet. Die kulturelle Tragweite der geozentrischen Überzeugung und ihrer anthropozentrischen Wirkungen, auch in religiösem und sozialem Betracht ist, unverkennbar und unabsehbar; vor allem geht der psychologische Reiz von ihr aus, daß sie dem gesunden Menschenverstand das durch die physiologische Forschung arg erschütterte Vertrauen in unsre lieben fünf Sinne zurückgibt, auch in alle möglichen andern Organe unsrer lieben Eitelkeit. Unser göttliches Talent zur Weltbeherrschung darf sich dann ungeniert in Szene setzen, zumal da Schlaf uns mit bestem Gewissen versichert, daß die Erde die edelst und vielseitigst ausgebildete Elementmasse hat

und daß nur auf diesem Eliteglobus vernünftiges Leben vorhanden sein kann. Er stützt sein Lehrgebäude zudem mit einer neuen Kosmogonie, teils physikalischer teils metaphysischer Art. Allerdings tappt seine Philosophie um den heißen Brei des Raum- und Zeit-Problems, überhaupt der bipolaren Rätselfragen, mit sehr katzenpfotigen Antinomieen herum. Er tritt zum Beispiel in einem Kettenschluß für die Ewigkeit der Seele ein, sogar für die „persönliche Unsterblichkeit jedes bewußtheitlichen Lebewesens"; aber die Unendlichkeit der Welt lehnt er ab, wie übrigens auch manche Astronomen von Fach, setzt sowohl einen Endsaum der Weltausdehnung wie einen Anfangspunkt der Weltentwicklung, und merkt nicht, daß er mit dieser Raumbegrenzung zugleich die Unendlichkeit der Zeit einschränkt. Daß er den Kosmos als eine „Modalität absoluten Sichansichselbstfühlens einer punktuell-unendlichen Wesenheit" ausgibt, ist doch eine gar zu mystische Verlegenheitslösung. Seine dynamische Hypothese von dem „Ur-Ruck", der am Anfang war, regt unfreiwillig zur Heiterkeit an; und daß jenseits der Milchstraße die Welt endgiltig mit Brettern vernagelt sein soll, reizt den freiheitslustigen Leser zu tödlichem Ernst. Immerhin sind sich auch andere Weltweise, zum Beispiel Bergson, genau so unklar über die unverbrüchliche Wechselwirkung zwischen räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, sensuell-mechanischen und spirituell-organischen Begriffsfaktoren; und die Herren Fachgelehrten sind über all das noch so wenig einig, daß sie eigentlich dankbar sein sollten, wenn jemand sie zu neuem Nachdenken anspornt. Auf jeden Fall ist es heute höchst angebracht, wenn sich die deutschen Weltbeherrschungsgelüste wieder der geistigen Welt zuwenden.

Richard Dehmel

Zitate

Erwägt man, welch tiefer Haß und Groll, welche ohnmächtige Wut jahrelang in den tieferen Volksschichten still verhalten glühte und des Tages wartete, wo sie hervorbrechen könnte, bedenkt man, unter welchen Härten, Ungerechtigkeiten und Schikanen des verflossenen Systems diese Bevölkerungskreise zu leiden hatten, die sich jetzt vornehmlich als die Träger der Revolution erwiesen, so wird man im allgemeinen nur mit Achtung von der Besonnenheit und Mäßigung des revolutionären Proletariats sprechen dürfen. —

Der Liberalismus hat es selbst verschuldet, daß die sozialdemokratische Bewegung in Deutschland solchen Umfang annehmen konnte. Das Natürlichste wäre eine Auffaugung der jungen Bewegung durch die liberalen Parteien gewesen. Aber diese zeigten wie auf wirtschaftlichem so auch auf politischem Gebiete kein Verständnis für die neue Strömung. Aus Furcht vor dem roten Gespenst und der sozialen Revolution flüchtete man sich lieber unter die Bajonette der Regierung und überließ die proletarische Bewegung sich selbst. —

Die Sozialdemokratie will den Staat vom Willen aller abhängig machen, der Liberalismus will das Individuum vor der Überspannung des Staatsgedankens schützen. Jede dieser beiden Tendenzen ist in ihrer Ausschließlichkeit so beschaffen, daß ihr entweder der Staat oder die Persönlichkeit zum Opfer fallen muß. Erst in der gleichzeitigen und gemeinsamen Anwendung beider Methoden. —

Indem der Sozialismus diese Forderung (Achtstundentag, Koalitionsfreiheit, Freiheit der Gesinnung, Schutz der Gesundheit und der Jugend) an den modernen Großbetrieb gestellt, hat er sich alle liberalen Elemente angeeignet und sie, was dem Liberalismus bisher nicht gelungen war, in unserer Wirtschaftswirklichkeit zur Anerkennung gebracht. So liegen im sozia-

listischen Programm fruchtbare altliberale Elemente. Abgesehen von dieser verschiedenen theoretischen Begründung ist der Sozialismus in seiner praktischen Wirksamkeit die denkbar weiteste Ausdehnung der liberalen Methode auf alle modernen Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse. Er setzt den Befreiungskampf, den der Liberalismus im Prinzip zwar wollte, aber nicht zu Ende führte, fort, indem er ihn zugleich in die Reihen des vierten Standes hineinträgt. Diese enge Verwandtschaft der tiefsten Tendenzen beider politischen Systeme läßt es als wahrscheinlich und notwendig erscheinen, daß beide unter Zurückstellung aller nebensächlichen Momente eine Synthese in ihren prinzipiellen Grundlagen eingehen. —

Das Proletariat ist der Verfechter einer Wirtschaftsordnung, die den Tod des bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftssystems bedeutet. Es ist ein Interessengegensatz. Der wirtschaftliche Gegensatz wird wohl das stärkste Hindernis sein, das einer Verschmelzung der sittlich geistigen Inhalte beider Klassen im Wege steht. Und hier sind heftigste Erschütterungen unseres ganzen Lebensbestandes unausbleiblich. —

Dr. Karl Möckel, Das deutsche Bürgertum und die Revolution, Verlag Der Neue Geist, Leipzig.

Gut gebrüllt, Löwe. Die Synthese ist gut, Interessengegensatz schlimm. Über den Interessengegensatz sind sich ja die beiden Brüder schon anno dazumal in die Haare geraten. Bei der geistigen Synthese und der faktischen Schlägerei: wie kommt man weiter? Das ist die Frage. Dem Herrn fehlt die Konsequenz. Die Liberalen haben schuld, gegen sie hat das Anathema zu erfolgen und nicht als Ausklang: das siegreiche Proletariat soll demokratisch werden. Die Sittlichkeit und die Gesinnung allein macht es nicht. Thyssen handelt nur auf Druck. Auch jetzt flüchten große Massen des Bürgertums unter die Bajonette der Regierung und überlassen das Proletariat sich selbst.

— Was ist der Kern des demokratischen Gedankens und Gefühls? Offenbar nicht so sehr, wie die meisten Demokraten im Banne unseres herrschenden Kulturprinzips dies verstehen, ein Wirken für die Massen — Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß ein erleuchteter Despotismus dies viel vollkommener leistete. Sondern daß die Massen nicht Objekt fremder Gestaltung bleiben, vielmehr zum Täter ihrer eigenen Taten, zum Gestalter ihrer öffentlichen Schicksale werden. Gesetzgebung und Verwaltung in Amerika standen vermutlich vor dem Krieg erheblich unter dem Niveau des deutschen Staatswesens, das auf vielen Gebieten dem Ideal des Obrigkeitsstaates sehr nahe gekommen war. Warum war in Deutschland trotzdem soviel Unzufriedenheit und in Amerika so viel Stolz auf die heimischen Verhältnisse. Weil der Mensch meist mit den Taten, die er selbst getan zu haben glaubt, zufrieden ist. —

Ohne führende Minoritäten auch keine Demokratie. Das Mittel, ein demokratisches Gemeinschaftsgefühl trotzdem zu zeitigen, ist der Schein, die Pflege des Scheins. Stimmzettel, Parlamente, Volksversammlungen, vor allen aber die Zeitungen müssen ihn erzeugen. Eine öffentliche Meinung im eigentlichen Sinne gibt es schon deswegen nicht, weil 99 Prozent aller Menschen sich für die Dinge, welche Gegenstand der öffentlichen Diskussion sind, gar nicht interessieren. —

Gerhard von Mutius, Der Schwerpunkt der Kultur, Verlag Otto Reichl, Darmstadt.

— Die einzelnen Parteien merkten gar nicht, daß die Revolution durch ihre gesellschafts- und wirtschaftsrevolutionierende Tendenz das Verhältnis der Parteien zum Menschen und die Bedeutung des Parteiwesens für den Staat überhaupt zur Debatte stellte. Darum begnügten sie sich, äußerlich an das große Geschehen Anschluß zu finden. Jede Partei strebte nur danach, ihren Parteiapparat, ihren

äußerlichen Besitzstand gegen den Sturm der Revolution durch eine geschickte taktische Anpassung an die äußeren Errungenschaften der Revolution zu retten. —

— In der allgemeinen Geistesverwirrung merkten die wenigsten, daß sie unter der Flagge der Demokratie dem unfreisten Wahlverfahren ausgeliefert waren, das nur erdenklich schien. Das Listenwahlsystem fesselte die Wahlmassen an die geistig verfallenden, fast nur noch durch Bürokratismus und durch kapitalistische Machtmittel zusammengehaltenen Parteigebilde. Jede freie Regung wurde unterdrückt, jüngere politische Kräfte niedergehalten. Der krasseste Militarismus triumphierte im politischen Leben. —

— Daß in diesem Weltkriege und in der Weltrevolution die Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer alten Form zusammenbricht. Echt ist dann auch die Tendenz, an Stelle der Formaldemokratie des neunzehnten Jahrhunderts ein Neues zu setzen, nämlich die politische Macht der gegliederten Gesellschaft.

— Die Volkssouveränität muß vom Parteiwesen und von der atomisierten Wahlmasse in die gegliederte Gesellschaft verlegt werden. —

— Der Rätegedanke, die Reaktion gegen die rein formale Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts. —

Die bürokratisch entartete Demokratie hat wohl überhaupt nicht mehr die Möglichkeit andere Führer zu züchten als solche, die in Kulissen und Parlamentstaktik wohl bewandert alle Fäden des Parteiapparats in ihren Fingern vereinigen.

E. Stadtler, Die Revolution und das alte Parteiwesen, Revolutionsstreitfragen, Neue Folge Heft 6, Verlag der Kulturliga, Berlin.

— Die Personen der Kandidaten werden von der Parteidemokratie ausgewählt. Und diese bestimmt auch die Reihenfolge auf der Liste, damit also darüber, welcher Kandidat an eine aussichtsreiche, welcher an eine aussichtslose Stelle gesetzt werden soll. Andere als offizielle Kandidaten dürfen überhaupt nicht gewählt werden. Denkt man weiter, daß bei dem parlamentarischen System die Parteiführer die Regierung bilden, diese Parteiführer wiederum nur Exponenten der Parteibürokratie sind, eben dieser Bürokratie, die die Listen aufstellt, so wählt bei dem jetzt bestehenden System der gebundenen Liste im Grunde genommen die Regierung ihre parlamentarischen Kritiker und Kontrolleure selber. Nicht das Volk wählt die Abgeordneten, sondern die Parteileitung, ja die Regierung läßt sie durch das Volk wählen. —

Die Omnipotenz der Parteibürokratie bewirkt eine Verungeistigung des Parlaments. Die Auswahl der Kandidaten geschieht nämlich dann nicht nach der politischen Qualifikation, die sich in der ganzen geistigen Persönlichkeit manifestiert, sondern nach der Parteifrommheit, nach der Geeignetheit zur Einfügung in die Parteischablone. Dieses Verfahren ist geradezu eine Prämie auf die Mittelmäßigkeit. Wer wollte bestreiten, daß die überwiegende Mehrzahl der Nationalversammlung die Probe auf dieses Exempel gegeben hat.

Ein wirklich proportionales Wahlverfahren muß größte Zahlengerechtigkeit mit größtmöglicher Freiheit der Entschließung verbinden. Ein System, das dieses ermöglicht, ist von Joseph Bloch aufgestellt worden.

Bei diesem Verfahren kann jeder Wahlkreis einen Kandidaten aufstellen, der ihm gefällt, und jeder Wähler kann obendrein noch diese Entscheidung für sich korrigieren.

Heinrich Peus, Verhältniswahl mit Persönlichkeitswahl, Sozialistische Monatshefte 1919, 19. und 20. Heft.

— Wir fragen euch aber, welchen Wert hat diese Kultur des Ich, solange rings umher die schlimmste Barbarei nicht nur der Unkultur, sondern des krassen Unrechts wütet? Wollt ihr den Menschen die Augen verbinden, damit sie unbehelligt von dem widrigen Anblick der Not der

Verfeinerung ihres Seelenlebens obliegen können?

Ja wir fragen sogar, was soll selbst alle wahre Kunst, falls nicht einmal die erste Bedingung ihres Wertes erfüllt ist, daß sie nicht durch ein Unrecht erkauft wird? Es hat keinen Wert, das Reich der Schönheit aufzurichten ohne Rücksicht darauf, ob das Reich der Gerechtigkeit aufgerichtet ist.

Leonard Nelson, Die Reform der Gesinnung, Verlag Der Neue Geist, Leipzig.

Dies alles ist wichtig. Wer es nicht weiß, hat es sich einzuprägen. Da gibt es aber ein kleines Heft, das heißt „Einküchenwirtschaft" von Robert Adolph im Verlag Gesellschaft und Erziehung. Das hat mir nicht darum am besten gefallen, weil es die Magenfrage berührt, sondern weil es ein allerwichtigstes praktisches Problem praktisch anzugreifen versucht. Das Heft schildert die wirtschaftliche Lage der unteren Stände, die Wirkung des Krieges auf Arbeiter- und Mittelklassen, die Verteuerung der Lebenshaltung, bespricht die Einküchenwirtschaft als Methode zur Verbesserung der Lebenshaltung der unteren Stände, erörtert die Vorteile des großwirtschaftlichen Betriebes gegen den Haushalt, die Möglichkeit Beziehung von Frauenerwerb und Einküchenwirtschaft, stellt Rentabilitätsrechnungen auf für Wohnungen. Das Heft gesteht: die Fata Morgana einer goldenen Zukunft wird für die Allzuvielen wohl noch lange ein unerfülltes Versprechen bleiben. Aber ihnen das Leben lebenswert zu machen, ihnen Heim und Nahrung zu sichern, ist wirklich die dringendste und würdigste Aufgabe sozialer Staatsverfassung. Sie ist auf dem Wege der Einküchenwirtschaft zu erfüllen oder doch dem erstrebenswerten Ziele aufs äußerste anzunähern.

Diesen braven Mann lobe ich am lautesten, noch über die Parlamentarier, Rätefreunde, Reformer der Demokratie, den Herold der Einküchenwirtschaft, Robert Adolph im Verlag Gesellschaft und Erziehung.

X. Y.

Ein Schweizer Dichter

Ein junger Schweizer, noch nicht dreißig Jahre alt, blond, bartlos, eine Hornbrille vor scharfen blauen Augen — ein Gesicht, wie von Runge gemalt und sogleich als das eines Dichters erkennbar. An die deutschen Jünglinge um 1800, die in Leipzig oder Jena Philosophie studierten, träumten und schöne Lieder schrieben, erinnert dies Antlitz und gern denkt man sichs denn auch neben den vertrauten der romantischen Dichter. Max Pulvers leidenschaftliche und zusammengehaltene Geistigkeit hätte in der Nähe eines Mannes wie Friedrich Schlegel vielleicht noch höher geglänzt als in der heutigen, ihr gar nicht günstigen Zeit. Was bisher als sein dichterisches Werk vorliegt, bestätigt diesen romantischen Eindruck durchaus: ein Gedichtbuch „Selbstbegegnung" zugleich mit den Dramen „Robert der Teufel" und „Alexander der Große" (bei Kurt Wolff); ein kleines Epos „Merlin" und das Kammerspiel „Igernes Schuld" (im Insel-Verlag); zwei Erzählungen „Odil" und „Cölestine" (bei Huber in Frauenfeld). Einige Aufsätze über die Romantik, über Franz von Baader und andere zeigen den philosophischen und religiösen Grund auch des poetischen Werks noch deutlicher an.

Über einen Dichter Aufschluß geben zu wollen, wird immer nur ungefähr gelingen und so ist nicht viel gesagt, wenn von Max Pulvers Büchern behauptet wird, daß ihr Pathos dem Geist zudrängt: jenem Geist, der in alten Bildern als Taube über heiligen Handlungen schwebt. Pulver kommt von der Philosophie, aber es ist bezeichnend für ihn, daß ihn unter den deutschen Denkern keiner so ergriff wie Baader. Nur für den Traum, den

der Geist hinaushebt in die Idee, nur für den Stoff, der transzendiert, erglüht seine Phantasie, ja sie entzündet sich erst im Augenblick der Transzendenz und so begreift man, daß ihm zuletzt nur das christliche als das fort und fort übergehende Element genügen kann. In seinen Dramen ist allemal ein christliches Problem gestellt, am stärksten und — zum Schaden der Dichtung — deutlichsten im „Alexander", darin der mittelalterliche Gegensatz des tätigen und betrachtenden Lebens auf eine große Weise tragisch ausgedrückt ist. Ganz und gar ein christliches Schauspiel ist „Robert der Teufel", eine dramatische Selbstüberwindung. „Selbstbegegnung" sind die Gedichte genannt, die mit dem Sonettenzyklus am Ende gleichfalls eine Selbstüberwindung darstellen. Das Selbst ist das Böse — wie besiegten wir es ohne das Kreuz?

„Zwei Fahnen sah ich wehn. Auf stolzer Zinne
Erhob sich Satans Banner blutig schwärzlich,
Dein Wimpel, Herr, im Tal."

Die christliche Dramatik kennt nur einen Kampf, aber der erfüllt die Welt und sein Tragisches ist, daß er stets wieder von neuem entschieden werden muß. Der eigentliche Held der Pulverschen Dichtungen ist Satan; ihr Inhalt der Kampf gegen die Macht, die Lust, die Dämonie des Selbstwillens. In der Gestalt Merlins, des eingebornen Sohnes der Hölle, wird höchste Selbstbegegnung höchste Selbstbesiegung: Merlin bekennt das Kreuz. Er ist's, der in „Igernes Schuld" die ungeheure Leidenschaft des Königs reinigt. Ein Drama wie dieses, erfüllt von Kampf, Begier, Glut, in Atem haltend mit angespanntester Kraft, übermächtiger Sinnlichkeit, beweist die Möglichkeit der christlichen Tragödie, die so oft bestritten wird. Nicht im Beispiel der Unschuld, im Kampf um die Schuld liegt der christliche Vorwurf, nicht im Märtyrtum, in der Sünde.

Das christliche Symbol, das dem Dichter Anschauung, Expression, selbst Realität ist, bleibt ihm, nun er es einmal erkannt hat, vorschwebend. Noch ist es Gestalt, aber morgen wird es nur mehr Zeichen sein. Man merkt oft, daß ein philosophisch gerichteter Kopf diese Dichtungen geschaffen hat, ihr Geistiges herrscht vor, aber die Gefahr der Abstraktion wird durch die starke Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit einer ungebrochnen Natur fast stets abgewendet. Woran es fehlt, das ist ein Menschliches. Im Innern der Gestalten ist Gebirg, ihre Seelen stürzen abwärts wie Wasserfälle, aber sie sind nicht in jenes schmelzende, nach innen hin unendliche Element gebracht, das wir vom Dichter fordern müssen, wenn wir ihm ganz vertrauen sollen. Eine letzte Erlösung steht noch aus. Auch des Dichters selbst. Sein geistiges Prinzip führte ihn bestenfalls zu Geistlichem, noch nicht zu Menschlichem. Aber auch dies ruht am Grunde seiner reichen Lebenskraft und muß ihm emporgedeihen. Transzendenz ist eben doch Äußres — „nach Innen geht der geheimnisvolle Weg". Was aber gegeben ist: heiße Pathetik, strenge Dialektik, knappe Instrumentierung, reine und würdige Sprache, — ist genug, ein Dichtertum erkennen und ehren zu lassen.

Von allen Deutschen waren es die Schweizer, die zuerst den romanischen Formgedanken verstanden und sich seiner zu bedienen wußten. Während Dürer nach echt deutscher Art die Renaissance als eine Idee aufgriff und schwer genug verarbeitete — ganz so wie später Schiller das griechische Theater —, haben die Schweizer Maler lange vor Holbein den neuen Stil rein nachgebildet. Immer wieder hat sich das formale Prinzip des romanischen Geistes als ein dem schweizerischen Künstler sehr gemäßes erwiesen: dafür sind die Verse Conrad Ferdinand Meyers das klarste Beispiel, aber auch Gottfried Kellers Dichtung, so grunddeutsch sie ist, zeugt dafür. Der Vers Max Pulvers ist der schön abgegrenzte, im Takt und Maß gehaltene dieses Kunstempfindens; es ist beste deutsche Tradition in ihm.

Aber sein Geist, sein Innres ist einer neuen Menschheit eigen. Der Band „Selbstbegegnung“ erschöpft allerdings die lyrische Kraft des Dichters nicht: Ein im letzten Jahr entstandenes neues Gedichtwerk „Auffahrt“ gibt sich nicht mehr in der bisherigen harmonischen Form; ein gotisches Streben drängt den, meist freien, Vers rhythmisch aufwärts, ein malerischer Blick verteilt ihn auf eine neue, verwirrende Weise, das Zeitalter prägt sich erkennbarer aus, ein stärkeres Leben schlägt hindurch, ein erweitertes, magisches Gefühl durchwaltet alles. Gewisse, an die „Hymnen an die Nacht“ gemahnende Zusammenklänge lassen die Gestalt nennen, die dem Dichter manchmal vorgeschwebt haben muß: Novalis.

Felix Braun

Mit der Sichtung und Herausgabe des literarischen Nachlasses von Peter Altenberg von seinem Bruder betraut, ersuchen wir alle Besitzer von Briefen und schriftlichen Aufzeichnungen des Dichters, uns die Originalschriftstücke auf kurze Zeit leihweise zur Abschrift zu überlassen. Briefe und Schriftstücke, in denen persönliche und private Angelegenheiten behandelt sind, werden nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Adressaten veröffentlicht. Die unbeschädigte Rückstellung der Originale erfolgt in kürzester Frist. Zusendung aus Österreich erbitten wir an Herrn Doktor Franz Kulla, Wien I., Gonzagagasse 9, alle anderen Sendungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57, Bülowstr. 90.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Golowin

Novelle von Jakob Wassermann

Der halbe Mai war mit der Reise von Tula in den Kaukasus vergangen. Am siebzehnten kam Maria von Krüdener in Kislawodsk an, wo sie Nachrichten von ihrem Gatten zu finden hoffte. Er war bei Ausbruch der Revolution nach Persien zu den Engländern geflüchtet. Seit fünf Monaten hatte sie kein Lebenszeichen von ihm.

Unfern von Kislawodsk war die Besitzung seines Bruders, des Marschalls. Ihm hatte Alexander Botschaft senden gewollt, wenn die andern Wege der Mitteilung versperrt waren.

Mit ihren vier Kindern und drei Dienerinnen bezog sie Wohnung im Palasthotel. Das jüngste Kind lag noch an der Brust; sie nährte es selbst. Es war drei Monate nach der Trennung von Alexander geboren; hätte sie vorher nicht begriffen, was ein Pfand bedeutet, jetzt wußte sie es.

Beklemmend stand das ungeheure Gebirge da. Sie konnte nicht schwelgen in seinem Anblick, es war zu sehr Mauer, und Mauer hinter Mauer bis zum ewigen Schnee hinauf. Wie sollte man da entrinnen? Schlimm, was gewesen war; das Blut hatte sich noch nicht beruhigt. In der ersten Nacht träumte sie, Fäuste, ein Gewirr von Fäusten streckte sich ihr entgegen, und jede Faust hatte Mörderaugen. Die Schnittwunde am Arm ließ die Szene im Eisenbahnwagen nicht vergessen, als tierisch betrunkene Soldaten das Coupéfenster zerschmetterten; acht Menschen waren in dem Abteil eingepfercht und Berge von Gepäckstücken, alles Hab und Gut, das man aus Tula hatte fortschaffen können. Die Kinder schrien auf, als zwei Kerle schnaubend an der Türe rissen und andere johlend nachdrängten; Dymow war in einen Waggon nebenan gegangen, um ein Fleckchen zu finden, wo er endlich eine Stunde schlafen konnte. Maria hatte den ersten Hieb aufgefangen und war blutend unter die Leute getreten. Sie wichen zurück, zu ihrer eigenen Überraschung, und senkten scheu die Augen, als ströme eine Magie von ihr aus. Es war ihr selbst so zumut; sie glaubte an eine in ihr verborgene Magie.

Dennoch wäre sie ohne Dymow verloren gewesen. Iwan Dymow hatte

als Schreiber bei Gericht gedient, ein einfacher Mensch aus dem Volk. Die Revolution hatte ihn hinaufgehoben, er hatte Macht erlangt, die er aber nicht mißbrauchte. Als Gutsherrin hatte ihm Maria, schon Jahre vorher, menschliches Wohlwollen bezeigt und während einer Krankheit seinem Weibe Hilfe geleistet. Sie dachte nicht mehr an ihn, aber in der Stunde der Gefahr kam er von selbst. Er besorgte Pässe, bestach den Soldatenrat, wußte den Argwohn der Bauern abzulenken, denen die Herrin eine wichtige Geisel war, räumte alle Schwierigkeiten für die Reise hinweg, machte den Spion, den Aufpasser, den Lastenschlepper, den Bürgen, mit immer gleicher schweigender Ehrerbietung gegen Maria. Als er sich in Kislawodsk von ihr verabschiedete, fragte sie bewegt, arm an Worten sogar sie, womit sie ihm danken könne, sie fühle sich tief in seiner Schuld. Er antwortete: „Ich werde mich glücklich schätzen, Maria Jakowlewna, wenn Sie mir manchmal schreiben, wie es Ihnen und den Kinderchen weiter ergangen ist.“

War dies nicht auch Teil und Frucht jener Magie?

Als Dame der ersten Gesellschaft, Frau eines Offiziers, Trägerin eines großen Namens, wurde sie von den Gästen des Hotels mit Freude begrüßt und mit Auszeichnung behandelt, obwohl man wußte, daß sie von deutscher Herkunft war und Russin erst seit ihrer Heirat.

Nun war sie wieder, nach langer Enthaltung, unter den Menschen ihrer Sphäre, in der Region von Heiterkeit und umgrenzter Übereinkunft, die ihr früher so gemäß und erwünscht gewesen war. Aber sie merkte bald, daß nur noch eine äußerliche Zugehörigkeit bestand, und daß die Jahre, die sie auf dem Gut verbracht, erst mit Alexander und dann allein, und wenn auch allein, so doch noch unter seinem Gesetz und seiner Führung, sie an ein anderes Maß und eine andere Benützung der Zeit gewöhnt hatten. Auch konnte hier niemand in seinem Bereich verbleiben; die Elemente waren bedenklich gemischt, und dies zu verhindern war unmöglich, weil gemeinsames Schicksal alle zueinander trieb. Das Haus, der ganze Ort, ehemals ein Treffpunkt der Aristokratie und Schauplatz des erlesensten Luxus, glich einer Insel der Schiffbrüchigen und beherbergte lauter Flüchtlinge mit ihrer letzten Habe und letzten Hoffnung, Großfürsten und Kammerherren neben Spekulanten und Journalisten, Frauen der exklusivsten Moskauer und Petersburger Kreise neben Kokotten und Kleinbürgerinnen, die im Krieg zu Reichtum gelangt waren. Sie waren der Hölle entronnen, aber sie wußten, daß ihnen bloß eine Galgenfrist geschenkt war. Sie zitterten vor der Zukunft, aber sie praßten und feierten Feste. Sie hörten von Hinrichtungen ihrer Väter, ihrer Brüder, ihrer Freunde, aber sie betäubten sich im Hasard und tanzten Tango und Onestep.

Einen verläßlichen Mann zu finden, den sie mit einem Brief auf das Gut des Marschalls schicken konnte, war Marias Bemühung sogleich. Zu ihrer Freude erfuhr sie, daß Josef Menasse in Kislawodsk sei; er hatte von ihr ebenfalls gehört und kam, sich zu ihrer Verfügung zu stellen. Er war Prokurist eines großen Odessaer Bankhauses, mit welchem Alexander von Krüdener geschäftliche Verbindung gehabt hatte. Da sie sich erinnerte, aus Alexanders Mund hie und da das Lob von Menasses Redlichkeit vernommen zu haben, war ihr Vertrauen sogleich unbedingt und auch in der Folge nicht zu erschüttern. In lebhaften Ausbrüchen klagte er ihr sein Unglück; einer wichtigen Transaktion halber war er vor mehreren Wochen hergekommen; am Tage, wo er hätte abreisen sollen, fuhren keine Züge mehr und jeder Versuch, den Ort zu verlassen, hieß das Leben gefährden. Maria hörte ihm teilnehmend zu, und erst als er sich erschöpft hatte, sprach sie von ihrer Angelegenheit. Er überlegte, sagte, er werde Umschau halten, und drei Stunden später erschien er mit einer Tscherkessin, die er trocken und kategorisch als die zu dem Zweck taugliche Person empfahl.

Der Marschall hatte seinerzeit die Heirat des jüngeren Bruders mißbilligt. Es war zum Bruch zwischen den Brüdern gekommen, der Marschall zeigte sich unversöhnlich und hatte sich starr geweigert, Maria zu sehen. Man meldete ihm die Geburt der Kinder, er nahm keine Notiz davon. Alexander hatte es ertragen, ohne zu murren, und ließ auch in Maria keinen Unmut Wurzel fassen, denn er beugte sich vor dem Bruder als einem überlegenen Charakter, dessen Handlungen und Entschlüsse er von seiner Kritik ausschaltete. Er beugte sich, damit war alles gesagt und auch in Maria jeder Widerspruch erstickt. Bei Ausbruch des Krieges hatte der Marschall in einem Privatschreiben an den Zaren seine Ämter und Würden niedergelegt, da nach seiner Überzeugung der Krieg gegen Deutschland zum Verhängnis für Rußland werden mußte. Er hatte im japanischen Krieg glänzende Leistungen vollbracht, und schon deshalb war dieser Schritt keiner üblen Deutung ausgesetzt. Nun lebte er in äußerster Zurückgezogenheit und beschäftigte sich, leidenschaftlicher Hegelianer, mit profunden philosophischen Studien.

Wie sich Menschen gegen sie verhielten, war Maria gleichgültig, wenn sie ihrerseits an ihnen Freude haben oder sie ehren konnte. Würde stand ihr über den täuschenden Einflüsterungen der Sympathie. Dazu hatte Alexander sie erzogen. In vielen Gesprächen vieler Nächte hatte er ihr bewiesen, daß das Prinzip der Vergeltung die Quelle alles Bösen sei. In der Befolgung seiner Lehre war sie zu der ihr eigentümlichen geistigen Konstanz gelangt. Der Brief an den Marschall war ein Meisterstück unbefangener Werbung.

So wartete sie, wartete auf Alexanders Wort und Weisung von dorther und ahnte doch die Vergeblichkeit schon. Um sich zu zerstreuen, begann sie den ältesten Sohn, den siebenjährigen Mitja, zu unterrichten, fand sich aber unzureichend, das Bedürfnis des Knaben heftiger als sie vermutet und suchte einen Lehrer für ihn. Ein Moskauer Bekannter nannte ihr einen Studenten, Jefim Leontowitsch Tatjanow, der in einem geringen Wirtshaus vor der Stadt wohnte. Sie ließ ihn kommen und engagierte ihn. Er war im Gefolge eines Industriellen als Sekretär oder dergleichen gereist; unterwegs war der Mann und die meisten seiner Leute von einer herumziehenden Bande von Soldaten ermordet worden; nun saß Jefim Leontowitsch völlig mittellos in diesem Ort des Überflusses. Maria behandelte ihn mit Rücksicht und mit Achtung; dies schien ihm neu zu sein, und seine Dankbarkeit hatte etwas Kindliches. Er kam nicht nur zu den ausbedungenen Stunden, sondern widmete seinem Schüler alle freie Zeit; auch die beiden Kleinen, Fedja und Aljoscha, zog er durch seine einfache Güte an sich.

Eines Morgens war Aljoscha, der Mutter im Korridor vorauseilend, in der Hast in ein falsches Zimmer gerannt. Maria folgte ihm lachend; er stand bei einer majestätisch gewachsenen Dame, die ihr entgegentrat und ihr die Hand reichte. Es war die Fürstin Nelidow. Maria geriet in Verlegenheit, ihres Lachens halber, denn die Fürstin war in tiefer Trauer, und die Ursache war Maria bereits bekannt. Ihr Sohn, der dreiundzwanzigjährige Fürst Grigorij, Offizier in der kaiserlichen Marine, hatte sich vor wenigen Tagen bei einem Ausflug im Gebirge erschossen.

Die Fürstin, eine Frau Mitte der Vierzig, war noch sehr schön. Sie gab sich Maria gegenüber herzlich. Sie kannte Alexander von Krüdener von der Zeit her, wo er im Ministerium gewesen war und sprach mit Wärme von ihm. „Ihre Gegenwart tut mir wohl," sagte die Fürstin, „ich hoffe, wir werden uns häufig sehen." Sie schlang ihren Arm um Aljoscha und streichelte ihm das Haar. „Heute abend feiern wir das Totenmahl für Grigorji," fuhr sie fort; „kommen Sie doch: kommen Sie zu mir."

Maria empfand Mitleid; nicht nur mit der Fürstin und ihrem besonderen Schicksal; das Mitleid mit allen diesen Menschen überflutete ihr Herz. Namentlich den Frauen galt ihr bedauerndes Gefühl; die sorglosen und glänzenden Wesen, bestimmt, sich zu schmücken, sich zu freuen, schienen ihr verloren.

Sie wollte gehen, aber die Fürstin hielt sie noch zurück. So schickte sie Aljoscha hinaus. Die Fürstin erzählte: „Hören Sie, was sich begeben hat. Es ist eine Person hier, sie wohnt im Hause, eine gewisse Lisaweta Petrowna. Sie behauptet mit Grigorji verheiratet gewesen zu sein. Kurz

vor seiner Abreise aus Sebastopol, behauptet sie, sei sie ihm angetraut worden. Sie hat keinerlei Dokumente, keine Bestätigungen, keinen Brief; die Papiere habe man ihr gestohlen, redet sie sich aus. Sie hat sich mir zu Füßen geworfen, hat mir die Hände geküßt und mich Mutter genannt. Den ganzen Tag sitzt sie oben in ihrem Zimmer und weint und schluchzt. Dann schickt sie wieder den Kellner mit Zettelchen: Erbarmen Sie sich, Fürstin, erbarmen Sie sich Ihrer Lisaweta Petrowna, erbarmen Sie sich. Ich kenne sie nicht. Ich weiß nichts von ihr. Grigorji hat nie mit einer Silbe ihrer erwähnt. Wir haben sie vorher nie gesehen. Ihre Angaben zu überprüfen ist unmöglich. Was soll man da tun? Erbarmen, wie denn erbarmen? Wahrscheinlich hat sie kein Geld; nun, man wird ihre Rechnung bezahlen. Gestern spielte sich eine abscheuliche Szene ab. Sie kommt herein, setzt sich zu den andern und fängt an zu weinen. Meine Nichte Jelena steht auf und nennt sie Lügnerin. Lisaweta Petrowna ballt die Fäuste, wirft sich auf den Boden und verfällt in einen Schreikrampf. Man mußte sie mit Gewalt aus dem Zimmer schaffen. Heute früh hat man sie ohnmächtig auf Grigorjis Grab gefunden. Sie hat einen Selbstmordversuch gemacht, so heißt es. Jelena meint, es sei simuliert. Jelena ist außer sich, das arme Kind. Was soll man da sagen, was soll man tun?"

Maria beschloß sogleich, diese Lisaweta Petrowna zu besuchen, aber sie äußerte nichts von ihrem Vorsatz, sondern lenkte das Gespräch auf den jungen Fürsten und fragte nach Einzelheiten seines Lebens, ohne Neugier, mit einem zarten Durchblickenlassen des gemeinsamen Gefühls der Mütter. Die Fürstin willfahrte dankbar; es bedeutete Linderung für sie, indes Maria aus wenigen mitgeteilten Zügen ein Bild gewann. Sie saß still und aufmerksam vor der Fürstin, rauchte eine Zigarette und sah, und sah. Die Gabe des inneren Gesichts wurde manchmal Last, und doch schien es ihr wunderbar, viel zu wissen von den Menschen. Als sie sich verabschiedete, sagte die Fürstin: „Mir ist als seien wir seit Jahren befreundet." Maria lächelte.

Im Verlauf des Tages erlangten die beunruhigenden Gerüchte Gestalt, und zwar drohendste. Kislawodsk war von den Revolutionstruppen umzingelt. Mitja sagte mit dem stolzen Trotz, der an seinen Vater erinnerte: „Nicht wahr, Mama, wir werden unser Leben so teuer wie möglich verkaufen?" Sie erwiderte: „Ja, mein tapferer Liebling." – „Schade, daß Iwan Dymow nicht mehr bei uns ist", seufzte er. Aber sie tröstete ihn. „Erstens bist du ja selbst ein Held, und dann vergißt du, daß wir Jefim Leontowitsch haben." Mitja schaute den Studenten prüfend an, dieser errötete und sagte mit einem Blick scheuer Ergebenheit auf Maria: „Sie haben nur zu befehlen. Befehlen Sie, und ich gehorche." Es lag ein

Ernst und eine Festigkeit in den Worten, die Maria veranlaßten, ihm die Hand hinzustrecken, die er demütig mit den Lippen berührte.

Was sollte mir zustoßen können, dachte sie, da gute Menschen um mich sind?

Als sie sich am Abend den Nelidowschen Gemächern näherte, drang ihr Gelächter, Johlen, Pfropfenknallen, Gläserklirren entgegen. Eine Streichmusik spielte eine brutal-wilde russische Melodie. Sie öffnete die Türe zum Salon; zehn oder zwölf junge Männer, Anverwandte der Familie, saßen um eine Tafel, zechten, sangen, rauchten; bisweilen erhob sich der eine oder andere und warf den Musikanten Rubelscheine zu. Maria ging in das nächste Zimmer; hier befanden sich einige ältere Herren und Damen, aber auch ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen von blendender Schönheit. Sie hatte kurzes gelocktes Haar, eine Haut von opalisierender Blässe und gelbliche, große, unsehende, strenge Augen. Fasziniert blieb Maria stehen. Da wurde sie von der Fürstin Nelidow gerufen, die in ihrem Schlafzimmer allein saß. „Ich habe auf Sie gewartet," sagte sie, als Maria eintrat; „setzen Sie sich zu mir, sprechen Sie; ich höre Ihre Stimme gern."

Vom Salon herüber, wo so expressiv das Totenmahl gehalten wurde, tönte ein klagender Chorgesang.

In ihrem Bestreben, den abgeirrten, in Trauer verirrten Sinn der Fürstin zu erwecken, kam sich Maria wie jemand vor, der sich in einem fremden finstern Raum zurechtzufinden sucht. Die Fürstin schaute sie beständig an, aber nur nach und nach belebte Verstehen den Blick. Maria erzählte von der Einsamkeit der letzten Monate auf dem Gut, von Wanjas Geburt und wie sich während der Schmerzensnacht die Sehnsucht nach Alexander zur Gestalt verdichtet habe, so täuschend, daß sie jeden Schrei erstickt habe, um ihm nicht zu mißfallen. Bei allem, was sie getan und gedacht, sei er unsichtbar richtend gegenwärtig gewesen. Sie erzählte von ihrem Verkehr mit den Bauern; von dem Geist der Widersetzlichkeit und Feindschaft, der plötzlich in alle gefahren sei; auch die Sanftesten und Verständigsten hätten versagt. Eines Tages hatten sie ihr Besitzrecht an dem Wald verkündet; der Wald sollte abgeforstet und verkauft werden. Sie habe unterhandelt und unterhandelt; vergebens; ihnen ins Gewissen geredet; vergebens; da sei sie allein mit den Ältesten in den Wald gegangen, wo die schlimmsten Aufrührer schon begonnen hatten, die Stämme zu fällen. Einem von diesen habe sie das Beil entrissen und ihm zugerufen: keinen Schlag mehr! Sie habe ihnen vorgestellt, was für eine Sünde sie begingen; wie sie sich an Heiligem vergriffen, an Lebendigem und wie sie das Gedächtnis ihres Herrn schändeten, der gerecht und gütig gegen sie gewesen sei. Viele hätten gemurrt, viele hätten aber geschwiegen

und zur Erde geblickt. Sie habe ihnen gesagt, ein Baum sei eine Kreatur Gottes wie jeder von ihnen, und dieses seien junge Bäume, in Liebe gepflanzt und gehegt, zur Nutznießung bestimmt für ihre Kinder und Kindeskinder und noch nicht reif für die Axt. Ob sie Gottes Kreaturen verschachern wollten um elendes Geld? Dann sollten sie doch auch sie selber verschachern, dann wolle sie ihre Herrin nicht mehr sein, und sie werde nicht vom Platze weichen, ehe sie ihr nicht in die Hand gelobt, daß sie den Wald würden unversehrt lassen oder sie müßten sie selber niederschlagen. Darnach hätten sie sich beraten, und die Ältesten seien zu ihr gekommen und hätten ihr in die Hand gelobt, dem Wald solle kein Fäserchen gekrümmt werden und sie bäten sie um Vergebung ihrer Sünde. So habe sie damals den Wald gerettet; ob er jedoch heute noch stehe, das getraue sie sich nicht zu sagen.

Die Fürstin nahm Marias Hand und drückte sie: „In diesem Land leben, heißt jede Stunde dem tückischsten Ungefähr ausgeliefert sein," sagte sie; „oder ist das überhaupt die Eigenschaft des Lebens und wir wußten es nur bisher nicht, wir Begünstigten? Mir ist jetzt manchmal so bang. Ich persönlich habe ja nicht mehr viel zu verlieren, aber mir ist so bang um alle, die ich sehe, bang um das Volk, um die ganze Menschheit, wenn auch die Mehrzahl nichts als Böses schafft."

„Es kommt wahrscheinlich auf die Mehrzahl nicht an," erwiderte Maria; „es kommt immer bloß auf den Einzelnen an, glaube ich. Der Einzelne ist oft wie der wundertätige Tropfen Medizin, der einen vergifteten Organismus heilt. Immer geht von Einem das Licht aus. In Tula mußte ich mit meinen Kindern Quartier im Hotel nehmen; der Zug nach dem Süden fuhr nur zweimal in der Woche. Gleich in der ersten Nacht war Alarm. Das Hotel war von Soldaten besetzt worden, und alsbald wurde der Befehl ausgegeben, alles Bargeld sei unverzüglich abzuliefern, niemand dürfe das Zimmer verlassen, um acht Uhr morgens werde eine scharfe Nachsuchung sein und jeder, bei dem dann noch irgendeine Summe sich finde, werde standrechtlich erschossen. Bedenken Sie meine Lage; ich hatte achtzigtausend Rubel am Leibe verborgen, alles was ich hatte flüssig machen können; wenn man es mir nahm, war ich samt den Kindern so gut wie verloren. Meine Dienerinnen und den treuen Begleiter hatte man von mir entfernt, vor dem Zimmer stand eine Wache, das Geld im Zimmer zu verstecken, war aussichtslos, ich wußte ja, wie gründlich diese Leute zu verfahren pflegten, es blieb also nichts übrig, als abzuwarten, was mit mir geschehen würde, denn das Geld freiwillig herzugeben, daran dachte ich keinen Augenblick. Von drei Uhr nachts bis halb zehn Uhr morgens ging ich unaufhörlich im Zimmer auf und ab; Furcht empfand ich keine; in meiner Absicht wankend wurde ich nicht;

eine klare Vorstellung von dem, was meiner harrte, war ebenfalls nicht in mir; fest stand einzig und allein, daß ich mich und meine vier Knaben aus dieser Gefahr zu retten habe, daß das meine Pflicht sei und daß es auch gelingen werde. Um neun Uhr betraten drei Soldaten, ein Unteroffizier und ein Weib das Zimmer der Kinder nebenan. Die Knaben wurden aus dem Schlaf gezerrt, die Möbel, die Betten, die Dielen, die Wände, die Vorhänge, die Koffer aufs genaueste durchsucht. Ich ging hinein. Ich sah mir die Leute an. Finstere Gesichter, unmenschliche Stirnen, da schien keine Hoffnung. Einer wies mich barsch hinaus; einer folgte mir ein paar Schritte, um die Tür zu schließen. Wie ich den Kopf zurückwende, ist es mir, als sei in den Augen dieses Menschen ein Etwas, ein gewisser Schimmer, etwas unnennbar Fernes von Weicherem als bei den andern. Er hatte rote, kurze, borstige Haare, die Haut besät mit Sommersprossen, und hinter seinen wulstigen Lippen waren Zahnlücken und schwarze Zähne. Aber mich durchbebt es; in der Eingebung eines Moments winke ich ihm. Stumm tritt er näher. Ich reiße die Knöpfe des Kleides auf, nehme das Paket mit den achtzig Scheinen heraus und gebe es ihm in die Hand. ‚Fünf Menschenleben sind in deiner Hand', sage ich zu ihm, ‚jetzt mache was du willst'. Ohne mit der Wimper zu zucken, steckt er das Paket in die Rocktasche und verschwindet. Die andern kommen gleich darauf in mein Zimmer. Wie drüben wird alles um und um gewühlt, Wäsche, Kleider, Schuhe, jede Ritze, jede Schublade untersucht. Dann bleibt das Weib allein bei mir, ich muß mich entkleiden. Auch das ging vorüber, und sie entfernt sich. Eine Viertelstunde darnach, das Herz hatte mir die ganze Zeit bis in die Fingerspitzen geschlagen, erscheint der rothaarige Soldat im Zimmer, horcht eine Sekunde, zieht das unversehrte Rubelpaket aus der Tasche und überreicht es mir schweigend. Ich stammle ein paar Worte, fassungslose, dankverwirrte; ich frage, was ich für ihn tun könne; ihm Geld anzubieten hatte etwas Unsinniges, da er mir ja achtzigtausend Rubel schenkte. Er schüttelt den Kopf und sagt: ‚Machen Sie sich keine Gedanken darüber, Mütterchen. Es ist leider so, daß wir in Blut und Sünde stecken bis an den Hals. Vielleicht läßt mir Gott jetzt ein weniges nach. Vielleicht legt er das auf die andere Schale. Damit geht er. Und ich, es ist ein seltsamer Zustand von Scham, in dem ich mich befinde, als hätte ich mich an dem Menschen vergangen durch die Angst und die Zweifel vorher."

Während der letzten Worte noch war die schöne junge Person eingetreten. Sie ging auf die Fürstin zu und sagte mit einer Stimme wie aus Glas und zitternd vor Zorn: „Stepan Fedorowitsch erzählt eben, daß er diese Lisaweta Petrowna von Petersburg her kenne. Sie sei in einem Kabarett als Coupletsängerin gewesen und im übrigen, nun, das

kann man sich ja denken. Sie sehen also, Tante, daß Sie einer Betrügerin zum Opfer gefallen sind, und daß es nur lächerlich wäre, sich weiter um sie zu kümmern."

„Meine Nichte Jelena", stellte die Fürstin vor und nannte auch Marias Namen. Diese lächelte in schweigendem Wohlgefallen an der Erscheinung der jungen Fürstin.

„Sie ist ohne Kopeke, das elende Frauenzimmer," fuhr Jelena erbittert fort; „der Hoteldirektor hat bereits gestern gedroht, sie auszulogieren. Und was die Komödie an Grigorjis Grab betrifft, die darauf berechnet war, Sie, Tante, hinters Licht zu führen, so hat die Kugel nur die Haut gestreift, am linken Arm; sehr vorsichtig. Pfui, was für eine unappetitliche Geschichte!"

„Aber wenn nur ein Fünkchen Wahrheit darin ist, müssen Sie Nachsicht haben, Jelena Nikolajewna," sagte Maria.

Jelena erbleichte. „Wie kann sie es wagen!" rief sie und schüttelte sich vor Widerwillen; „abgesehen davon, daß sie für ihre verleumderische Erfindung auch nicht den Schatten von Beweis aufbringen kann, bestehen auch innere Gründe, ja innere Gründe," sie preßte die Lippen zusammen und stand noch schlanker, in noch angespannterer Haltung da als bisher; „darf man es geschehen lassen, daß sie Grigorjis Bild besudelt? Was verlangen Sie? Warum ergreifen Sie Partei?"

„Ich ergreife nicht Partei," entgegnete Maria, die plötzlich den unbestimmten Eindruck hatte, als sei Schuld und Verstellung in dem jungen Mädchen, „ich wollte nur verhüten, daß Sie vorschnell urteilen. Seien Sie mir nicht böse." Sie erhob sich und ging.

Vor ihrem Zimmer schritt Menasse auf und ab. „Das Hotel ist umstellt und bewacht," redete er sie sogleich an, „vor den Ausgängen stehen lauter bis an die Zähne bewaffnete Kerle. Es ist bei Todesstrafe verboten, nach Anbruch der Dunkelheit das Haus zu verlassen. Auf wessen Befehl, weiß vorläufig niemand. Ob man uns schützen will oder die Mäusefalle nur zuklappt, damit keiner entrinnt, weiß niemand. Die Sache wird ernst, es geht an den Kragen."

Er öffnete eigenmächtig die Tür ihres Zimmers und zögernd wurde er durch eine Erinnerung an gute Manieren bewogen, ihr den Vortritt zu geben. „Passen Sie auf," begann er wieder mit seiner komischen Vertraulichkeit, „zu warten bis man uns an die Mauer stellt und die Hirnschale kaput schießt, ist Blödsinn. Wer sich nicht aus dem Staub macht, hat sich selber zuzuschreiben die Folgen. Ich habe einen Plan. Sie gefallen mir, die Kinderchen dauern mich, Ihren Mann verehre ich, das ist ein Gentleman durch und durch, und wenn ich mich seiner Familie nicht annähme in der Not, wäre es eine Gemeinheit von mir. Ich habe

einen Plan, wie gesagt. Die Vorbereitungen sind bereits getroffen. Allerdings wird die Geschichte viel Geld kosten, aber wo's ums Leben geht, hört sich die Billigkeit auf."

Er schaute sich unruhig um, hastete zur Tür, lugte durch einen Spalt hinaus, kam wieder auf Maria zu und fuhr mit heiser gedämpfter Stimme fort, es werde so gottlos viel Geld kosten, daß nur eine ganze Kompagnie dafür aufkommen könne. Er habe bereits einige Leute ins Auge gefaßt, an denen ihm gleichfalls gelegen sei, Leute, um die es gleichfalls schade wäre; er habe ihnen von seiner Absicht gesprochen, und sie hätten ihm Blanko-Vollmacht erteilt. Ob Maria sich anschließen wolle? Ob sie bereit sei, sich seinen Anordnungen blindlings zu fügen? Nur bei strammer Disziplin sei Gelingen möglich. Er habe alles genau überlegt; das Wagnis sei groß, aber alles sei besser als sich hier abschlachten zu lassen und in Gottes Hand stehe man schließlich überall.

Er war klein, beweglich wie ein Gliedermann, ein bißchen schief gewachsen, mit Augen, die fast ohne Wimpern und Brauen waren, stutzerhaft gekleidet, als käme er frisch aus dem Modemagazin und von dem Gefühl seiner zentralen Wichtigkeit durchdrungen.

„Gut, Herr Menasse," sagte Maria nach kurzem Besinnen, „ich will mich Ihnen anvertrauen. Wir sind acht Menschen, wie Sie wissen; auch meine drei Dienerinnen müssen mit. Das ist die Bedingung, die ich meinerseits zu stellen habe."

Menasse zuckte die Achseln. Das erhöhe für sie nur die Spesen, bemerkte er geschäftlich. Mehr als sechzig nehme er nicht an. Jetzt seien es siebenundvierzig Personen. Erforderlich an Kapital sei ungefähr eine halbe Million Rubel, es könnten aber Umstände eintreten, durch welche die Summe bedeutend vergrößert würde. „Vor allem ist notwendig, zu schweigen," schloß er; „es werden sich in den nächsten Stunden ereignen schlimme Dinge, aber verhalten Sie sich still und rühren Sie sich nicht, bis ich Ihnen wissen lasse, was Sie zu tun haben. Von heute ab bin ich Ihr General; da heißt es Subordination, und zwar auf den Wink. Gute Nacht."

Maria sah ihm verwundert nach, wie er aus dem Zimmer schoß, säbelbeinig, kurzhalsig, stiernackig, geladen mit Energien. Sie trat aufatmend ans offene Fenster. Der beinah volle Mond schwamm in einem Meer von Frieden. Schwarze Körper, wölbten sich die Hügel und Berge hinan zu den feierlichen Riesen, deren Konturen im bläulichen Äther zitterten. Tauige Feuchtigkeit lag in der Atmosphäre, alles Dunkel strebte nach dem Silberlicht, die Brust der Erde, mit stummen Seufzern, hob sich gegen die unerreichbaren Regionen. Maria hätte beten mögen, freudige Inbrunst war in ihr, aber das Haus mit all den angstvoll pochenden

Herzen, mit all der menschlichen Verworrenheit und Finsternis, streckte Arme nach ihr, und ihr war, als sinke sie zurück. Eine Uhr schlug zwölf, da klopfte es leise an die Tür; ohne zu erschrecken rief Maria; die Fürstin Nelidow trat ein. Sie trug einen Schleier über den Haaren; so leise wie sie geklopft, ging sie auf Maria zu, mit bittender Geberde, fast wie eine Untergebene. Ob sie störe? Wolle sich Maria Jakowlewna zur Ruhe begeben, so werde sie gleich wieder gehen. Für sie selbst sei in diesen Tagen an Schlaf kaum zu denken. Sie legte beide gefalteten Hände zart auf Marias Schulter.

Nein, sie störe durchaus nicht, antwortete Marie, auch ihr sei Schlaf ein lästiges Vorhaben, ihr Inneres sei lauter Aufruhr und Widerklang von vielen Stimmen. Sie setzten sich. Die elektrische Lampe auf einem Ecktisch ließ den Raum im Dämmer.

Es sei eine Art Neugier, von der sie herübergetrieben worden, sagte die Fürstin; sie habe über alles nachgedacht, was Maria gesprochen, sie habe sich gar nicht davon loszureißen vermocht. „Was ist das für eine Kraft in Ihnen? und woher kommt sie? Wie ist es möglich, daß Sie, eine Fremde in unserm Land, alle Verhältnisse überschauen, unseren Menschen gegenübertreten, als seien Sie eingeflochten in generationenalte Beziehungen? Sie haben Blick und Schritt einer Wurzelnden, und es ist nicht einmal Ihre Erde. Es ist Ihnen gegeben, die Sprache der Bauern zu reden, Sie greifen in das dumpfe Gemüt eines vertierten Soldaten, und Sie haben mit keinem von ihnen wirklich gelebt. Ich erzähle Ihnen von Grigorji wie einer leiblichen Schwester, und ich bin Ihnen vorher vielleicht zweimal flüchtig begegnet. Was sind Sie eigentlich für eine Frau? Was ist denn das Sonderbare an Ihnen? Können Sie es erklären? Oder bin ich zudringlich, wenn ich darum bitte?"

„Nein, nein," wehrte Maria lächelnd ab, „Sie überraschen mich nur —"

„Überraschen? weshalb? Finden Sie denn, daß ich verpflichtet bin, in meinen Schmerz eingehüllt zu bleiben? Sie haben ihn mir noch tiefer ins Bewußtsein gedrückt, aber zugleich haben Sie das Selbstsüchtige daran gelockert. Wir schulden uns selbst nicht so viele Tränen wie uns die Umgebung dadurch abpreßt, daß sie sich zur Teilnahme berechtigt glaubt. Das Teuerste wird einem genommen, aber es zieht einen nach sich; Trauer ist oft nur eine feinste Form von Heuchelei, und nie hungert die Seele so nach Aufschwung wie mitten im Gram um einen unwiederbringlichen Verlust. Ich sehe Ihnen an, daß Sie mich verstehen."

„Ich bewundere Ihren Mut, Fürstin. Das ist es eben, was mich überrascht hat."

„Mut ist das letzte. Das letzte vor dem Ende, Maria Jakowlewna.

Und wir sind ja am Ende. Aber wollen Sie nicht meine Fragen beantworten? Können Sie es? Sie lächeln; dieses Lächeln läßt mich hoffen."

Maria, die verschränkten Hände im Schoß, beugte sich vor. „Sie haben erwähnt, daß Sie sich an Alexander von Krüdener gut erinnerten," sagte sie. „Die Zeit, von der Sie sprachen, liegt ja ziemlich lang zurück. Was für einen Eindruck haben Sie von ihm behalten? Ich meine in tieferm Sinn, nicht gesellschaftlich."

Die Fürstin überlegte. „Es ist schwer," gestand sie zögernd, „ich weiß zu viel von ihm. Wir Angehörige der obersten Schicht wissen zu viel voneinander, um das reine Bild einer Persönlichkeit bewahren zu können. Er kam mir sehr geschlossen vor. Unbeugsam, unbiegsam. Er ist Balte, nicht wahr? Alle Balten sind starr. Er hatte vollendete Formen, jene Tadellosigkeit bis ins Mark, die wie Wohlgeruch wirkt. Viele junge Mädchen waren damals verliebt in ihn, aber auf neutral Gestimmte wirkte er ein wenig erkältend, wie jemand, der lange einsam gewesen ist, äußerlich oder innerlich, und über die Wege zu den Menschen nicht mehr orientiert ist. Stimmt das?"

Maria nickte. „Es stimmt wie eine Silhouette an der Wand. Es stimmt und ist doch nichts. Unbeugsam, unbiegsam; darin liegt etwas vom Wesen. Er hat mich gebogen; nicht gebeugt: gebogen. Ich hätte brechen können, dann war ich eben nicht die, die er brauchte. Ich kam aus einer Welt ohne feste Umrisse; man gehörte nicht zum Adel, man gehörte nicht zum Bürgertum, man hing gesetzlos dazwischen. Ich war in Deutschland geboren, aber in Österreich erzogen; die eigentümliche staatliche und soziale Luft dort bedingt ein gewisses Schwanken von selbst. Ich forderte durch mein Tun und Lassen zum Widerspruch heraus; ich war immer anders als andere, immer auf dem Kriegsfuß mit allen. Um mich zu finden oder etwas außer mir, das ich packen konnte, ging ich auf allen Seiten in die Irre, schlug allem Herkommen ins Gesicht, wurde ganz wild, ganz entfesselt, überwarf mich mit meiner Familie und den meisten Freunden, war von Freiheitsideen besessen und in Gefahr, mich in Schwarmgeisterei und Libertinage zu verlieren. Da traf ich Alexander. Es war der kritische Moment. Ich war häßlich verstrickt mit meinen neunzehn Jahren, das Sinnliche ist ja immer der Anzeiger vom Grad der Zerfallenheit; entfesselt und verstrickt, wie sonderbar, daß man es in einem sein kann. Aber es war ja die Zeit, wo man alles halb war, mit keiner Sache Aug in Aug stand, und beharrte man auf einem Weg, so war man fast verfemt. Wir sprachen uns nie, Alexander und ich. Er war mit einer offiziellen Mission beauftragt und erschien bisweilen, sehr unterschieden von Männern, die ich kannte, in der Gesellschaft. Daß ich

seine Aufmerksamkeit erregte, daß er mich beobachtete, spürte ich natürlich; war ich auch meines Magnetismus sicher, der seine war noch stärker und hatte doch nicht die Kraft, mich gleich aus meinen Ketten zu reißen. Der Entschluß, mich in sein Leben hinüberzunehmen, traf ihn selber wie ein Blitz. Ich werde mich hüten, Sie mit den Einzelheiten einer Liebesgeschichte zu langweilen; wichtig ist nur, daß wir uns heirateten, und daß jeder von uns beiden wußte, sein ganzes Schicksal kam dabei in Frage. Was für Monate, Fürstin, was für Jahre! Wir traten uns gegenüber wie zwei Duellanten, wie zwei Ringkämpfer. Er verriet es mir einmal: hätte ihm nicht eine unvergeßbare Erleuchtung den Kern in mir offenbart, er hätte mich am Anfang schon wieder nach Hause geschickt; denn ich war zuchtlos, haltlos, voller falscher Begriffe, voller Vorurteile in bezug auf Liebe und Ehe und Mann und Weib und Gott und Mensch. Du hast das ganze Europa in dir, sagte er immer, und ich verstand lange nicht, was er meinte. Ich leistete Widerstand auch hier, ich setzte ihm das entgegen, was ich meine Persönlichkeit hieß, dieses Treibhauspflänzchen, das er Blatt für Blatt und Faser für Faser zerrupfte, daß nichts mehr davon übrig blieb als Beschämung und Trotz, immer noch Trotz. Und er suchte den Kern; unermüdlich, unablässig, Tag und Nacht, mit einer leidenschaftlichen Geduld, mit einem tiefen Wissen. Er grub mich aus mir heraus; er riß mich auseinander, um mich neu zu machen. Es tat weh; ich versichere Ihnen, Fürstin, es gab Tage, Wochen, wo ich zwischen Liebe und Haß erstickt und zertreten niederbrach. Und er, hinter mir her wie mit einer Geisterpeitsche: du mußt durch, mußt es durchleiden und wenn's dich verbrennt; besser, wir gehn ehrlich mit- und aneinander zugrunde als ein Sterben an dreißig Jahren Mißverständnis und heimlichen Wunden. Und endlich wuchs ich ihm zu, aus meinen Trümmern; endlich fand er mich, gewann er mich. Es war um die Zeit, wo ich zum erstenmal schwanger war, nach fünf Jahren; daß auch er nicht unverwandelt blieb, ist selbstverständlich; hätte ich ihm nichts zu geben vermocht, so hätte ich ihm ja nichts sein können, und kluge Verträge gehören zum Sieg. Doch war ich sein Geschöpf und fühlte mich so. Er zog sich damals vom öffentlichen Leben zurück, wir gingen auf das Gut und begannen zu arbeiten. Jedes Ziel war gemeinsam. In Meinungen und Handlungen trafen wir uns immer an demselben Endpunkt. Wir lasen die gleichen Bücher, dachten die gleichen Gedanken, fällten die gleichen Urteile. Er verzieh sich keine Nachlässigkeit, seine Strenge gegen sich hatte etwas Mönchisches. Unmöglich ihn um eines Vorteils willen zu bewegen, das kleinste Recht auf seine Seite zu bringen, wenn es auf der andern war; eher hätte man Granit schmelzen können. Was er für seine Pflicht, für seine Lebensaufgabe hielt, war nichts Be-

grenztes, sondern ein ununterbrochen anschwellender Strom, und seine Hingabe war die äußerste, er verlangte von sich das Äußerste und verlangte es von mir. Ich habe von Natur aus einen Hang zur Trägheit und Beschaulichkeit; den trieb er mir gründlich aus; manchmal weinte ich vor Zorn und Mitleid mit mir selbst, wenn er mir zuviel zumutete; aber es war dann doch das Richtige, und hatte ich mich bezwungen, so konnte er durch ein gütiges Wort allen Groll vergessen machen. Nur nicht sich verwöhnen, nur nicht sich verzärteln, nur nicht Gefühle hinverschwenden, wo man sich entscheiden muß, sagte er; und so verhielt er sich gegen die Welt, gegen seine Kinder, gegen die Untergebenen. Er entkräftete jeden Einwand durch Beispiel. In ihm lebte eine große Idee seines Volkes, eine große Idee von Herrschaft, die durch Dienst entsteht, durch Gehorsam und Ehrung des Brauches. Für ihn war der Zar eine göttliche Person wie für den einfachsten Bauern. Dieses Rußland, dieses russische Volk war ihm der heilige Nährboden der Menschheit, der Schoß der Zukunft, die Vorratskammer der Welt. Ich spreche von ihm, ich spreche von mir. Es gab da kein Anderssein mehr. Er und ich, wir verschmolzen gemeinsam in dieses Mystische, von dem Kraft ausging. Wir haben es gelebt. Ich wußte, wenn er eine Handvoll Ackererde aufhob, daß er damit das Ganze wog und prüfte, sein Land, mit dem Himmel darüber und den Menschen darauf. Ich wußte, wenn er unter seine Bauern trat, um Recht zu sprechen, daß er es im Gefühl der höchsten Verantwortung tat, als meißle er den Spruch in die Ewigkeit. Riefen sie ihn zu Hilfe, so kam er, ob es sich auch ums Geringste handelte; Schlittenfahrten durch die brennendkalte Winternacht waren nichts Seltenes. Sie durften ihn fordern. Dabei war er der Herr; er verstand es, Herr zu sein. Ich war die Herrin; er machte mich zur Herrin. Ich begriff es nach und nach. Herrin und Mutter, das galt ihm fast eins, Mutter von vielen, und so sagen sie auch Mütterchen zur Herrin. Das ist schön und schreibt einem den Weg vor. Wenn Sie das bedenken, Fürstin, erscheint Ihnen da nicht alles ganz einfach?"

„Ich verstehe, ich verstehe," murmelte die Fürstin; „einfach, ja. Das Wunderbare ist schließlich immer einfach. Ich verstehe die Entwicklung, verstehe Ihr Herz, aber, après tout, sind Sie denn nicht vollkommen enttäuscht? War es denn nicht vergeblich, jetzt, wo es so steht? wo wir ohne den Herrn sind, schauerlich verlassen?"

„Ich bin nicht enttäuscht," antwortete Maria; „der Weg geht weiter. Ich bin auch nicht ohne den Herrn, welche Bedeutung immer Sie dem Wort geben."

Die Fürstin fragte: „Seit wann ist Ihr Gatte von Ihnen fort?"

„Ziemlich genau ein Jahr. Zu Weihnachten hatte ich den letzten Brief."

„Und wie ertragen Sie seine Abwesenheit? Es ist ja ein beklommener Zustand, in jedem Fall, nun erst in einem solchen Verhältnis."

„Es gehört zum Wege," sagte Maria. „Ich weiß, daß er mit und im Raum ist, kommt es da auf die Ferne an? Schließ ich die Augen nur eine kurze Zeit, so seh ich ihn, hör ich ihn, muß lächeln über gewisse Eigenheiten beim Sprechen, die ich an ihm kenne, frage ihn, antworte ihm, berate mich mit ihm, und so ist es sicher auch bei ihm."

Die Fürstin entgegnete: „Sie haben Phantasie, Maria Jakowlewna. Ich will Ihr Gefühl nicht verkleinern; alles, was Sie sagen, flößt mir Hochachtung ein und bestätigt meine Ahnung von Ihnen. Sie sind so klar wie das Wasser; Sie sind ohne Heimlichkeiten. Wie beruhigend, mit Ihnen zu plaudern, ja bloß dazusitzen und Sie anzuschauen. Aber sagen Sie mir eines. Ich glaube an Ihre Zuversicht; ich glaube daran, daß sie Ihnen die Sehnsucht, die Ungeduld, die Bangigkeit um das Schicksal eines so geliebten Menschen überwinden hilft; aber fühlen Sie sich nicht auch befreit? Erwidern Sie noch nichts, einen Augenblick noch; es ist so heikel; die Worte sind schwer zu finden; ich möchte nicht in den Verdacht kommen, daß ich Sie antasten, Verschwiegenes hervorzerren will –"

„Sie können alles sagen, ich werde es bestimmt nicht mißverstehen," warf Maria freundlich ein.

Die Fürstin fuhr fort: „In Ihnen ist viel Leidenschaft. Sie sind sicher die leidenschaftlichste Frau, der ich begegnet bin. Dabei aber auch die unnahbarste. Ich meine das in einem gewissen Sinn. Wie kann man dazu gelangen, allen Vorrat von Leidenschaft in ein Gefäß zu schließen und sich den Schritt ins Unbekannte für immer zu verbieten? Wie erreicht man diese Unerschütterlichkeit? Frauen sind entsetzlich preisgegebene Wesen. Man gibt sich entweder hin oder man hält sich zurück; im einen wie im andern Fall strauchelt man und wird um seinen Traum betrogen. Und da ist nun eine, die sich ein so festes Haus gezimmert hat, daß der Teufel keinen Platz darin findet. Man rüttelt an Tür und Mauern, um die Stelle zu entdecken, wo es brüchig ist. Weil man doch selber in einer Ruine wohnt und der Neid einen quält. Sagen Sie mir also: war es nicht ein unerträglicher Despotismus? Zuweilen nur, zuweilen –? Sind Sie nicht jetzt in ihrem verborgensten Innern irgendwie erlöst oder bloß erleichtert? Ist nicht eine Last von Ihnen genommen, trotz aller Liebe? War Ihnen denn nicht die freie Wahl geraubt durch alle die Jahre, und haben Sie nicht heute die Empfindung, das Leben steht möglicherweise mit einem kostbaren Geschenk an der Pforte und Sie dürfen es ohne große Skrupel nehmen? Oder auch mit Skrupeln, nur nehmen, das Geschenk nehmen. Ich meine: ist Ihr Gemüt und Geist

so bis zum Rand ausgefüllt von diesem einen Menschen und seinem Wollen und Ihrer Existenz an seiner Seite, daß es darüber hinaus keine Regung mehr für Sie gibt, keine Verlockung, keine Versuchung? Sie sind ja Weib durch und durch; an Ihnen blüht und leuchtet ja alles. Wär ich ein Mann, was würde ich nicht aufs Spiel setzen, um Sie zu gewinnen. Sie erröten; wie schön, wie rührend! Wie ein junges Mädchen. Aber antworten Sie, antworten Sie mir."

Maria spürte leisen Schrecken. Fast mechanisch erwiderte sie: „Vier Kinder, Fürstin. Neben all dem, wie nannten Sie es? dem Unerschütterlichen, vier Kinder. Haben Sie meine Kinder gesehen?"

Die Fürstin schwieg. Sie hatte beide nackten Arme, die dem schwarzen Kleid weiß entflossen, auf den Tisch gelegt und Maria, zu spät beschämt von ihrer mütterlichen Prahlerei, las auf ihrer verdunkelten Stirn den Gedanken: auch ich war Mutter. Sie stützte den Kopf in die Hand, und nach einer Weile begann sie: „Das war ein egoistisches Wort, Fürstin. Ich bin von einem Glücksgeleise aufs andre ausgewichen. Vielleicht aus Feigheit. Ihre Frage war wie ein plötzliches Feuer. Sie hat mich geblendet. Die Wahrheit? Wüßt ich sie nur. Mich dünkt, sie liegt in der Furcht. Dort, wo der Abgrund ist, liegt die Wahrheit. Die freie Wahl war mir allerdings geraubt, aber ich hatte nicht das kleinste Bedürfnis und den kleinsten Anlaß, noch einmal zu wählen. Meine Wahl war ja unwiderruflich gewesen. Sie sagten, daß der Teufel in meinem Haus keinen Platz hat. Das ist ungeheuer richtig, und nun muß ich sehr kühn sein, sträflich kühn vielleicht: ich habe ja mein göttliches Teil gewählt. Ich leugne nicht, daß Versuchung für mich entstehen kann; wer ist gegen Versuchung gefeit? Das Blut ist eine furchtbare Macht. Aber wenn ich noch einmal wählen müßte, dann müßte ich den ganzen Kreis bis zum andern Pol gegangen sein. Das Göttliche kann man nicht zweimal wählen, und in seiner Nähe herumpfuschen und -experimentieren kann man auch nicht. Dazu hat es zu viel Unerbittlichkeit. Müßte ich noch einmal wählen, dann müßte es geradezu der Teufel sein. In Versuchung führen könnte mich nur der Teufel. Aber so weit kommt es hoffentlich nicht." Sie lachte.

Die Fürstin erhob sich und umarmte sie schweigend. War es, daß sie keine Einwände mehr hatte, oder daß sie sich geschlagen fand, durch die unerwartete Wildheit von Marias Argument, sie ließ sich keine Zweifel anmerken. Ehe sie ging, sagte sie: „Freilich, freilich"; und wieder, bekümmerten Tones: „Freilich. All das Beinahe und Ungefähr, das Geschehenlassen anstatt des Sichentscheidens verwässert unser Schicksal; es macht uns müde vor der Zeit. Wir ziehen immer Resultate, aber am Wichtigsten, am Augenblick, lügen wir uns vorbei." Dann, mit Herzlich-

keit: „Ich möchte Ihr Bild besitzen, Maria Jakowlewna. Schicken Sie mir Ihr Bild so bald wie möglich, es wird mir als Amulett dienen. Wer weiß, ob uns nicht die nächste Stunde voneinander trennt. Hab ich Ihr Bild, so hab ich etwas, das mich schützt."

Maria versprach es.

Den Rest der Nacht verbrachte sie schlaflos. Das Haus, vom Dach bis in den Keller, glich einem Akkumulator, in dem sich Angst aufsammelt. Über die Korridore hasteten Schritte. Maria wußte von Liebesbeziehungen, die sich von Zimmer zu Zimmer spannen und oft nicht länger dauerten als der Rausch der ersten Stunden. Da eilen sie hin und naschen in Verzweiflung Verbotenes, um nicht fühlen zu müssen, dachte Maria, halb geringschätzig, halb mitleidig. Aber auch andere Schritte waren, Botenschritte, Verräterschritte, Spionenschritte, Wächterschritte. Durch die geöffneten Fenster drangen Luftwellen bald kühl, bald warm; gegen Morgen wurde es kalt, und Maria schlief endlich ein und schlief bis Mittag. Das Schreien des kleinen Wanja weckte sie erst. Jewgenia, die Pflegerin, trug ihn auf ihren Armen herein, vorwurfsvoll, die linnenweiß Gekleidete, weil die Herrin sich so lange der Pflicht entzogen hatte. Wanja ließ nicht mit sich spaßen; er krallte die dicken Fäustchen in seiner Mutter Fleisch und schnappte zu wie ein böser kleiner Fisch.

Aus der Umgegend schallte Gewehrfeuer, das bis zum Abend an Heftigkeit zunahm und sich beständig näherte. Jefim Leontowitsch kam mit Zeichen von Bestürzung und bat Maria, daß sie ihm erlaube, die Nacht im Zimmer der Knaben zu verbringen, er habe keine Ruhe sonst. Maria rechnete auf Nachricht von Menasse. Um bereit zu sein, wies sie Litwina und Arina, die beiden jungen Dienerinnen, an, die Koffer zu packen, worüber die Knaben jubelten. Es schien Maria, als habe sie etwas Wichtiges vergessen, das sie sich vorgenommen. Das Grübeln darüber machte sie zerstreut. Sie zog ihr Abendkleid an und ging hinunter. Dann kehrte sie zurück, durchwühlte eine Schachtel nach einer Photographie, schrieb ihren Namen darauf, steckte sie in ein Kuvert und schickte Arina damit zur Fürstin Nelidow. Aber das war nicht das Wichtige, das sie vergessen hatte.

In den Gesellschaftsräumen herrschte das gewöhnliche lärmende Treiben. Alle diese der Heimat und nun auch der Freiheit beraubten Männer und Frauen trugen eine herausfordernde Sorglosigkeit zur Schau. Nur wenige Gesichter zeigten das Bewußtsein der Gefahr. In einer Gruppe wurde lachend erzählt, daß man bereits in den Straßen der Stadt kämpfe, daß in einem der Höfe des Hotels Tote und Verwundete lägen. Sie hatten Blut genug gesehen, waren an das Entsetzen gewöhnt; es handelte sich nur noch um ihren eigenen Untergang, den sie mit frivoler Neugier

fast erwarteten. In einen Wiener Walzer hinein knatterte beizend das Tacktack eines Maschinengewehrs von draußen. Man sah Soldaten an den Fenstern vorbeirennen. Maria fielen finster blickende Gestalten auf, erst drei oder vier, dann fünfzehn oder zwanzig, die sich in der Halle und den Speisesälen herumtrieben. Man gab sich Mühe, nicht auf sie zu achten; man scherzte, schwatzte und tat, als seien sie nicht vorhanden. In abgerissenen oder doch alltäglichen Gewändern stachen sie drohend von der Toilettenpracht, den Fräcken und strahlenden Hemdbrüsten ab; sie stellten sich den Kellnern in den Weg, die mit Sektkübeln liefen, postierten sich unverschämt neben Klubsessel, in denen vornehme Kavaliere ruhten und schlenderten mitten durch Gruppen von Plaudernden durch. Maria dachte: es ist Zeit, daß Menasse sich meldet. Ein gellender Pfiff wurde hörbar, gleich darauf, da die Kapelle im Speisesaal Pause hatte, eine fremdartige Musik aus einem entfernten Raum. Zu Maria trat ein junger Mann, ein Moskauer Schriftsteller, und sagte, im großen Saal finde eine armenische Hochzeit statt, sie möge doch hingehen, es sei äußerst interessant. Er bot ihr seine Begleitung an; Maria war immer fünfzehn Jahre alt, wenn es Neues zu sehen gab, und sie ging sogleich mit. Die Stimmung bei einem Teil der Gesellschaft hatte sich auf einmal verändert. Ein alter Herr redete mit gerungenen Händen auf mehrere Damen ein. Maria vernahm, wie eine flüsterte: „Und mein Schmuck? Meine Perlen?" Der alte Herr sagte: „Es handelt sich ums nackte Leben." Vor dem Billardzimmer standen ein paar junge Mädchen, blaß, verzagt, die Augen aufgerissen. Der Schriftsteller sagte unterdessen zu Maria: „Unbeschreiblich, welchen Prunk die Armenier bei solchen Anlässen zu entfalten wissen, Sie werden sich selbst überzeugen; ganz märchenhaft."

Es hatten sich schon andere Zuschauer eingefunden. Namentlich machte sich Stepan Nelidow bemerkbar, der in unangenehmer Weise, als wäre er in einem Zirkus, seine Begeisterung kundgab. Dort, wo Maria stand, vor der Tür des großen Saals, war die Basis eines zylinderförmigen Schachtes, der bis zum Dach des siebenstöckigen Gebäudes reichte. In jedem Stockwerk trat eine kreisrunde Galerie heraus, die gegen den Schacht hin durch ein geschmiedetes Gitter begrenzt war. In den drei ersten Etagen sah man auch die gerade ansteigende Treppe zur nächsthöheren Etage. Während Maria hinaufblickte, spürte sie, daß sich irgendwo dort oben etwas ereignete, was auch sie anging. Sie hörte, ganz von oben, lautes Reden und dann gelächterähnliche Schreie, dann war es wieder eine Weile still, aber kaum hatte sie ihre Aufmerksamkeit den Armeniern im Saal zugewandt, so begann es von neuem.

Die fremdartige Musik, mehrere Blasinstrumente und zwei dumpfe Trommeln, war aus einem getragenen Tempo in ein munteres über=

gegangen. Ein Jüngling und ein Mädchen traten zum Tanz an; ihre Bewegungen und Drehungen, anfangs gemessen, schäferhaft lieblich, steigerten sich, von der Musik rhythmisch unterstützt, zur Ausgelassenheit, schließlich zur Raserei. Der hohe, weite, lichtgebadete Raum war durchlodert von den intensiven Farben gold- und silbergestickter Gewänder, blau, gelb, grün, rot in stärksten Tönungen; aus heißem Dunst leuchteten unvergleichlich schöne Frauengesichter und solche von bleichen, schwarzbärtigen Männern, die majestätisch saßen und blickten. Nun sah man auch drüben einen zarten Reigen von spitzenbekleideten, ganz jugendlichen Wesen, die sich bogen und dehnten, und als die betäubende Musik aufhörte, stimmten sie einen feierlichen Gesang an. Freudig erregt von den Bildern und Klängen einer abgerückten Welt, stand Maria lächelnd auf der Schwelle, bedrückt nur von dem Gefühl ihrer eigenen Fremdheit und ungewünschten Gegenwart, da vernahm sie abermals die häßlichen Schreie von oben, die sich nun jedoch rasch näherten; sie trat zurück in die Mitte des Schachtes und sah empor. Über die dritte Treppe lief mit erschreckender Geschwindigkeit, so daß es aussah, als müsse sie jede Sekunde in die Tiefe stürzen, ein Frauenzimmer herab. Die Haare flatterten aufgelöst um den Kopf, das Gesicht zeigte trotz der Entfernung ein verzerrtes Entsetzen. Sie kam zur Galerie, hielt sich einen Moment lang am Geländer fest und rannte weiter zur zweiten Stiege. Maria wußte sofort, daß dies Lisaweta Petrowna war, zu der sie hatte gehen gewollt, und nun wußte sie auch, was für ein Vergessen sie gepeinigt hatte. Rasch entschlossen ging sie zur Treppe; die mit wilden Seufzern Herabeilende war nun auf der ersten Galerie und hielt sich wiederum kurze Zeit fest. Sie schaute sich um, stürmisch atmend; hinter ihr kam ein junges Mädchen herab, in dem Maria die Fürstin Jelena erkannte. Aber deren Gangart und Aussehen rechtfertigte keineswegs die wahnwitzige Hast und Furcht der andern; sie ging eher bedächtig, Stufe um Stufe, und ihre Züge, obwohl verfinstert und anscheinend zu einem bestimmten Vorhaben gesammelt, hatten zugleich einen Ausdruck von Widerwillen und Mattigkeit. Maria war ein paar Stufen hinaufgeschritten, die Flüchtende flog ihr entgegen, hielt inne, glaubte sich vor einer neuen Feindin, stieß einen der Schreie aus, die so gelächterähnlich geklungen hatten, taumelte und wäre gefallen, wenn Maria nicht auf sie zugesprungen und sie aufgefangen hätte. Das Mädchen griff nach ihr, umklammerte sie, glitt mit den Armen herab, kniete vor ihr. Mittlerweile hatte auch die Fürstin Jelena die Stelle erreicht, wo dies vor sich ging. Sie blieb einige Stufen oberhalb stehen, der Ausdruck von Widerwillen verstärkte sich in ihrem wunderbar feinen und klaren Gesicht, und sie stieß hervor: „Anrühren solchen Unflat? Anrühren?" Ein Schauder überrann ihre Glieder.

Das Mädchen drückte das Gesicht wimmernd in Marias Kleid. „Sie will mich umbringen," heulte sie dumpf in den Stoff, in Marias Körper. Die Zuschauer vor der Türe hatten sich verwundert zur Treppe gedrängt. Stepan Nelidow stand mit verschränkten Armen und spöttischem Lächeln an die Mauer gelehnt.

„Wozu, Jelena Nikolajewna," sagte Maria, zur jungen Fürstin emporgewandt, „wozu dies?" Der einfache gütige Ton brachte eine sichtliche Wirkung auf die Fürstin hervor. Sie senkte den Kopf, ihre kurzen, gelockten Haare fielen weich über die Wangen, und so verharrte sie regungslos.

„Kommen Sie mit mir, Lisaweta," redete Maria der noch immer Knieenden zu; „niemand wird Ihnen etwas zuleide tun." Sie richtete die Willenlose auf, lieh ihr den Arm zur Stütze und führte sie durch ein Spalier von Gaffern in den Korridor und dann weiter zum Lift, in den sie sie sanft hineinschob. Oben angelangt, mußte sie die verfallen vor sich hin Brütende mit Gewalt von ihrem Sitz ziehen. Mitja und Aljoscha flogen ihr jauchzend mit der Kunde entgegen, die Koffer seien geholt worden. Jefim sagte, es seien drei Männer gekommen und hätten ohne ein Wort zu äußern, die zwei großen und fünf kleineren Gepäckstücke nach und nach fortgetragen. Die Dienerinnen hatten nicht gewagt, sie daran zu hindern oder sie auszuforschen, wer sie geschickt habe. Handtaschen, Necessaires, Körbe lagen noch in den Zimmern herum. Indes Maria mit Jewgenia beriet, erschien ein Bursche mit einem Zettel und verschwand wieder. Auf dem Zettel stand: „Unverzüglich zu befolgen: verlassen Sie nach Empfang dieses mit ihren Leuten das Haus durch die Tür neben den Küchenlokalitäten. Dort wird jemand stehen und Sie an einen bestimmten Ort führen, wo Sie eine, möglicherweise zwei Nächte zuzubringen haben werden. Der Betreffende ist zuverlässig. Säumen Sie nicht länger als eine halbe Stunde, sonst stehe ich für nichts. Die Koffer sind untergebracht, Ihre Rechnung ist bezahlt. Menasse".

Trotz der kritischen Situation war Maria still amüsiert. Mein General ist streng, dachte sie und half die Knaben fertig ankleiden. Eine Menge Gegenstände waren einzupacken. Arina und Litwina rannten durch die Zimmer. Wanja schrie; Jewgenia wiegte ihn auf den Armen. Maria hätte sich gerne noch von der Fürstin Nelidow verabschiedet; es war keine Zeit mehr. Lisaweta Petrowna hatte sich in die Sofaecke gekauert und beobachtete mit den Augen eines scheuen Tiers, was um sie vorging. Plötzlich sprang sie auf und faltete die Hände gegen Maria. „Nehmen Sie mich mit", flehte sie verstört. Maria antwortete: „Wir haben nur noch Minuten vor uns: wie geht das denn, so wie Sie sind?" Sie trug einen Kimono und an den Füßen blauseidene Pantöffelchen. „Um keinen

Preis mehr will ich in mein Zimmer gehn", sagte sie hilflos. Die Knaben, voll Ungeduld, drängten Maria stumm. Arina belud Jefim Leontowitsch mit den Handtaschen. Mitja, der ungeachtet seiner Haltung eines jungen Prinzen immer viel Gefühl für fremde Leiden bezeigte, sagte zu seiner Mutter: „Die Frau kann ja einen von deinen Mänteln anziehen; wir haben ja hundert Mäntel." Auf einen Wink Marias brachte Litwina einen Mantel; und Lisaweta hüllte sich darein. „Wollen Sie denn Ihre Habe im Stich lassen?" fragte Maria, und jene erwiderte: „Nur fort, nur fort."

Jefim, die Knaben, Jewgenia mit dem entschlummerten Wanja, Arina, Litwina und Lisaweta traten auf den Korridor. Maria folgte als letzte. Auf einmal stand Jelena Nelidow vor ihr. „Sie gehen?" murmelte sie finster verwundert, „gehen? Und diese dort, diesen Abschaum machen Sie zu Ihrer Schutzbefohlenen? Ihr gewähren Sie Freundschaft, der Schamlosen?"

„Ich sehe nur eine Unglückliche, Jelena Nikolajewna", sagte Maria. „Ich weiß nichts von ihr als das. Kann ich eine Unglückliche, die zu mir flieht, wegstoßen, ich, die selber flieht?"

Wieder wirkten Marias Wort und Stimme unmittelbar beschwichtigend auf die junge Fürstin. Ihr Gesicht zog sich zusammen wie im Krampf. Plötzlich riß sie mit zitternden Fingern eine Diamantagraffe von ihrem Kleid und drückte sie in Marias Hand. „Ich will nicht schuldiger werden als ich schon bin", sprach sie wie geblendet, wie gegen eine Wand; „geben Sie ihr das; machen Sie es zu Geld für sie, sie ist arm, ich habe keins, aber verraten Sie mich nicht."

Maria konnte nur in einen Blick legen, was hier zum Dank zwang. Der Boden brannte. Fedja war umgekehrt, um zu spähen, wo sie blieb. Jelena ging ein paar Schritte an ihrer Seite; nahe der Treppe packte sie Marias Arm und hauchte mit wehem Kinderlaut: „Ich habe Angst; ich habe solche Angst"; ihre seltsam gelben Augen öffneten sich überweit; „ich habe grenzenlose Angst"; wiederholte sie, „und vielleicht aus Angst bin ich schlecht."

„Liebe, Sie Liebe", sagte Maria leise und zärtlich. Die junge Fürstin bedeckte das Gesicht mit den Händen und ging langsam zurück, während Maria schweren Herzens die Treppe hinunterstieg.

An der von Menasse bezeichneten Tür stand ein Soldat mit Sturmhaube und aufgepflanztem Bajonett. Er begab sich schweigend an die Spitze der Karawane. Es ging durch einen schmalen Hof, dann die Straße entlang, über die ein Feuerschein bebte. Zur Linken, in der Höhe des Tals, brannten Häuser; die Funken, so fern, daß sie goldener Stickerei glichen, stoben gegen den Mond. Gestreckten Galopps jagten Reiter vor-

bei; Fedja und Aljoscha blieben bewundernd stehen, Mitja trieb sie weiter wie ein sorglicher Hirt. Jefim keuchte unter seiner Last, und Maria nahm ihm trotz seines Sträubens eine der Ledertaschen ab. Der Soldat bog in eine Seitengasse bergan. Die Häuser wurden armseliger. Er zögerte, sah sich um, schien sich orientieren zu wollen. Die Gassen waren unbeleuchtet. Ein andrer Soldat trat aus einem Torweg auf ihn zu, und sie sprachen leise miteinander. Das Krachen eines großen Geschützes erschütterte die Nacht. Aljoscha begann plötzlich zu weinen. Maria ergriff ihn bei der Hand. Sie gelangten zu den letzten Häusern der Stadt, in die Nähe des Bahnhofs. Der Soldat kehrte wieder um und ging ein Stück zurück. Lisaweta, die in ihren Pantöffelchen Mühe zu gehen hatte, lehnte sich an eine Hausmauer. Vom untern Ende der Gasse her schallte der Schritt einer Patrouille. Der Soldat pfiff; Jefim eilte hin und rief Maria und die übrigen. Sie traten in ein baufälliges Haus, das nur aus einem Erdgeschoß bestand und völlig unbewohnt schien. Mit dem Gewehrkolben stieß der Soldat eine Türe auf, dann setzte er ein Streichholz in Brand. Man sah eine Kammer, etwa vier Meter im Geviert, so niedrig, daß man mit den Köpfen an die Decke streifte, mit feuchten, verschimmelten, grünlichen Wänden und ohne alles Mobiliar. Das Streichholz verlosch wieder. Hier müßten sie bleiben, sagte der Soldat, dürften sich nicht rühren, die geschlossenen Fensterläden nicht öffnen, wenn ihnen das Leben lieb sei. Maria fragte, im Finstern, ob er wisse, wo Herr Menasse sei. Nein, er wisse es nicht, er kenne nicht einmal den Namen; er wisse bloß, daß eine Anzahl Menschen heute nacht in Häusern rings um den Bahnhof versteckt worden seien, damit sie fortgeschafft werden könnten, wenn sich die Gelegenheit bot. Das sei alles, was er wisse. Ob man eine Kerze anzünden dürfe, wenigstens so lange, bis die Kinder gebettet seien? fragte Maria. Er widerrate es. Wie lang man hier werde bleiben müssen, zehn Personen in einem so dumpfen Loch? Das könne er nicht sagen. Noch einmal empfahl er, daß sie durch kein Zeichen ihre Anwesenheit verraten sollten, dann entfernte er sich.

Eine Weile waren alle still und verfielen in trübe Betrachtungen. Aljoscha hatte nach der Hand seiner Mutter getastet und schmiegte sein Gesicht hinein. Sie spürte, daß es vor Beängstigung zuckte. „Wir müssen Licht haben", sagte Maria. Jefim Leontowitsch erbot sich, hinauszuschleichen und den Aufpasser zu machen. Bei verdächtiger Wahrnehmung wollte er dreimal an den Holzladen pochen, dann mußte das Licht ausgeblasen werden. Es dauerte einige Zeit bis Arina eine Kerze gefunden hatte. Als sie brannte, wurden rasch Decken und Mäntel auf den von Schmutz starrenden Bretterboden gebreitet; in stummer Hast richtete jeder eine Ruhestatt für sich; die Knaben, kaum hingelegt, in ihren Kleidern, schliefen schon.

Lisaweta lag neben Maria an der Mauer. Von ihrem zwischen die Arme gewühlten Kopf sah man nur die in Eile aufgesteckten wirren braunen Haare. Über ihre starken Hüften lief bisweilen ein Beben. Während sie Wanja stillte, ließ Maria den Blick sinnend auf ihr ruhen. Dann, als Jewgenia ihr den satten Wanja abgenommen und die Kerze verlöscht hatte, bat sie Litwina, daß sie Jefim Leontowitsch hereinhole, damit auch er ruhen könne. Aber Jefim ließ sagen, er finde es notwendig, daß einer Wache halte, er werde sich vor der Tür auf seinen Mantel legen.

In Marias Augen kam kein Schlaf. Sie hörte die kräftigen Atemzüge der drei Knaben; jeden erkannte sie an Laut und Tempo des Atmens; sogar das dünne, sprudelnde Atmen Wanjas war deutlich vernehmbar. Auch die Dienerinnen schliefen. Sie wachte, sann, lauschte. Zu ihrer Rechten ertönte ein schwerer Seufzer. „Können Sie nicht schlafen, Lisaweta Petrowna?" fragte sie flüsternd.

Die Angeredete bewegte sich und rückte näher. „Wer sind Sie eigentlich?" fragte sie ebenfalls flüsternd. „Sie haben mich aufgelesen, mitgenommen . . . aus welchem Grund? Wer sind Sie?"

„Bedeutet Ihnen der Name etwas, so mögen Sie ihn wissen", antwortete Maria und sagte, wie sie hieß. Dann war wieder eine Weile Schweigen, dann wieder ein Seufzer wie unter drückender Bürde.

„Was ist Ihnen?" flüsterte Maria; „erleichtern Sie Ihr Herz, sprechen Sie."

„O großer Gott!" murmelte die andere.

„Wir sind in der Finsternis und können einander nicht sehen," fuhr Maria zu flüstern fort; „alle schlafen, wir sind so gut wie allein. Sprechen Sie."

„Jelena Nikolajewna möchte mich am liebsten mit dem Stiefelabsatz zertreten," sagte die Stimme bitter; „dabei weiß sie alles. Niemand außer ihr weiß es. Grigorji hat sich ihr anvertraut. Kalten Bluts könnte sie mich morden und weiß doch alles. O mein Gott!"

„Ist es denn wahr, daß Fürst Grigorji die Ehe mit Ihnen geschlossen hat?" fragte Maria.

„Fragen Sie doch nicht," kam es gequält zurück. „Ja, ja, der Pope hat uns zusammengetan, damals in Sebastopol, als ich das Schiff verließ. Als schon alles zu Ende war, hat uns der Pope getraut. Ich weiß nicht, ob es anfechtbar ist, geschehen ist es jedenfalls, obschon die Umstände schrecklich waren. Keine menschliche Phantasie kann sich nur annähernd etwas Ähnliches ausdenken. Ja, als ich das Schiff verließ, wurden wir getraut."

„Welches Schiff, Lisaweta Petrowna?"

Lisaweta antwortete nicht. „Ich kann hier nicht bleiben," sagte sie

nach einer Weile klagend; „ich muß wieder fort. Ich will zurück und meine Sachen holen. Was soll ich denn tun ohne Kleider und Schuhe? Freilich, wo soll ich dann hingehn? Zu wem denn?"

„Daß ich nicht vergesse, man hat mir ein Schmuckstück aus Diamanten für Sie gegeben," sagte Maria, und indem sie es sagte, bereute sie es, als füge sie der unsichtbaren Andern eine Beleidigung zu; „vielleicht wünschte man, daß Sie es als Andenken behalten. Vielleicht wollte man dadurch etwas Begangenes gut machen."

Lisaweta verstand. „Vor die Füße werf ich ihr's," brach sie aus, ohne die Stimme merklich zu erheben; „und das ist noch Ehre zuviel. Will sie mich durch ein Almosen dafür entschädigen, daß sie mir glühende Nadeln ins Fleisch gebohrt hat wie ein Folterknecht? Jammer und Schande. Wenn Sie keine Gelegenheit mehr haben, es ihr zurückzugeben, so schenken Sie es einem Bettelweib. An Demütigungen ists jetzt genug."

Mehr als eine halbe Stunde verging in Schweigen. Die Atemzüge der Schläfer wurden tiefer. Plötzlich flüsterte Lisaweta: „Hören Sie? Können Sie mich hören?"

„Ich höre Sie gut," erwiderte Maria.

„Ich will Ihnen vom Schiff erzählen. Rücken Sie näher, damit uns niemand belauscht."

Maria rückte näher.

„Als ich Grigorji kennen lernte, war ich in einem Petersburger Vorstadtkabarett. Es war die niedrigste Klasse von Lokal, ich verdiente auch nur gerade soviel, um nicht zu verhungern. Die Sache war nämlich die, daß ich ein anständiges Mädchen war. Es ist möglich, daß Sie jetzt skeptisch lächeln, aber trotz meiner fünfundzwanzig Jahre hatte ich noch keinen Liebhaber gehabt. Abends auf dem Podium sang ich halbnackt dumme und lüsterne Couplets, verstand sie nicht einmal ganz, und tagsüber hauste ich in einer Dachkammer und hatte oft kein Mittagessen. Grigorji war auf Urlaub; in Gesellschaft von Kameraden kam er hin; wir sahen uns und liebten uns. Wir liebten uns so, — wie soll ich es nur beschreiben? Es war ein unaufhörliches Gewitter im Blut. Den Tag, wo der Urlaub zu Ende war, erwarteten wir wie ein Hinrichtungsurteil. Worte wurden nicht gewechselt; wir empfanden wie ein einziger Leib. Er hing einem Plan nach, den ihm die Verzweiflung eingegeben hatte, und eines Abends teilte er ihn mir mit. Ich glaubte erst, er rede irr. Es war so furchtbar, daß meine Zunge wie gelähmt war. Aber sein Wille mußte auch meiner werden. Trennung war das Ärgste. Auf die Rückkehr warten und sich das Herz absorgen, ob er noch lebte oder nicht, ärger war auch das nicht, was er tun wollte. Wenigstens schien es mir so, und ich sagte ja. Hören Sie mich?"

„Ich höre Sie gut," flüsterte Maria.

„Er wollte mich heimlich an Bord des Kriegsschiffs schmuggeln. Mich in seiner Kabine verbergen, den Dienst verrichten wie alle andern und die übrige Zeit bei mir sein. Was das hieß, wußte ich ungefähr. Daß auf die Entdeckung der sofortige Tod stand, für ihn und für mich, wußte ich. Eine Frau darf ja ein Kriegsschiff nicht einmal betreten. Wozu so viele Worte, ich war bereit, trotz allem. Die Hauptschwierigkeit war, daß der Bursche ins Geheimnis gezogen werden mußte. Ohne einen dritten, der Vorschub und Hilfe leistete, ging es nicht. Grigorji dachte, er könne es mit Pjotr riskieren. Er bestach ihn mit Geld, mit vielem Geld, und immer von neuem, und doch mußte man immerfort zittern, daß er sich nicht verschnappte oder bösartig wurde. Auf solchen Schiffen werden ja die Leute alle bösartig. Es geschah, wie wir es ausgedacht hatten. In Grigorjis Reisesack, mit Wäsche und Kleidern zum Ersticken umhüllt, trug mich Pjotr vom Bot in die Kabine. In dieser Kabine, in der nicht soviel Raum war, daß ich dreimal ausschreiten konnte, blieb ich vierzehn Monate."

Maria schlug unwillkürlich die Hände zusammen, Lisaweta Petrowna aber fuhr fort: „Vierzehn Monate eingesperrt, entweder angstvoll allein oder Leib an Leib auf einem engen Lager mit Grigorji. Vierzehn Monate in Todesgefahr und Todesangst auf dem Meer, in einer winzigen dumpfen Zelle. Vierzehn Monate fast zur Lautlosigkeit und Bewegungslosigkeit verurteilt, zur ununterbrochenen, fürchterlichen Angst, er und ich."

Maria lauschte mit weiten Augen stumm.

„Es durfte nicht auffallen, daß die Kabine stets abgesperrt war; schon dafür zu sorgen, war nervenzerrüttend. Die vielen Schritte, Schritte der Wachen, Offiziere; die Alarmpfeifen; das Sausen der Maschinen im Ohr, das eiserne Klirren beständig in dem schwimmenden Ungetüm, das Gerassel oben, das Anschlagen des Wassers draußen; die Nächte, o die Nächte voller Angst! Küsse und Umarmungen und Angst! Lust und zärtliche Worte und Angst! Hinaufgehoben und schwindelnd hinuntergeschleudert immer wieder. Einmal bei einer Inspektion mußte ich in den Wandschrank schlüpfen, der so schmal war, daß ich wochenlang nachher an Bruststechen litt. Am Osterfeiertag erkrankte Grigorji. Da waren wir nahe am Wahnsinn. Er mußte auf Deck; er mußte Dienst tun, was sonst? Er mußte sich schleppen, das Fieber aus sich herauspressen mit Gewalt, oder wir hatten keine Wahl als uns miteinander in die See zu stürzen. In den dienstfreien Stunden tags oder nachts lag er dann in meinen Armen und horchte und horchte, auch ich horchte und horchte; wir mußten einander umarmen, sonst hatten wir kaum Platz, und oft, wenn er müde war, trat er mir ein Kissen und eine Decke ab,

und ich richtete mir das Lager auf dem Boden oder ich saß an der Lucke und starrte aufs finstre Meer. Ihn quälte der Gedanke, was geschehen sollte, wenn das Schiff ins Feuer kam und er verwundet wurde oder fiel. Ich beruhigte ihn nach Kräften, aber in einem so verdunkelten Gemüt ist keine große Kraft. Er klagte mich an, daß ich ihn nicht mehr liebte. Was fruchtete anders dagegen als verzweifelte Küsse? Wir verfluchten die Sekunde, die uns das Bewußtsein wiedergab. Kalter Schweiß bedeckte manchmal seine Stirn, wenn er sich zu mir legte. Ob wir sprachen, ob wir schwiegen, es schauderte uns täglich mehr. Er gestand mir, daß er alles rot sähe, auf Deck und im Raum. Er glaubte, bei seinen Vorgesetzten Argwohn zu spüren. Von seiner früheren Heiterkeit war nichts mehr übrig. Ich fragte ihn, ob er bereue, was er getan? Er klammerte sich an mich wie ein Kind, das man schlägt, aber deutlich erkannte ich, daß in seinen Augen neben der Liebe auch Haß war. Bei jedem Knacken in der Wand erschrak er, jedes ungewohnte Geräusch machte ihn zittern. Einmal fuhr er gräßlich schreiend aus dem Schlaf. Ich umschlang ihn und sagte vor mich hin, es müsse ein Ende werden. Was für ein Ende? fragte er, und in krankhafter Erregung drängte er mich solange, bis ich ihm heilig schwor, nichts ohne sein Wissen zu tun. Du bist mein Weib, sagte er, und ich will dich vor Gott und den Menschen zu meinem Weib machen, auch wenn wir uns dann nicht wiedersehen sollten. Und so kam es, genau so. Ich aber dachte: nur heraus aus dieser Hölle, und wenn ich allein war, lag ich da und biß die Zähne in die Finger. Die Zeit war wie hinweggewischt; ich hörte sie sausen wie ein Rad; manchmal wieder schien sie mir schlaff, widerlich und schlaff wie eine zerrissene schwarze Fahne. Das Ärgste war, daß Pjotr frech wurde. Er fühlte sich in der Macht. Es war ein aufreibender Kampf mit dem Menschen. Das Essen, das er jeden Tag heimlich für mich brachte, konnte ich nicht mehr genießen. Er stand dabei und stierte mich an. Er bettelte, schließlich drohte er. Ich glaubte, es Grigorji verschweigen zu müssen, indessen erfuhr ich bald, daß Pjotr auch gegen ihn unverschämt wurde. Eines Abends stürzte Grigorji schreckensbleich zu mir und stammelte, es sei kein Zweifel, daß alles verraten worden sei, der und der habe seinen Gruß nicht erwidert, in der Messe habe man getuschelt, er spüre es, wir seien verloren. Ich bewahrte meine Ruhe und fragte ihn aus und überzeugte mich, daß es Wahnvorstellungen waren; aber die hafteten nun in seinem Geist, und er war von da ab im wilden Fieber. Drei Tage noch, die schrecklichsten, vergingen, da lief das Schiff in den Hafen; was in den letzten Stunden geschah, wie ich wieder an Land kam und aus tiefer Betäubung erwachte, daran hab ich keine Erinnerung. Auch daran eine ferne nur, daß mich Pjotr in eine elende

Herberge schleppte und nicht dorthin, wo ihm Grigorji angegeben hatte, daß er mich führen sollte; und daß er am Abend betrunken in mein Zimmer taumelte und ein wehrloses Opfer zu finden hoffte; und daß ich mich mit aller mir verbliebenen Kraft gegen ihn verteidigte, mit Worten und Gründen erst, mit Bitten und Tränen, mit Hilferufen, das keiner hörte, als sei das Haus ausgestorben, und daß mir dann die Welt schwarz wurde im Ekel vor dem Menschen und in seinem Fuseldunst und seiner Tollwut, und daß dann Grigorji hereinstürzte, der alle Gasthäuser am Hafen nach mir durchsucht hatte, bis er endlich meine Spur fand, und daß er das betrunkene Schwein niederschlug, und daß er vor mir kniete, schluchzend, unaufhaltsam schluchzend, Verzeihung erbettelte, ja, wofür Verzeihung? und daß am andern Morgen der Pope kam, ich habe es ja schon erzählt, und die Nottrauung vornahm, denn ich lag wie ein Brett, steif und still, und daß mir dann Grigorji Lebwohl sagte; alles dies ist mir nicht mehr faßlich und ist ausgeronnen, als hätte es eine andre gelebt. Ich bin ja auch nicht mehr dieselbe geworden wie vorher. Es wundert mich nur, daß ichs berichten kann; Sie saugen die Dinge förmlich aus einem heraus, wie geht das denn zu? Nun muß ich aber fort, es ist Zeit."

Auffallend war es Maria, daß die Erzählung Lisaweta Petrownas immer langsamer geworden war, zuletzt entstand fast nach jedem dritten Wort eine Pause; auch war die Stimme allmählich so leise geworden, daß Maria nur mit Anstrengung verstehen konnte. „Sie wollen fort?" fragte sie, „wohin aber? Sie sagten ja selbst, Sie wüßten nicht wohin."

„Nein, ich weiß nicht wohin; gleichviel, ich muß fort."

„Wie sind Sie denn überhaupt nach Kislawodsk gekommen? Sind Sie mit ihm gekommen, mit Fürst Grigorji?"

„O nein. Es war stillschweigende Verabredung, daß wir uns nicht mehr sehen würden. Hab ich das nicht erzählt? Als er von mir wegging, wußte ich, daß er nicht aufs Schiff zurückkehrte, wußte, daß er in den Kaukasus fuhr. Er seinerseits wußte, daß ich nach Kiew reisen wollte, wo meine Schwester an einen Beamten verheiratet ist. Er ließ mir Geld, aber das hab ich meinem Schwager gegeben. Ich lebte wie taub und blind. Ich wußte, welchen Weg Grigorji ging. Eines Tages erhielt ich ein Telegramm, ich solle sofort kommen. Nicht von ihm, sondern von Jelena Nikolajewna. Möglich, daß sie glaubte, ich könne ihn retten. Wie mußte es um ihn stehen, daß Jelena Nikolajewna mich rief, mich! Es war auch zu spät. Ich hätte ihn gewiß nicht retten können, wir waren viel weiter voneinander geschieden, als wenn wir uns nie gekannt hätten; freilich, daß er so ins Nichts geschwunden war, ohne Gruß und Zeichen, das war hart. Jetzt will ich aber gehen, es ist Zeit."

Das erste Tageslicht drang durch die Ritzen der Fensterläden. Lisaweta erhob sich. Maria sagte, sie möge doch den Mantel behalten, der Morgen sei kalt und vielleicht finde sie im Hotel nicht Einlaß. Doch sie lehnte es stumm ab; plötzlich schien sie von finsterm Trotz erfüllt; ihre Gebärden waren von krankhafter Ungeduld, und als Maria sich gleichfalls erhob, erschüttert und von schwesterlicher Hinneigung durchglüht zu ihr hintrat, um ihr in das dämmernd fahle Gesicht zu schauen, da wandte sie sich hinweg und war aus der Tür, ehe Maria den Arm nach ihr ausstrecken konnte. Sie stand regungslos, kalt und heiß im Innern; ihr war, als sei ein Berg vor ihr in die Erde gesunken und als siede die Luft noch über Schlünden. Sie seufzte, beinahe wie jene geseufzt hatte, bang und gedemütigt, dann fiel ihr Blick auf die schlafenden Kinder, und es überströmte sie ein Gefühl unermeßlichen Reichtums. Jedes war Abbild eines Teuersten, jedes lebendiges, geprägtes Gut; sie seufzte wieder, aber dieser Seufzer hatte andern Klang.

Sie legte sich zum Schlaf hin, kaum hatte sie jedoch die Augen zugemacht, als es heftig an die Tür klopfte und auf der Schwelle Jefim Leontowitsch und der Soldat erschienen. Dieser sagte, alle müßten sogleich zum Bahnhof, der Waggon stehe auf einem Geleise parat. Die Kinder wurden aufgeweckt, rasch waren die Großen und Kleinen marschfertig, zehn Minuten später war man unter Führung des Soldaten auf der menschenleeren Straße. Es ging an der Station vorüber, ziemlich weit hinaus. Die Luft war neblig und kühl. Maria forderte Jefim durch einen Blick auf, neben ihr zu gehen, und sie sagte zu ihm, sie danke ihm für seine selbstlosen Dienste und es tue ihr leid, sich von ihm trennen zu müssen; aber sie hoffe, das Leben werde sie später einmal wieder zusammenbringen, und sie freue sich darauf, ihm dann ihren Dank besser zeigen zu können.

„Warum danken Sie mir, Maria Jakowlewna,“ antwortete er, „und warum wollen Sie, daß ich mich von Ihnen trenne? Alles, was ich brauche, habe ich in dem Bündel da,“ er wies auf einen Linnensack, den er mit dem andern Gepäck trug; „warum sollt ich hier bleiben, da ich doch ebensogut irgendwo sonst sein kann? Sie fliehen von hier, also lassen Sie mich auch fliehen. Belästigt Sie meine Gegenwart, so geh ich Ihnen aus den Augen; im schlimmsten Fall denken Sie sich, ich sei ein Fremder; es werden ja viele Fremde in Ihrer Nähe sein. Darf ich mir auch nicht anmaßen, daß ich ein nennenswerter Schutz für Sie bin, so hätte ich doch keine Rast mehr im Leben, wenn ich Sie unter diesen Umständen verlassen müßte. Dulden Sie mich also und seien Sie versichert, daß ich Ihnen nicht beschwerlich fallen werde.“

Dagegen gab es keinen Widerspruch. „Nicht einmal eine Hand hab

ich frei, um Ihre zu drücken," sagte sie mit ihrem gewinnenden Lachen. „Sie sind wirklich ein seltsamer Mensch, Jefim Leontowitsch; wodurch hab ich so viel Anhänglichkeit verdient? Sie kennen mich ja kaum."

„Ich kenne Sie besser als Sie glauben," entgegnete er und wurde rot. „Ich denke viel über Sie nach."

Ein Herr mit einem Strohhut winkte aufgeregt vom Bahngeleise herüber. „Das ist Menasse," sagte Maria, „schön, daß er da ist."

Das Winken Menasses bedeutete, daß man sich sputen möge. „Guten Morgen, Herr General," begrüßte ihn Maria. Er fragte unwirsch, warum sie so spät käme, alle andern seien schon einwaggoniert, fange man mit Unpünktlichkeit an, so werde man mit Katastrophen enden. Er hüpfte gestikulierend vor dem Trittbrett eines Salonwagens herum, der zwischen die Wagen eines Güterzugs gekoppelt war. Die Fensterscheiben waren dicht verhängt; drinnen war ein Gewimmel von Menschen; jeder war bemüht, sich einen Platz zu erobern. Menasse keifte mit einem alten Herrn, der seine Koffer um sich herumgestellt hatte; blies eine Dame an, die eine Auskunft von ihm begehrte; raste von Abteil zu Abteil und vermehrte die Verwirrung; warf eine Schachtel in den Korridor, riß im Eifer seinen flachen Strohhut vom Kopf und fuchtelte damit durch die Luft; betonte zehnmal in höchster Fistel, daß er unbedingten Gehorsam erwarte, und daß er einfach die Hände in den Schoß lege und alle ihrem Schicksal überlassen werde, wenn man nicht Disziplin halte. „Wer ist der hier?" fuhr er Maria grob an und deutete mit dem Ellbogen auf Jefim Leontowitsch. Maria sagte gelassen und mit einem treuherzigen Ausdruck ihrer kurzsichtigen Augen: „Herr Menasse, ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie nicht so schreien würden. Sie erreichen, bei mir wenigstens, Ihre Absicht viel besser durch Artigkeit. Einigen wir uns auf dieser Grundlage, nicht wahr? Der junge Mann gehört zu meiner Gesellschaft, ich bürge für sein Wohlverhalten und für Ihre Auslagen; im übrigen: seien wir Freunde, Herr Menasse." Sie reichte ihm lächelnd die Hand, in die er, einigermaßen verdutzt, die seine flüchtig legte; dann schoß er davon.

Um fünf Uhr morgens war man eingestiegen, um zehn Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; nach Westen, durch das Gebirge, gegen das Meer. Die Fahrt war nicht schneller als mit einer Kutsche. Das Durcheinander ordnete sich allmählich. Menasse wurde nicht müde, Ruhe zu gebieten. Ein Dorn im Auge waren ihm die auf- und abrennenden Kinder. Wenn der Zug hielt, stürzte er erregt ans Fenster, lugte durch einen Spalt hinaus, alle schwiegen gespannt, dennoch streckte er den Arm steif zurück wie ein Dirigent, der eine Fermate verlangt. Maria kannte nur wenige der Reisegenossen: einen Moskauer Fabrikanten; eine

Gutsbesitzersfamilie aus Tula; einen ungarischen Baron; den Grafen und die Gräfin Duchorski aus Petersburg; einen Bankdirektor aus Kiew; zwei ältere Damen, die im Palasthotel gewohnt hatten. Es wurde heiß. Wenn die Kinder zu essen verlangten, ging es erst an ein langwieriges Suchen unter den Gepäckstücken. Wenn Wanja die Brust bekam, bildeten Litwina und Arina eine Mauer. Um vier Uhr nachmittags hielt der Zug auf offener Strecke. Eine Zeitlang war Stille, dann hörte man Menasses Fistel erbittert. Mitja kam und berichtete: „Es sind Männer draußen, die befehlen, daß alle aussteigen müssen." Die Worte verbreiteten Schrecken. Es verhielt sich so. Der Zug war von einer streifenden Bande, dreißig bis vierzig Leute, zum Stehen gebracht worden. Der Anführer forderte Menasses Papiere. Menasse weigerte sich tollkühn. Drohung mit Gewalt machte ihn nicht gefügiger. Erst als jene Hand an ihn legten, besann er sich. Er hatte sämtliche Pässe bei sich. Indem er dies zugab, fing er an, mit dem Führer zu unterhandeln. Einige Leute waren in den Wagen gestiegen und trieben die Passagiere heraus. Wie sich alsbald zeigte, wollten sie die bequeme Fahrgelegenheit für sich haben. Die Überfallenen fügten sich widerspruchslos; nur einige Frauen jammerten. Die Gräfin Duchorski stand mit einem Gesicht voll eisiger Verachtung mitten in dem Haufen von Gepäck, der den blühenden Wiesenhang bedeckte. Menasse redete leidenschaftlich auf den finster blickenden Anführer der Bande ein. Der Mensch schüttelte zu allem den Kopf. Den Salonwagen dürfe niemand mehr betreten; auch keinen der andern Wagen im Zug. Um Gottes willen, so solle man hier zurückbleiben, im Gebirge, ohne Unterkunft, ohne Weg und Steg? Ja, das solle man; solle froh sein, wenn es damit sein Bewenden habe. Die Summen, die Menasse bot, fanden Unempfindlichkeit. Menasse, in einer Haltung wie Jago gegen Othello, schmeichelte; umsonst; pochte, in einer Haltung wie Marquis Posa gegen Philipp, doch immer krähend, auf menschliche Gefühle. Umsonst. Da trat Maria hinzu. Sie sprach ruhig und mit kunstloser Würde. Ihre Argumente waren um nichts zwingender als diejenigen Menasses, aber schon nach den ersten Worten hörte ihr der Mann, dem Anschein nach ein Bauer, der im Krieg gewesen war, anders zu, obgleich er die Stirn nicht entrunzelte. Da wirkte eine gewisse Freiheit, verbunden mit Kenntnis des Volkscharakters; eine gewisse Pfiffigkeit in den Wendungen, als ob sie sagte: du weißt doch; erinnere dich doch; so und so, es wird doch darüber kein Mißverständnis zwischen uns geben; ganz trocken alles, wie wenn sie über Mais oder Kartoffeln redete, dabei aber Herrin, die gewohnt ist, daß man tut, was sie gebietet. Der Mann hatte Respekt. Sie erlangte, zusammen mit dem Geldangebot Menasses, die Erlaubnis, daß sich die Flüchtlingsgesellschaft in zwei leeren Viehwagen einquartieren

durfte. Menasse sagte: „Sie sind eine tüchtige Frau; à la bonheur, das haben Sie gut gemacht. Immerhin, bei dieser Art von Transport werden wir nichts zu lachen haben." Und er fing bereits wieder an, zu kommandieren. Nach einer Stunde waren alle untergebracht, das Gepäck verstaut, die Türen der Viehwägen verschlossen und von außen abgesperrt sowie zur Sicherheit plombiert; der Zug rollte weiter.

Diese Fahrt im Viehwagen dauerte drei Tage und vier Nächte. Mit Maria eingepfercht waren siebenundzwanzig Menschen, darunter zwölf Kinder; eingepfercht in einen finstern Raum, in welchem es übel roch; hingekauert auf mangelhafte Lagerstätten, Kranke und Alte; fast ohne Schlaf die Nächte, ohne genügende Nahrung die Tage; belästigt von widrigen Verrichtungen, die jeden sich selbst und den andern zur Pein machte. Das Rattern der Räder wurde mörderischer Lärm; das stundenlange Halten in Stationen mörderische Stille; die auf das Dach des Kerkers niederbrennende Sonne vermehrte die Pestilenz; einige, die im Fieber lagen, stöhnten, und ein ungewohnter Laut rief entsetzte Schreie hervor. Dicht an Maria gepreßt lagen die drei Knaben; sie strich dem einen oder dem andern bisweilen über das Gesicht, prüfend, ob sie schlummerten, ob die Haut nicht heiß sei, dankbar für ihre Geduld und Ruhe, zugleich in Sorge darüber. Oft sprach sie zu ihnen; oft auch wandte sie sich an Jefim Leontowitsch; Wanja hielt sie meist an der Brust, wusch das Gesichtchen und die Hände mit kölnischem Wasser, tröstete Litwina, die an Erbrechen litt, schalt mit Arina, die hysterische Anfälle hatte, rief hie und da ein Wort, eine Frage über die Köpfe der Leidensgefährten und stritt mit dem rechthaberischen Menasse über die Nähe des Ziels, der kleinen Hafenstadt am Schwarzen Meer.

Endlich eines frühen Morgens, in einer Haltestation, öffnete die mitleidige Hand eines Zugsbediensteten die Türe. Der hereinquellende Lufthauch war wie Neugeburt, das Schauspiel, das sich bot, unerhört. Tief unten dehnte sich die See, blau, als könne man tausend Jahre blauen Himmel aus ihr erzeugen. Rings die letzten üppig bewachsenen Kuppen des Gebirges, Gärten, Weingelände, Pinien, Bäume voll Orangen. Niemand redete; kein Laut. Manche sahen wie Leichen aus, ihre Augen wie verdorrt; das blühende Land, das Gestade, das schöne Meer ließ sie schaudern. Die Tür blieb offen, vielleicht in der Annahme, daß die Zone der Gefahr überschritten war; aber einige Stationen vor der Stadt wurde Menasse berichtet, daß diese seit zwei Tagen in den Händen der Matrosen sei, und ihr Oberhaupt Igor Golowin wurde von Flüchtlingen als gefürchteter Name genannt.

Menasse hatte in der Stadt seine Helfer, die er zu benachrichtigen vermochte. Wieder außerhalb des Bahnhofs verließen alle den Wagen und

wurden nach Anbruch der Dunkelheit möglichst heimlich in einen Gasthof am Rande der Stadt geführt. Den Kranken konnte kein Beistand geleistet werden; sie mußten zu Fuß gehen. In den Straßen herrschte Tumult; vom Meer her tönten Schüsse.

Der rechteckige Raum, in den sämtliche Zimmer des Gasthofs mündeten, glich bald einem Koffermagazin. Träger polterten die Treppe herauf und warfen immer neue Gepäckstücke in den Wirrwarr. Arme griffen durcheinander; jeder suchte sein Eigentum. Mehrere Knaben waren auf eine Kiste geklettert und rauften um den Platz. Ein Hündchen trippelte winselnd um Menschenfüße, die es beschnupperte. Der Bankdirektor, an die Mauer gelehnt, rauchte eine Zigarette; Graf Duchorski unterhandelte mit einem schmutzig aussehenden Kellner. Menasse hatte seinen Kneifer verloren, und man sah seinen verzweifelt verrenkten Körper wie zwischen Felsen auftauchen und verschwinden. Unten gellte ein Trompetensignal; die Träger verlangten den Lohn, sie schienen in Eile, fortzukommen. Jemand sagte, der Hafen sei gesperrt, ein anderer hatte erfahren, ein deutsches Schiff kreuze auf dem Meer draußen. Der Streit um die Zimmer, deren nur elf zur Verfügung standen, wurde lärmend. Jefim Leontowitschs Stimme rief von einer Schwelle her: „Maria Jakowlewna, kommen Sie schnell; ich habe ein Zimmer für Sie besetzt.“ Da Maria keinen Durchgang fand, kletterte sie über die Koffer. Menasse hatte sich vor Jefim aufgepflanzt und fauchte: „Was fällt Ihnen ein, zu schreien, Herr? Wenn Sie nicht schweigen, werde ich Ihnen stopfen den Mund. Wir sind gerannt dem Tiger direkt in die Zähne, verstehen Sie, was ich meine? Gott soll helfen, und da schreit er!“ Maria sagte ruhig zu Jefim: „Man müßte versuchen, unsere dreißig Kolli aus dem Haufen herauszufischen!“ Er nickte und sah besorgt umher: „Wo sind die Kinder?“ fragte er.

Da kamen drei Matrosen die Treppe herauf, einer mit hastigerem Schritt vor den beiden andern, von denen er sich auch in Kleidung und Gehaben unterschied. Er trug blendend weiße Leinenhosen und eine Jacke von elegantem Schnitt. Er hatte keine Charge, trotzdem war seine Haltung gebieterisch, und zwar in einer brutalen und lässigen Art. Ihm zur Seite watschelte beflissen der Wirt, ein feister Tartar mit einem Gesicht wie aus Butter. Der Matrose stutzte beim Anblick des Gewühls und der Menge von Koffern; es war in der spärlichen Beleuchtung zweier Petroleumlampen, die an der Wand hingen, ein tristes Bild. „Was sind das für Leute?“ wandte er sich fragend an den Wirt, „was geht hier vor?“ Der Wirt suchte mit furchtsamen Augen Menasse. Dieser zwängte sich heran und gab sich eine Miene der Autorität. „Woher? wohin?“ fragte der Matrose barsch und verächtlich. Menasse stotterte. Der Matrosen unterbrach ihn:

„Es kann natürlich keine Rede davon sein, daß ihr eure Reise fortsetzt. Das Gepäck ist beschlagnahmt. Das Weitere wird morgen verfügt." Ohne die mehr mimischen als artikulierten Einwände Manasses zu beachten, wandte er sich wieder an den Wirt. „Ein Zimmer für mich"; und als der Wirt ratlos den fetten Körper verdrehte, sagte der zweite Matrose ungeduldig: „Ein Zimmer für Golowin; hast du nicht gehört, du Schwein?" Vor Furcht seiner Stimme kaum mächtig, erwiderte der Wirt, alle Zimmer seien vergeben; Väterchen könne sich ja selbst überzeugen; die vielen Menschen da; er habe nur noch eine Kammer unterm Dach frei; doch die Fenster seien zerbrochen, die Bretterwand halb eingestürzt; das Loch wage er Väterchen Igor Semjonowitsch nicht anzubieten; nebenan bei Alexei Davidowitsch sei noch ein Staatszimmer zu haben, prächtig, mit Teppichen, auf Ehre, mit schönen Teppichen und Bilderchen an der Wand. Offenbar hatte er Angst, diesen Gast zu beherbergen und wäre froh gewesen, ihn los zu werden. Aber Golowin antwortete barsch: „Kein langes Geschwätz, du schmutziger Narr; ist kein Platz, so wird Platz gemacht. Habe nicht Lust, nach einem Bett zu hausieren. Hier neben der Treppe das Zimmer ist für mich. Punktum." Und er deutete gegen die Tür, auf deren Schwelle Maria stand. „Verzeihung," redete Maria ihn an, „es ist das letzte für mich und meine Kinder übriggebliebene Zimmer. Wir sind sieben Menschen, Sie einer. Wir sind am Ende unserer Kraft, eine furchtbare Reise liegt hinter uns. Wäre es nicht billig und großmütig, wenn Sie für diese Nacht mit der Dachkammer vorlieb nähmen, da Sie sich schon nicht anderweitig umsehen wollen? Ich weiß nicht genau, zu wem ich spreche; aber jedenfalls doch zu einem Mann."

Golowin schien überrascht. Er hob unmutig die Brauen. „Die Suada ist von euresgleichen unzertrennlich", murmelte er. „Honig, um meinesgleichen die Kehle einzuschmieren, habt ihr immer noch auf Vorrat. Der verachtete Kuli braucht nur einmal die Fäuste zu zeigen, so wird an seine Großmut appelliert. Es ist eine neue Weltordnung, Madame. Wer sind Sie? worauf berufen Sie sich?"

Diese für einen Matrosen sehr ungewöhnliche Ausdrucksweise überraschte nun wieder Maria. Sie bedurfte, um sich einzustellen, ihrer ganzen Geistesgegenwart. „Ich bin Maria Jakowlewna von Krüdener", entgegnete sie mit klarer Stimme und legte die Hand auf Mitjas Haupt, der sich schützend neben sie gestellt hatte; „mein Mann, Gutsbesitzer im Tulaschen Kreis und kaiserlicher Offizier, ist ins Ausland geflohen, und ich bin im Begriff, dasselbe zu tun. Ich kann also Ihnen gegenüber keine Erwartungen, sondern nur Befürchtungen hegen. Sie haben recht, die Not macht uns charakterlos. Die neue Weltordnung muß zunächst an

Frauen und Kindern ausprobiert werden. Litwina, Arina! wir ziehen in die Dachkammer."

Golowin schnitt eine ärgerliche Grimasse. „Sie täuschen sich, Madame," sagte er und steckte beide Hände in die Hosentaschen, „Sie täuschen sich. Ich bin unempfindlich gegen die Künste des höheren Tons. Ob Dachkammer, ob Beletage, das spielt hier keine Rolle. Man wird Sie und Ihre ganze Gesellschaft morgen vor dem Standgericht aburteilen, und da Sie so unvorsichtig waren, Ihre Fluchtabsicht offen zuzugeben, können Sie sich ja ungefähr denken, was Ihr Schicksal sein wird. Wir pflegen darin kurzen Prozeß zu machen; aus Zeitmangel, Madame, aus Zeitmangel. Bleiben Sie also immerhin in der Beletage, wenn Sie Wert darauf legen; auch die andern Herrschaften will ich nicht weiter stören. Niemand wird natürlich das Haus verlassen; im übrigen ist Ihnen jede Freiheit unverwehrt bis morgen". Dies sprach er ironisch gegen den Kreis erschrockener Neugieriger, der sich um ihn gesammelt hatte. Menasse machte Schwimmbewegungen mit den Armen, um sich die Herzudrängenden vom Leibe zu halten und sich in seiner Bedeutsamkeit gewissermaßen zu isolieren; er blinzelte an Golowin hinauf, als wolle er ihm zu verstehen geben, daß das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch zwischen ihnen beiden gewechselt werden müsse und er zuversichtlich auf eine Einigung rechne. Aber Golowin beachtete ihn gar nicht. Indem er sich abkehrte, fiel sein Blick auf Mitja, und er sagte: „Hübscher Junge; schade um ihn; er wird Mühe haben, sich mit alldem zu befreunden. Du sollst später einer der Unsern werden, mein Junge, was?" Zum erstenmal überlief Maria ein Zittern, und sie erbleichte, als Mitja mit der stolzen Entrüstung des Achtjährigen, den Heldengefühle beseelen, erwiderte: „Niemals, ich werde immer auf Papas Seite sein." Golowin lachte. „Gute Zucht, Madame", sagte er und sah Maria an. „Gute Zucht und gutes Blut", antwortete sie. Er verbeugte sich spöttisch, ohne den Blick von ihr zu lassen, einen scharfen, grausamen, unaufhaltsamen Blick, der kalt prüfte und mehr und mehr einen bestimmten Vorsatz verriet. Maria hielt den Blick eine Weile aus, und erst als sie der Verwunderung der Zuschauer inne wurde, glitt ihr Auge zu Boden. Golowin wurde von seinen Begleitern angerufen und wandte sich zu ihnen. Auf der Treppe waren noch zwei Matrosen aufgetaucht, die einen sich sträubenden Menschen zwischen sich schleppten, den Koch des Hauses, welcher als Spion denunziert worden war; man wollte bemerkt haben, daß er von einem Fenster der Küche aus Signale gegeben hatte. Er beteuerte seine Unschuld und schlug mit den Armen um sich. Golowin rief seinen Leuten einen kurzen Befehl zu, und sie fesselten ihn. Der tartarische Wirt, zu dem der Koch in seiner Angst flüchten gewollt und den er mit Gebärden anflehte, erhob jammernden

Einspruch, der ungehört verhallte. Menasse hatte indessen mit dem Grafen Duchorski und dem Ungarn leise gesprochen und näherte sich nun Golowin. Er zupfte ihn am Ärmel und nahm eine vertraulich-zwinkernde Miene an, ohne sich durch die finstere Geringschätzung des andern irre machen zu lassen. Er wisperte. Das Schweigen Golowins, statt ihn bedenklich zu stimmen, erhöhte seinen Mut. Das ihm geläufige Schema auch hier als praktisch betrachtend, nannte er die Summe, die als Ausgangspunkt für Verhandlungen dienen könne. Da legte ihm Golowin die Hand auf die Schulter und sagte zu dem ihm zunächst stehenden Matrosen: „Was meinst du, Maxim Maximowitsch, was das komische Insekt da will? Er will mich kaufen. Möchtest du ihm nicht mitteilen, was ich wert bin? Vielleicht gefriert ihm die geschwätzige Zunge, wenn er meinen Preis erfährt." Menasse gab Zeichen äußerster Bestürzung von sich. Das war neu; ein Faktum, das ihn unvorbereitet traf. Die Matrosen gingen lachend die Treppe hinab. Golowin schickte sich an, ihnen zu folgen, blieb aber vor der Treppe unschlüssig stehen.

All dies hatte sich ziemlich schnell abgespielt. Die letzten Vorgänge hatte Maria nur wie etwas Fernes wahrgenommen. Sie trat ins Zimmer, wo Jewgenia und Arina die Lagerstätten für die Kinder bereiteten. Litwina trug das Handgepäck herein. Maria setzte sich in eine Ecke und nahm den ungeberdig schreienden Wanja an die Brust. Mitja stand vor ihr, der Anerkennung bedürftig, denn es waren Zweifel in ihm, ob er sich gut benommen habe. „Du warst lieb und tapfer, mein Sohn", sagte sie, worauf er sogleich das Gespräch ablenkte und sich erkundigte, wo Jefim die Nacht verbringen solle. Jefim schnitt für Fedja und Aljoscha Brot ab und winkte Mitja, daß er schweige. Maria antwortete nicht. Sie war zerstreut. Ihre Gedanken waren von der Erscheinung Golowins in Anspruch genommen. Seine Manier, seine Geste, seine stechenden, bald farblosen, bald metallisch glitzernden Augen, die hagere rasche Gestalt, der dünne rasche Mund mit kleinen, dichten weißen Zähnen, die rasche Rede, die Stimme, die mit befremdlicher Virtuosität durch alle Register lief, es wollte ihr nicht aus dem Sinn, das Einzelne nicht und das Ganze nicht. Plötzlich ging die Tür auf, und er trat ein.

Kälte entstand in ihr wie ins Herz gehaucht. Wanja hörte auf zu trinken, als sei die Milch versiegt und zappelte erbost. Sie schob das Tuch, sich vor Blicken zu schützen, bis an den Hals und sah Golowin fragend an.

„Ich wünsche mit Ihnen, Maria Jakowlewna," sagte er förmlich, „einige Worte unter vier Augen zu sprechen."

Sie wunderte sich. Sie schaute sich achselzuckend um. Da er schwieg und wartete, drehte sie den Kopf mit stummem Geheiß zu Jewgenia,

die Arina und Litwina zunickte. Auch Jefim hatte begriffen; er rief die drei Knaben zu sich. Alle verließen das Zimmer. Marias Blick behielt den fragenden Ausdruck.

Golowin sagte: „Ihr jüdischer Mittelsmann hat mich für eine Art Straßenräuber gehalten, dem man Lösegeld anbietet. Ich vermute, Sie wissen davon. Wäre er weniger lächerlich, so hätt ich ihn heut noch ans Wirtshausschild hängen lassen."

„Er ist nicht mein Mittelsmann, und ich weiß nicht, was er unternommen hat", erwiderte Maria kühl.

„Ganz egal, Madame. Ihre Mitschuld ist unbestreitbar. Die Gefahren-Aktien sind eben verteilt. Naiv ist es freilich, den ahnungslosen Hebräer ins Treffen zu schicken. Sie hätten es verhindern müssen. Haben Sie mich so schlecht angesehen, mit diesen Augen im Kopf? Warum haben Sie selber denn die Gelegenheit versäumt, das Terrain zu sondieren? Ich hatte es erwartet. Daß ich statt dessen zu Ihnen kommen muß, gibt kein Plus in Ihrer Rechnung."

Maria überlegte erregt: wohin zielt das alles?

Er ging ein paarmal auf und ab, Hände in den Hosentaschen. Seine Stimme wurde glatter und heller, als er fortfuhr: „Bin vor der Treppe gestanden und habe gegrübelt: was ist das für ein Gesicht? was ist das für eine Sorte Frau? Kennst du das Gesicht? wie geht es zu, daß du es nicht kennst? Na, da beschloß ich, Avancen zu machen. Es freut Sie nicht, wie? Ich bin mir natürlich bewußt, daß meine Person eben das repräsentiert, was Sie mit gutem Grund verabscheuen. Trotzdem stehe ich da. Komme trotzdem mit einem Vorschlag zu Ihnen, der nach Waffenstillstand aussieht."

„Was ist es für ein Vorschlag?" fragte Maria unbefangen.

Sein rotes, muskulöses, von Wettern gegerbtes Gesicht zeigte Verkniffenheit. Da jeder Nerv in ihm auf beschleunigtes Tempo gestimmt war, entfachte die langsame Entwicklung offenbar seine Ungeduld. Er stieß die Worte hervor, die einen Klang von Brutalität hatten: „Ich habe mich Ihnen zu Gefallen mit der Dachkammer begnügt; ich denke, Sie werden mich dafür entschädigen."

„Entschädigen? in welcher Weise? was meinen Sie damit?"

„Ich meine, daß Sie mich da oben besuchen sollen."

„Wie, besuchen? Ich verstehe Sie nicht ganz."

Er verzog ärgerlich das Gesicht. „Ich meine, daß Sie mir heute nacht die Ehre Ihres Besuches erweisen," wiederholte er in bösem Ton.

Maria lächelte belustigt.

„Es liegt mir daran," fuhr er fort und streckte das Kinn vor; „es liegt mir viel daran, ich werde Ihnen schon erklären, warum. Ich hab

mir's in den Kopf gesetzt, und mich von einer Sache abbringen, die ich mir in den Kopf gesetzt habe, ist nutzlos. Versuchen Sie das gar nicht erst."

Maria lächelte. In dieses Lächeln gehüllt, war sie von oben bis unten Dame. „Sie überschätzen mein Interesse an fremden Zwangsideen," sagte sie leicht; „ich will es durchaus nicht versuchen."

Er machte zu ihr hin eine Bewegung wie eine Katze. „Bleibt es bei der Antwort?" fragte er mit unerwartetem Ausdruck von Neugier.

Sie nickte. Wanja begann zu weinen. „Geben Sie doch den Balg weg," herrschte er sie an, „er stört mich." Maria klopfte Wanja den Rücken, und er wurde still. Golowin sah auf ihre Hand. Sie verbarg sie hastig unter Wanjas Kissen.

Nach einer Pause fing er an: „Gut, stellen wir uns auf den Boden der gesellschaftlichen Form. Was haben Sie zu fürchten?"

„Nur meine Meinung von mir selbst."

„Sonst nichts?"

„Doch. Ich kann mich nicht in eine Situation begeben, deren ich mich später vielleicht zu schämen hätte. Wie sie auch verläuft, ich müßte sie vor einem rechtfertigen, der Rechenschaft von mir verlangen darf."

„Unsinn," murrte Golowin; „das klingt ja so als wollte ich die Geschichte von boule de suif mit Ihnen aufführen. Knallerbsen warf ich nicht. Bin nicht lustig genug dazu." Er bemerkte ihr aufblitzendes Erstaunen über das literarische Zitat, ging aber mit einer Grimasse darüber hinweg. „Ihre Bedenken sind schwächlich," sagte er; „außerdem nicht sehr klug. Ich biete Ihnen einen Vorwand, der Ihnen Schlupflöcher nach allen Seiten läßt. Ich verhandle mit Ihnen über Ihr Schicksal und das Ihrer Kinder und Ihrer Reisegenossen. Weisen Sie mich zurück, so ist es von vornherein besiegelt. Demnach riskieren Sie nur, was ein vernünftig erwägender Mensch riskieren muß."

„Weshalb denn eine nächtliche Verhandlung in der Dachkammer?" fragte Maria kopfschüttelnd. „Nennen Sie Ihre Bedingungen, ich werde Ihnen sagen, ob sie annehmbar sind."

Er lachte. „Nein, ich bedaure, das liegt nicht in meinem Plan," erwiderte er spöttisch. „Da hätte ich mich ja ebensogut mit dem eifrigen Israeliten aufs Feilschen einlassen können. Aber das liegt nicht im Plan. Der Preis, von dem hier die Rede ist, kann nicht mit Münze bezahlt werden. Chance ist Chance, Madame. Es wäre ja geschmacklos, wollte ich vor Ihnen den Attila mimen; aber ich bin nun einmal der Diktator der Stadt, und alle die Seelen sind in meiner Gewalt wie Fische in einem Behälter. So stehen die Dinge. Andrerseits weiß ich, daß eine solche Affäre wie die zwischen uns beiden zart anzufassen ist, und wenn

Sie die Pression, die ich auf Sie ausübe, unanständig finden, bin ich bereit, ein Versprechen zu leisten. Ich verspreche feierlich, Ihnen nicht um Breite eines Haares näher zu treten als Sie es zu Ihrer Sicherheit für wünschbar halten. An dieses Wort will ich mich binden, dürfen Sie mich binden. Weigern Sie sich noch immer, so haben Sie die Folgen selbst zu tragen." Er drehte sich auf dem Absatz um und ging zur Türe. „Ich warte, Maria Jakowlewna," sagte er; „von jetzt an in einer Stunde werde ich auf Sie warten. Zögern Sie nicht zu lange; die Nacht ist kurz."

Maria sah sorgenvoll vor sich hin. Als er schon die Klinke in der Hand hielt, wandte er noch einmal das Gesicht zurück und sagte, wieder mit gestrecktem Kinn: „Ich bin ein waghalsiger Spieler, aber auch ein ehrlicher. Meine Herrschaft dahier steht, bei Licht besehen, auf ziemlich schwachen Füßen. Es ist möglich, daß ich morgen in aller Frühe mit meinen Leuten werde abziehen müssen. Deutsche Truppen sind gemeldet. Vielleicht haben wir dann gar nicht mehr die Zeit, euch den Prozeß zu machen, und Sie kommen mit dem Schrecken davon. Denken Sie einmal nach, was für ein Einsatz auf der Karte steht, die ich jetzt so unvorsichtig aufgedeckt habe. Denken Sie mal nach, es lohnt sich."

Er verschwand.

Die Kinder und die Dienerinnen kamen wieder herein. Alle legten sich gleich hin und verzehrten nur ein paar Bissen zum Nachtessen, halb schlafend schon. Jefim hatte eine Liegestätte unter der Treppe gefunden. Auch Maria warf sich aufs Bett; sie behielt die Kleider an. Es klopfte. Menasse bat noch um eine Unterredung. Er ließ sich nicht abweisen. Er wollte erfahren, was sie mit Golowin gesprochen habe. Auch die andern draußen seien aufs äußerste gespannt; ein Stein sei ihnen vom Herzen gefallen, als sie den schrecklichen Menschen zu ihr hatten gehen sehen. Maria fühlte sich erschöpft; sie vertröstete ihn auf den nächsten Morgen. Er sagte, nur sie könne das Unheil abwenden; Graf Duchorski lasse ihr seine unbegrenzte Verehrung wissen; die Herren samt und sonders erwarteten geradezu das Wunder von ihr. Jewgenia drängte den Schwatzhaften endlich über die Schwelle.

Maria schlief ein. Als sie wieder die Augen aufschlug, geschah es wie auf einen Befehl. Ihre Gedanken waren im Nu gesammelt und klar. Der Raum war voll Mondlicht. Sie sah auf die Uhr; es war halb zwölf, sie hatte also drei Stunden geschlafen. Sie erhob sich leise, richtete ihr Haar, brachte das Kleid in Ordnung, zog aus der Handtasche ein Spitzentuch und nahm es um die Schultern, dann verließ sie auf Zehen das Zimmer. Sie stieg die enge Holztreppe empor; der Treppe gegenüber war eine Tür. Während sie überlegte, öffnete sich die Tür, und Golowin stand vor ihr.

Er forderte sie schweigend auf, einzutreten. Da kein Licht drinnen war, verharrte sie betroffen. Doch lag die Kammer auf der Mondseite, und der Mond erzeugte solche Helligkeit, daß jede Bodenritze und jedes Spinngewebe erkennbar war. Es war ein Bretterverschlag, nicht viel breiter als die Fensteröffnung, nicht viel länger als die eiserne Bettstelle. Außer dieser war nur noch ein Tisch und ein Stuhl vorhanden. Die Wandbretter hatten zum Teil ihre Befestigung verloren und hingen schief und morsch. In den Fensterrahmen fehlte das Glas. Man sah über niedrige, mondglänzende Dächer bis zum Hafen hinaus, dessen Fläche ebenfalls im Mond schimmerte.

„Wenn Sie Wert darauf legen, will ich die Kerze anzünden, obwohl nur noch ein Stümpchen da ist," sagte Golowin; „ich meinerseits ziehe die natürliche Beleuchtung vor. Die ganze Zeit, während ich hier geduldig auf Sie gewartet habe, hat es mich beschäftigt, mir Ihr Gesicht im Mondlicht zu denken. Eine romantische Veranlagung, nicht wahr? Ich bin sicher ein heimlicher Romantiker; außen ein wenig ruppig, aber innen Romantiker, ganz sicher." Er lachte.

Maria stand eine Weile, dann griff sie nach der Stuhllehne. Er sagte: „Der Stuhl hat nur drei Beine, er ist höchstens für mich zum Balancieren praktikabel. Ich muß Ihnen das Bett zum Sitzen anbieten; I know, that's a funny misfortune, aber alles ist nun einmal aufs Heikle zugespitzt, wir wollen uns bei der mangelhaften Inszenierung nicht aufhalten. Bitte nehmen Sie Platz."

Die Bettstelle war niedrig; Maria setzte sich, spürte, daß sie errötete, fröstelte unter einem kühlen Luftzug vom Fenster her, zog das Spitzentuch fester, schaute Golowin schweigend an. Ihre großen dunklen Augen, denen die Kurzsichtigkeit einen lange verweilenden Blick verlieh, glänzten feucht. „Wer sind Sie eigentlich?" fragte sie in ihrer mutigen und offenen Art; „ich werde das Gefühl nicht los, als ob Sie in einer Verkleidung steckten. Sind Sie wirklich Matrose von Beruf? Wer sind Sie?"

Er hatte sich nachlässig auf die Tischkante gesetzt und die Arme verschränkt. „Also curriculum vitae?" antwortete er lachend. „Verkleidung? Nein. Ein bißchen buntscheckig, ja. Oder zwiebelähnlich, mit vielen Schalen." Er räusperte sich und heftete den Blick ins Freie. „Ich sehe ein, daß es unartig wäre, Ihre Wißbegier nicht zu befriedigen," begann er; „ich will knapp sein wie ein Lexikon. Geboren in Warschau. Vater: Pole, mit deutschem Einschlag im Blut; Mutter: Engländerin, Pastorentochter. Alter: sechsunddreißig. Erzogen in der Kadettenschule. Dumme Streiche gemacht, davongejagt worden. Müßig herumgetrieben, mit der Hefe gelebt, nach dem Tod der Eltern völlig mittellos. Eine Tages die

Kräfte zusammengerafft; Elektrotechnik studiert; gehungert; nach Schweden gegangen, nach Norwegen. Mich anheuern lassen auf einem Walfischfänger; zwei Winter im grönländischen Eis verbracht. Nach Edinburgh gegangen. Monteur geworden. Nach Island gegangen und in Rejkjavik ein Elektrizitätswerk gebaut. Geheiratet; Tochter eines Reeders; mit ihr nach London gereist; höllisch betrogen worden von ihr; kurzen Prozeß gemacht: eine Kugel durch ihren Kopf, bei Nacht und Nebel davon. Nach Amerika. In einer Dampfwäscherei gearbeitet; auf einem Kohlendock in Monreal; in einer Wurstfabrik in Chicago; bei der Illinois Railway Company; als Zeichner und Ingenieur in San Franzisko. Große Affäre: die beiden Töchter eines Holzmagnaten verführt; von gedungenen Strolchen beinah erschlagen worden; sechs Monate Spital. Nach Paris gegangen; Reporter für „New York Herald" geworden; im Jahre zwölf nach Petersburg geschickt; den geheimen Organisationen beigetreten; im Jahr vierzehn Einberufung zur Marine; Vertrauensmann der Besatzung geworden; den Umsturz mit herbeigeführt, und nun," er verbeugte sich bizarr, „der Auszeichnung gewürdigt, meinem verehrten Gast diesen Steckbrief überliefern zu dürfen."

„Viel in wenig Worten," sagte Maria lächelnd.

„Braucht es mehr? Die Ereignisse geben ja doch nicht den Inhalt. Fast jedes Leben, meines auch, ist eine unordentlich gepackte Kiste, und wenn man sie ausräumt, haben die meisten Dinge längst nicht mehr den Wert, den sie beim Einpacken hatten. Ich bin kein Freund von Ausräumen. Lieber noch ein paar Nägel in den Deckel."

„Sie laufen sich selber voraus, Sie laufen mit sich selber um die Wette," bemerkte Maria.

„Ja, das sagen Sie so, ob Sie aber das richtige Bild davon haben, möchte ich bezweifeln," antwortete er. „Eigentlich war kein Tag der Rast. So eine Stunde wie die jetzige, wo man spricht und sich zurückbesinnt, hat es eigentlich nie gegeben, denken Sie. Man war wie auf einem Schiff, das mit vollen Segeln vorm Sturm rennt. Bö auf Bö; da ein Leck, dort ein Leck; alle Mann an die Pumpen; zuletzt immer ein verzweifelter Sprung von der Takelage ins Rettungsboot. In so einem nüchternen Taumel; in so einer betrunkenen Entschlossenheit; mit dem Zittern bis in die Rippen; und niedergetrampelt wurde jeder, der im Weg stand. Ja, so war es."

„Immerhin haben Sie ein Stück der Welt mit Appetit verspeist," sagte Maria und zeigte ihre herrlichen Zähne.

„Das ist wahr," erwiderte er und nickte. „Sie ist mir nichts schuldig geblieben, die Welt, ich ihr auch nichts. Ich habe sie kennen gelernt von unten bis oben, die brüchigen Fundamente, die verfaulten Schanzwerke,

die verrostete Maschinerie, die rissige Verschalung, die schadhaften Ankertaue, wie gesagt: vom Kiel bis in die Raaen. Und was die Bemannung betrifft: kranke Gehirne, ein tollwütiges Fieberwesen, eine bestialische Raserei der Untiefe zu. Es war ein Riesenspaß, Maria Jakowlewna, eine Labung fürs Gemüt. Es gab Zeiten, wo ich quietschvergnügt gewissermaßen neben dem hochgespannten Dampfkessel hockte und mir an den Fingern ausrechnen konnte, wie lang es noch dauern würde, bis der ganze pomphafte Plunder mit ungeheuerm Krach in die Luft flog. Eigentlich waren das die schönsten Momente. Ich habe etwas von einem Propheten in mir, oder wenigstens von einem Diagnostiker. Das kam mir auch beim Dienst auf dem Kriegsschiff zustatten. Einen schöneren Explosionsherd konnte man sich im verwegensten Traum nicht ausmalen: ein Faß Dynamit mit der Lunte am Spund ist ein Weihnachtsspielzeug dagegen. Lehrreich, zu beobachten, wie unwiderstehlich es die Mäuse zum Speck in der Falle zieht. Ich hielt mich kunstvoll am Rande, immer zwischen Beförderung und Disziplinarverfahren; sie konnten mir nicht beikommen, auch nicht mit dem Köder der Rangerhöhung; warum hätte ich den schnappen sollen? Ich fühlte mich auf der Pulvertonne am richtigen Platz. Ich vermochte meinen Leuten den Tag vorauszusagen, an dem die Mine springen würde; und an genau dem Tag haben wir den Kapitän, die Offiziere, die Maats und was immer Epauletten und Sterne trug, in die Feuerungslöcher befördert; eine zu schnell funktionierende Hölle, leider, wenn man bedenkt, was für eine lange Hölle sie andern bereitet hatten."

Er sprach völlig ruhig, beinahe heiter, in einem flüssigen Plauderton, wie von einer Sportleistung, auch mit der dazu gehörigen halb-ironischen Prahlerei. Er zündete eine Zigarette an und beim Aufflammen des Streichholzes erschien Maria sein Gesicht kindlich harmlos. Mit ruhenden Händen im Schoß saß sie da und fand keine Worte.

„Famos, wie Ihre Hände sich im Mondlicht ausnehmen," sagte Golowin; „wie weißer Bernstein."

Sie fuhr zusammen. „Sie haben meine Gegenwart gewünscht, um mit mir zu verhandeln," sagte sie mit verzogener Stirn; „das war die Abmachung. Ich habe mich Ihrer Laune gefügt, weil ich schließlich von Ihrer Laune abhänge, und nicht nur ich allein. Kommen wir also zur Sache."

„Es wundert mich, daß Sie damit solche Eile haben," antwortete er mit einem kichernden Ton. „Seien Sie doch froh, wenn ich meine Zunge spazieren führe. Am Zweck, den ich verfolge, sollte Ihnen wenig gelegen sein. Oder sind Sie so naiv, daß Sie glauben, es gehe um die Schale und nicht um die Nuß? Sind Sie wirklich da heraufgekommen

in der Meinung, wir würden eine unverfängliche diplomatische Schachpartie spielen?"

Maria, beunruhigt, stand auf. „Ich dachte, um Knallerbsen zu werfen, seien Sie nicht lustig genug."

„Es muß ja nicht boule de suif sein," entgegnete er zynisch, „es kann ja, beispielsweise, auch Maß für Maß sein. Das ist dann schon minder lustig. Es hängt meistens von der Frau ab, ob es lustig ist oder nicht."

Maria sagte verletzt, und ihre dunkel-sonore Stimme bebte: „Es besteht keine Gemeinschaft zwischen uns. Sie sind ein Liebhaber von Späßen, ich bin zu spaßen nicht aufgelegt. Sie tanzen um einen Weltbrand einen Freudentanz; so suchen Sie sich wenigstens nicht einen Partner aus, dessen Lebensglück in den Trümmern liegt. Was ist Ihre Absicht?"

Er näherte sich rasch, die flachen Hände aufgehoben. „Vor allem: nehmen Sie wieder Platz. Nicht diese Miene! Zucken Sie nicht zurück, ich rühre Sie nicht an. Bei Gott, ich rühre Sie nicht an. Ist Ihnen kalt? Wollen Sie meinen Mantel haben? Nein, nein, bleiben Sie sitzen, ich lasse ihn am Nagel; kann mir denken, daß Ihnen vor solchem Mantel widert. Das bißchen Zimperlichkeit halt ich Ihnen zugut. Und nun merken Sie auf."

Er zog den dreibeinigen Stuhl heran, flink und plump in den Bewegungen, und setzte sich auf den äußersten Rand, um des Gleichgewichts sicher zu sein. Er legte die Hände um seine Knie, beugte sich vor, streckte das Kinn. Alles hatte eine gewisse Anmut, eine plumpe Geschmeidigkeit, kraftvolle Zierlichkeit. „Seit zweieinhalb Jahren habe ich nicht in das Gesicht einer Frau gesehen," begann er und lächelte knabenhaft; „habe ich nicht die Luft geatmet, die um eine Frau ist, nicht die Bezauberung verspürt, die davon ausgeht, wie eine Frau die Hände regt, die Lider hebt und senkt, die Lippen öffnet und schließt. Ich habe Kohlenrauch gerochen, Kohlenstaub in die Lungen gepumpt und mit Salzluft mühsam wieder ausgespült, die gräuliche Atmosphäre in Schlafsälen, den heißen Ölgestank im Maschinenraum geschmeckt: ich habe Zähne fletschen gesehen, Flüche murmeln gehört, allen Unrat der Menschennatur sich über mich ausgießen lassen, die eingequetschte, wimmernde, wütende, brüllende Qual eines riesigen Kerkers mitgelebt, und ich bin hungrig. Nicht in der Weise hungrig, wie Sie zu fürchten scheinen. Man hat seine Erziehung, man hat seine Erfahrung, man ist kein Geier. Nicht hungrig wie einer, der aus Mangel an Nahrung krepiert, an Nahrung überhaupt. Wenn's weiter nichts wäre! Der Tisch für die andern ist reichlich gedeckt. Ich bin hungrig wie ein Mann, den eine Fiebererscheinung in Trance versetzt hat. Wir hatten mal in Boston eine spiritistische Sitzung. Es kam, im blauen Licht, ein weibliches Gespenst herein. Sah ungefähr aus wie Sie, Maria

Jakowlewna; wunderbar sehen Sie aus, wie Sie da sitzen und mir zuhören. Na, ich ging entschlossen auf das Gespenst los, ohne mich um die hysterischen Entsetzenskrämpfe der verzückten Gesellschaft zu kümmern, griff mit Armen darnach, und siehe da, es war ein warmer, weicher Menschenleib. Ich entsinne mich, es war ein unvergeßliches Wohlsein in mir, als ich den warmen, weichen Weiberleib hatte. Der Gespensterunfug nahm gar nichts weg von dem Wohlsein, im Gegenteil, es war so diabolisch verboten, daß es mir göttlich behagte. Man muß nur mit Armen zugreifen, wenn es um einen gespenstert. Und es gespenstert schon lange um mich."

Er lächelte abermals; strich mit der Hand über die dünnen, schlichtliegenden Haare; sah alt aus, verbraucht, zerwühlt, plötzlich wieder straff, elastisch, jugendlich und fuhr nach einigem Besinnen fort: „Sprechen wir ein wenig von der Fieber-Erscheinung und davon, wie sie entstanden ist. Denken Sie sich also Hunderte von Männern, primitiven Männern, denken Sie sie monatelang an einem und demselben Ort; Hunderte, doch in ihrer Gesamtheit absolut einsam auf dem Ozean; durch die militärische Knute in Atem gehalten, durch harten Dienst niedergezwungen; in ihren Trieben und Instinkten vollständig geknebelt. Überlegen Sie sich einen Augenblick, was daraus erwächst. Ich bin ein Mensch, der das Grauen nicht kennt und auch den Ekel nicht. Ich nehme alles von der einfachsten Seite; es ist da, also hat es da zu sein. Aber wenn man so buchstäblich in den Miasmen watet, die aus den Seelen dunsten, das reißt an den Nerven. Es gibt bei Männern einen Zustand der Entbehrung, der stillen, stumpfen, folternden Begierde, der macht alles zu Gift und Brand in ihnen. Gefehlt, wollte man meinen, daß die aufreibende Arbeit, die körperliche Erschöpfung dem entgegenwirkt; die vergiften und verbrennen nur noch mehr, bis das ganze Individuum ein von tobsüchtigen Bordellbildern geschütteltes Ding ist mit zwei Existenzen, jede tierisch genug; die wirkliche, graue, trostlose und die in der Bruthitze der Erinnerungen und der Wünsche. Ich habe nie an die friedlichen Robinsons geglaubt; ist so ein Bursche gesund und ein ehrliches Mannsbild mit seinem Geschlecht im Leibe, so muß er ja komplett verrückt werden. Oder es stirbt ein Stück Leben in ihm ab. Ich trete zum Beispiel in einen Schlafraum und sehe mir die Schläfer einzeln an. Da ist einer, liegt in Schweiß gebadet, mit dicht aneinandergerückten Falten auf der Stirn. Jede von den Falten ist eine mit Ausschweifungen gefüllte Grube. Er hält sich schadlos, der Kerl; er dichtet; er lebt sich aus in seinem lasterhaften Schlaf; kein Hirn eines abgefeimten Erotikers ist je auf solche Möglichkeiten verfallen. Ein anderer windet sich wie in Krämpfen der Pubertät; er ist leichenblaß und trinkt seine eigenen Lippen. Ein andrer sieht aus,

als klettre er an einer Felswand hinauf, angespannt wie ein Seil, lüstern wie ein Affe. Sie keuchen, schlagen mit gekrallten Fingern um sich, grinsen gierig, flüstern einen Namen, umklammern etwas in der Luft, sind vollständig aufgerissen, in einem Chaos glühender Visionen. Noch ein Beispiel. Ich sitze unter ihnen; dienstfreier Abend; man redet; sie werfen sich ihre Schlagworte zu; Anspielung auf Anspielung; grobes Geschütz, daß einem die Ohren sausen; eh' man's recht weiß, ist der Siedepunkt erreicht: die Augen kochen, die Zungen wirbeln, das kaum Ausdenkbare wird gesagt, geschrien, schamlos hingemalt, sie wälzen sich in einer heißen Pfütze, übersteigern sich, neiden einander das frechste Bild, den unflätigsten Ausdruck, und man sieht dabei, wie es sie über alle Begriffe martert. Und man beobachtet zwei, die sich einander mit verdeckten Blicken messen, Mann gegen Mann als wärs Mann gegen Weib; stumm und irr faseln sie von Fleisch und von Lust; sie verstehen sich vortrefflich, die zwei in ihrer Entzündung, und sie sind nicht die einzigen. Jag ich Ihnen Schauder ein? Das ist nicht der Zweck. Ich tünche bloß den schwarzen Untergrund für mein Lichtgewebe. Hat man sich vollgesogen mit dem Irdischen der untersten Abgründe, so werden die Himmelsgestalten so weiß und so zart wie nur Lilien in Pestsümpfen. Man muß nur zu den Seraphim entschlossen sein. Es muß einem gelingen, die Poren gegen die Ansteckung zu verstopfen. Zu früh nachgeben, das heiß ich ein Kalb im Mutterleib schlachten. Ein Mönch ist unter Umständen ein geriebener Genüßling, wenn er zum Feinschmecker von Illusionen wird. Vielleicht war der heilige Antonius der größte Liebeskünstler der Welt. Ein brennenderes Aphrodisiakum kann ich mir nicht vorstellen als die Qualen von freiwillig Enthaltsamen. Das geht über ein Fest auf dem Blocksberg. Aber ich bin kein Voyeur, durchaus nicht. Ich bin nur für kluge Steigerung, überhaupt für Steigerung. Dort in dem Satanskessel, auf dem Schiff, hab ich mein Verlangen gezüchtet; habe es sorgsam gepflegt, wie man ein Tier mästet, das eine delikate Mahlzeit zu werden verspricht. Und wonach hat mich eigentlich verlangt? Schwer zu sagen. Nach einer bestimmten Glätte der Haut; nach einer bestimmten Rundung der Fessel; einer bestimmten Modellierung des Handgelenks; einer bestimmten Transparenz der Aderung an den Schläfen; einem bestimmten Gang und Schritt und Blick. Ist das etwas? Umschreibt das etwas? Es ist eine Angelegenheit des Geruchs, des Spürsinns, der Epidermis, der Nerven-Elektrizität. Deutlicher: ich will eine Ebenbürtige haben, eine sinnlich Ebenbürtige. Kurz und gut, Maria Jakowlewna, Sie sind es, die ich haben will."

Marias Auge fiel auf einen Skorpion, der, von Fingerslänge, an einem Brett ihr gegenüber unbeweglich hing, zierlich in der Gliederung, zart

umgrenzt, ohne Schatten, wie eine japanische Zeichnung. Indem sie das Tier anschaute, ward ihr leichter zumut; in einem losgelösten Teil ihrer Seele freute sie sich am Zarten und Zierlichen und vergaß das Giftige und Gefährliche; dieses wußte sie ja nur, sie hatte es nie erfahren. Sie heftete den Blick in Golowins Gesicht und sagte in zutraulichem Ton: „Ist es nicht sonderbar? seit Sie das Wort ausgesprochen haben, bin ich vollkommen ruhig. Es ist nun nichts Unbekanntes mehr zwischen uns. Ich habe sogar ein Gefühl von Sympathie für Sie. Das eine Wort, dieses vernunftlose, rohe, gewalttätige Wort hat es bewirkt. Plötzlich bin ich die unvergleichlich Stärkere von uns beiden."

„Verstehe nicht," murmelte Golowin ziemlich außer Fassung.

„Sie sagen, Sie wollen mich haben," fuhr Maria in demselben zutraulichen Ton fort; „ich antworte Ihnen: schön, hier bin ich; bitte."

Golowin starrte sie sprachlos an.

Sie sagte heiter: „Kann man denn einen Menschen so ohne weiteres haben? so nach Gelüst und Gelegenheit? wie man einen Apfel vom Baum holt, auch aus einem fremden Garten? Nimmt man eine Frau so einfach, weil man Appetit hat und weil der Raub sich lohnt? Ist sie sonst nichts als der Bissen? als die Beute? als das Vergnügen einer Stunde? Wenn Sie dieser Ansicht sind, – bitte."

Golowin erhob sich, ging zum Fenster und blieb mit abgewendetem Gesicht dort stehen. Der Mond beleuchtete nur noch ein kleines Stück der Wand.

„Meinen Sie im Ernst, Sie hätten mich dann gewonnen?" fuhr Maria fort. „Vielleicht hätten Sie mich zerstört, sicher beschimpft, unerhört erniedrigt, aber gewonnen? Setzen wir den Fall, Sie erreichen Ihren Zweck mit Gewalt; bin dann das ich, Maria Krüdener, und nicht vielmehr eine seelenlose Hülse von mir? Ob man lebendige Menschen in Feuerlöcher wirft oder sie zu Opfern einer Zufallsbegegnung macht, läuft auf dasselbe hinaus. Haben, was für ein gemeines Wort! was heißt denn haben, wenn nicht gegeben wird? Etwas, das halb Verbrechen ist, halb Einbildung, jedenfalls aber eine Armseligkeit."

Golowin schwieg noch immer.

„Die Rechnung ist für mich nicht sehr kompliziert," sagte Maria; „ich soll das Zahlungsmittel abgeben für die Freiheit, wahrscheinlich auch für das Leben von etlichen fünfzig Menschen, darunter meine Kinder und ich selbst. Wenn Sie also auf Ihrem Vorsatz beharren, bleibt mir offenbar nichts anderes übrig, als in den elenden Kaufvertrag zu willigen. Schön. Es ist nichts Besonderes, nichts Erschütterndes im Vergleich mit den großen Ereignissen. Es ist ein Schicksal, mit dem man sich abzufinden hat. Die Zeit wird es verschlingen, das ist ihr Amt. Aber

soll sich darin die neue Weltordnung manifestieren, von der Sie gesprochen haben, wenn ich nicht irre? Sie tun mir leid. Es ist eine uralte und furchtbar gewöhnliche Weltordnung, das."

Ohne sich vom Fenster zu rühren, antwortete Golowin mit dumpfer Stimme: „Sie mißverstehen mich mit Wissen. Das ist Advokatenkunst. Sie müssen als Weib unrüttelbar fixiert sein, daß Sie Selbstverständlichkeiten mit einem solchen Aufwand von Beredsamkeit verfechten. Ich habe meine Augen im Kopf und meine Witterung in der Nase. Kann sein, daß die Bussole da drin ein bißchen an Richtung verloren hat; die Nadel schießt verzweifelt nach links und rechts, als stünde sie überm magnetischen Pol. Daß Sie um und um und bis in die letzte Faser fixiert sind, habe ich trotzdem gespürt, und das war ja der Reiz. Ich habe einem was abzuringen, der mir entgegensteht. Ich habe einen unsichtbaren Widersacher vor mir. Dieses Gespenst wird sich mir nicht so leicht blutwarm stellen. Aber ich rieche ihn. Ich schmecke ihn. Ich sehe ihn."

Durch Marias Körper lief ein Schrecken wie nie zuvor.

Er kehrte ihr das Gesicht zu und sprach weiter: „Sie reden von ihm mit jedem Blick. Sie gehen, stehen, sitzen wie er es gutheißt und befiehlt. Aber Sie würden jetzt nicht gezittert haben, wenn es mir nicht schon gelungen wäre, sein Bild in Ihnen zu verdunkeln. Sie haben Kraft, aber mich können Sie nicht wegdrängen, und Er kann Ihnen bald nicht mehr helfen, seine Arme werden lahm."

„Das sind Mittelchen, Igor Semjonowitsch," sagte Maria.

„Haben Sie mich für einen bübischen Schänder genommen, für einen Dutzendhallunken? Ich kenne die Wege, die zu den verborgenen Flammen führen. Wer sagt Ihnen, daß ich auf dieses Blatt-um-Blatt-Entfalten verzichten will? auf die Entzückungen der Allmählichkeit? auf die Überraschungen und kleinen süßen, bittern Süßigkeiten, die einen Leib mit einem Leib befreunden? Aber vielleicht bin ich imstande, vielleicht maß ich mir an, die listige Zauberstufenfolge in zwei oder drei Stunden zu pressen, die von der Faulheit und dem Mangel an Schwung in so öde Länge gezogen wird, daß die Ermattung und die Erfüllung nicht mehr Ähnlichkeit miteinander haben wie ein Schiff, das vom Stapel läuft mit einem Wrack auf einer Sandbank."

„Es ist möglich, daß Sie dazu imstande sind," sagte Maria, „aber Sie können nicht einen Stoff in einen anderen Stoff verwandeln, Sie können nicht das Gesetz eines Lebens umstoßen."

Golowin lachte spöttisch. „Käme auf den Versuch an. Es ist eine Frage der Magie."

Maria stutzte und sah erblassend in die Richtung, wo er stand.

„Sie sprechen von Zufallsbegegnung,“ fuhr er fort. „Ich meinerseits glaube nicht an solchen Zufall. Sind Sie so fest davon überzeugt, daß Sie bloß eine Verkettung unbestimmbarer Umstände in diese Stadt, in dieses Haus gebracht hat und nicht mein Wille, mein Fluidum, mein Beschluß? Aber gesetzt, es sei der Zufall gewesen. Wir hätten auch zufällig auf eine entlegene Insel verschlagen werden können, um wieder von Robinsonaden zu reden. Wieviel Tage hätten Sie sich Frist gegeben bis zur Hochzeit? Oder wenn Ihnen das zu schroff klingt: wie lang hätte, einem normalgewachsenen, normalbeschaffenen Mann gegenüber, Ihr Blut geschwiegen, falls ich sogar aus Schlauheit oder Berechnung unterlassen hätte, es zu schüren? Würden Sie einen Triumph darin erblicken, eines Schemens von Treue wegen an meiner Seite die Heilige zu bleiben? Treue; was ist Treue? Ein Übereinkunft, durch die man Entbehrungen legitimiert, die Machtprobe eines Besitzenden, das Gitter gegen den Einbruch der Außgestoßenen, ein zugeschlossenes Ohr, eine zugekrampfte Hand.“

„Ich weiß mit derartigen Rabulistereien nichts anzufangen,“ antwortete Maria; „es hängt doch alles davon ab, ob der Funke, den man schlägt, Feuer gibt oder nicht.“

„Gewiß,“ pflichtete Golowin bei und näherte sich wieder; er trat in den dunkelgewordenen Teil des Raums und lehnte sich an die Bretterwand; „gewiß. Wir in unserer versteinten Welt haben nur die Methoden verlernt. Ich habe viel Umgang mit Chinesen gehabt, drüben in Übersee. Das sind Leute, die sich auf die Methoden verstehen. Es ist eine ererbte Kunst, von Jahrtausenden her. Sie lächeln über unsere Finten und Schliche, sie machen sich lustig über unsere Vierschrötigkeit und Dickhäutigkeit, sie zucken die Achseln über das, was wir unglückliche Liebe nennen. So wie man dort im Osten ein ausgebildetes System hat, das den Schwächsten befähigt, einen Athleten zu bändigen und auf die Knie zu bringen, verleiht eine langwirkende Überlieferung dem mit Erkenntnis Begabten die Macht, auch in das widerspenstigste Material körperliche Liebe zu pflanzen. Körperliche Liebe, also Liebe überhaupt, wenn man absieht von der europäischen Unzucht, die Dinge der Natur ins Blümerante und Schöngeistige zu verdrehn. Erinnern Sie sich an die berühmte Skandalgeschichte von der Entführung der Miß Holywood in Neuyork? Sie war eine Schönheit ersten Ranges, umworben von der männlichen Blüte des Landes, unnahbar, von makellosem Ruf. Eines Tages war sie verschwunden; spurlos, rätselhaft. Man setzt für ihre Auffindung Prämien von schwindelnder Höhe aus, zweihundert Detektivs sind Tag und Nacht am Werk, aber erst nach Monaten entdeckt man ihren Aufenthalt in einem der schmutzigsten Winkel der Chinesenstadt. Man ver-

haftet eine Anzahl Chinesen, der eigentlich Schuldige ist entwischt. Die junge Dame bringt man in das Haus ihrer Eltern, aber sie ist nicht wiederzuerkennen. Sie steht nicht Rede; sie kann sich dem früheren Leben nicht mehr bequemen, sie leidet unter Ausbrüchen von Wut und krankhafter Depression, die Ärzte vermögen nichts über sie, die früheren Freunde nichts, und während man alle Hebel zu ihrer Heilung in Bewegung setzt, gelingt es ihr, eine Verbindung mit dem Entführer herzustellen; plötzlich ist sie zum zweitenmal verschwunden, und wie sie in einem hinterlassenen Brief mitteilt, ist es ihr freiwilliger Entschluß gewesen, zu dem Chinesen zurückzukehren. Die amerikanische Gesellschaft war natürlich außer sich, denn was gibt es in ihren Augen Verächtlicheres als einen Chinaman? Mich beschäftigte die Sache ungemein. Da ich keinerlei Kasten- und Rassendünkel kenne, scheute ich mich nicht, meine chinesischen Beziehungen dahin auszunützen, daß ich über den mysteriösen Fall, der durchaus kein vereinzelter war, wie ich später erfuhr, verschiedene Aufschlüsse erhielt. Was nicht leicht war. Die Chinesen sind sehr zurückhaltend, außerdem behaupten sie, es gäbe auf diesem Gebiet zwischen ihren und unsern Anschauungen keine Verständigung. Es fehlen die Vokabeln schon, behaupten sie. Aber das Glück wollte, daß ich auf einen prachtvollen Lehrmeister stieß, einen Burschen so fein wie Triebsand und so weise wie ein alter Elefant. Hören Sie auch zu? Ich sehe nicht mehr genau Ihr Gesicht. Sie werden nichts wissen wollen von dieser Weisheit und Feinheit, die in ein Labyrinth führt. Und was fruchtet sie mir, wenn Sie sich am Eingang in das Labyrinth sträuben? Es weht asiatische Wollust heraus. Das ist ein ander Ding als unsre Miniaturleidenschaften und gestatteten Gefühle. Bei dieser Mischung von Gelehrsamkeit und narkotischer Hochglut ist das Wesentliche, daß der Mensch von der Angst vor seiner untersten Tiefe befreit werden muß. Wer von uns erreicht seine unterste Tiefe? Der größte Verbrecher nicht. Ein Dostojewski; aber die Angst bleibt auch bei ihm. Mein Chinese entwickelte unter anderem eine ganze Philosophie der sinnlichen Beeinflussungen und Übertragungen. Die Herrschaft über das lebendige Instrument ist dann nur eine Folge. Die Technik ist sehr individuell, aber unsere Frauen verlieren schon im ersten Stadium die Widerstandskraft. Je höher gezüchtet eine ist, je wehrloser ergibt sie sich. Ich habe das schriftliche Bekenntnis einer solchen Frau gelesen; die erstaunlichste Epistel, die mir untergekommen ist, schamlos und kühn. Es war eine vornehme Dame, Gattin eines Professors in Philadelphia, die mit einem chinesischen Diener durchgegangen war. Sie sprach von dem Glück des Grauens, von der Wonne der Verlöschung, und daß sie keine Gewissensbisse darüber empfinde, die Seele, diesen lügenhaften Frieden der Seele, hingegeben zu haben für

die Flammen, die sie umprasselten und dem Augenblick des Todes den der Auferstehung des Fleisches folgen ließen. Das klingt wie Wahnwitz und ist in der Tat vielleicht eine Form der Hysterie. Überdies soll sie vor ein paar Jahren in einer Vorstadt von Peking ohne Kopf und mit abgeschnittener rechter Hand aufgefunden worden sein. Alles das aber reizte mich, es mit der Praxis zu versuchen, und die Erfolge waren nicht übel; die Schule bewährte sich. Freilich fehlte das letzte Geheimnis; was hätte ich gegeben um das letzte Geheimnis! Aber wir sind zu weit dazu und zu seicht; der europäische Mensch ist nicht eng genug; etwas Ähnliches sagt schon Dimitri Karamasoff, scheint mir. Ich stellte die Probe bei vielen an. Die Wildesten wurden zahm; wie Würmer so zahm wurden sie. So eigentümlich entseelt waren sie nach kurzer Zeit, als hätte man aus ihrem Gehirn gewisse Bewußtseinskomplexe mit dem Messer entfernt. Man wendet niemals Gewalt an: man schleicht sich ein, man umschlingt sie unbemerkt, die wunderbaren Körperchen, bemächtigt sich ihrer, indem man den Sklaven macht, den unhörbaren Schatten, das unentbehrliche andre Ich, das verachtete und verstoßene Teil, die böse lockende Chimäre. Und so zieht man das Menschlein an sich, bis es nicht mehr entschlüpfen kann. Es gibt da Zärtlichkeiten wie Sammet; das Ohr, das Augenlid, die Spitze jedes Fingers, jede Stelle der Haut, die Höhle unter der Achsel, das alles wird belehrt, auf seine ihm zukommende Zärtlichkeit dressiert, und dankt. Jedes Glied an dem geliebten Leib dankt. Jedes ist hingeschmolzen in seine besondere Lust, jedes erwacht für sich als ein jauchzendes williges Tierchen, ein Flammentierchen und was man in Armen hält, ist ein Wesen ohne Scham und Lüge, ohne Geist und ohne Angst, unergründlich wie der Himmel. Maria Jakowlewna," seine Stimme, die zuletzt ein Flüstern geworden war, erhob sich und klang durch den Kontrast wie Schreien, „wenn ich in Ihre Brust lange und Ihr Herz packe, gehört es mir, so oder so. Lassen wir die Erzählungen, die Erinnerungen. Es ist eine Welt, die vor hunderttausend Jahren war. Ja, ich reiße Ihre Brust auf, und innen ist kein Gesicht eines andern mehr, keine Gestalt, kein Gelöbnis, kein Bild, innen ist nur Liebe. Ich will drin verbrennen und verdorren, wenn es sein muß, aber geben Sie mir Liebe."

Der Mond war untergegangen. Es war völlig finster geworden. Maria erhob sich, tastete sich zum Tisch und griff nach der Kerze. Sie fand Zündhölzer daneben und machte Licht. Besorgt sah sie, daß das Stümpchen nicht lange brennen würde. „Liebe," murmelte sie, „Liebe".

„Warum töten Sie das Wort, indem Sie es so aussprechen?" fragte Golowin zu ihr hinüber.

„Ich verscharre nur den Leichnam, getötet haben Sie es", antwortete

sie ernst. „Ein Leben lang.“ „Moral, flaue Moral“, sagte er achselzuckend; „der Hieb ist zu matt, ich pariere ihn nicht.“

Maria begann mit jener tiefen Stimme einer Märchenerzählerin, die alles, was sie sagte, durch den bloßen Klang versinnlichte: „Auf dem Gut hörte ich eine Geschichte von zwei Bauern, Petruschka und Nikituschka. Beide waren arm und konnten zu nichts kommen. Da begab sich Petruschka auf die Wanderschaft und blieb viele Jahre fort. Als er heimkehrte, brachte er einen Sack voll Gold mit. Woher hast du das Gold? fragte Nikituschka gierig. Aus dem Bergwerk hab ich's, erwiderte Petruschka und fing an, ein stolzes Schloß zu bauen. Nikituschka läßt sich den Weg erklären, macht sich auf, kommt aber nach einer Zeit müde zurück. Ich hatte mich verirrt, sagte er. Da begleitete ihn Petruschka, bis sie zu einem Berg gelangen, in den der Stollen führt und sagt: in den Stollen mußt du hinunter und viele Jahre graben. Es dauert nicht lange, da erscheint Nikituschka abermals unverrichteter Dinge und sagt: ich habe keine Lust, viele Jahre unter der Erde zu graben; gib mir lieber von deinem Gold, das ist einfacher. Von meinem Gold kann ich dir nichts geben, sagt Petruschka, du siehst ja, daß ich mir da ein Schloß baue; wovon soll ich die Bauleute entlohnen? Hilf auch du mir bauen, dann hast du teil an meinem Gold.“

Sie schwieg.

„Der Hieb ist nicht stärker geworden“, sagte Golowin lächelnd; „Petruschka hätte teilen sollen, als er mit dem Gold zurückkam.“

„Was hätte es Nikituschka genützt?“ erwiderte Maria mit Eifer; „er hätte seinen Anteil verschwendet und wäre so arm gewesen wie zuvor.“

„Besser zu verschwenden als mühselig zu graben“, beharrte Golowin, noch immer lächelnd und sah sie aus den Augenwinkeln an.

„Der Verschwender ist ein Dieb“, sagte Maria; „man muß im Stollen gewesen sein; man muß gegraben haben.“

„Man muß, man muß“, spottete Golowin, und der Blick aus den Augenwinkeln wurde funkelnd; „hab ich etwa nicht im Stollen gerobotet, ich?“

„Nicht Gold gefördert, nicht Petruschkas Gold“, wehrte Maria mit erhobener Rechte ab, doch mehr seinen Blick als seine Worte; „wenn Petruschka fragt: was hast du im Stollen gemacht, so werden Sie ihm antworten müssen: was dich kränkt, was dein Gemüt vergiftet, was dir Leiden bereitet, dir und deinen Brüdern. Petruschka hat gebaut.“

Golowin entgegnete nichts. Er drückte den Hinterkopf an die Bretterwand, fuhr fort zu lächeln, fuhr fort, sie aus den Augenwinkeln zu betrachten. Eine eigene Unruhe bemächtigte sich ihrer, eine von unten aufsteigende und sie allmählich ganz einhüllende seltsame Scham. Ihr wäre

am liebsten gewesen, auf der Stelle zu versinken oder zu verschwinden. Es ging so weit, daß sie sich ärgerte und sich innerlich Vorwürfe machte, die Kerze angezündet zu haben. Das Herz fing an zu klopfen, es wurde ihr an den Ohren und im Nacken heiß; sie konnte sich diesen Zustand durchaus nicht erklären. Plötzlich fragte er, ohne sich zu rühren, in die Luft hinein: „Glauben Sie an das Ende?"

„An welches Ende?"

„Nicht bloß an das Ende von Maria Krüdener und Igor Golowin, das ist ja gewiß. An das Ende von Rußland und Europa meine ich, an das Ende von Eisenbahn und Telegraph, von Zeitungen und Büchern, von Kunst und Wissenschaft und Politik, an das Ende der Welt, an das Ende der Menschheit, an das Ende von allem. Glauben Sie daran?"

Maria senkte den Kopf. Nach einer Weile antwortete sie leise: „Ich glaube nicht daran. Ich glaube an das ewige Leben."

„Glauben Sie an die Wiederkehr?" fragte Golowin, und sein Lächeln verdämmerte gleichsam in den Schatten, die der flackernde Kerzenschein in sein Gesicht warf. „Was verstehen Sie unter Wiederkehr?"

„Nichts kehrt wieder," sprach er, ohne die Frage zu beachten, „und doch schreit jeder Atemzug im Menschen nach Wiederkehr. Nichts kann noch einmal sein, was gewesen ist, und doch ist es das unstillbarste Verlangen im Menschen, daß es wiederkommt. Wieder, wieder, das ist das Wort, bei dem man schwach wird. Solang man es nicht überwindet, ist man der Narr des Schicksals. Auch für Sie, Maria Jakowlewna, kehrt nie wieder, was einmal Ihr Stolz, Ihr Besitz, Ihr unwiderstehlicher Hinweis gewesen ist. Es kehrt nicht wieder. Er kehrt nicht wieder."

Mit geschlossenen Augen schüttelte Maria den Kopf und sagte: „Ich weiß es so fest wie daß die Sonne aufgehn wird: er kehrt wieder."

„Es gibt eine Zuversicht wider besseres Gefühl; die spricht aus Ihnen. Sie haben das Unglück gehabt, eine glückliche Ehe zu finden, sonst wären Sie ein Weib gewesen, mit dem man auf die Barrikaden gehen könnte. Schade, wenn ein Wesen mit Adler-Instinkten zur Bruthenne erniedrigt wird. Alles, was edel und flugkräftig an Ihnen war, hat die Ehe in eine Kapsel gepreßt, und Sie wagen sich nicht zu rühren aus Angst, das Gehäuse zu sprengen. Sie haben nach allen Seiten hin Versicherungen angebracht, Verpflichtungen, Dankbarkeitsklammern, Entfaltungs-Illusionen; wozu Sie aber hätten steigen können, wenn man Ihnen die Menschenfreiheit nicht geraubt hätte, davor verschließen Sie sich. Frauen wie Sie müßten in ihrer Jugend vom Staat beschlagnahmt werden. Die Ehe zerstört sie. Es ist als hätte man Sand in ein kostbares Uhrwerk geschüttet. Wenn dann der große Feind kommt, ist es zu spät. Der große Abrechnungskommissär, der Unbestechliche."

Sie schwieg. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck unnennbarer Innigkeit, der Golowin betroffen machte.

„Glauben Sie auch nicht an den großen Feind?" fragte er verdeckten Tones.

Sie blickte ihm stumm und gerade in die Augen und antwortete nicht.

„Haben Sie sich schon einmal ein Bild von ihm gemacht?" fuhr er lauernd und seltsam spöttisch fort; „sicherlich. Sie haben ja Phantasie. Ist er nicht einnehmend? berauschend? verführerisch? Sieht er nicht aus wie ein echter Liebhaber? Ist er nicht der Kenner der Geheimnisse? nicht eingedrungen in alles Geschriebene und Paktierte und Erforschte und Erlebte, eingedrungen gleichsam aus Wollust? Die Welt ist voll von ihm. Er fegt den angesammelten Kehricht weg."

„Ja, die Welt ist voll von ihm", sagte Maria; „er schreit Gerechtigkeit — und mordet; er schwärmt von Bruderliebe — und mordet; er trieft von Mitleid — und mordet; er faselt von Fortschritt und Erneuerung — und mordet; er küßt und umarmt — und mordet. Er kennt kein Erbarmen in seiner — Liebe." Sie blickte ihm noch immer in die grün funkelnden Augen. Die Kerze verlosch zischend.

Es entstand ein langes Schweigen. Maria fühlte Schwäche in den Knien, ging zu der Bettstelle und ließ sich auf die Kante nieder. Daß Golowin sich nicht rührte, war unheimliche Drohung. Grauer Schimmer webte vor dem Fenster, die erste Ankündigung des Tages. Sie wagte nicht hinzuschauen. Sie war in einen bleiernen Panzer geschnürt.

Auf einmal kam seine Stimme: „Sie sind so reich, daß Sie eine Nacht aus Ihrem Leben ausstreichen können. Für Sie nicht gelebt, für mich hundertfach gelebt. Ich spreche nicht von dieser; diese ist vorbei. Es kann die nächste sein. Ist es die nächste nicht, so wird es eine andre sein. Ich kann warten."

Maria antwortete zwanghaft, als würde ihr die Rede von einem unsichtbaren Dritten diktiert: „Es kann keine sein."

Er sagte: „Wir sind zwei vorgeschobene Posten. Wir können uns vergleichen ohne Rücksicht auf die kriegführenden Parteien. Es läge eine gewisse Größe darin. Kein Loskauf, kein Verrat; ein Opfer vielleicht, das viele andere überflüssig macht."

„Ich gehöre nicht mir. Kein Haar an mir ist mein Eigentum," entgegnete Maria.

Er sagte: „Sie fühlen sehr genau die Feigheit in diesem Argument. Besteht ein physischer Widerstand, der unbesiegbar ist?"

„Auf die Frage möchte ich lieber nicht antworten."

„Wo nur die Vergangenheit sich weigert und nicht die Gegenwart, ist zwischen Ja und Nein kaum mehr zum Besinnen Platz."

„Ich appelliere heute zum zweitenmal an Ihre Ritterlichkeit." Sie bedeckte die Augen mit der Hand.

Er sagte: „Wenn Sie Ihre Lippen auf meine drückten, könnt ich mir einbilden, ich sei wieder Knabe und finge von vorn an. Wiederkehr, Wiederkehr. Fürchten Sie nichts, ich bewege mich nicht von der Stelle. Ich will ritterlich sein wie ein Troubadour. Doch können Sie mir nicht verwehren, zu träumen. Ich träume, daß ich Ihre Hand halte. Daß ich sie nur mit meinen Fingerspitzen streife. Sie vergessen, daß Sie Mutter, Gattin, Dame, Herrin sind, alle diese verruchten Würden einer überlebten Welt. Sie sind Hand, nichts als Hand. Darin eingeschlossen, daran geklammert meine, mit Blut, Hirn, Trieb, Seele. Was können Sie dagegen tun? Still, wunderbare Weiberhand; ich hauche mich in dich hinein, und du öffnest dich wie ein Kelch . . ."

Maria hörte zu, außen und innen Eis, doch von etwas Lauem durchflutet, das betäubte. Er hatte sie nicht angerührt, trotzdem fühlte sie ihre Hand wie in einem Schraubstock. Ihre Gedanken stoben durcheinander. Das Blut wirbelte zum Kopf und wieder zum Herzen. Sie glaubte zu sprechen und erschrak vor dem Wort, das sie nicht gesagt. Mitjas ernste Augen blickten sie an. Ihr Körper war ihr fremd, und sie fürchtete ihn. Das Bild einer Uhr erschien ihr, ein Zifferblatt mit Zeigern, die nicht weiterrücken wollten. Sie schaute gegen das Fenster. „Es wird Tag," murmelte sie. Von der Straße schallten eilige Schritte herauf. Gut, daß die Menschen erwachen, fuhr es ihr durch den Kopf.

Mit kaum erratbarem Vibrieren der Stimme fuhr Golowin fort: „Ja, es wird Tag. Schluß des ersten Aktes. Vorhang. Die Länge der Zwischenpause ist nicht bekannt. Tut auch nichts zur Sache. Wie wollen Sie sich meiner in Zukunft erwehren? Wie wollen Sie die Macht brechen, die ich über Sie erlangt habe? Sie werden sich in Pflichten stürzen, Sie werden Aufgaben zu lösen trachten, Sie werden Menschen an sich ziehen, Sie werden das Eingestürzte aufzubauen beginnen, aber im Hintergrund werde immer ich sein, da nützt kein Sträuben und kein Tun."

Sie konnte jetzt in der Dämmerung sein Gesicht wahrnehmen. Es glich einem fleckig grauen Tuch. Sie fand keine Widerrede. Inmitten ihrer bedrückten Versunkenheit wunderte sie sich über seine Haltung, die etwas Lockeres, beinahe Elegantes hatte. Unten schrillte plötzlich ein langgezogenes Pfeifensignal. Golowin hob den Kopf wie ein Wachthund. Er trat zum Fenster, zog eine Metallpfeife heraus und erwiderte das Signal. Gleich darauf hörte man von der Richtung des Meeres her Geschützdonner.

„Gut," sagte Golowin, „man schnallt das eiserne Stirnband wieder

um." Er nahm den Mantel vom Haken und warf ihn über die Schulter. „Ihre Straße ist frei, Maria Jakowlewna," fügte er mit einer Verbeugung hinzu.

Maria stand auf. Es war keine Erleichterung in ihr.

„Zwei Worte noch," sagte er, an der Tür stehenbleibend; „das eine: prägen Sie sich ins Herz und bitten Sie Ihren Stern darum, daß unsre Wege sich nie mehr kreuzen."

„Nein; unsere Wege dürfen sich nie mehr kreuzen," erwiderte sie.

„Das zweite: es gibt kein Mittel in der Welt, durch das Sie den Frieden Ihrer Seele wieder gewinnen können, außer es kommt noch einmal zur Entscheidung zwischen uns. Und das steht dahin."

Maria lauschte seinen starken Schritten nach, als er gegangen war. Sie drückte die flachen Hände gegen die Brust und hob das Gesicht, das bleich war, mit fromm-erschlossener Miene zur Höhe.

Als sie in das untere Stockwerk kam, waren alle bereits auf den Beinen und rüsteten sich zu neuer Reise. In der Freude über den Abzug der Matrosen achtete man ihrer gar nicht. Menasse unterhandelte bereits mit einem Schiffer, der eine Barke zur Überfahrt zu vermieten hatte. Sie aber fühlte die Wahrheit der Worte Golowins; die Straße war frei, aber das Ziel des Wegs war unkenntlich verdunkelt.

Das Problem der Volksregierung

von Erwin Steinitzer

Der politische Sinn und das politische Ziel der Revolution war die Volksregierung. Der Obrigkeitsstaat, unter dem wir äußerlich reich und mächtig geworden, innerlich arm, unreif, unsicher geblieben waren, stürzte zusammen, weil er die Tragbalken seines Herrschaftsgebäudes überlastet hatte. Die Rebellion der meuternden Soldaten und der auf die Straße ziehenden Arbeiter blies ihn um, nicht weil sie stark, sondern weil er aus den Fugen war und keinen Stoß mehr aushielt. Die Konservativen haben recht, wenn sie sagen, daß der Kraftaufwand, mit dem im November 1918 die Dynastien und die alten Regierungen in Deutschland weggefegt wurden, lächerlich klein war. Aber sie haben tausendmal unrecht, wenn sie daraus den Schluß ziehen, daß man die Revolution hätte niederschlagen können, wenn an Stelle des Prinzen Max, des Herrn Wahnschaffe, des Herrn Gröner in der Wilhelmstraße und im Hauptquartier „energischere" Leute gesessen wären. Sie übersehen, daß

sein vollständiger Bankrott den alten Staat selbst gegen den schwächsten Massenangriff wehrlos gemacht hatte.

Auf den Niederbruch des Obrigkeitsstaats folgte zunächst nicht die Aufrichtung des Volksstaats, sondern die Anarchie. Um jeden Fabrikschlot, jede Kaserne und jeden Rathausturm gruppierten sich Konvente von Revolutionären; wer von ihnen einen Ausweis erhielt, konnte „regieren", solange und soweit er auf die Bereitwilligkeit stieß, diese Legitimation anzuerkennen. Daneben amtete, teils in stumpfer Gewohnheit, teils in ehrlich-verzweifeltem Pflichtgefühl, teils in streberischer Beflissenheit, sich den neuen Machthabern angenehm und unentbehrlich zu machen, die alte Bürokratie weiter; mit überkommener technischer Routine und Gewandtheit, aber ohne Initiative, Kraft und Autorität. In den Herrscher- und Ministerpalästen der Hauptstädte hatten sich Agitatorenklubs niedergelassen, die sich Volksregierungen nannten. Im Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße wohnte und debattierte, fest verbarrikadiert und von einer schnell zusammengelesenen Prätorianergarde beschützt, eine „Reichsregierung", die kaum eine Berliner Regierung war.

Dieser Zustand bedeutete die Verneinung des Reichs von innen; seine Fortdauer hätte unweigerlich dazu geführt, daß der sich mehr und mehr auflösende Verband auch von außen her gesprengt worden wäre. Schon um des Feindes willen, der drohend an den Grenzen und im Lande stand und die innere Verneinung des Reichs als Bejahung und Steigerung seiner Siegesüberlegenheit begrüßte, mußte aus dem Neben-, Gegen- und Durcheinander von Räten, Einzelbehörden, Parteicliquen mit Regierungsfunktion wieder ein Staatsorganismus geschaffen werden.

Daß der neue Staat nur ein Volksstaat, seine Regierung nur eine Volksregierung werden könne, war damals, im Winter 1918, platte Selbstverständlichkeit. Der Bankrott des alten Obrigkeitsstaats, der den Wohlstand und die Sicherheit des deutschen Volkes in den Abgrund gerissen und sogar dessen nationales Dasein in Frage gestellt hatte, beherrschte das allgemeine Bewußtsein so vollständig, daß, abgesehen von etlichen Generälen und Flügeladjutanten, kaum jemand es wagte, sich laut zu ihm, zu seinen Methoden und äußeren Insignien zu bekennen. Die Volksherrschaft war, als Gegenpol des von außen und innen zerfetzten Obrigkeitsregimes, Axiom; zur Debatte standen lediglich ihre Formen und ihr Mechanismus.

Für den Bau des Volksstaats boten sich der politischen Öffentlichkeit zwei, außerhalb Deutschlands bereits praktisch angewandte Konstruktionspläne dar. Der eine, von vornehmer westlicher Herkunft, empfohlen durch jahrzehntelange friedliche Erprobung in einigen höchst kultivierten Ländern Europas und in Amerika, schon vor dem Kriege bewundert und zur

Nachahmung ersehnt von unserer ganzen bürgerlichen und einem großen Teile unserer proletarischen Opposition, war der der repräsentativen Demokratie: Volkssuveränität, verwirklicht durch von allen Bürgern unmittelbar oder mittelbar gewählte Organe der Gesetzgebung und Regierung, vor allem durch ein die eigentliche Regierungsmacht darstellendes Parlament. Der andere, aus dem Osten importiert, verdächtig wild und revolutionär, nicht friedlich erprobt, sondern Kampfprodukt und Kampferreger, seit Jahresfrist in Rußland mit teils zweifelhaften, teils abstoßenden Ergebnissen durchgeführt, war der der Proletariatsherrschaft: Suveränität, nicht des ganzen Volkes, sondern nur der armen, besitzlosen, bisher unterdrückten und beherrschten Schichten, verwirklicht durch eine Pyramide von Ausschüssen, von denen die Vertreter der bisher herrschenden oder führenden Klassen und Gruppen ferngehalten werden. Da die Schattierungen der repräsentativen Demokratie dem allgemeinen Urteil ebenso gleichgültig waren wie die Nuancen der Proletariatsregierung, stand die Frage schlagwortmäßig prägnant zwischen Parlamentarismus und Rätediktatur. Daß es jenseits von beiden noch etwas Drittes gab, sah man nicht, — obwohl der Rätegedanke selbst, wenn man ihn von seiner klassenhaft revolutionären Einseitigkeit befreite, und die tatsächliche Entwicklung der Gesellschaft und der Wirtschaft deutlich genug darauf hinwiesen. Aber für dieses Dritte gab es kein fertiges Schema, kein Rezept, das man bloß nachzuschreiben und nachzumachen brauchte; es forderte eigene, vorbildlose, schaffende Arbeit...

Dem Gedanken des Parlamentarismus wandte sich alles zu, was wirtschaftlich und gesellschaftlich konservativ war; außerdem aber — weil ja kein anderer Weg gezeigt wurde — auch alles, was, innerlich zu Neuem bereit, vor der brutalen, proletarischen Exklusivität der Rätediktatur zurückschrak. Die herrschenden Schichten erinnerten sich, daß der Parlamentarismus in den westlichen Ländern keineswegs umstürzlerisch gewirkt hatte, daß Grund-, Kapitalbesitz, Unternehmertum sich unter seiner Herrschaft recht wohl befanden, und daß Parlamentarier und parlamentarische Minister leichter zu kaufen sind als monarchische Regierungen. Die bürgerlichen Intellektuellen kalkulierten, daß die repräsentative Demokratie im öffentlichen Leben weit mehr Aussichten biete als der Obrigkeitsstaat, daß im parlamentarisch regierten Lande Parteisekretäre, Anwälte oder Journalisten Minister und Oberpräsidenten werden könnten, und daß man dort als Parteimann vielleicht schneller und bequemer eine Universitätsprofessur bekomme, denn als Privatdozent. Wer die Eignung zum Rhetor oder auch nur zum wohldisziplinierten Parteigenossen in sich fühlte, sah eine Zukunft der unbegrenzten Möglichkeiten, in der die anmaßende Exklusivität der Bürokratie zerbrochen, die Schranke der „Ochsentour" niedergelegt sein würde.

So bekam der Parlamentarismus massenhaft Zulauf nicht bloß aus den saturierten, sondern auch, — und gerade — aus den nicht saturierten Schichten des Bürgertums. Das Proletariat aber stellte sich zunächst nicht offen, eindeutig und energisch gegen ihn. Die Rätediktatur, die den Arbeitern allein die Macht übertrug, leuchtete vielen von ihnen ein, erschien aber ihrer Gesamtheit nicht als Lebensfrage. Jahrzehntelang war das Proletariat in sozial demokratischen Gedankengängen erzogen worden. Vor allem aber: es fühlte sich — damals — in naiver Selbstsicherheit als endgültigen Sieger, identifizierte sich — die „Massen" — in argloser optischer Täuschung mit dem „Volke" und fürchtete demgemäß den Verlust des Siegespreises höchstens von einer monarchisch-obrigkeitlichen Reaktion, nicht aber von irgendeiner Form der „Volksregierung". Nur kleine Zirkel sahen in dieser Form ein Grundproblem, um das auf Leben und Tod, mit revolutionären Mitteln, gekämpft werden müsse.

Die Entscheidung lag, da das Bürgertum, betäubt noch und geduckt, hinter seine Wünsche nicht den Druck der Gewalt setzen konnte, bei den Führern der stärksten Arbeiterpartei, also der Mehrheitssozialdemokraten. Die aber waren an der Spitze fundierter und bürokratisierter Organisationen bürgerlich geworden; sie waren in den kleinen Künsten und Geschäften des parlamentarischen Betriebs geübt und schätzten seine ruhigen Annehmlichkeiten. Die Macht- und Karriereaussichten, mit denen der Parlamentarismus die bürgerlichen Intellektuellen lockte, reizten auch sie. Auf der anderen Seite hatten sie, die spezifisch Traditionellen, Gemäßigten, einigermaßen Saturierten, Angst vor dem wurzellosen Freischärlertum der Räte, vor dem sich überschlagenden Radikalismus der Proletariatsdiktatur. Sie hatten — entgegen ihrem hundertmal wiederholten Lippenbekenntnisse — Angst vor einem Wirtschaften ohne Kapitalismus und Unternehmer, vor einem Regieren ohne Bürger, bürgerliche Parteien, bürgerliche Bürokratie.

Sie entschieden sich ohne viel Zögern für den Parlamentarismus. Und wir bekamen, verziert mit ein wenig bedeutungsloser Ornamentik aus der Staatsarchitektur der „unmittelbaren" Demokratie — Volkswahl des Präsidenten, Referendum — die parlamentarische Republik.

Die übliche demokratische Geburtslegende des neuen Deutschland erzählt, daß der Wille des deutschen Volkes, sich selbst zu regieren, seit jeher und im besonderen auch seit der Reichsgründung durch den monarchisch-bürokratisch-militärischen Obrigkeitsstaat gewaltsam geknebelt und unterdrückt worden sei. Nach dem schmählichen Zusammenbruche dieses Obrigkeitsstaats habe er sich mit elementarer Kraft durchgesetzt und die demokratisch-parlamentarische Volksrepublik geschaffen.

Diese Legende ist falsch und es liegt im dringendsten Interesse der Demokratie selbst, ihrer Lebensfähigkeit und ihrer Dauerhaftigkeit, sie zu zerstören.

Der Wille des Volkes, sich selbst zu regieren, hat – als zielklarer, vernünftiger und entschlossener Wille – während der ganzen wilhelminischen Ära nicht bestanden; wäre er lebendig gewesen, so hätte die monarchisch-bürokratische Macht just dieser Epigonenära niemals ausgereicht, ihn zu knebeln und zu unterdrücken. Und er besteht, genau genommen, als klarer, vernünftiger und entschlossener Wille auch heute noch nicht.

Kurz vor Kriegsausbruch ließ der liberale Historiker Hans Delbrück eine akademische Vorlesung über das Thema „Regierung und Volkswille" im Drucke erscheinen. In diesem Kolleg (das übrigens mit der Erklärung Delbrücks schließt, er sehe „in unserem Regierungssystem" – also in dem der wilhelminischen Epoche – „eine weit höhere und bessere Form der politischen Gestaltung als in irgendeinem anderen Staate der Gegenwart"), wird hervorgehoben, daß im monarchisch-bürokratischen Deutschland das Parlament einen ungleich größeren Einfluß auf die Gesetzgebung übe, als beispielsweise im demokratisch-parlamentarischen England. Das Haus der Gemeinen nehme wichtige Gesetze, die ihm seine Regierung vorlege, fast unbesehen und unverändert an; der deutsche Reichstag arbeite jeden Paragraphen durch, nehme tausend Änderungen vor und ersetze sogar nicht selten die gesetzgeberisch-technischen Gedanken und Formen der Entwürfe durch ganz neue.

Diese Feststellungen sind durchaus richtig. Aber sie zeigen nicht das, was Delbrück mit ihnen beweisen wollte, sondern etwas ganz anderes: die grundlegende Tatsache nämlich, daß das deutsche Parlament seine Energie und seine Aktivität auf ein Feld ablenken ließ, das gar nicht das Feld parlamentarischer Betätigung ist. Das Parlament, das die großen Linien, die Leitgedanken des Regierens und der Gesetzgebung bestimmen oder doch mitbestimmen sollte, begnügte sich damit, Fortsetzung und Aufseher der Bürokratie zu sein, deren Kleinarbeit es korrigierte. Ganz abgesehen davon, daß es, nach seiner Zusammensetzung, wenig für diese Funktion taugte, verzichtete es, indem es sich bei ihr beschied, auf die Willenssuveränität, die nur dem Träger oder Mitträger der Initiative, nicht dem Kritiker und Revisor der Ausführung zukommt. Das Parlament regierte nicht, sondern es leistete, mehr schlecht als recht, Referenten-, Sachverständigen-, Interessentenarbeit. Darum waren, wie Delbrück in der gleichen Schrift sehr zutreffend erwähnt, die deutschen Parlamentsdebatten so unpolitisch-langweilig, daß kein Mensch sie las. Darum sah die Regierung das Parlament nicht als Schöpfer, auch nicht einmal als Genossen der politischen Willensbildung an, sondern nur als ein un-

bequemes letztes Hindernis, das noch überwunden werden mußte, wenn die politische und sachliche Arbeit eigentlich bereits völlig erledigt war.

Aber, wird man einwerfen, darin liegt ja gerade die Knebelung der Demokratie, daß man den Reichstag zwang, seine Zeit und seine Kraft mit Paragraphenkrittelei zu verzetteln. Das war doch der antidemokratische Kniff der Bismarckschen Reichsverfassung, daß sie der demokratisch gewählten Volksvertretung nur die Bestätigung und Änderung der Gesetze überließ, während das Geschäft des Regierens nach wie vor in den Händen einer monarchischen Obrigkeit blieb.

Darauf ist einmal zu erwidern, daß ein Machtwille, der sich durch Verfassungsbuchstaben binden läßt, keiner ist. Und zum zweiten ist dazu zu sagen, daß auch innerhalb des formalen Rahmens dieser Verfassung der Reichstag zum Träger oder doch zum entscheidenden Mitträger der politischen Willensbildung werden konnte, wenn er und das hinter ihm stehende Volk das ernsthaft wollten. Was im letzten Kriegsjahre durch die Angst von oben bewirkt wurde, hätte schon viel früher durch einen festen Willen von unten erreicht werden können.

Mag sein, daß der Kampf gegen die Titanenautorität des Reichsgründers aussichtslos war und daß sein Erfolg im Augenblicke sogar schädlich gewesen wäre. Aber nach dem Rücktritte Bismarcks kam ein friedliches Vierteljahrhundert, in dem Deutschland, unter einem Monarchen mit sehr sichtbaren Fehlern von müden Generälen, glatten Höflingen, mittelmäßig-geschmeidigen Diplomaten, rhetorisch begabten Bürokraten regiert wurde. In dieser Ära wäre es möglich, wäre es, ich wiederhole das, sogar leicht gewesen, dem deutschen Parlamente seine geschriebene oder ungeschriebene bill of rights zu erstreiten. Nichts weiter war dazu nötig als der feste und einmütige Wille der Volksmehrheit.

Der Reichstag war nach der alten Verfassung immerhin ein unentbehrliches Teilstück der Staatsmaschine. Wenn er streikte, keine Gesetze und kein Budget bewilligte, stand diese Maschine still. Wenn das Parlament entschlossen politische Willenssuveränität oder einen entscheidenden Teil an ihr begehrte, blieb der sich wehrenden Obrigkeit nur der Appell an das Volk. Und wenn dieses fest und zielklar hinter seiner Vertretung stand, so blieb ihr nur Gewalt, Rückkehr zum Absolutismus, Staatsstreich.

Seit Wirkliche Geheime Legationsräte unter die Antimonarchisten gegangen sind und die Intimitäten Potsdams auf allen Märkten feilgeboten werden, ist das Götzenbild Wilhelms des Zweiten von allen Schleiern entblößt. Besser als früher erkennen wir hinter dem Lärm die Hohlheit, hinter dem rhetorischen Schellenklang die Schwäche dieses Mannes. Sicherer noch als früher wissen wir jetzt, daß dieser Theatercäsar mit

Lampenfieber, der aus bramarbasierender Überhebung unvermittelt in hysterische Angst fiel, niemals gegen entschlossenen Massenwillen einen Staatsstreich gewagt hätte.

Die psychologische Probe aufs Exempel ist ja gemacht worden. Ein einziges Mal sah sich der Kaiser, der sonst alle, auch die Volksvertreter, nur als Hofschranzen kannte, zwar keinem klaren Massenwillen, aber doch einer ziemlich einheitlichen, im Parlamente dick unterstrichenen Massenentrüstung gegenüber. Das war bei der „Daily Telegraph-Affäre". Der Kanzler des Reiches ging, obwohl er selbst mit seinen Beamten den größten Teil der Schuld trug, zu den Kritikern über, erteilte dem Monarchen vor versammeltem Volke eine kaum verhüllte Rüge, ließ heftige persönliche Angriffe, die in seiner Gegenwart vorgebracht wurden, unerwidert. Leute, die die Selbstsicherheit Wilhelms überschätzten, hatten Bülow gewarnt; er werde fallen, wenn er sich nicht schützend und abwehrend vor den Kaiser stelle. Unnütze Sorge. Eine wirkliche Cäsarennatur hätte den Kanzler zum Teufel gejagt, den Reichstag nach Hause geschickt und mit dem Volke um ihr Recht auf persönliches Regiment gerungen. Der Potsdamer Talmicäsar machte ein Mäulchen und wich zurück. Er behielt den Fürsten Bülow, obwohl er ihn von diesem Augenblick an haßte, er gelobte Besserung, er ließ sich das Manuskript der nächsten Rede, die er hielt, ganz ostentativ vom Reichskanzler überreichen. In Privatgesprächen beklagte er sich bitter — und nicht grundlos —, daß Bülow, dem er in der Tat das „Daily Telegraph"-Interview zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt hatte, ihn als Prügelknaben für eigene Verfehlung mißbrauche. Er, der Imperator, ließ sich mißbrauchen, weil er Furcht vor der Massenstimmung hatte, die für seinen Kanzler und gegen ihn war.

Braucht's noch mehr? Muß man an den Krieg erinnern, in dem vom Cäsar kaum die Gebärde übrig blieb, wo die Majestät sich hinter einen Kanzler verkroch, den sie für unfähig hielt, der aber „das Vertrauen der Parteien besaß", und hinter einen Feldherrn, der ihr widerwärtig, aber ein Willensträger war? An den unköniglichen Aus- und Abgang, den kein wirklicher Gesinnungsmonarchist dem letzten Hohenzollern verzeiht? Dieser Mann war kein Held, war nicht einmal ein Kämpfer. Er konnte sich und den anderen den Autokraten nur vormimen, weil auf der Bühne, auf der er agierte, bloß ein Trabantenchor stand, aber kein Gegenspieler. Um ihm seine tönerne Selbstherrlichkeit zu nehmen, brauchte man nur ernsthaft und entschlossen mit ihm zu ringen. Aber niemand rang mit ihm — seine Umgebung nicht, der Reichstag nicht, das Volk nicht.

Oder waren vielleicht die Leiter der Reichsregierung von Caprivi bis

zu dem offenen Pazifisten und heimlichen Sozialdemokraten Bethmann Männer des Staatsstreichs? Ein herkömmliches Vorrecht und Übergewicht bewahren, das fast widerstandslos geduldet wird, kann jeder Durchschnittsbürokrat. Gegen anstürmenden Volkswillen für die Autokratie zu kämpfen, dazu gehört Format. Als unter dem alten Wilhelm in Preußen der Konflikt mit dem Landtage durchzufechten war, fand sich der einzige Bismarck dazu bereit. Nicht, weil er ein Konservativer, ein Junker war – Konservative und Junker können sehr vorsichtig und sehr ängstlich sein, wenn sie auf einen wirklichen oder vermeintlichen Massenwillen stoßen – sondern weil er das Format, weil er in sich die Gewißheit hatte, daß er recht behalten werde. Unter den Staatsdienern der Ära Wilhelms des Zweiten war kein Bismarck, keiner, der im Souveränitätskampfe gegen das Volk fest geblieben wäre. Keiner hätte, wenn wirklich und zäh gekämpft worden wäre, bis zum Siege durchgehalten; denn keiner hätte, wie Bismarck, die Kraft gespürt, den Sieg zu behaupten und zu legitimieren.

Der Wilhelminische Staat ist Obrigkeitsstaat geblieben, obwohl die Obrigkeit, trotz polternder Tiraden, schwach war; er ist es geblieben, weil der Massenwille zum Volksstaate noch schwächer war. Die Hauptschuld trug das Bürgertum, das zwar die Literatenkritik am Autoritätsapparat mit schmunzelndem Behagen hinnahm, sich aber doch über seinen Theaterglanz und sein Schaugepränge freute und ihm im letzten Grunde alles verzieh, weil es sich materiell so prächtig unter ihm leben ließ. Aber auch die Arbeiterschaft war schuld, weil sie sich politisch nicht zum Mitregieren, sondern zur dauernden Negation und Opposition organisierte, weil sie jedes breite positive Zusammenwirken mit dem Bürgertum ablehnte und ihm so die seine Stellung und seine Rechte schirmende Obrigkeit als unentbehrlichen Verbündeten und Verteidiger erscheinen ließ.

Dann kam die Kriegskatastrophe. Nach vier Kampfjahren brach der Obrigkeitsstaat, gleich unfähig, den Krieg fortzusetzen oder aus ihm herauszufinden, zusammen; es war nicht nötig, ihn zu stürzen. Die rebellierenden Soldaten und Arbeiterhaufen gaben den fallenden Mächten nur den Fangschuß. Ein bewußter, klarer, entschlossener Volkswille war wieder nicht im Spiel. Ein Vakuum entstand; es mußte ausgefüllt werden. Und es konnte, schon nach dem Kontrastgesetze, nur durch den Volksstaat ausgefüllt werden. So kamen wir zur demokratisch parlamentarischen Republik wie die Jungfer zum Kinde.

Es tut not, daß wir uns das klar machen. Die demokratische Republik bedeutet vorläufig für uns nichts weiter als einen geschichtlichen Zufall, eine Form, die wir angenommen haben, weil der Verlauf der Dinge sie uns aufdrängte, die uns anzueignen wir aber noch nicht einmal im

Begriffe stehen. Die herrschenden Obrigkeitsmächte der alten Verfassung sind uns gestrichen worden, — nicht von uns selbst, sondern vom Kriegsschicksal. Darauf gingen wir hin und schrieben uns aus westlichen Vorlagen eklektisch eine Verfassung ab, nach der statt des Monarchen die Parteien des „regierenden" Parlaments die Minister bestimmen. Damit hielten wir die Angelegenheit so ziemlich für erledigt. Daß die neue politische Form ein neues politisches Leben, eine neue Einstellung der Führer wie der Geführten zum Staat und zum Regierungsgeschäfte verlangt, ist uns bisher nicht aufgegangen. Ergebnis: wir haben, innerlich besehen, gar keinen Volksstaat und haben vorläufig auch gar keine Aussicht, ihn zu bekommen, weil wir überhaupt nicht ahnen, daß wir ihn erst erwerben müssen. Wir haben nur einen Obrigkeitsstaat ohne traditionelle, in sich selbst ruhende Obrigkeit. Und da das ein ziemlich zweifelhaftes Surrogat ist, kann es uns leicht passieren, daß wir die zur Zeit fehlende Obrigkeit über kurz oder lang wieder an ihrem Platze sehen.

Seit wir eine sogenannte Volksregierung haben, ist das Mißvergnügen über sie und ihre Leistungen ständig gewachsen. Man fühlt, daß in der Sphäre des Regierens Idee, Sicherheit, Linie fehlen, daß rein Agitatorisches getan, dringend Notwendiges unterlassen wird, und daß das, was geschieht, mit dem Volkswillen sowohl, wie mit zielklarer Sachlichkeit nur in sehr entferntem Zusammenhange steht. Aber die Mißstimmung bleibt fruchtlos, ja sie stiftet neuen Schaden. Das Bürgertum läuft konservativen Propagandarednern und -schreibern zu, die, ohne Plan und Willen zu Neuem, sentimental und pathetisch mit dem Flitterglanz obrigkeitsstaatlicher Erinnerungen locken. Die Arbeiterschaft verbeißt sich, nachdem ihr revolutionärer Elan verraucht ist, der Demokratie gegenüber schon wieder in die negativ-unfruchtbare Opposition, mit der sie den Obrigkeitsstaat scheinbar bekämpfte und in Wahrheit stützte.

Die „liberalen" Politiker, die hinter dem Parlamentarismus um keinen Preis mehr ein Problem entdecken möchten, versuchen es mit Symptomenpfuscherei oder reden, nachsichtig zur Geduld mahnend, von Kinderkrankheiten. Herr Preuß, der Autor der Verfassungskompilation, erklärt, es sei nicht seine Meinung gewesen, daß die Parteien die Ministerportefeuilles einfach untereinander verteilen. Wenn das die Absicht sei, brauche man gar keinen Reichspräsidenten, sondern bloß ein Ausfertigungsorgan für die Beschlüsse des Fraktionsabsolutismus. Herr Preuß denkt vermutlich an die paar starken amerikanischen Präsidenten, die, als wirkliche Staatsprokuristen, eine Art plebiszitär fundierter und zeitlich begrenzter Autokratie verwirklichten. Aber er vergißt, daß der amerikanische Präsident frei seine Staatssekretäre ernennt, die dem Kongresse nicht angehören

dürfen, während es in Deutschland der allererste Schritt der Staatsreform war, die alte Regel, daß niemand gleichzeitig Mitglied des Bundesrats und des Reichstags sein könne, zu streichen. Er vergißt, daß der Präsident der Vereinigten Staaten seine Minister nicht nur wählt, sondern auch aus eigenem Willen hält und entläßt, während der deutsche Präsident den Minister, den er heute ernennt, morgen wieder fortschicken muß, wenn das Parlament es befiehlt. Ob die Präsidentenmacht ein sicheres und ausreichendes Gegengewicht des Parlamentsabsolutismus ist, steht dahin: in der Union war, als Wilson sein „Congressional Government" schrieb, das Präsidentenamt ohne Kraft und Leben und der Kongreß regierte so gut wie unumschränkt, ohne die sichtbare Verantwortung des Regierens tragen zu müssen. Bei uns aber, wo jeder Minister auf den Wink des Reichstags abzutreten hat, ist der Parlamentsabsolutismus verfassungsmäßig sichergestellt; und es ist ein wenig naiv, von den Parteien zu erwarten, daß sie aus ihres Nichts durchbohrendem Gefühle auf Macht und Nutznießung verzichten, die ihnen ausdrücklich zugewiesen sind.

Nein – die Symptomenkuren helfen nichts, und zu geduldigem Warten auf eine Selbstheilung, von der wir nicht wissen, ob und wann sie einsetzt und wie gründlich sie sein wird, haben wir keine Zeit. Wir müssen schon den Glauben an gute, alte Rezepte beiseite lassen und der Sache selbst auf den Grund gehen.

Wir haben vom Parlamentarismus als der uns gegebenen – wirklich nur gegebenen – Regierungsform auszugehen. Zwei Fragen sind zu beantworten. Einmal die allgemeine: kann der Parlamentarismus in den Formen, die ihm eigen sind und mit den Hilfsmitteln, die ihm zur Verfügung stehen, die Aufgaben der Staatsleitung mit dem Ergebnisse stärkstmöglicher Sicherung und Förderung des Staats- und Gemeinwohls, der Staats- und Gemeinentwicklung bewältigen? Dann die besondere: haben wir in unserem deutschen, politischen Leben die Grundlagen und Voraussetzungen, um den Mechanismus der parlamentarischen Regierung zu beherrschen und ihre Kräfte voll zu entbinden, kurz, um mit dem Parlamentarismus das ihm Mögliche zu leisten?

Beginnen wir mit der zweiten, besonderen Frage.

Im Obrigkeitsstaate, wie wir ihn hatten, wird der allgemeine Staatswille, die allgemeine Staatsidee von der Obrigkeit getragen. Das Organ der primären politischen Willensbildung ist, wie ich früher ausführte, nicht das Parlament, sondern die monarchische Bürokratie; das Parlament ist lediglich Träger kritischer Revision und Kontrolle. Demgemäß stellen sich die Parteien auch nicht auf den allgemeinen Staatswillen und seine konkrete Gestaltung ein – denn für diesen allgemeinen Staatswillen ist ja ein, und sogar ein übermächtiger, Repräsentant außerhalb des Partei-

wesens bereits vorhanden — sondern auf besondere Willens- und Interessenkomplexe bestimmter Volksgruppen, die dem allgemeinen, objektiven Staatswillen gegenüber zur Geltung gebracht werden sollen. Die ideologische Verbrämung und der Brauch, durch Verschleierung der Kerninteressen Mitläufer aus Nachbargruppen anzuziehen, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies das Entstehungs- und Erhaltungsprinzip aller unserer Parteien war. Die deutschen Parteien spiegelten — als politische Interessenvertretungen mit Weltanschauungsetikette — die Schichten unserer Gesellschaft: von der alten, bodenständigen, grundbesitzenden, herkömmlich den uniformierten und nicht uniformierten Staatsdienst monopolisierenden, über den industriellen und kommerziellen Kapitalismus und seinen beweglichen, gehobenen, nach unten hin nicht ganz saturierten und daher politisch etwas malkontenten Anhang bis zum starr und unentwegt oppositionellen städtischen Proletariat. Dazwischen als monumentale Anomalie, gestützt auf eine unvergleichliche, kirchliche Macht- und Beeinflussungsorganisation das Zentrum als Vertretung des katholischen Bevölkerungsblocks quer durch alle Schichten hindurch. Jede dieser Parteien — genau wie die Klassen und Schichten, die hinter ihnen stehen, — bitterböse auf die anderen, die sie nur als Konkurrenten, nicht als Genossen des politischen Willens zu betrachten vermag. Über dem Fraktionengewimmel die Obrigkeitsregierung, die mit den nicht von vornherein alles negierenden „bürgerlichen" Parteien Gesetze fabriziert, indem sie bald der einen, bald der anderen Zugeständnisse hinwirft und Wünsche erfüllt. Man nannte das, mit wechselnden Mehrheiten regieren und behauptete, die Not zur Tugend verfälschend, daß der Volkswille so am besten zum Ausdrucke komme.

Daraus ergibt sich, nebenbei, auch ganz von selbst, warum unsere Parteien in der Hauptsache „innerpolitisch orientiert" waren, für die Führung der äußeren Angelegenheiten nur ein kläglich bescheidenes Maß von Verständnis und Interesse aufbrachten. Der primäre Bedeutungsrang der auswärtigen Politik, die Einstellung aufs Ganze verlangt, kann von Parteien nicht erfaßt werden, die sich nicht als Träger der Staatsidee und des Staatswillens, sondern als Gruppen- und Interessenvertreter gegenüber dem Staatswillen fühlen.

Die Revolution hat — und das beweist ja besser als alles andere, wie bettelarm an Klarheit und vernünftigem Wollen sie war — an dem charakteristischen Wesen unserer Parteien nicht das geringste geändert. Die bürgerlichen Parteien haben zwar die Namen gewechselt (das Zentrum tat selbst dies nur vorübergehend), aber ihre Lagerung, ihre Einstellung zum Ganzen und zueinander, ihre Schwerpunkte, ihre Begrenzungen sind geblieben, wie sie vor der Revolution waren. Von der die Gruppen, Klassen, Schichten überspringenden und zusammenfassenden Universalität,

die Parteiwille besitzen oder erwerben muß, um suveräner Staatswille werden zu können, ist nirgends eine Spur zu entdecken. Wir haben nach wie vor Obrigkeitsstaatsparteien, nicht Volksstaatsparteien, und haben darum, wie ich schon sagte, keine wirkliche Volksrepublik, sondern bloß einen Obrigkeitsstaat ohne Obrigkeit.

Da die Obrigkeit fehlt, die „mit wechselnden Mehrheiten" regieren kann, hat sich zunächst aus drei Parteien — der alten Vertretung des Industrieproletariats, der Partei der katholischen Interessen und der Repräsentanz des politisch-radikalisierten Flügels des städtischen Kapitalismus und seines bürgerlichen Anhangs — eine „Regierungskoalition" gebildet, die zur Zeit über die Mehrheit der Parlamentssitze verfügt. Aber die Summierung dieser drei Parteiwillen bedeutet, wie die Dinge liegen, keinen positiven, einheitlichen und universellen Staatswillen; sie bedeutet nur eine dreifache Kritik, ein dreifaches Hin- und Herzerren, ja in praxi beinahe eine dreifache Lahmlegung des Staatswillens.

Wer vertritt bei diesem Zustande den positiv-universalen Staatswillen gegenüber dem partikular-interessierten, kritischen Parteiwillen? Wider Gewohnheit und Erwartung, mit starken inneren und äußeren Hemmungen und mit sehr begrenztem Erfolge der Parteiminister. Im übrigen die letzte, heute mehr denn je unentbehrliche Säule des Obrigkeitsstaats — der Geheimrat.

Der Parteiminister kommt, meist mit ziemlich viel politischen und persönlichen Sonderinteressen und Nebenbeschäftigungen belastet, (denn wie lange ist man Minister?) in seine Behörde. Er bringt einen Schatz parteipolitischer Agitationsphrasen mit, die, bei näherem Besehen, für das praktische Geschäft des Regierens so gut wie wertlos sind. Routine, Amtstradition, Geschäftstechnik besitzt er nicht; und eben so wenig besitzen sie naturgemäß die Parteigenossen, die er schnell in seinem Dienstbereiche versorgt. Dagegen hat er die ausgesprochene Fähigkeit, sich durch innere Disziplin und Korpsgeist der neuen Umgebung anzupassen. Denn er kommt ja aus hierarchisch-bürokratisch wohl gegliederten und disziplinierten Parteiverbänden, die, selbst wenn sie für die röteste Opposition arbeiten, organisatorisch und in der Form ihrer Geistigkeit direkte Abkömmlinge des preußischen Kasernenhofs und der preußischen Amtsstube sind. Wenn er vorher schlecht bezahlter Parteibeamter oder Journalist war, hat er außerdem die kleinbürgerliche Sehnsucht, sich großbürgerlich auszuleben: bessere Weine zu trinken, mit besseren Menschen zu verkehren, wenn die Valuta schlecht ist, zur Erholung in die Schweiz zu reisen.

Durch all das verwächst der demokratisch-republikanisch-parlamentarische Minister — auch und gerade der sozialdemokratische — sehr rasch mit seiner Behörde, deren alte Direktoren und Räte ihn sachlich und technisch

führen, während er sie als oberster Kollege repräsentiert, begönnert, verteidigt. Der neue, um die „Würde" der Behörde besorgte Korpsgeist sozialdemokratischer Minister hat sich bisweilen mit charakteristischer Komik geäußert. Alles in allem ist das Gewicht des alten Apparats so schwer und die Anpassungsfähigkeit und Disziplin der neuen Minister so groß gewesen, daß etliche von ihnen schon nach kurzer Zeit leidlich wie wilhelminische Bürokraten regierten.

Aber gegen die Assimilation der Parteiminister an die Bürokratie erhebt sich der Widerstand der Parteien selbst. Sie wünschen, daß ihr „regierender" Mandator dem Parteikorpsgeist treu bleibt und ihn nicht mit einem neuen Behördenkorpsgeist vertauscht. Die unbekümmerte Einseitigkeit seines Parteiwillens würde sonst zugunsten des Staats- oder Obrigkeitswillens abgeschwächt. Dem Geheimrat, auf den der parlamentarische Minister sachlich angewiesen ist, steht die Partei, auch die regierende, mit genau dem gleichen Mißtrauen gegenüber, wie in der Zeit, wo er noch unter bürokratischen Chefs arbeitete. Sie weiß, daß er, der einzige Erbe der obrigkeitsstaatlichen Geschäftsroutine, es ist, der in Wahrheit regiert und Gesetze macht. Sie durchschnüffelt, bekrittelt, zerzaust, verändert die Vorlagen, die von ihren eigenen Vertrauensmännern in der Regierung gezeichnet und vertreten werden, noch gründlicher und ängstlicher als früher. Denn sie wittert in ihnen nicht nur die parteifremde Bürokratenobjektivität ihrer geheimrätlichen Autoren, sondern auch die Einflüsse der übrigen regierenden Parteien, die für sie, genau wie in der alten Zeit, nicht Genossen, sondern Konkurrenten und Gegner sind, weil sie den Staatswillen in der Richtung anderer Gruppen- und Schichteninteressen abzubiegen streben.

So also stellt sich unser „neues Regime" dar: der Geheimrat regiert mit dem Ideen- und Erfahrungskapital, das er im Obrigkeitsstaate gesammelt hat, und die „herrschenden" Parteien zanken sich um die Einzelheiten seiner Entwürfe, bis schließlich ein Kompromiß entsteht, das nichts Ganzes mehr ist, keinen ungebrochenen Leitgedanken mehr enthält, und das am Ende nur angenommen wird, weil jede Partei etwas durchgesetzt und keine Recht behalten hat. Obrigkeitsstaat ohne Obrigkeit . . . .

Die Regierungskoalitionen werden wechseln, aber der Staatszustand wird dabei im Ganzen und Grundsätzlichen kaum besser werden. Eine Regierung der „Rechtsparteien" wird innerlich homogener sein, weil diese Parteien die von ihnen vertretenen Schichten- und Gruppeninteressen leichter auszugleichen vermögen, — der Riß zwischen Saturierten und nicht Saturierten, Bürgertum und Proletariat trennt sie nicht. Sie wird, mehr als die gegenwärtige, der des Obrigkeitsstaats ähneln, aber schließlich doch nur ihr unvollkommenes und unsicheres Surrogat sein. Denn weit

schärfer noch als die des Obrigkeitsstaats werden sie die Parteien der unteren Schichten und des malkontenten, radikalisierten bürgerlichen Flügels bekämpfen. Schärfer und mit ungleich mehr Erfolgsaussicht. Während die Obrigkeitsregierung, solange die Massen nicht revoltieren, die Gewähr ihres Bestands in sich selbst trägt, kann (und wird) ein konservatives, parlamentarisches Regime nach kurzer Zeit durch den gleichen demokratischen Willen gestürzt werden, dessen Schwanken es sein Dasein verdankt. Deshalb wird ein solches Regime sich, im Streben nach Befestigung seiner eigenen Macht, unweigerlich von Demokratie und Parlamentarismus abwenden und Versuche obrigkeitsstaatlicher Restauration unternehmen. Die Mac Mahons sind immer nur Platzhalter — sei es für die Könige, sei es für den Radikalismus.

Der Wechsel der Koalitionen bringt die Erlösung nicht, solange die Parteien bleiben, was sie sind. Er steigert und schärft die Kämpfe und Gegensätze der mit ihrem Partikularwillen aufeinanderstoßenden Parteien, aber er schafft keinen universalen, produktiven Staatswillen. Inzwischen jedoch entsteht und wächst die Gefahr, daß auch der letzte, aus dem Obrigkeitsstaate übrig gebliebene Pfeiler, objektiven Staatswillens und objektiver Regierungsfähigkeit, die Bürokratie, vermorscht. Nach den Erfahrungen in so gut wie allen demokratischen Ländern (und wir haben ja auch schon einige gesammelt) korrumpiert der Parlamentarismus das Beamtentum und mindert, trotz theoretisch breiterer Auslese, seine Qualität. Nun ist ja, wie wir bereits bei den parlamentarischen Ministern sahen, der disziplinierte und autoritäre Deutsche besonders fähig, sich einer neuen Umgebung anzupassen. Aber dadurch wird nur der bürokratische Korpsgeist konserviert, nicht die Geschäftskunde und das traditionelle, überparteiliche Staatsdienerbewußtsein.

Die Demokratie kann nur dann eine dem Obrigkeitsregime überlegene, ja überhaupt eine lebensfähige Staatsform werden, wenn sich die Parteien aus kritisierenden, kontrollierenden, interessenvertretenden Gruppen-, Klassen- und Schichtenparteien zu universalen, schöpferischen Staatsparteien wandeln.

„Eine Parteiregierung", hat Balfour einmal gesagt, „ist nur möglich, wenn die Unterschiede zwischen den Parteien zwar vorhanden, aber nicht grundlegend, nicht entscheidend oder von so revolutionärer Art sind, daß sie die Gesellschaftsklassen oder die Anschauungsgruppen in hoffnungsloser Entfremdung voneinander trennen". Die innere Affinität der Parteien, die hier zur Voraussetzung des Parlamentarismus gemacht wird, besteht darin, daß alle Parteien die gegebene Staats- und Gesellschaftsstruktur in ihrer vollen Breite bejahen und stützen und nur in ganz bestimmten, konkreten Einzelfragen der praktischen Staatskunst auseinandergehen. Das trifft bei den zwei historischen englischen und fast noch mehr bei den beiden

großen amerikanischen Parteien zu. Solche Parteien können einander in der Herrschaft folgen, ohne daß die Entwicklung gestört und die Stetigkeit des Regierens unterbrochen wird; sie können sich zur Not auch miteinander koalieren, weil sie ja im Grundlegenden und Entscheidenden auf gemeinsamem Boden stehen. Parteien aber, die scharf und fundamental gegensätzliche Interessen und Ziele vertreten, können einander nicht in der Regierung ablösen, weil sonst bei jedem Wechsel die ganze Entwicklung gewaltsam herumgerissen würde; sie können aber auch nicht zusammen herrschen, weil sie einander mit ihren Gegensätzen wechselseitig lahmlegen. Tun sie es dennoch, so ist das Resultat – das deutsche Regime von heute.

Indes – die Balfour'sche These hat ihren Wert offenkundig nur für Zeiten gesicherter Stabilität und ruhiger Entwicklung. Unser Parteisystem jetzt auf einen gemeinsamen Boden der Staats- und Gesellschaftsbejahung und -förderung zu stellen, wäre eine bare Unmöglichkeit. Denn dieser Boden ist nicht da; er muß erst geschaffen werden. Vor dem Werke des Aufbaus scheiden sich die Geister, müssen sie sich scheiden. Aber nicht nach Gruppen-, Schichten-, Klassen-, kurz nach Partikularinteressen, sondern mit dem Blick aufs Ganze, nach Ideen, die die Totalität der Form und der Evolution von Staat und Gesellschaft umfassen.

Man kann sich vorstellen (obwohl man freilich kaum wagen darf, es zu hoffen), daß die deutsche Demokratie zwei große Staatsparteien herausbildete. Sie könnten freilich nicht zusammen regieren; der Volkswille müßte sich für eine von ihnen entscheiden und sie mindestens so lange im Besitze der Herrschaft lassen, bis sie nach ihrem Sinne die Fundamente der neuen, deutschen Zukunft gelegt hat. Die eine dieser beiden Parteien, die in ihrem Wesen konservative, würde im ganzen mit dem Gedankenschatze des bürgerlichen, individualistischen Liberalismus arbeiten. Sie wäre für freikapitalistische Wirtschaft, wenn auch mit etwas Staatssozialismus und Sozialpolitik, für freie Organisation der Kulturinteressen bei im wesentlichen nur elementarer staatlicher Kulturpflege, überhaupt für Begrenzung der Staatstätigkeit. Politisch wäre sie, ohne Vorbehalt und Einschränkung, Anhängerin des Parlamentarismus, der ja die dem individualistischen, bürgerlichen Liberalismus eigentlich adäquate Regierungsform ist. Die andere Partei, die progressistische, wäre nicht individualistisch, sondern solidaristisch; ihr Leitgedanke wäre die Auswirkung des Einzelnen nicht als Individuum, als Gesellschaftsatom, sondern als Glied einer am gleichen Ziele schaffenden Gemeinschaft oder Genossenschaft. Ihr Ziel wäre deshalb die Zusammenfassung und Selbstverwaltung der gleichartigen Leistungsgruppen nicht nur in der Wirtschaft (Gemeinwirtschaft), sondern auch in der Kulturarbeit, und die Steigerung ihrer Leistung durch jene Zusammenfassung und Selbstverwaltung. Die Rolle des Staates wäre

in ihrem Programm völlig verändert: beschränkt, indem das meiste Bürokratische und auch manches Gesetzgeberische auf die sich selbst verwaltenden, genossenschaftlichen Wirtschafts- oder Gesellschaftsgruppen überginge, erweitert, weil der Staat den Prozeß der Durchorganisierung der Gesellschaft formal zu regeln und zu überwachen hätte, und weil er zwischen den zusammengefaßten Gruppen vermitteln und nötigenfalls als Schiedsrichter und Suverän entscheiden müßte. Mit dem Aufgabenkreise des Staates wandelte sich natürlich auch der des allgemeinen Parlaments von Grund auf; von einem die ganze Gesetzgebung und Exekutive unumschränkt beherrschenden Parlamentarismus könnte keine Rede mehr sein.

Die parlamentarische Demokratie ist weder ein Ideal noch eine Entartung; sie ist einfach eine historische Kategorie. Sie entspricht und genügt einem bestimmten Zustande der Gesellschaft und ihres staatlichen „Uberbaus". Dieser Zustand ist verwirklicht in der Blütezeit des Kapitalismus, in jener Periode seiner Entfaltung, in der die alten, feudalen Klassen sich völlig mit ihm abgefunden haben, ja zum Teil in ihm aufgegangen sind, während sich das Proletariat entweder noch den Ausschluß von der politischen Macht gefallen läßt, oder sie nur braucht, um mit dem Kapitalismus zu paktieren, nicht um sich grundsätzlich und entschlossen gegen ihn aufzulehnen. Das England des neunzehnten Jahrhunderts ist das klassische Beispiel. Die ständischen Gebundenheiten sind zersprengt; der Einzelne steht dem Ganzen, dem Staate unmittelbar, zwischengliedlos gegenüber. Als Individuum, nicht unter dem Schutze von Ständen, Gruppen, Genossenschaften soll er seine Kräfte entfalten, für die, nach der von den Erfolgreichen gepredigten Fiktion, Gleichheit der Betätigungsfreiheit besteht. Wenn eine solche Gesellschaft sich selbst regieren will, so kommt sie ohne weiteres – die Ideologie spielt dabei nur die Rolle des Geburtshelfers – zur Herrschaft des Parlaments als einer Repräsentation der Einzelnen. Nicht aller Einzelnen; die Allgemeinheit des Wahlrechts ist dem kapitalistischen Parlamentarismus keineswegs wesenseigen, sondern wird ihm erst durch einen Schachzug von oben (Bismarck) oder durch den Druck von unten aufgenötigt. Denn die innerhalb der individualistisch-kapitalistischen Ordnung mehr oder minder Erfolgreichen suchen sich gegen die Unzufriedenheit der Erfolgsarmen abzuschließen. Maßstab des Erfolgs ist der Geldbesitz, politischer Ausdruck jener Abschließungstendenz deshalb der Zensus.

Die gesellschaftliche Ordnung, die den Parlamentarismus schafft, begrenzt die Funktionen des Staates, indem sie die wirtschaftliche und die kulturelle Lebenssphäre so gut wie vollständig dem Individuum und seiner freien Betätigung zuweist. Der parlamentarische Staat des Hochkapitalismus ist

eigentlich nur Machtstaat nach außen und Rechtsstaat nach innen; was er sonst noch an Funktionen besitzt, sind entweder Reste aus der früheren Zeit der staatlichen Omnipotenz oder Keime einer späteren Entwicklung, deren Entstehen dem Drängen der durch den kapitalistischen Individualismus nicht saturierten Schichten zuzuschreiben ist. Diese Begrenzung der Staatsfunktionen ist nicht bloß auf dem gleichen Boden mit dem Parlamentarismus gewachsen; sie ist von ihm auch völlig untrennbar, sie allein macht ihn erträglich.

Ich will hier nicht die pessimistischen Urteile wiederholen, die sehr sorgfältige Beobachter über das Ausleseergebnis von Volkswahlen abgegeben haben. Ich will nichts über die Tyrannei des „caucus" sagen oder über die sich selbst ergänzende Oligarchie des Parteibonzentums. Auch nichts über den Vorteil, den im Wahlkampfe notwendig Rhetoren und Leute mit starker kritisch-dialektischer Begabung vor nachdenklicheren, mit sich selbst ringenden, produktiven Naturen gewinnen müssen. Ich will den günstigsten Fall annehmen, den nämlich, daß das Parlament ein verbessertes Spiegelbild des Volkes darstellt, daß also kluge, gebildete und verantwortungsbewußte Staatsbürger seine Mitglieder werden. Ein solches Parlament wird einen begrenzten Komplex allgemeiner, öffentlicher Beziehungen zu beherrschen vermögen — aber nicht mehr. Sowie es sich der Regelung einzelner, besonderer Sphären des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zuwendet, verfällt es dem Dilettantismus. Denn die Abgeordneten sind nicht gewählt (und können nach der Idee des Parlamentarismus nicht gewählt werden) als Kenner besonderer Arbeits- und Lebenskreise, sondern als Politiker, die über ein allgemeines Parteiprogramm geschickt und wirksam zu reden verstehen. Wenn sich Sachverständige für besondere Gebiete unter ihnen befinden, so ist das Zufall, nicht Notwendigkeit; wenn diese Sachverständigen schöpferisch sind, ist es ein noch größerer. Wer in einer kulturellen oder ökonomischen Sphäre wirklich führt, hat gemeinhin wenig Lust, sich auf den Markt des parlamentarischen Betriebs zu stellen. Denn er kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er dort nicht führen wird. Er ist unbequem, weil er den glatten Lösungen widerspricht, die die Oberflächlichkeit für alles bereit hat. Er ist verdächtig, weil er mit seiner besseren Kenntnis die Autorität der Parteihäupter bedroht, ohne sie ersetzen zu können. Er kann sie nicht ersetzen, weil er zu tief in seiner Sphäre steckt, wenn er in ihr wirklich Führer ist.

Die Zeit des kapitalistischen Individualismus und der von ihm geschaffenen Staatsformen ist vorüber, muß vorüber sein. Denn er hat uns um die allgemeine Staatsbejahung gebracht, ohne die Volk und Staat auf die Dauer nicht weiterleben, ohne die sich vor allem ein so völlig niedergebrochenes Volk, wie das unsrige, niemals wieder aufrichten kann. Der

Versuch der Erhaltung des kapitalistischen Individualismus bedeutete die Fortdauer der erbitterten Auflehnung des Proletariats gegen Gesellschaft und Staat, bedeutete die Fortdauer der zerstörenden Unfruchtbarkeit des Klassenkampfs. Wir können den Klassenkampf nur überwinden, wenn wir die Solidarität der in einer Sphäre Schaffenden organisieren. Aus der atomistisch aufgelösten Gesellschaft, die durch den Gegensatz der Saturierten und nicht Saturierten hoffnungslos gespalten wird, müssen sich die Leistungsgruppen verdichten, genossenschaftlich zusammenschließen, selbst verwalten. Das Werk, das sie tun, muß die Menschen einen, nicht der Erfolg, ausgedrückt in Geldbesitz, oder der Mißerfolg, ausgedrückt in Armut. Die aber, die zusammen am Werke schaffen, sollen, trotz Arbeits- und Funktionsteilung, trotz ungleicher Entlohnung bei ungleicher Leistung, Genossen sein, sich als Genossen fühlen. Das ist der Kern des Rätegedankens, der in aller Verworrenheit nicht mehr verloren gehen kann; das ist die Idee der Selbstverwaltung, die jetzt erst zum formenden Prinzip des gesellschaftlichen und damit auch des staatlichen Aufbaus wird. Bei der Wirtschaft muß die neue Vergenossenschaftung beginnen; hier ist die Grundlage unseres künftigen Daseins, als Volk zu gewinnen oder zu verlieren. Wo der Hebel anzusetzen ist, habe ich in meinem Aufsatze „das Ringen um die Wirtschaftsform" im vorjährigen Oktoberhefte dieser Zeitschrift zu zeigen versucht. Aber auch die Sphären kulturellen Schaffens müssen sich selbstverwaltend organisieren, weil ihren besonderen Ansprüchen sonst Vertretung und Gewicht mangelt.

Denn in der Epoche, die den kapitalistischen Individualismus überwunden hat, treten die Leistungsgruppen, die neuen Genossenschaften der Schaffenden, zwischen Individuum und Staat, mit dem Anspruche, selbst die Formen ihres Schaffens zu gestalten und sein Ergebnis zu steigern. Sie vereinigen sich zu Verbänden, die die großen Sphären tätigen Wirkens der Nation repräsentieren, und die gegen bürokratischen Formalismus und allgemeinparlamentarischen Dilettantismus das Recht der Selbstbestimmung für das produktive Leben fordern, das in ihnen pulst. Der Staat muß sie anerkennen, wenn sie seine Anerkennung kraftvoll begehren, weil hinter ihnen die Arbeit des Volkes steht, auf der seine Existenz ruht. Er kann nicht mehr Polizeistaat sein und nicht mehr Nachtwächterstaat; er wird das oberste, zusammenfassende Organ der nach der natürlichen Gliederung ihres produktiven Wirkens durchorganisierten nationalen Gemeinschaft. Er ist (nach — innen; seine Rolle nach außen ist ein Problem für sich) mehr Ordner, Mittler, Richter als Befehlshaber, mehr Träger des Ausgleichs als der Initiative. In dieser Beschränkung kann und muß er das ganze Volk, ohne Rücksicht auf seine Gliederung, vertreten; in dieser Begrenzung kann ein allgemeines Parlament (bei dessen Parteien und Mitgliedern,

wenn der Wurf gelungen ist, zwar noch sehr viel sachliche Opposition zu finden sein wird, aber keine grundsätzliche Staatsverneinung mehr) seine Souveränitätsrechte ausüben. Vom Parlamentarismus jedoch, wie wir ihn bisher verstanden, liegt das weiter ab als das parlamentarische System selbst vom Absolutismus.

Albert Verwey über Deutschland

von Edgar Herzog

Wer etwa Gelegenheit gehabt hat, während des Krieges und auch während des Waffenstillstandes die feindliche Presse regelmäßig zu lesen, der mochte ab und zu ähnliches empfinden wie jemand, der in ein Vexierkabinett geraten ist: mit Schaudern erblickt man sich zu gräßlichsten Bildungen verzerrt, aber entsetzlicherweise dabei immer noch erkennbar, in immer neuen, immer andersartigen Spiegeln. Möglicherweise zeigt auch ein solches Bild trotz seiner gröblichen Entstellung doch irgendeinen Zug, irgendeine sonst weniger beachtete Linie in deutlicherer Sichtbarkeit; und so wäre selbst daraus unter Umständen noch ein wenig Belehrung und Selbsterkenntnis zu schöpfen.

Aber doch nur wenig, denn blinder Haß findet selten eine fruchtbare Wahrheit.

Auch ein Teil der Presse in neutralen Ländern konnte sich jener feindlichen würdig an die Seite stellen. Aber nicht alle Ablehnung Deutschlands und der deutschen Sache war dort auf Haß und völlige Voreingenommenheit zurückzuführen; es gab auch Leute, die sich ehrlich bemühten, weder „pro“ noch „anti“ zu sein, sondern die eigentliche Mission ihrer Lage zu erfüllen, nämlich: neutral zu sein.

Ein solcher Mann ist der holländische Dichter Albert Verwey, von dem uns ein bis 1916 fortgeführtes „neutrales“ Kriegstagebuch unter dem Titel „Holland en de Oorlog“ (Holland und der Krieg) und ein kürzlich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „De Beweging“ erschienener Aufsatz über „Na een Bezoek aan Duitschland“ (Nach einem Besuch in Deutschland) vorliegen.

Das erste Schriftchen zeigt uns, in welchem Sinne Verwey das Wesen, die Aufgabe der Neutralen verwirklichen will: sie sollen ein reiner Spiegel der Menschlichkeit sein, in dem die Kriegführenden „ihr durch Leidenschaft entstelltes Gesicht zuweilen erblicken können“. Indem die Neutralen das Gewissen der Welt darstellen, dienen sie der Menschheit und damit gleich-

mäßig auch den Kriegführenden. „Denn nicht der Kampf, sondern die allen gemeinsame Menschlichkeit ist doch der Besitz, den wir, nach Schlichtung aller Fehden, am höchsten werten.“ Es wäre also das „eine törichte Auffassung (von Neutralität) ...: daß man allen Kämpfern in gleicher Weise das Beste wünscht,“ oder daß man sich jedes Urteils, jeder Hinneigung oder Abneigung gegenüber den Taten der Völker enthält. Das Gewissen muß sprechen, muß sich jeweils zu einem Urteil entscheiden, und dieses wird selten beiden streitenden Parteien angenehm sein.

Welche Schwierigkeiten es aber für einen Menschen bietet, hier, in Gegenwart gewaltigsten Geschehens Urteile fällen zu wollen, dessen ist sich Verwey, wenigstens in Augenblicken, wohl bewußt. Da tritt zunächst die ungeheure Größe der Aufgabe vor ihn hin: „Eine Welt in Bewegung“, so ruft er aus, „hat unsere Aufmerksamkeit, unser Interesse gefangen genommen. Es hat eine Verschiebung stattgefunden. Wir sehen nicht länger die Personen, sondern die Volksgruppen, die Volksmengen. Wie der Mensch wird, auch der größte, wenn er sich nur als Teil fühlt, das ist das erste, was uns getroffen hat. Die Epidemien von Begeisterung, von Haß, von Furcht und von Wut werden uns begreiflich. Die Leichtgläubigkeit, die Verblendung, die Unmöglichkeit klaren Durchschauens, nicht beim einzelnen, sondern bei allen in gleicher Weise. Doch gleichzeitig die unleugbare Erhebung, die für viele aus diesem Bad von Mitgefühl geboren wurde, aus diesem Untertauchen in Strömen von Hilfsbereitschaft und Vertrauen.“ Gegenüber diesem zum mindesten quantitativ großen Geschehen ist der Wille zum Verstehen am Platze und — Bescheidenheit. „Die Bescheidenheit nämlich, die uns als tatenlosen Zuschauern beim Streiten und Leiden anderer eigen sein muß.“

Das bedeutet also Vorsicht im Urteil — und doch hat unserem Dichter nur ganz selten die erschütternde Erkenntnis klar vor der Seele gestanden, daß gerade hier erst eigenes Erleben das wahre Verständnis — und somit überhaupt die Möglichkeit des Urteilens — eröffnet: nämlich damals, als er sein eigenes Volk vom Kriege bedroht fühlte. Da wurde es erlebt, daß es „Augenblicke gibt, worin man nicht leugnen kann, zu einem Volk zu gehören. Es sind solche, worin es deutlich ist, daß man der Menschheit nicht besser nützen kann, als indem man ein treuer Teil seines Volkes ist. Wer sich dann abschließt, dient nicht der Menschheit, sondern seiner eigenen entwurzelten Persönlichkeit.“ Ein andermal werden die nationalen, die Gefühlswerte und ihr Drang von unserm Autor noch schärfer erfaßt: „Während mein Geist,“ sagt er, „so in den Geschehnissen (des Weltkrieges) verschlungen ist, nimmt mein Gemüt weniger daran Anteil als an den Burenkriegen. Ist das, weil ich älter bin? Ich glaube es nicht. Es muß wohl so sein, daß dabei mein Herz inniger beteiligt war.“

Es ist seltsam und nicht ohne Reiz, dem nachzugehen, wie sich einem Ausländer das Bild eines großen Volkes formt. Zwei Handhaben bieten sich dem Fremden zunächst am bequemsten dar: einmal sind es die als feststehende Wahrheiten geprägten und im internationalen Umlauf befindlichen Umschreibungen des betreffenden Volkscharakters, die einen ersten Allgemeinbegriff liefern; dieser wird dann im Gröbsten ergänzt durch die mehr für den inneren Gebrauch gemünzten Schlagworte der verschiedenen, besonders rechts- und linksradikalen Parteien des Landes. Der selbständige Beobachter wird dazu noch aus Literatur und Kunst des Volkes seine Schlüsse ziehen und nicht zum mindesten seine eigenen Eindrücke von Land und Volk wesentlich mitsprechen lassen. Bei alledem wird es selten ganz zu vermeiden sein, daß irgendwie Extremes, Ungewohntes, eben deshalb, weil es in die Augen fällt, als charakteristisch angesprochen wird.

Bei Verwey sind zwei Momente vorhanden, die seine Vorstellung von Deutschland und seinem Volke ausschlaggebend bestimmen. Beide wurzeln in schöner Weise in seiner niederländischen Eigenart: das eine ist der Stolz auf die Selbständigkeit der holländischen Kultur, die wegen der Kleinheit ihres Mutterbodens – des Landes und des Volkes – fast eifersüchtig bemüht ist, ihre Eigenart zu behaupten und zu betonen. Das andere Moment ist der im eigentlichen Sinne liberale, individualistische Freiheitsbegriff der Holländer, den ich als vergeistigtes Manchestertum glaube bezeichnen zu dürfen. Diese beiden Faktoren müssen wir im Gedächtnis behalten, um unsrerseits wieder an dem von uns entworfenen Bilde im selben Geiste der Gerechtigkeit Kritik zu üben. Ebenso dürfen wir die dem Kriegstagebuch vorgesetzten Worte nicht aus den Augen verlieren, in denen der Verfasser jeden Leser ersucht, „sich nicht auf eine einzelne der in diesem Büchlein vorkommenden Behauptungen zu berufen, sondern sie alle zusammen zu lesen und erst darnach zu urteilen."

Das Verhältnis zu Deutschland bestimmt sich im Guten wie im Bösen durch die enge Nachbarschaft. Holland fühlt sich (so scheint es nach Verwey) etwas als der ältere Bruder, der seine Kultur schon früher voll ausgebildet hat. Jedoch gewährt der Verkehr mit Deutschland vormals wie jetzt „vielfache Genüsse und geistige Anregung"; auch in Zukunft können die nicht vermißt werden. Aber die Haltung der Deutschen hat sich geändert; ausführlich beschreibt Verwey, wie das geschah: „Als ich vor ungefähr zwanzig Jahren," so erzählt er, „zum ersten Male die Freude hatte, deutsche Freunde in meinem Hause zu sehen, gab es doch eine Wahrheit, die sie anerkannten und bei der sie Jahre hindurch verharrten, daß nämlich die Niederlande eine ältere und eine vollständiger geformte Bildung besaßen als Deutschland. Was sie als Kultur suchten, fanden sie bei uns bereits erfüllt. Natürlich nicht, was sie als deutsche

Kultur suchten. Allmählich aber paßten sie sich den Forderungen ihrer Umgebung an, maßen niederländische Äußerungen mehr nach ihrem Werte für ein allgemein germanisches Geistesleben, begannen die Fieberhaftigkeit ihrer vaterländischen Erwartungen als Grundton in allen, auch unsern niederländischen Bestrebungen zu verlangen. Sie verloren vielleicht einigermaßen ihren früheren reinen Blick für unsere Eigenart. Doch blieb es ihre Überzeugung, daß bei uns eine begehrenswerte Einheit von Vergangenheit und Gegenwart bestand, die bindende Macht eine Überlieferung, die lebendig erhalten worden ist durch unausgesetztes und glückliches Streben nach Entwickelung neuer Formen und neuer Gedanken und durch Übertragung dieses Schatzes und seiner Wirkung auf breite Schichten der Bevölkerung. Ich habe immer mein Bestes getan, ihnen die Einheit deutlicher zu machen. Als nun das Gerufe nach einer Kultur, einer Zukunftskultur, sich von jenseits der Grenzen je länger desto heftiger hören ließ, und endlich in Holland übernommen wurde, oft mit dem unbewußten Nebensinne, daß diese Kultur auch für uns die deutsche sein müßte, habe ich mich nicht gesperrt, sondern nach Vermögen mitgearbeitet, um die ausländischen Elemente umzusetzen in einheimische, um die holländisch-ursprüngliche Produktivität zu fördern und um die Linie, die uns über Potgieter mit Hooft und Vondel verbindet, im Bewußtsein zu erhalten. Keine deutsche Kultur, sondern eine niederländische Bildung mußte unser Endziel sein, so wie sie unser Ausgangspunkt Ursprung war."

So wird denn ein angreifendes Moment in der neuen deutschen Kultur entdeckt; man „fühlt sich in Abwehr gegen die Angriffsbewegungen deutscher Ideen." Und daß sogar ein Deutsch-Schweizer (Spitteler) das Gleiche empfunden hat, ist doch „ein Beweis dafür, daß es sich hierbei um keine niederländische Fiktion handelt, sondern um eine auch anderen fühlbare Wirklichkeit." Dagegen muß man sich also energisch zur Wehr setzen, „nicht angriffsweise, sondern zur Verteidigung seiner vaterländischen Eigenart und allgemeiner Menschlichkeit, die dadurch gefährdet werden."

Um so lebhafter wird man sich gegen diese ganze deutsche Richtung wenden, je mehr man, wie Verwey, der Überzeugung ist, daß diese völlig verkehrt sei und das Wesen der deutschen Kultur gänzlich verkenne, wie auch das Verhältnis der europäischen Kulturen zueinander. Wenn da zum Beispiel in Deutschland ein Dichter namens Gundolf verkündet, daß der Krieg endlich die Einheit von Wort und Tat gebracht habe, so ist das einfach ein Irrtum, denn das Wort, der Geist ist nicht mit der Tat, der Macht in dem Sinne eine Einheit geworden, daß es die Macht leite. Sondern die Macht hat den Geist gezwungen zum Dienste an etwas Wesensfremdem. „Poesie und Geist haben ihr eigenes Reich, und dafür gilt noch immer das Wort Jesu: es ist nicht von dieser Welt.

Ich hoffe," so fährt Verwey fort, „daß in Deutschland sowohl wie in Holland dies Bewußtsein eines unvergänglichen Besitzes schnell wieder lebendig werden möge gegenüber dem Rausch einer zeitweiligen Begeisterung."

Die deutsche Kultur zeige wie die deutsche Poesie als wesentliches Kennzeichen das immerwährende Streben nach Einheit; damit ordne sie sich in eigener Weise in den Reigen der übrigen europäischen Kulturen ein, die, vielfach bereits zu einer vollen Einheitlichkeit gekommen, doch des anregenden Strebens der deutschen nicht entbehren können, wie diese nicht der Förderung durch ihre älteren Schwestern. Die Erkenntnis dieses gegenseitigen Bedingtseins aber sei eine der wichtigsten Voraussetzungen des Werdens und Wachsens der Kulturen; durch den Krieg jedoch und im Kriege habe auch die deutsche Kultur, die sich früher jenes Zusammenhanges besonders lebhaft bewußt gewesen sei, eine Abschließung erdulbet, die ihre feinsten Quellen möglicherweise verschüttet, ja vielleicht ganz verdorben und erstickt habe. Schmerzlich ruft unser Verfasser mit Hinweis auf Belgien, und besonders auf Löwen, aus: „Dies ist etwas anderes als der Traum von Stefan George: eine heilige Jünglingschaft, die das Gottesreich aufrichten sollte auf der an den eigenen Sünden zugrunde gegangenen Welt. Oder ist das der Untergang? Oder ist das die erneute Herrschaft, für wer weiß wieviel Jahre, der Mächte, die George bekämpft hat?"

Diese Mächte aber sind die gleichen, deren Angriffsbewegungen gegen andere Kulturen, besonders gegen die holländische, Verwey fürchtet und bekämpft: Es ist, um es mit seinem Worte zu sagen, der preußische Geist.

Hier ist nun eine Stelle in dem Bilde, das sich Verwey von Deutschland macht, wo unserm Empfinden nach die anatomische Konstruktion falsch erfaßt ist: wo infolgedessen gespenstig ähnliche und doch fremde Züge als das Charakteristische hervortreten. Der geistige Unterbau, die Seele dessen, was als preußischer Geist bezeichnet wird, fehlt, daher wird die Form abscheulich leer und tot.

Wir finden als letzten Absatz des ganzen Werkchens, gewissermaßen als Endurteil über das kriegführende Deutschland folgenden, durch seine Form besonders harten Satz: „Inmitten der Kulturwelt lebt ein Volk, das zugleich ein Heer ist. Dies Heer teilt nicht nur die Sünden aller Heere, sondern es wird geleitet durch eine Lehre und Gesetzgebung, die unvereinbar sind mit dem Völkerrecht."

Das Enge, Ausschließliche des offiziellen deutschen Patriotismus, das ist es, was dem Verfasser so abstoßend und — als charakteristisch für das ganze Volk erscheint. Und diese Selbstsucht ist sicher verwerflich.

Aber nach Verweys Meinung dient ihr in wahnsinniger Verblendung das ganze deutsche Volk. Alle Einrichtungen hat es darauf zugeschnitten, daß bei Kriegsausbruch alle seine Kräfte, Gewerbe, Handel, Lebensmittelversorgung, Verkehr und Bankwesen unter Leitung des Militärs treten. „Die Kulturvölker hingegen sind nicht darauf eingerichtet . . . Deutschland allein macht eine Ausnahme. Darum unterscheiden wir es als militaristisch." Im selben Sinne glaubt er einen Unterschied zwischen der englischen Wehrpflicht und der deutschen zu finden. Die englische werde wohl mehr eine soziale Maßnahme sein, eine demokratische Einrichtung, die das ganze Volk unmittelbar verantwortlich macht für das Wohl des Landes. Das läßt er demnach von der deutschen Wehrpflicht nicht gelten, die er ganz im Gegensatz zu ihren Vätern, den Scharnhorst und Gneisenau, als reines Zwangs- und Machtinstrument auffaßt. Unter dem Titel „Silhouetten" gibt Verwey demnach einen ganz entsprechenden Umriß der Deutschen: „Sie werden gedrillt von ihren Offizieren, geschröpft von ihren Landjunkern und an der Nase geführt von ihrer Regierung." An anderer Stelle wird das Bild etwas näher ausgeführt: „Gegenüber allem, was in Deutschland Kunst und Geschmack und Lebensfreude vorstellt, vertritt der preußische Geist das Geradlinige und Schulmeisterliche, die rohe Kraft, das Amtliche und das Förmliche." Dieser Geist zeigt sich zunächst in der Organisation: Aber „was die Deutschen Organisation nennen, ist in Wirklichkeit Mechanisation. Daß diese, daß eine solche Macht in Deutschland besteht, daß sie in einer Anzahl von Formen in allen Lebenskreisen auftritt und sie durchdringt, daß jeder ihr gehorcht, daß jeder seinerseits Vorgesetzter und Untergebener ist, Ehrerbietung hat vor dem, was über, Geringschätzung zeigt gegenüber dem, was unter ihm steht, nicht vor dem Talent Ehrerbietung zeigt, sondern vor der Macht, nicht vor der inneren Leere Geringschätzung zeigt, sondern vor der Abwesenheit äußerer Rangabzeichen — dies ist der abscheuliche Faden, der allzu sichtbar durch das deutsche Wesen läuft und die westlichen Völker in ihrer großen Mehrheit sich gegen die Zunahme deutscher Einflüsse wenden läßt."

Das Entsetzliche an diesem „preußischen Geist" findet Verwey nun darin, daß er es versteht, in Kriegszeiten solche Macht über die Gemüter auszuüben. „Menschen, die lebenslang die Gemeinschaft von Kunst und Geist über jede andere gestellt haben, und in ihrem eigenen Lande besonders das Preußentum haßten und verachteten, sind in der Kriegsbegeisterung unmittelbar zu Düpierten der amtlichen Darstellung geworden. Sie glauben alles Gute, das ihre Regierung von sich selbst mitteilt und alles Schlechte, das sie ihren Feinden zuschreibt. Ihre Briefe lesen sich wie Artikel aus der ‚Kreuzzeitung'."

Durch eine eindringlich interessante Analyse versucht unser Autor diese Erscheinung zu erklären: „Was in Deutschland Dichter und feinere Geister mit der Militärkaste verbindet," so meint er, „ist der Machtinstinkt. Weil diese Kaste die Stoffwelt über die geistige herrschen lassen will, haßten und bekämpften sie dieselbe, aber ohne sich losmachen zu können von dem Bewußtsein, daß sie die greifbare Verkörperung (eben) der Macht ist, die auch den Inhalt ihrer geistigen Welt ausmacht. Ihr Ideal ist Nietzsches Machtwille, und jetzt, da sie ihn wirksam sehen, nahebei und vaterländisch und gerichtet gegen Fremde, fällt ihre Denkgemeinschaft mit ihrer Volksverwandtschaft zusammen, und sie fühlen sich mit ihren Gegnern in die Ausbrüche der Volksleidenschaft aufgenommen. Aber da die Macht nicht durch sie, sondern allein durch die streitbare Kaste tatsächlich verwirklicht wird, und diese alle unbewußten Kräfte des Volkes sich unterwirft und mit sich schleift, sind sie nicht selbst die — geistige — Kraft, die sie sein wollen, sondern sie sind der materiellen untergeordnet worden, die sie bekämpften. Ohne es vorerst noch zu begreifen, haben sie die Erfahrung gemacht, daß die Macht — trotz Nietzsche — kein geistiges Ziel sein kann. Sie haben eine Niederlage erlitten und werden zurückkehren müssen und sich deutlich machen, daß der Machtwille unvermeidlich zur Herrschaft des Stoffes über den Geist führt. Die Macht als das seinem Wesen nach Unbefriedigte kann nicht das Ziel eines Geistes sein, der sich über die zeitlichen Beziehungen erheben will, — es sei denn, daß er unter Macht Ewigkeit versteht." Vorerst aber seien sie noch in ihrem alten Machtwillen befangen und hätten sich infolgedessen vollkommen eigenen Urteils, Denkens und Fühlens begeben. „Die Tatsache, daß in verschiedenen Kreisen, vor allem preußischen, seit Jahrzehnten von einer deutschen Größe geträumt wurde, die man allein durch einen Angriffskrieg verwirklichen zu können meinte, verlor plötzlich in ihrem Geiste ihre alles beherrschende Gegenwärtigkeit. Oder richtiger: der Traum von dieser Größe blieb, machte sich zum Herren selbst solcher, die ursprünglich frei davon waren, aber gleichzeitig sah man den Krieg, worin man dies Ziel zu gewinnen hoffte, als Verteidigungskampf an." „Der notwendig angreifende Charakter Preußen-Deutschlands, der zu Verzweiflungstaten reizende Zustand der Habsburgischen Monarchie, die notwendig auf Verteidigung ihres Besitzstandes und Ansehens eingestellten Rüstungen Frankreichs und Englands — Tatsachen, die vor dem Kriege jeder kannte und anerkannte, verschwanden unmittelbar aus ihrer Erinnerung, sobald ihnen Deutschland durch den Mund der Regierenden dargestellt wurde als erst durch Rußland und später durch England angegriffen."

„Und während sie meinten . . . die Waffen zur Verteidigung ihres Vaterlandes zu ergreifen, unterstützten sie den Angriff, den der preu-

ßisch-deutsche Staat begonnen hatte, um die Hegemonie in Europa zu erlangen."

Anderseits bestünde nach Verweys Ansicht auch die Möglichkeit, daß die Deutschen absichtlich um jeden Preis ihre Einheitsfront wahren, weil sie der Meinung sind, in diesem Kampfe, – sei er Angriff oder Verteidigung – gehe es um Sein und Nichtsein der deutschen Kultur. Diese Überzeugung aber sei irrig, wie schon der Verfasser von „l'Accuse" an dem Beispiel Frankreichs von 1871, dem Deutschland unter Napoleons I. Druck, an dem Griechenlands unter der Herrschaft Roms und an dem Beispiele der Verbreitung des Christentums (!) von Galiläa aus gezeigt habe. Daraus sei zu ersehen, daß Kultur nicht von dem politischen Zustande eines Landes abhänge. Allein dem deutschen Kampfruf: Gegen die russische Barbarei" wird eine gewisse Berechtigung zuerkannt; ja das sei überhaupt die eigentliche Aufgabe Preußen-Deutschlands: Westeuropa gegen Rußland zu decken.

Was ferner Deutschlands Wachstum, vor allem das wirtschaftliche, angeht, so gibt Verwey wohl zu, daß es natürlich und notwendig gewesen sei und daher ohne eigentliche Absicht einmal zum Konflikt mit anderen Völkern führen mußte. Und doch, – dies ist die sonderbare Befangenheit unseres Autors – und doch wird Deutschland sein notwendig aggressiver Charakter vorgeworfen, so als sei es eine ausgemachte Sache, daß diese Wirtschaftsentwicklung Deutschland zur Provozierung des Krieges getrieben habe. Es findet sich hier einfach eine geistige Grenze, indem der Angehörige eines durchaus und reichlich gesättigten Kleinstaates und Kleinvolkes die internationalen Machtverhältnisse konservativ betrachtet und als etwas Feststehendes oder zum mindesten für die Entwicklung eines Volkes Gleichgültiges. Daß hingegen ein großes Volk, rein zahlenmäßig das größte Europas, nicht damit zufrieden sein kann, eine untergeordnete Rolle in der Welt zu spielen, daß es natürlicher – und vor allem berechtigterweise einen Spielraum für seine Kräfte verlangt, innerhalb dessen es sich für die Menschheit betätigen kann; daß Selbstbewußtsein und somit die Persönlichkeit des Volkes von der Erfüllung dieses Verlangens abhängt, das vermag unser Autor anscheinend nicht zu sehen. Er wirft den Deutschen wohl die Ausschließlichkeit, die nur aufs eigene Land und dessen Wohl und Wehe gerichtete Enge ihres Patriotismus vor, der nicht in Menschheitsgedanken sein Gegengewicht und höchstes Ziel finde. Wie nun, wenn diese Eigensucht nur das Produkt der eingeengten Lage Deutschlands wäre; wenn sie nur der instinktive Drang unseres Volkes wäre, die Arme frei zu bekommen, damit es sie für die Menschheit rühren könne.

Denn gerade uns darf man am wenigsten einwenden, daß wir uns ja über die ganze Erde hätten verbreiten und auch ohne nationale Macht

überall ein Fleckchen hätten finden können, wo Arbeit für die Menschheit geleistet werden konnte. Wir haben es bitter genug erfahren, daß nur die gesammelte Kraft eines Volkes es befähigt, sein Höchstes für die Menschheit zu schaffen, daß hingegen die zersplitterte Arbeit vieler Einzelner nicht nur nationalen Kraftverlust bedeutet, sondern auch unserm Volke sowohl wie den Einzelnen nur Undank, Neid und Haß anderer Völker eingetragen hat.

Verwey indes kommt nach allen seinen Erwägungen zu dem Urteil, das mindestens angedeutet sein ganzes Büchlein erfüllt, daß Deutschland, oder besser Preußen-Deutschland die Welt verbrecherisch in das furchtbare Unheil gestürzt habe. Seine Sympathien für das deutsche Volk bleiben wohl erhalten, für das deutsche Geistesleben, soweit es sich im Gegensatze zum Kriegsgeist befindet, aber es ist durchaus der Zug des Bedauerns vorherrschend, daß unser Volk sich so habe düpieren lassen. Was nun gar das offizielle Deutschland angeht, so hat es den letzten Rest, aber auch den allerletzten seiner Zuneigung verloren, nachdem es den Durchmarsch durch Belgien erzwungen hatte. Da hilft die Besorgnis des Holländers, daß seinem Vaterlande ein gleiches Geschick bevorstehen könne, die Entrüstung über den Bruch des Völkerrechts nur verstärken. Die kleinen Nationen haben das Völkerrecht ja als ihre stärkste Waffe: man darf sich daher nicht wundern, wenn sie dafür mit aller Kraft und allen moralischen Mitteln einzutreten gewillt sind. Bethmann-Hollwegs Eingeständnis des Unrechts ebenso wie die von Deutschland und den einzelnen Deutschen versuchte moralische Rechtfertigung dieser Tat als einer Notwehrhandlung, dienen nur dazu, die moralische Entrüstung zu erhöhen. Die Rechtfertigungsversuche seien Zeichen schlechten Gewissens – überdies habe Bethmann ihnen den Boden entzogen, indem er geständig gewesen sei. So wird das Verbrechen und anscheinend die Besorgnis nur vergrößert, statt daß der Holländer aus dem freimütigen Bekenntnis wie aus der verteidigenden Darstellung seiner deutschen Freunde die Versicherung herausgelesen hätte, daß alles Menschenmögliche geschehen werde, um Wiederholung eines solchen Unrechtes nicht eintreten zu lassen.

Nun, das offizielle Deutschland jener Tage ist gestürzt. Frei von berechtigter oder unberechtigter Sorge kann der Holländer jetzt das verwandte Nachbarvolk betrachten und in Ruhe Zeuge sein, wie es versuchen wird, seine Kultur trotz der Verstümmelung, trotz Fesselung seiner Glieder durch den „Frieden von Versailles" sich zu erhalten und organisch weiter zu bauen.

Der Weg, der in der Vorkriegszeit der einzige war, auf dem ein Volk zu erweiterter Mitverantwortung und Mitarbeit an der Menschheitskultur gelangen konnte: nämlich der Weg gewaltsamer Erweiterung des politischen Betätigungsspielraumes – dieser Weg ist uns jetzt verschlossen.

Es scheint gleichzeitig so, als ob die Welt trotz allem in einer Umgestaltung und Umwertung begriffen sei. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die Welt in Reaktion gegen die rohe Gewalt des Krieges und dieses „Friedens" zugänglich sein wird den Bestrebungen, die sich auf eine geistigere Organisation der Menschheit richten. Glücklicherweise ist sich unser Volk in weitesten Schichten soweit treu, daß es nicht in den Vorkriegszustand eines engen und ausschließenden Patriotismus zurücksinkt, sondern, vielleicht unbewußt, die Entwicklungslinie des Krieges festhält und über seine Grenzen hinaus die Weltwirksamkeit sucht. Nur andere Mittel heißt es anzuwenden; das Ziel muß das gleiche bleiben: einen unserer Bedeutung angemessenen Anteil an der kulturellen Gestaltung der Welt, an der Verantwortung für die Menschheit zu gewinnen.

Verwey nun sieht jetzt mit unbefangenerem und dadurch zugleich liebevollerem Blick das gegenwärtige Deutschland, das er dieses Frühjahr zum ersten Male seit Kriegsausbruch wieder bereist hat. Was er sieht, ist äußerlich zum mindesten nur tief betrübend. Es „ist kein demokratischer Staat, behaglich und wohl versorgt, wie wir uns das vor und während des Krieges mit bürgerlicher Selbstzufriedenheit vorstellten: es ist ein hungerndes Volk wie es leibt und lebt nach den Bedürfnissen des Augenblickes, das aus Selbsterhaltungstrieb fortlebt in den Resten seiner Gewohnheiten, das Haupt verwirrt von den Fetzen seiner alten und neuen Ideen." .... Dazu eine wilde ungezügelte Ichsucht — wie in der Welt der Nationen, die beim Friedensschluß nur „wie hungrige Wölfe" die Welt für ihren Vorteil in Stücke reißen möchten, — so unter den Klassen und Individuen im revolutionären Deutschland, die in blindem Drange egoistischer Leidenschaft zerstören ohne aufbauen zu können. Nirgends anscheinend der Sinn der Revolution erfaßt, nämlich: „daß an Stelle der Vereinzelung Gemeinschaft treten müsse." Und in Literatur und Kunst scheint gleichermaßen eine mittelpunktlose oder mittelpunktfeindliche Verwirrung zu herrschen, „daß man eher eine entartete Empfindlichkeit für immer schneller vorüberschießende Eindrücke, als eine feste, gesetzgebende Beseelung sich ausbreiten sieht." Also überall Liquidation des Krieges und der ihm vorangegangenen Zeit.

Aber doch sieht Verwey in den Deutschen noch „ein großes, arbeitsames und, so gut es geht, sich groß haltendes Volk. Und ein Volk mit Idealisierungsvermögen." In dieser Fähigkeit des deutschen Volkes, das Alltägliche, die graue, unscheinbare Pflicht, das harte Opfer des Alltags mit dem Schimmer religiöser Weihe zu umkleiden, sie unter dem Gesichtspunkte des schlichten Dienstes an einer hohen Idee zu sehen und willig zu leisten, in dieser Fähigkeit erblickt Verwey den Kern des Deutschen Wesens. Und damit besitze es eine ungeheure Kraft, die nüchterneren

Völkern nicht gegeben sei. Das habe sich im Kriege gezeigt, wo das deutsche Volk für seine Ideale — „wenn man will für seinen Wahn soviel übrig gehabt hat, wie selten ein durch die edelsten Motive beseeltes Volk." Diese Kraft gelte es nun in die rechten Bahnen zu leiten. Möge man das deutsche Volk nicht verbittern, ihm Haß und Rache nicht als gerechtfertigte Pflicht aufnötigen. Denn „die besten Deutschen fühlen, daß der Wiederaufbau der Welt eine Aufgabe ist, noch größer und sicherlich würdiger, als die Ausbreitung des Kaiserreiches. Was sie verlangen, ist das Recht zu diesem Aufbau, das Recht zur Zusammenarbeit mit anderen Völkern." Denn in seinem Zustand der Demütigung hat das deutsche Volk tiefer wohl als die anderen erkennen können, was Graf Brockdorff zu Versailles so ergreifend zum Ausdruck brachte, daß nur gemeinsame Arbeit aller die Welt retten und erheben kann. Darum ruft unser Autor aus: „Gebt ihnen Nahrung, gebt ihnen Bewegungsfreiheit, gebt ihnen Gelegenheit ihre Kräfte zu gebrauchen zusammen mit den unseren, zur Erreichung des Zieles, das die Völker erstreben." Verwey schließt seinen Aufsatz mit warmen Worten, denen wir wohl gern zustimmen, von denen wir hoffen, daß sie sich immer mehr verwirklichen möchten. „Trotz der augenblicklichen äußerlich und innerlich schwierigen Lage und Unsicherheit Deutschlands, trotzdem Selbstsucht und Oberflächlichkeit sich jetzt breit machen, sind die Deutschen das Volk der inneren Beseelung und der bindenden Idee. Diese muß in einem neuen Geschlecht zum Durchbruch kommen, und es würde kein Wunder sein, wenn sie dann ihre Formen nicht der Pracht eines herrschenden Kaiserreiches, sondern dem schmucklosen Völkerbund entlehnte, dessen Ziel die Bebauung der Erde ist. Möge England diesem Bunde die weltliche Leitung geben, in welchem Volke wohnt mehr als im deutschen der Antrieb, um den Plan des Bundes auszuführen, das Talent, seine Fragen zu lösen, das Idealisierungsvermögen, das seiner Arbeit Weihe gibt? In welchem Volke wohnt mehr als im deutschen die Arbeitskraft des Völkerbundes?"

Dieser Aufsatz, den der Autor unter dem frischen Eindruck seines kürzlichen Besuches in Deutschland geschrieben hat, stellt eine willkommene Ergänzung der zuerst besprochenen Blätter des Kriegstagebuches dar. Was dort Verwey, wenn der paradoxe Ausdruck erlaubt ist, von Kriegsleidenschaft ergriffen, nicht zu sehen oder anzuerkennen vermochte, das hat sich ihm nach dem Kriege, befreit von seiner alten und nur äußerlichen Form, in sympathischerer Gestalt gezeigt: der ideale deutsche Pflichtbegriff, der selbstlose Aufopferung des Einzelnen für eine große Idee verlangt, selbstlose Einordnung auch und Unterordnung, wo nur gemeinsame Arbeit ein großes Werk schaffen kann. Dieser ideal bestimmte Pflichtbegriff war die Seele des vielgeschmähten „Preußischen Geistes" war der Kern des

deutschen Militarismus. Gab es an beiden auch viel Entartetes, viel tote Form, war auch der Weg, den sie zu höheren Zielen beschritten, ungangbar: Wir wollen hoffen, daß auf dem, durch Umwandlung aller Völker erst wirklich eröffneten neuen Wege unser bester alter Geist uns begleiten möge, der Militarismus in dem Sinne, wie ihn einer der edelsten Landsleute A. Verweys, zugleich einer der feinsten Kenner deutschen Geistes, der Leidener Philosoph G. J. P. J. Bolland umschrieben hat: „Als Geist der Ordnung und der Treue, als Geist der vernünftigen Gewissenhaftigkeit in der Hingabe an das Ganze, der die beste deutsche Männlichkeit bezeichnet."

Die Stellung der Baukunst in der Kultur unserer Zeit

von Fritz Hoeber

> So strebt die Kunst zurück in ein ungetrenntes Gesamtleben, sie sucht eine neue, eine bewußte, gegliederte Pantonomie, in der sie wie alle andern Lebensgebiete ihre Eigenart zugleich bewahren und aufgeben kann.
>
> Jonas Cohn, „Die Autonomie der Kunst und die Lage der gegenwärtigen Kultur".

I

Das Problem der modernen Baukunst ist im tiefsten Sinn ein Kulturproblem, insofern, als es die geistige Einheit unsrer Zeit in Frage stellt.

Zweifellos hat die Zeit, in der wir leben, ihre hohe Kunst, wie sie sich in Malerei und Plastik, in Musik und Dichtung und auf der Bühne tief und reich ausspricht. Aber alle diese Künste haben die Neigung, für sich, in selbstgenügsamer Eigenheit, verharren zu wollen und verschmähen stolz den Anschluß an die außerkünstlerischen Bestrebungen ihrer Mitwelt. — Andererseits hat es das heutige Geschlecht, nicht minder zweifelos, zu einer Höchstentwicklung der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation gebracht, worin es alle früheren Jahrhunderte weit überragt. Allein gleich einem Emporkömmling materialistischer Geschäftserfolge, verspürt diese äußere Zivilisation nur geringe Absicht, sich mit der Geistigkeit unserer Zeit, wie sie zum Beispiel in der Kunst ihre Blüten treibt, zu erfüllen, sich mit ihr verschmelzen und dadurch erst zu verinnerlichen.

Dieser oft empfundene dualistische Zwiespalt der modernen Kultur erscheint gerade in der Baukunst in beispielhafter Schärfe. Denn wenn die anderen optischen Künste, Malerei und Bildnerei, in ihrer innerlich be-

gründeten Abgeschlossenheit vom Werktagsleben immerhin sinnvoll genossen werden können, empfangen die „angewandten" oder „Nutzkünste", die Baukunst und das Kunstgewerbe, erst ihre eigentlichste Bedeutung, ihren tiefgründigsten Zweck in der Beziehung zu und der Verbindung mit der Umwelt: ihre geistige und künstlerische Ergänzung ist der Mensch, der sie gebraucht. Dieser kulturgeschichtlich bestimmte Faktor, der moderne Mensch, erscheint damit den Nutzkünsten als die sich konstante Voraussetzung gegeben, nach ihm haben sie sich zu richten, ästhetisch zu „stimmen". — Das ist die Forderung, die unser Sehnen nach einem „modernen Stil" meint. —*

Weit entfernt von einer Erfüllung dieses so selbstverständlichen Gebots, zeigte die bislang geübte Durchschnittsarchitektur den gekennzeichneten Dualismus: sich selbst gerechter Kunstformen hier, einer roh und unverhüllt sich brüstenden Technik da — in erschreckendem Umfang. Auf der einen Seite soll die gegenwartsfremde Formenwelt des durch die Stilgeschichte geheiligten Akademischen die Schmuckbedürfnisse befriedigen, welche die andere Seite des üblichen Baubetriebs, die nüchterne Materiallogik und bloß errechnete Zweckkonstruktion des Hochbauingenieurs, der plastischen Vorstellungskraft nicht darzubieten vermag! Der Beispiele solcher dualistischer Zusammenkoppelung sind so viele und sie treten uns, als längst bekannt, tagtäglich unter die Augen, daß es sich fast erübrigt, auf eines noch besonders hinzuweisen: ich meine die großstädtische Mietskaserne, jenen rohen, rein aus spekulativen Absichten geborenen Kasten, den alsdann eine gefühlsunsichere Verstandesbildung mit Renaissancesimsen und Stuckkaryatiden „verzieren" zu müssen glaubt. —

Eine Lösung dieses klaffenden Kulturproblems gehört zu den Herzenswünschen unserer Zeit, wovon denn auch wiederholt Stimmen laut wurden, von erlesenen Vertretern des Publikums, wie Karl Scheffler mit seinem empfehlenswerten Buch „Die Architektur der Großstadt (mit 60 Abb. Berlin 1913), von Künstlern selbst, wie Peter Behrens, dessen von männlichem Willen erfüllter, zukunftsverheißender Vortrag über den „Zusammenhang des baukünstlerischen Schaffens mit der Technik" uns allen noch in dankbarer Erinnerung steht.**

Diese Sehnsucht verlangt nach einer Kultursynthese, die ihren Bereich kaum weit genug spannen kann. Denn sie muß die fremdartigsten oder gar sich einander befeindenden Elemente verbinden: die künstlerische Form

* vgl. Broder Christiansen, „Philosophie der Kunst". Hanau 1909. IV. Der Stil. S. 223—224.

** Der Vortrag wurde gehalten auf dem Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Berlin. 7. bis 9. Oktober 1913. Abgedruckt in dem Bericht (Stuttgart 1914) auf S. 251 bis 265.

in ihrer idealen Eigensinnigkeit und die technische Konstruktion in ihrem übermenschlichen, materiell harten Zwang, einen geistig individualisierten Geschmack hier und die sozialen Bedürfnisse weiter Volksmassen da, — logisch denkende Einheit und rein instinktiv handelnde Mannigfaltigkeit. — Kurzum, die geistige Kunst und die materielle Zivilisation sollen fürderhin nicht mehr sich einander ausschließende Gegensätze bedeuten oder aber der eine Faktor auf Kosten des andern eine Vorherrschaft anstreben: als abstrakter Ästhetizismus, als technischer Materialismus, — sondern beide sollen sich organisch verschmelzen und funktionell vereinen in dem höheren Dritten, das man als „Kultur" bezeichnet! —

2

Wenn man den Grundlagen der gegenwärtigen Baukunst nachfragt und sie mit denen vergangener Zeitalter vergleicht, so ergibt sich als Folge der heute bestehenden Kulturlage eine doppelte Veränderung: andere Bauherren und andere Bauaufgaben.

In früheren Jahrhunderten waren die Auftraggeber der Baukunst Kirche und Geistlichkeit, Fürsten und Adel. Wenn während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auch das Bürgertum der Städte eine Rolle als Bauherr zu spielen unternahm, so erschien es auch darin nur als der „dritte Stand" neben Adel und Geistlichkeit, die kulturell und formal tonangebend, das heißt künstlerisch: stilbildend, waren und blieben. — Aber seit der Revolution hatte sich dieses Verhältnis umgekehrt. Der Ausspruch des sich hierin selbst charakterisierenden Napoleon: „La carrière est ouverte au talent!" wirft eine Menge demokratischer Individualitäten an die Oberfläche der Gesellschaft, und die erste Stilverkörperung der neuen Bürgerlichkeit ist das Biedermeier, das, wohlgemerkt, in seiner Zeit führend erscheint: von der bürgerlichen Gesellschaftsschicht aus beherrscht es ebenso die Höfe und die Geistlichkeit, die damit ihre stilschaffende Rolle endgültig abgegeben haben. —

Je mehr die patriarchalische Wirtschaftsform des Ackerbaus dem neuzeitigen Industrialismus weicht, um so mehr nimmt die Kulturmacht des Bürgertums zu. Der soziale Umschwung von Beginn bis zu dem Ausgang des einen neunzehnten Jahrhunderts erscheint größer, als der aller vorausgehenden Jahrhunderte zusammengenommen. — Das erwerbstätige Volk wird mündig: es findet seine Öffentlichkeit, in der es seine Gefühle und Wünsche aussprechen kann. Der aristokratische Einzelne wird von der demokratischen Menge übertönt. Die Meinung der Masse und die Ansprüche der Massenarbeit finden in der Theorie des Sozialismus ihre geistige Formulierung. Was in den Tagen des ancien régime intellektuell und gesellschaftlich mundtot machte, die Handarbeit, die schaffende Tätig-

keit, die ein Neues hervorbringt und sich nicht von ererbten Lehnszinsen nährt, verleiht den modernen Adel, stellt den Berechtigungsschein aus zu einer Führerrolle. „Die Arbeit" ist zum höheren Begriff geworden, der sich seine neuzeitliche Ethik gebildet hat. — Diese bürgerliche Arbeitsdemokratie stellt den neuen Bauherrn in der Architektur, den Kaufmann, den Industriellen: so sehr erscheint dieser als Repräsentant unserer Zeit, daß die andern Auftraggeber, wie der Staat oder die Fürsten, sich nach dem von ihm aufgestellten Maßstab richten müssen; die Stadtgemeinden zumal können nur großkaufmännische oder großindustrielle Baupolitik betreiben. —

Dem bürgerlich demokratischen Bauherrn entsprechend, wird zur wichtigsten, ja alleinigen Bauaufgabe der modernen Architektur die bürgerlich-demokratische Großstadt: hinsichtlich ihrer intensiven Arbeitsweise wie ihrer extensiven Verkehrs- und Handelsbeziehungen. Hier wird die tausendfältige Ware raffinierter Kulturbedürfnisse erzeugt, deren Absatzgebiet sich aber nicht mehr auf die enge Stadtwirtschaft, die Provinz oder auf das Land beschränkt, sondern deren Feld die Welt ist. Diesem Herz weltwirtschaftlichen Betriebes gilt es, immer neue Kammern zu erschaffen, alte, verbrauchte zu ersetzen. Hier in diesen Großstadtbauten kann sich ein neuer Architekturwille auswirken, während das seit Jahrhunderten architektonisch saturierte flache Land dagegen dem Baubedarf der modernen Großstadt nicht entfernt nahekommt.

Die Großstadt mit ihrer Weltindustrie und ihrem Welthandel hat schließlich ganz neue numerische Maßstäbe für die Baukunst geschaffen. Schon die neue, bis jetzt unerhörte Bevölkerungsdichtigkeit stellt eminente Probleme auf dem Wohnungsgebiet und dem Gebiet des Binnenverkehrs. Wenn früher die majestätische Ausdehnung von St. Peter, dem Eskorial oder von Barockschlössern wie Versailles aus der prunkvollen Phantasie, der in höchstem Sinn repräsentativen Kulturidee einzelner Staatenlenker entsprungen war, so bedeutet der Platzumfang von Bauten wie dem Leipziger Hauptbahnhof oder eines Fabrikenviertels der Berliner A. E. G. eine sachliche Notwendigkeit der modernen Arbeit. Es ist bekannt, wie diese neue, quantitative Eigenschaft der heutigen Baukunst, die große Anzahl und der unerhörte Maßstab, in einem jungen Land ohne historische Voraussetzungen und mit einer dementsprechend rücksichtslos folgerichtigen Industriekultur, Nordamerika, einen wahren Enthusiasmus für Quantitäten und Maxima erzeugt hat. —

Soll unter dem bedeutungsreichen Begriff des „Stils" der formale Ausdruck des einheitlichen Lebensgefühls einer historischen — das heißt raum-zeitlich begrenzten — Gruppe verstanden werden, so sind alle diese Kulturfaktoren als Inhalt darin aufzunehmen: die Demokratie und die

sozialistische Gleichwertigkeit der Volksmassen, die Intensivarbeit der Industrie und die weltwirtschaftliche Ausweitung des Handels und damit des neuzeitlichen Geisteshorizonts, und endlich die maßgebende Rolle der großen Zahl. —

3

Welche Möglichkeiten der Lösung bieten sich als Ausdruck des geschilderten modernen Kulturinhalts dar, wie kann die Zeit „ihren Stil", ihre formale Synthese finden?

Broder Christiansen läßt — in seiner so begrifflich klaren wie künstlerisch verständnistiefen — „Philosophie der Kunst" das „ästhetische Objekt", das Kunstwerk unserer inneren Anschauung, sich aus „Stimmungsimpressionen" aufbauen, welche zu der Stimmung des Kunstganzen sich verhalten wie die Elementarsynthesen der verschiedenen sinnlichen und geistigen Gegebenheiten zu der Gesamtsynthese des künstlerischen Eindrucks. Die verschiedenen Komponenten eines Kunstwerkes, der geistige Gehalt und die ihn gestaltende Form, sein Träger: das besondere Material, und sein realer Ausdrucksfaktor: die besondere Technik, die Stimmungswerte von Ton und Rhythmus, eigentümlichen Klängen oder Farben — alle diese Komponenten stellen hier Instrumente eines großen symphonischen Orchesters dar, als dessen Leiter der künstlerische Stilwille erscheint. Und wie nun im Orchester bald die eine, bald die andere Stimme die „Führung" hat und damit verlangt, daß sämtliche übrigen Instrumente sich ihr unterordnend, ihr folgend angleichen, so läßt sich auch der Charakter des Kunstwerks häufig aus dem Dominieren eines seiner Elemente bestimmen, falls sie nicht alle in genauer Gleichwertigkeit einander die Wage halten: so wird man formale Kunststile unterscheiden können von solchen, bei denen der Gehalt, mit seinem starken Assoziationsvermögen, als wesentlichstes spricht, Stile, die in den Mittelpunkt ihres Fühlens die seelische Harmonie von Ton und Farbe setzen, andere die den Rhythmus, wieder andere, die den sinnfälligen Eindruck ihres Materials oder der Technik besonders lebhaft hervorheben und damit dem individuellen Kunstwerk seine innere Ordnung und seinen ganz persönlichen Charakter zu geben suchen. —

Auch die moderne Architektur hat bei ihrem Streben nach einem einheitlichen Kulturausdruck, dem Stil, von solchen verschiedensten Ausgangspunkten ihren Weg genommen. Da haben wir Formkünstler, wie die Wiener Bauschule Otto Wagners und Josef Hoffmanns, wie die modernen Klassiker Peter Behrens oder Wilhelm Kreis oder wie die, die ganze kunstgeschichtliche Überlieferung neu beherrschende Berliner Messelschule, Alfred Messel selbst und dessen Freund Ludwig Hoffmann vor

allem, die das optische Erlebnis der Bauform in seinem räumlichen Ausdruck, in der Harmonie seiner linearen und plastischen Verhältnisse zur Grundlage ihrer Architekturgestaltung gemacht haben.

Alle diese Künstler gehen von dem Wohlklang rhythmischer Raumfolgen aus, wie er sich in der Abstraktion eines streng symmetrischen Grundrißbildes, in der reinen Stereometrie des Luftkörpers oder der Baumassen am schönsten offenbart: „Justa spatiorum dimensione nobilis urbs“ (die durch das richtige Verhältnis ihrer Innenmaße vornehm wirkende Stadt) lautet die bezeichnende Inschrift auf dem Stadttor der klassizistischen Schachbrettstadt Mannheim von 1606. Und solch reine Raumidee suchen dann diese Architekten mit dem entsprechend künstlich-künstlerischen Leben zu erfüllen. Freilich steckt in vielen dieser so feinen Raumgebilde noch ein gehöriges Stück Artistik, Welt- und Gegenwartsabgewandte „Kunst an sich“, so daß man manche von ihnen gerne als kostbare Anregung zu einer neuzeitigen Baukultur, nicht aber als diese, auf derbere Füße zu stellende Baukultur selbst nehmen wird.

Von stärkerem Wirklichkeitssinn sind da jene Schöpfungen — beispielsweise von Wilhelm Kreis, von Oskar Kaufmann oder von Behrens — erfüllt, die gewiß auch von der „Raumidee“, von der schön proportionierten Architekturform ausgehen, sie aber mitten in die Realität des modernen Lebensstroms zu stellen wissen. Für diese Künstler und ihre Jünger bedeutet Architektur, wie das Behrens einmal ähnlich ausgesprochen hat, vor allem der starke Formwille, der sich in dem technisch-materiellen Bedingungskomplex unserer Zeit durchzusetzen hat. —

Mit der Form beginnen natürlich auch alle jene Künstler, die man als „die Akademischen“ oder „die Historiker“ zu bezeichnen pflegt, von Thiersch zu Seidl, von Raschdorff und Ihne zu Ludwig Hoffmann. An sich wollen sie damit nichts anderes als die Tradition bewahren, und wer weiß, was in der ganzen Kunstgeschichte die von Geschlecht zu Geschlecht erfolgende Weitergabe der Kunst- und Werkstatterfahrungen bedeutet, wird dieses Streben nur billigen können. Allein es ist stets zu befürchten, daß die Formüberlieferung den Überlieferern der Form selber über den Kopf wächst; das heißt, daß ihre akademischen Formen ein unserm heutigen Leben fremdes, gedanken- und blutarmes Spiel bleiben. Denn nur, wenn die formale Tradition von einem bewußt modernen Kulturwillen stets aufs neue durchknetet wird, können lebenskräftige Geschöpfe entstehen. Andernfalls wirkt jede formhistorische Bindung als unerträgliche Maskerade, in der der lebendig empfindende Zeitgenosse nicht mitmachen kann, da er ja nicht renaissance- oder rokokohaft oder in dem vergangenen Charakter der Weimarer Zeit lebt und webt, sondern immer nur lebendig. —

Wie ein bewußter Protest gegen solche rein formale Wertung der Kunst, wie sie die akademischen und die historischen Baumeister pflegen, wirkt da jene Künstlergruppe, die ihren Stil aus den realen Impressionen des Materials und der technischen Konstruktion herleiten: Pioniere des neuen nutzkünstlerischen Gedankens wie der wundervolle Idealist Henry van de Velde, der Münchener Hermann Obrist, der Berliner Bruno Taut und der Bauingenieur Professor Karl Bernhard, um nur einige bedeutende Namen anzuführen. — Anregung zu ihrem Architekturschaffen geben die spezifischen Eigenschaften des Materials, die ihre Formensprache dann zu sinnfälligem Ausdruck verdichtet: die strähnige Linearität des geschmiedeten Eisens, die zusammengeballte Massigkeit des Betonblocks, andererseits wieder die unendlich variable Formbarkeit des eisenarmierten Betongusses, das anmutig Flüssige des Putz- oder Zementauftrags, die erdgeborene Schwere des gehauenen Naturfelsens und dagegen die kultivierte Zierlichkeit des in vielfältig feinem Flächenmuster sich wiederholenden Backsteins, oder das botanisch Gewachsene des Holzes, das kristallhaft Spiegelnde des Glases, — alle diese und noch tausend andere nuanzierte Materialempfindungen vereinen und komplizieren sich mit den besonderen Impressionen, die wieder von einer andern Seite, der Konstruktion mit ihren mannigfachen statischen Möglichkeiten von Druck und Schub, von Zug und Spannung, herkommen, zu einem Stil von gewiß modernem Empfinden, — wenn es freilich auch alte Stile gibt, wie etwa die Gotik, die ebenso das Konstruktionsprinzip zur Kernidee ihres Schaffensvorgangs gemacht haben. — Eine Gefahr, der tatsächlich auch nicht immer entgangen wurde, liegt nur darin, daß alle diese Konstruktionssinnbilder und Materialnuancen, für die sich Henry van de Veldes enthusiastisches Bekenntnis „Amo": sein Glaubenssatz von der Linie, die eine Kraft ist, — begeistert, als so überfein empfunden und als so um ihrer selbst willen dargestellt erscheinen, daß sie wie etwas Esoterisches, Abstraktes — trotz aller realistischen guten Absicht — außerhalb des wirklich erlebten Lebens bleiben. Darin gibt dieser technologische Stil, so genial auch die meisten seiner energievollen Vertreter erscheinen, oft eine merkwürdige Parallele zu dem kunstgeschichtlichen Formalismus der Akademiker ab: bei diesen sind es historisch abstrahierte Formen, die der natürlichen Vollsinnlichkeit des gegenwärtigen Lebens widersprechen, bei den Technologen liegt die Gefahr in einer naturwissenschaftlichen Ideologie ihres Formenausdrucks ohne künstlerisch-anschauliche Vorstellungskraft! —

Der im Verlauf der bisherigen Betrachtung verwandte kunstkritische Maßstab war der, inwieweit der Formenausdruck der verschiedenen Baukünstler und Bauwerke sich in die zielbewußte Stimmung unserer Kultur einzufügen vermag, was — wissenschaftlich genommen — einer „Gehalts-

ästhetik" gleichkommt. Wäre es nun nicht möglich, diesen Kulturgehalt in den Brennpunkt des baukünstlerischen Schaffens zu stellen und damit jene artistischen Extreme zu vermeiden, zu denen eine formalistische Architektur einerseits, eine technologische andererseits leicht verführen? Wäre es nicht möglich, damit die weltfremde Autonomie der Formkunst und die kunstfremde Heteronomie der Technik in architektonischer Kultursynthese pantonom zusammenzufassen, beide Einseitigkeiten organisch überwindend, in einem Dritten, Mittleren zu überhöhen?

Tatsächlich gibt es unter unseren Architekten eine Gruppe, die den von dem Bauwerk zu fassenden Sachinhalt, das Bauprogramm, zum formgebenden Ausgangspunkt ihres Schaffens macht: man denke etwa an die Arbeiten Theodor Fischers und seiner Schule, an Paul Bonatz, an die Landhäuser von Hermann Muthesius, an Richard Riemerschmied und Hans Poelzig. In der Komposition geht diese Art Künstler von einem sich langsam zusammenordnenden Grundrißbild aus: sorgsam werden – beispielsweise beim Wohnbau – sämtliche Einzelbedürfnisse, sämtliche kleinen Komforterrungenschaften neuzeitlicher Zivilisation gegeneinander abgewogen und zu räumlichem Ausdruck zu bringen gesucht. Die immanente Gefahr dieses „Bauens von Innen nach Außen" – dieses Schlagwort galt sogar eine Zeitlang als moderne Architekturparole – steht klar vor Augen: sobald der kulturelle Zweckgedanke übertrieben wird, sprengt er jede Form, wirkt heteronom, voll kleinlicher Nützlichkeitskrämerei, in dem architektonischen Kunstwerk, das letzten Endes doch stets zu räumlicher Einheitswirkung geformt werden muß. Wenn aber jede Besenkammer, jeder Kohlenkeller sein besonderes Fensterchen in der Hausfassade beansprucht, dann ist diese architektonische Einheit eben nicht mehr möglich. – Nicht um eine Wiedergabe kleinlicher Bedürfnisse darf es sich deshalb bei dieser „Gehaltsarchitektur" handeln, sondern um das gefühlsmäßige Umsetzen sozialer Zweckideen in eine großräumliche Anschaulichkeit, um das Finden des den neuzeitigen Kulturinhalt am besten verkörpernden „Typus", um ein Transponieren der modernen „Arbeit" in musikalischen Rhythmus von der Art, wie ihn die auch lediglich aus dem „Bedürfnis" heraus gestalteten Industrieanlagen von H. Wagner in Bremen, von Hans Poelzig oder Peter Behrens erklingen lassen. –

Blickt man auf den Gang unserer Betrachtung zurück, so erkennt man die vollkommene Gleichwertigkeit aller drei heute vorzugsweise wieder geübten Methoden, zu einem Architekturstil zu gelangen, wie sie auch die kunstgeschichtliche Erfahrung beweist: In den sogenannten klassischen Stilen, dem griechischen des fünften und vierten Jahrhunderts und der Periode der italienischen und französischen Renaissance, erscheinen die formalen Impressionen an erster Stelle. Die Gotik leitet ihre Wirkung bekannt-

lich aus einer ins Ästhetische übersetzten Konstruktion ab, und die Zeiten des Barock, des antiken sowohl wie des gotischen wie des Barock des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, rücken das Material in seiner Sondercharakteristik und seiner materiellen Massigkeit in den Brennpunkt des künstlerischen Interesses. Endlich betonen vorwiegend realistisch gerichtete Zeitstile wieder den Inhalt als ihre ästhetische Dominante, zum Beispiel der frühchristliche Kirchenbau, usw.

Haben es alle diese Stile, bei deutlich betonter Eigenart ihrer jeweiligen künstlerischen Synthese, zu wirklichen architektonischen Kunstwerken gebracht, so bewiesen sie damit ihre Fähigkeit, die von ihnen erwählte Dominante in harmonischem Gleichgewicht einzugliedern einem übergeordneten Kulturganzen. Denn dieses ergab ja auch die bereits geführte Betrachtung über die drei funktionell verschiedenartigen Stilmöglichkeiten: Daß man zwar den Ausgangspunkt wählen kann, wie man will, daß aber schließlich das Resultat, eben die Kulturharmonie, überall die gleiche sein muß, – falls man nicht einseitig formalistisch oder einseitig materielltechnisch oder einseitig zweckmäßig-praktisch wirken will!

4

Den angedeuteten Möglichkeiten baulicher Lösung stehen entsprechende Möglichkeiten der optischen Wirkung zur Seite: Das Architektonisch-Räumliche, das Plastische und das Malerische.

In der Regel sind es nur diese Eindrücke, die der Betrachter für das Wesen des Kunstwerks nimmt, ohne sich klar zu machen, daß der Künstler selbst noch von ganz anderen Vorstellungen bei seinem Schaffen ausgeht. An dieser Einseitigkeit ausschließlicher Berücksichtigung des Eindrucks auf den Beschauer leidet auch Wölfflins jüngstes Buch über die „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe". – Die Wirkung kommt freilich dem Künstler nicht von ungefähr, als ein Zufälliges, sondern sie steht in engster ursächlicher Verbindung mit dem Schaffensvorgang, so daß sich meistens, von ihr aus rückschließend, auch die spezifische Art des künstlerischen Gestaltens erkennen läßt.

In bestimmten Wahlverwandtschaften finden sich die verschiedenen architektonischen Lösungsmöglichkeiten mit den Möglichkeiten optischer Wirkung zusammen: Die Kunstgattung, die von dem abstrakten Raum, den idealen Verhältnissen und der reinen Form als ihren Dominanten ausgeht, wirkt natürlich vor allem wieder absolut architektonisch-räumlich. Der Baukörper wirkt hier ganz klar als solcher wie in seinen Begrenzungen, den bündig gehaltenen Flächen und den überall deutlich zutage liegenden Linien seiner Kanten. Sämtliche Darstellungsmittel der Raumgestaltung chargieren gleichsam ihre Rolle, die raumschließenden Mittel, wie Wand,

Fußboden und Decke, die raumöffnenden, wie Türe, Fenster und der Zwischenraum zwischen Säule und Pfeiler, und dann noch die Glieder, die zwischen diesen beiden Polen als raumtrennende vermitteln: Pfeiler und Säule und Bogen. — Alles das tritt mit bewußter, betonter Deutlichkeit und in vollendeter Klarheit im formal-architektonischen Kunstwerk in sichtbare Wirkung: seine Stimmung ist die einer in sich beschlossenen Ruhe, einer heiter gestillten Einfachheit.

Bewegung, geschwellte Kraftenergien, der funktionelle Lebensstrom sichtbar gewordener statischer Vorgänge des Tragens und Lastens, Schiebens und Widerstehens, kennzeichnen dagegen die plastische Architekturwirkung, wie sie von technisch-naturalistisch erdachten Bauwerken ausgeht. Der Grundgedanke ist hier konstruktiv, und diese Kräfte des Materials und der Mechanik werden nun plastisch herausgebildet, „präpariert" wie die Muskeln eines lebendigen Körpers: in der Weise hat es die Gotik in ihren Pfeilerbündeln nicht anders getan, wie van de Velde mit dem logisch phantasievollen Nervensystem seiner Innenarchitekturen.

Anders wieder gibt sich die Stimmung malerisch empfundener Bauwerke, „malerisch" im Gegensatz sowohl zu jener architektonisch-raumklaren Wirkung, wie zu der plastisch-funktionellen Kraftanspannung. Die malerische Empfindung beruht auf einer wesentlich optisch eingestellten Passivität unseres künstlerischen Aufnahmevermögens, voll abwartend ruhigem Gleichmaß, ohne Spannung auf eine bestimmte Sache und ohne Gespanntheit für einen bestimmten Willenszweck: Der Gegenstand der malerischen Betrachtung erscheint zu gleichmäßigerer Übersichtlichkeit in flächenhafte Ferne gerückt. Wie mit gelösten Gliedern kontemplieren wir träumend mit halbgeöffneten Augen, diese schöne Sinnenwelt in ihren feinen Übergängen, zarten Abstufungen und qualitätsreichen Halbtönen genießend, — alles, ohne mit bewußtem Willen die intellektuelle Sachgrenze zu ziehen, langsam, leise, „musikalisch" ineinander verfließen, verschwimmen, verweben lassend.

Das ist die Bewußtseinseinstellung spezifisch malerischen Kunstwirkungen gegenüber, wie sie auch für Architekturwerke zutreffen kann. Nur darf daraus nicht gefolgert werden, daß nun etwa „malerische Bauwerke", wie zum Beispiel die deutschen der Spätgotik oder des Barock, weniger klar und nicht bis in die letzte Formeinzelheit eindeutig und plastisch greifbar vom Künstler durchdacht worden seien: denn was sich, im Gegensatz zu den absolut architektonischen Raumgebilden, geändert hat, ist vielmehr nur die Spannweite räumlicher Vorstellungsphantasie, die sich, im Vergleich zu jenen so einfachen Formen, unendlich kompliziert oder — wenn man so will — bereichert hat. Die „malerische Raumauffassung" ist aber keineswegs eine flüchtigere, qualitativ lässigere, als die sichtbar energische der architektonischen oder plastischen Formung.

Am ehesten schmiegt sich die malerische Wirkung jenen Bauten an, die aus einem sachlich-vielfältigen Bedürfnis herausgewachsen sind. Die lockere, ohne bestimmte Formabsicht sich aus einem rein zweckmäßigen Grundriß entwickelnde Anlage, die gern hier einer Zufälligkeit des Bauprogramms, dort dem Reiz einer optischen Sonderwirkung folgend nachgeht, trägt an sich schon das malerische Vorzeichen, und viele neuzeitige Villegiaturen, wie die englischen, wie die von Muthesius oder von Hugo Eberhardt, vereinen solche sachlich differenzierte Zweckmäßigkeit mit höchst malerischen Formen- und Linien-, Farben-, Licht- und Schattenreizen.

Damit wäre der Dreiheit architektonischer Konzeption die Dreiheit anschaulich architektonischer Wirkungsmöglichkeiten gegenübergestellt und sinngemäß beigeordnet. Es erübrigt sich, nur noch zu sagen, daß diese Zusammenordnung von künstlerischer Erfindung und ästhetischer Wirkung vielleicht die häufigste, vielleicht auch die in der Natur der Sache am ehesten begründete ist, obwohl andere Kombinationen: wie zum Beispiel eine sachliche Zweckarchitektur, die sich rein architektonisch-räumlich ausdrückt, — durchaus möglich erscheinen und in vergangenen wie gegenwärtigen Zeiten auch tatsächlich vorkommen (Toskanische Bettelordenskirchen des vierzehnten Jahrhunderts, Behrens' Berliner Fabrikbauten der A. E. G.).

Großartig pantonome Naturen unter unsern Baumeistern endlich, wie Theodor Fischer, geben auf Grund eines universell erfaßten, reichen Kulturprogramms dann Baulösungen, welche gleichzeitig die weitgespannten Beziehungen proportionaler Raumschönheiten mit den plastischen Energien funktioneller Einzelformen und den malerischen Reizen mannigfaltiger optischer Vorstellungen in schöpferischer Synthese vereinen.

5

Finden sich so die Eigenschaften schöpferischer Lösung und gefühlsmäßiger Wirkungen im architektonischen Kunstwerk gleichsam wie von selbst, unter der Wucht sich wechselseitig bestimmender Bedingungen gleichsam automatisch zusammen, so erhebt sich doch noch die wesentliche Frage: welche Rolle spielt wohl in der baulichen Schöpfung die Künstlerpersönlichkeit? stellt sie nur ein regulierendes Prinzip innerhalb eines Vorgangs des Auswählens, des technisch-geschmacklichen Sichtens dar, oder muß der Baumeister genau so intuitive Persönlichkeit wie der Maler und der Bildhauer, der Musiker und der Dichter sein?

Was die Intensität des Persönlichen, des Schöpferisch-Intuitiven anlangt, so kommt darin der große Baukünstler, der phantasiebegabte Erfinder schöner Körper und Räume, selbstverständlich allen seinen künstlerischen Kollegen gleich. Peter Behrens sagt von seinem Schaffen: „Kunst

entsteht nur als Intuition starker Individualitäten und ist die freie, durch materielle Bedingungen ungehinderte Erfüllung psychischen Dranges. Sie entsteht nicht als Zufälligkeit, sondern als Schöpfung nach dem intensiven und bewußten Willen des befreiten menschlichen Geistes. Sie ist die Erfüllung psychischer, das heißt ins Geistige übersetzter Zwecke, wie sie sich als solche in der Musik am klarsten offenbart*." — Allein wie weit nun dies Persönliche und Individuelle wirklich in der Baukunst zu sichtbarem Ausdruck gelangt, das scheidet Architektur und Kunstgewerbe deutlich von den anderen Künsten: Es liegt das bekanntlich an dem dualistischen Doppelcharakter der angewandten Kunst, die mit ihrem einen Ende in die von allem praktischen Lebenswillen abgeschlossene Isolierung des reinen ästhetischen Erlebnisses hineinragt, mit dem andern aber wiederum gerade der aktiven Wirklichkeit dienstbar verbunden erscheint. So wird denn die Persönlichkeit, auf die das angewandte Kunstwerk notwendig Beziehung zu nehmen hat, weniger der Schöpfer sein können, der sich in ihm frei und ungebunden ausspricht, als der Gebraucher — das ist in der Architektur der Bauherr, dem das nutzbare Werk Antwort auf seine Bedürfnisfragen, seine leiblichen wie auch seine geistigen, zu geben hat: nach einem muß das Baukunstwerk „sich stimmen", und da dies, seinem innewohnenden Zweck nach, nicht der Erzeuger sein kann, wird es der Verbraucher sein müssen, soll es nicht zu verhängnisvollen Widersprüchen zwischen Leib und Seele, ästhetisch gesprochen: zu Stillosigkeiten führen. —

Bedeutet das nun — bei der gewöhnlichen ästhetischen Indifferenz des nutzkünstlerischen Verbrauchers, des Publikums, — eine stereotyp durchgeführte Gleichförmigkeit, ohne einen anderen Wechsel als den durch die Bedingungen geforderten? — Der Mannigfaltigkeit dieser Bedingungen, der schöpferischen wie der anschaulich wirksamen, und ihrer reichen Kombinationsmöglichkeiten wurde ja schon gedacht. Eine muß aber noch, ihrer starken Fähigkeit zu charaktervoller Unterscheidung wegen, besonders hervorgehoben werden, zumal da sie in eminenter Weise gerade für die Baukunst wichtig wird: Die Bedingung landschaftlicher Individualisierung.

Von jeher war es Stilforderung für alle Bauten, daß sie sich zweck- und stimmungsgemäß dem Charakter der Landschaft eingliederten und anglichen, in der sie sich erhoben. Ja sie konzentrierten den natürlichen Landschaftscharakter in der Art, daß nicht nur sie von der Landschaft, sondern auch die Landschaft wieder von ihnen eine Art persönlicher Individualität empfing. In der großartigen Baukunst des deutschen Barock unterscheidet man so nicht nur eine nord- und eine süddeutsche Richtung,

* a. a. O. S. 253.

sondern deutlich voneinander sich abgrenzende rheinische, schwäbische und fränkische, sächsische, bayrische und österreichische Lokalschulen. So handelt es sich in diesen Architekturen zuerst weniger um Individualitäten des Individuums als um Individualitäten der provinziellen Rasse, um Lokalcharaktere, und hier sind es dann wieder große, intuitiv veranlagte Baumeister, welche den Lokalcharakter in sich selbst zu geistiger Persönlichkeit steigern, ohne dem Objektiven des Sachkunstwerks Abbruch zu tun: Fischer von Erlach und Lucas von Hildebrandt; Eosander von Goethe und Andreas Schlüter, Georg Bähr, Poeppelmann und Johann Balthasar Neumann.

In ähnlicher Weise hat auch die moderne Architektur, in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien, typische Persönlichkeiten als Repräsentanten von nach Landschaft und Stammesart geschlossenen Gebieten hervorgebracht: Die Wiener, mit dem älteren Otto Wagner, dem jüngeren Josef Hoffmann an der Spitze, stehen in künstlerischer Eigenart abgegrenzt für sich. Messel und seine Schule verkörpern ebenso Berlin für die ältere Generation wie Gabriel und Emanuel Seidl München. Was der altpreußische Hanseate Peter Behrens, was der Mecklenburger Heinrich Tessenow für Niederdeutschland bedeuten, das sind für Oberdeutschland Theodor Fischer und Richard Riemerschmid usw. – Ob man sich freilich für den innerlich glühenden Franken Dürer oder den formvollendeten Schwaben Holbein, ob man sich für den intellektuell klaren Theodor Fontane oder den phantastisch reichen Gottfried Keller, für Fischer und gegen Behrens entscheidet, – das ist allerdings eine Frage persönlichster Kunstwertung.

Daß es nun fast ausschließlich deutsche „Stilprovinzen" sind, die die moderne Architektur hervorgebracht haben, scheint eine neue kunstgeschichtliche Mission der germanischen Nationen zu bedeuten. Frankreich hatte im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts die moderne Weltmalerei, den Impressionismus, entwicklungsgeschichtlich gezeitigt, Deutschland die Weltmusik, die in Richard Wagner gipfelt. – Die künstlerische Formung der heutigen extensiven Kultur, der industriellen, demokratischen, weltwirtschaftlichen Zivilisation in ihrer ganzen Massigkeit und brutalen Roheit, ist – bis jetzt – nur der umfassenden Energie der germanischen Völker geglückt: den angelsächsischen Ländern England und Nordamerika, dann Deutschland und Österreich vor allem, der Schweiz, den Holländern (mit Berlage, De Bazel und Lauweriks), den skandinavischen Völkern und den Finnen (Gesellius und Saarinen), – letztere zwar nicht der Rasse, aber dem Kulturkreis nach durchaus zu der nordisch-germanischen Gruppe hinneigend. Wie eine Probe aufs Exempel steht hier Belgien da: allein mit seinen der holländisch-germanischen Art innerlich verwandten Bau-

werken künstlerisch möglich, während alle „Gallizismen" der neubelgischen Architektur als ein schnell verflatterndes Spiel willkürlicher Ornamentiererei erscheinen.

Tatsächlich hat heute die germanische Formkraft allein die schöpferische Fähigkeit, den modernen kulturellen Rohstoff geistig zu organisieren, baukünstlerisch zu bewältigen, bewiesen — abgesehen davon, daß in den romanischen Ländern, wie Frankreich, gar nicht das konkrete Baubedürfnis in einer stark anwachsenden Bevölkerungsziffer vorlag. Anscheinend beruht dieser deutsche Vorgang auf der hier gepflegten pantonomen Auffassung der Kunst: unsere ganze Umwelt erscheint dem deutschen Idealismus als organisch zu gestaltender Kosmos, — indessen die romanische, vor allem französische Anschauungsweise die Kunst als etwas exklusiv Autonomes für sich begreift, sie als Funktion einer esoterischen Gesellschaftsgruppe, als das in der Lebensgesamtheit zwar nutzlose, jedoch schöne und anmutsvolle Spiel eines vornehmen Kreises betrachtet wissen will. — Nur die erstere, pantonome Weltauffassung wird für die Erschaffung einer modernen Baukunst, eines Gegenwartsstils, fruchtbar sein können, da ja dieser mit allen seinen Lebensorganen seine materielle Nahrung aus dem Boden der gegenwärtigen Kulturkonstellation ziehen muß: Will er „Stil" sein, Anspruch auf formale Allgemeingültigkeit erheben, so muß er das Überzeitlich-Traditionelle unserer Kultur in Gegenwartswerte neu umsetzen, wieder beleben können, er muß das sozial Verbindliche suchen, das über das bloß persönlich und individuell Wertvolle hinausgreift, er muß den klaren „Typus" finden für alle die Probleme, die ihm die demokratische, industrielle, weltwirtschaftliche Periode zuschiebt. — Dies aber vermag nur eine Kunst, die nicht „nur für sich" zu existieren strebt, sondern die mit verstandesheller Bewußtheit sich in die nun einmal weltgeschichtlich so gewordene Gegenwartskultur freudig eingliedert.

6

Die materiellen Probleme der demokratischen, industriellen, weltwirtschaftlichen Zeit findet die moderne Baukunst in dem neuen gesellschaftlichen Gebilde der Großstadt. Es sind hier die verschiedensten Aufgaben, die, in räumlich engster Nachbarschaft und mannigfaltiger zwecksachlicher Verknüpfung, ihrer architektonischen Formung dringend harren.

Die geschichtlich unerhörte Bevölkerungsdichtigkeit, die die ehemaligen Bewohner weiter Länder an einem einzigen Punkt der Landkarte versammelt hat, gebar als Notstandsprodukt die großstädtische Mietskaserne, die — fast wie ein Musterbeispiel — den inneren Dualismus neuzeitlicher Baukunst demonstriert: auf der einen Seite eine geistlos hochentwickelte Technik der materiellen Konstruktion und aller nur erdenkbarer,

äußerer Komfortbedürfnisse, auf der andern der gegenwartsfremde Schmuck akademisch gewachsener Ornamentsblüten, von „Verzierungen", die in ihrer kunsthistorischen Selbstgerechtigkeit der Sache, der sie „dienen" sollten, zu spotten scheinen. —

Die Lösung liegt hier — wie überall auf dem Gebiet der modernen Baukunst — nicht in einer „verschönernden" Verleugnung des Tatsächlichen, vielmehr in der starken, der bewußten Betonung und der hervorkehrenden Steigerung seiner Wesenseigenschaften: in der den vielen Einzelräumen entsprechenden, gleichmäßigen Übereinanderschichtung endloser Reihen von Fensterlöchern — Otto Wagner gebraucht dafür einmal das drastische Bild: „Ein Trumm Käs mit Löchern", — wie es der eindrucksstarke Anblick des noch unverputzten und unverzierten, großstädtischen Backsteinrohbaus darbietet. Unter den heute schon häufigen Beispielen dieser naturgemäßen Auffassung seien die als großer Einheitsblock zusammenhängenden Beamtenwohnhäuser von Paul Mebes in Steglitz bei Berlin und die mitten im großstädtischen Geschäftsviertel Hamburgs sich erhebenden Stockwerkbauten von Fritz Höger besonders genannt.

Sucht der moderne Miethausbau so in gleichstrebender Übereinstimmung mit dem Zivilisationswillen zu schaffen, sucht er gleichsam nach der monumentalen Gebärde, die das grandiose Material unseres Zeitalters anschaulich erschöpft, so läßt sich auch noch eine andere stilistische Einstellung zu der Kultursendung der Gegenwart ausdenken: die einer komplementären Ergänzung.*

Der Mensch unserer Tage will in seiner Wohnung eine Erholung von aller lauten Vielgeschäftigkeit der beruflichen Umwelt finden. Als Folge davon strebt man nun eine grundsätzliche Trennung der zentralen Geschäftsstadt mit ihrem Stockwerkhochbau, der „City", — wie man nach englischem Vorgang die Sache bezeichnet — von den flachgebauten Wohnsiedelungen, den „Cottages", rings um die alte Innenstadt, an. — Es ist eine arkadische Friedsamkeit, die diese Landhäuser, große wie kleine, reiche wie einfache, atmen. Die moderne gefühlsgesättigte Sachlichkeit scheint in diesen zu „Gartenstädten" sich zusammenfügenden, aus einem kulturell klar begrenzten Grundrißprogramm herausgewachsenen Landschaftsbauten ihre ersten, künstlerisch ganz reifen Früchte gezeitigt zu haben: man erinnere sich der vornehmen Wohnsitze von Bruno Paul oder Hermann Muthesius, der für Arbeiter oder Beamten gedachten Kleinsiede-

* vgl. Broder Christiansen a. a. O. S. 226, 227 u. ff.: Der Zeitstil in der Nutzkunst als Spiegelbild einer modernen Kultur der „Reizsamkeit" oder als deren Ergänzung in einer „Erholung von uns selbst". Einiges scheint darauf hinzudeuten, daß die Einstellung der Nutzkunst auf den Menschen noch öfter im Sinn des spezifisch Komplementären erfolgt.

lungen von Heinrich Tessenow, Richard Riemerschmid, Paul Schmitthenner, Georg und Heinrich Metzendorf und vieler anderer.

Damit erlangt das neuzeitliche Wohnproblem, die geistig, sozial und gesundheitlich einwandfreie Unterbringung der großstädtischen Bevölkerungsmassen, seine architektonische Gestalt. – Der zweite Wesenszug der modernen Großstadt ist – wie einleitungsweise schon hervorgehoben wurde – die Tendenz auf das Weltwirtschaftliche, die sich in den mächtigen Bauten für den Handel, die Industrie und den Verkehr ausspricht. In Kontor- und Bürohäusern, die ihren weltwirtschaftlichen Zweckgehalt in einer bewußt gleichmäßigen Reihung kaufmännischer Arbeitszellen zum Ausdruck bringen, wird so der zeit- und sinngemäße Formtypus herausgebildet (Kontorhäuser von Höger in Hamburg, großindustrielle Verwaltungsgebäude von Peter Behrens in Düsseldorf, Hannover und Köln). Das moderne Warenhaus, wie es in Messels Wertheimbauten seinen wahrhaft epochemachenden Urtyp, in vielen andern großstädtischen Geschäftshäusern (zum Beispiel von Wilhelm Kreis in Köln und Josef Olbrich in Düsseldorf) Nachfolge gefunden hat, sucht seinen Grundgedanken des syndikatsähnlich vereinigten Kleinhandels nach Art eines überdeckten Marktes von vielen Geschoßgalerien zu verwirklichen. Über die verschiedenen Einzelstände des Kleinverkaufs legen sich große Hallendächer, welche einheitlich monumentalisierte Pfeilerfassaden längs den Straßen stützen, zugleich dem Verkehr des Lichtes – des Tags über von außen nach innen, und während der Abendstunden von innen nach außen – baukünstlerische Möglichkeit gewährend, und dann wieder den verlockenden Anblick der Waren in unendlich vielen Schaufenstern der vorbeiströmenden Menge anpreisend darbietend.

Und ebenso sucht der moderne Industriebau, dessen größte Meister, Peter Behrens und Hans Poelzig vor allem, ihn aus der Scheußlichkeit jammervoller Notstandsgebilde auf die Höhe bewußter Architektur gehoben haben, die Vielgeschäftigkeit der weltversorgenden Massenarbeit in ungeheuer weiten, unerhört hellen Hallen räumlich zu bewältigen, in sehr einfachen, klar empfundenen Baukörpern, deren großzügig rhythmisierte Fassaden den Eindruck jener weltwirtschaftlichen Monumentalität, jenes überwältigenden Produktionstempos wiedergeben sollen, den die Begriffe Welthandel und Großindustrie, Massenerzeugung, Völkerbedarf und Völkerverbrauch gefühlsmäßig auslösen.

Die selbe weitausholende Geste wie die maschinendurchtosten Industriebauten zeigen die verschiedenen Verkehrshochbauten der Großstadt, die Durchgangsbahnhöfe und Kopfstationen der Fern- und Lokalbahnen, der Stadt-, Ring-, Hoch- und Untergrundbahnen, die Wartehallen der Tramways: Das sie alle beherrschende Wesensprinzip ist das der durchlaufenden

Schnelligkeit, der beispielsweise durch eine besonders betonte Horizontalität der beherrschenden Architekturglieder Rechnung getragen werden kann. — Sonst aber suchen gerade die neuen Bahnhofsbauten — der Leipziger Hauptbahnhof von Lossow und Kühne, der Darmstädter Bahnhof von Friedrich Pützer und Paul Bonatz' wundervoller Stuttgarter Bahnhofsbau — das Moment großmonumentaler Ruhe hervorzuheben, den architektonischen Formausdruck zu finden für den mächtigen Haltepunkt in dem landein und landaus rasenden Getriebe des Weltverkehrs. — Damit geben diese Bahnhofsbauten eine künstlerische Synthese, die ästhetisch geformte Beruhigung des ruhelos flüchtigen Sachinhalts, gleichsam potentielle Bewegung in der architektonisch verfestigten Gestalt des gebändigten Rhythmus.* —

Die Fest- und Repräsentationsbauten muten in diesem großstädtisch modernen Bauprogramm fast wie ein Fremdes an, da ihr Inhalt nicht so ausschließlich seine Entstehung unserer Zeit verdankt, wie die ganz von dem neuen Zweckgedanken beseelten Bauten für Industrie, Handel und Verkehr: die in sich selbst geheiligte Vorstellung der fürstlichen und kirchlichen Autoritäten ist ein- für allemal dahin. Auch die Machtbefugnis der kommunalen Bürgermeister — eines Verwaltungsbeamten unter sehr vielen anderen — entbehrt jeglicher formenschaffender Phantasiewirkung. — Deshalb müssen alle jene repräsentativen Bauten, wie Kirchen, Rat- und Stadthäuser, vor allem, dem demokratischen Zug der Zeit entsprechend, die Seele des Volkes: die schöpferische Souveränität der ganzen Stadtbevölkerung, zu verkörpern suchen.

Das spricht sich denn auch in den neuen Bauprogrammen und Grundrißforderungen aus, die weite Versammlungshallen vorsehen, in der Schaffung ganz neuer bewußt demokratischer Bauaufgaben, wie großer Volksbadeanstalten, dann Volksbildungsstätten aller Art: von den schönen Schulen angefangen, mit denen zum Beispiel Theodor Fischer Stuttgart und München mannigfach geschmückt hat, bis zu den Volksbüchereien, Volkstheatern (Hans Poelzigs Entwurf zum neuen Opernhaus in Berlin, Oskar Kaufmanns Berliner Volksbühne) und Volksmuseen (Friedrich Billings Städtische Kunsthalle in Mannheim), die an Stelle der aristokratisch exklusiven

* Damit sei die meines Erachtens abschließende Antwort gegeben auf den Diskussionsstreit, der sich im Anschluß an Peter Behrens' Vortrag über den „Zusammenhang des baukünstlerischen Schaffens mit der Technik" auf dem Berliner Kongreß für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 1913 erhob: Bericht S. 259–265. Es wurde darüber gestritten, ob die zeitgemäße Hast des großstädtischen Lebens oder — in komplementärem Sinn — die Reaktion gegen jene Hast: die Zeit ungemäße Ruhe zu architektonischem Ausdruck gelangen soll. Mir scheint, wie gesagt, ein synthetisches Drittes als das dem modernen Kulturinhalt Wesentliche erreichbar: die zu architektonischer Monumentalität verfestigte Stimmung unendlicher Bewegung. —

Hoftheater und der Fürstlichen Kunstkammern heute getreten sind. — Selbst die gelehrte Isolierung der Universität sucht inhaltlich und formal ihren Bauten den Anschluß an diesen Geist demokratischer Zweckbestimmung zu geben, wie Theodor Fischers Jenaer Neubau beweist, eine Stiftung des ganz sozialistisch denkenden Physikers und Nationalökonomen Ernst Abbe. Daneben werden aber noch besondere Volksschulen, „Akademien für jedermann" (Fritz Wicherts Gründung in Mannheim) errichtet, schöne Vortragsgebäude (Theodor Fischers „Pfullinger Hallen", sein Gustav Siegle-Haus in Stuttgart), um, nach dem großartigen Vorbild Nordamerikas, die feste Brücke zu schlagen zwischen geistig hoher Bildung und dem werktätig schaffenden Lebenswillen der gesamten Nation.

Und endlich geben sich auch die wenigen Denkmäler, die dieses ganz mit dem Strom volkstümlicher Lebensarbeit vereinigte Kunstwollen noch zuläßt, als das Erzeugnis demokratischer Massen: sie streben einen auf größte Fernwirkung im Landschaftsbild berechneten, stimmungshaft vereinfachten, wesentlich architektonischen Eindruck an und verschmähen — wie das Volkslied — selbstsicher jede historisch eng begrenzte Einzelform, die dem urtümlichen Empfinden nichts zu sagen hat. Können doch allen diesen so zeitgemäßen, bis vor kurzem noch ganz unerhörten Kulturbestrebungen jene früher üblichen, historisierenden Detailformen nicht mehr genügen: im Maßstab wirken sie viel zu klein, in ihrer assoziierenden Stimmung aber — für die doch ganz neuzeitlichen Zwecke — wie eine inhaltlose Maskerade, — was der bekannte Atelierausdruck als „kitschig" bezeichnet.

Alle diese in ihrer Stimmungsabsicht gleich gerichteten Bauten schließen sich zu dem übergeordneten Gebilde der modernen Großstadt zusammen. In ihr gelangt eine Tendenz aufs weiträumig Große, auf das künstlerisch Systematische zu souveräner Herrschaft, die in grundsätzlichem Gegensatz steht zu der wirtschaftlichen Selbstbescheidung des historischen Stadtgebildes, und die ebenso auch den prinzipiellen Weg des modernen Stilwollens überhaupt bezeichnet: von der Gestaltung dekorativer Einzelornamente im Sinn eines zweckbewußten Gefühlsinhalts bis zu Stadtbauanlagen von weltbeherrschendem Architekturwillen. Was hier noch vor kurzem Sache des mechanisch arbeitenden Geometers war, der das Stadtwachstum bestimmende Bebauungsplan, wird jetzt als unlösbare, intensivste Gesamtschöpfung von Zivilisationsforderungen und plastischer Formenschönheit, von technisch bedingten Notwendigkeiten und ästhetisch gestaltender Freiheit behandelt.

Man verspürt, sieht man ein solches neuzeitiges Stadtbild längs seinen von sachlich schönen Brückenbogen überspannten Flußufern sich entfalten, einen kräftigen Hauch gegenwartswirkenden Schöpfergeistes: die Bau-

kunst als notwendige Bildwerdung eines neuen weltwirtschaftlichen Lebens, man verspürt eine bisher noch unbekannte „Poesie der Großstadt". — Man verspürt in diesen, für viele Geschlechterfolgen berechneten Städteplanungen — wie sie die Wettbewerbe Großberlin von 1909 und Großdüsseldorf von 1911 gezeitigt haben, — eine moderne, pantonome Gesinnung, die nicht mehr das Leben nur als „praktische Technik" nimmt und — weitab von diesem naturalistischen Leben — eine kostbar zarte Treibhauskunst, für sich und um ihrer selbst willen, kultiviert. Sondern die vielmehr aus der reichen Erfahrung des wirklich erlebten Lebens, einer schöpferisch lebendig gewordenen Wirklichkeit, die formgeborene Geistigkeit der Kunst schafft, die organisch in unsere geschichtlich gewordene Kultur eingebettet erscheint.

7

Das Problem des Stils, das in unserer Einleitung aufgeworfen, an vielen Sachbeispielen erörtert wurde, ist kein Problem des Intellekts, keine Frage abstrakt kritischer Erkenntnis, die ja — wie Bergson, Walther Rathenau und viele andere heute schon dargetan haben — immer nur ein höchst unvollkommnes Werkzeug zur Bewältigung der lebensvollen Wirklichkeit sein kann. Das Stilproblem erscheint vielmehr als die Frage an jeden Einzelnen von uns, ob er gewillt ist, an der Erschaffung einer kulturellen Gemeinsamkeit mitzuarbeiten. Ein Stil, der gegenwärtige so gut, wie die heute als historisch erkennbaren Stile der Vergangenheit, wird nicht von den Künstlern allein „gemacht", sondern er bedarf der steten Mitarbeit des Publikums: als Leser und Hörer in Literatur, Musik und Theater, als Auftraggeber in den Künsten der Malerei und Bildhauerei, als Bauherr in Architektur und Kunsthandwerk. Das wohlgestaltete Kleid kann erst geschneidert werden, wenn der Mensch, der es anziehen soll, selber wohlgestaltet ist. Mit anderen Worten: ohne die ins Geistige gewandelte, feste Wohnkonvention, ohne die grundrißbildende „sittliche Forderung" ist auch keine formale Neubelebung unserer Baukunst möglich!

Damit wächst aber das Architekturproblem zu einem Zentralproblem unserer Zeit: zu jener Frage nach dem unbewußten Kulturdrang, die Interessentenvereinigungen wie dem „Deutschen Werkbund" ihre Existenzberechtigung verleiht. Denn tatsächlich handelt es sich hier um jede, scheinbar kleine Einzelheit unserer sichtbaren Zivilisation, nicht nur etwa um großräumige Bauwerke, — genau so wie Hugo von Hofmannsthal, gelegentlich eines Vortrags über den „Dichter in unserer Zeit", in das Literarische auch den kleinsten Zeitungsartikel des letzten Zeitungsschreibers einbegriffen wissen will.

Die Thesis der Zeit ist die mechanisierte Produktion, welche in dieser Form für alle Geistigkeit gewiß ein Heteronomes bedeutet. Ihre Antithesis stellt sich in jener zeitfremden Kunst dar, die sich, autonom, von aller mitwirkenden Zivilisation in sich selbst zurückzieht. Dies führt — je nach der persönlich übereinstimmenden oder ablehnenden Einstellung — zu einem Dualismus, zu jener Doppelheit des Lebensstils, von dem schon mehrfach die Rede war und unter dem unsere Zeit in tiefstem Innern leidet.

Unser schöpferischer Wille aber, den Henri Bergson in seiner „Évolution créatrice" als den „élan vital", den jugendlich optimistischen „Lebensschwung", so wundervoll geschildert hat, muß hier und wird hier die Brücke schlagen: in einer pantonom gedachten Synthese von extensiver Mechanik, dem Heteronomen, und intensiver Kunst, dem Autonomen, in der dann die beiden früheren Zustände, im Hegelschen Sinn des Wortes, „aufgehoben erscheinen", das heißt zugleich erhalten, vernichtet und über sich selbst hinaus erhöht. Erst dieser pantonomen Synthese wird man dann den ersehnten Namen „Kultur" geben dürfen.

Hyperethik

von Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi

I

Die Ethik, die wir von Altertum und Mittelalter übernommen haben, fußt auf falschen wissenschaftlichen Voraussetzungen: auf Willensfreiheit; auf anthropozentrischer Weltansicht; auf dem Gegensatz von Mensch und Natur.

Die Neuzeit hat in der Theorie mit diesen drei Vorurteilen gebrochen: durch Einsicht in die Assoziations- und Vererbungsgesetze, durch die kopernikanische Weltansicht; durch die Deszendenzlehre. Der Determinismus beseitigte die Kluft, die menschliches Handeln vom übrigen Weltgeschehen zu trennen schien; der Heliozentrismus schob den Menschen aus dem Zentrum der Welt in deren Peripherie; der Evolutionismus endlich schlug die Brücke vom Menschen über das Tier zur Allnatur.

So war die alte Basis der Ethik gesprengt; neue Grenzen mußten ihr gezogen werden. Sie durfte sich nicht mehr mit menschlichen Handlungen allein befassen; mußte nach einem Prinzip suchen, das weiter reicht, als die Menschheit, das womöglich alles Irdische umfaßt. Als ein solches Prinzip wurde das Leben erkannt; aber nicht im Sinne der organischen

Daseinsform, sondern in seiner weitesten Bedeutung, die ungefähr dem Willen Schopenhauers, der Energie Ostwalds entspricht.

Künder dieses neuen Prinzipes der Ethik waren Friedrich Nietzsche und Jean Marie Guyau. Beider höchste Forderung ist Erweiterung und Steigerung des Lebens: bei Nietzsche durch die Macht, bei Guyau durch die Liebe. Beide haben recht; beide haben unrecht: Nietzsche darin, daß er seine neue Moral größtenteils mit der Unmoral alten Stiles identifiziert; Guyau darin, daß er nur die Basis der Ethik reformiert, nicht diese selbst. Die neue Ethik darf aber die alte weder aufheben noch übernehmen.

Ein Rest der alten Ethik wird immer bestehen bleiben; es ist das große Verdienst Benthams, sie von allem überflüssigen Beiwerk geläutert und auf die endgültige Formel gebracht zu haben: Das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl. Diese Ethik ist eine praktisch-civilisatorische Disziplin, wie Technik, Medizin und Rechtswissenschaft dazu berufen, den Glückszustand der Menschen zu heben. Ihr Wesen ist praktische Objektivität: Einstellung des Einzelnen auf die Allgemeinheit, des Augenblickes auf die Dauer.

Ihre intimen Beziehungen zu Gott, auf die sie sich seit Sokrates mit Vorliebe berief, mußte sie aber endgültig lösen: denn Wohl und Wehe, guter und böser Wille eines verschwindenden Teiles der Bewohner eines verschwindenden Teiles der Welt konnte nach Kopernikus und Darwin unmöglich weiter als Angelpunkt göttlicher Wertung anerkannt werden. Spinoza hat es bereits geahnt: Gott ist amoralisch; er hat die Welt geschaffen ohne Rücksicht auf Glück und Unglück ihrer Bewohner (denn sonst gäbe es keine Raubtiere, keine Krankheiten, keine verheerenden Naturereignisse), und ohne Rücksicht auf deren Sittlichkeit und Unsittlichkeit. Im Daseinskampf bestimmt er dem Stärkeren, nicht dem Sittlicheren den Sieg; er läßt seine Sonne gleichmäßig scheinen über Gute und Böse, über Glückliche und Unglückliche.

2

Gott hatte recht, als er am siebenten Tage seine Schöpfung schön (nicht: gut) fand. Denn Schönheit ist Weltprinzip. Schön, harmonisch, geordnet ist die Welt, vom Elektronensystem zum Milchstraßensystem. Kosmos heißt Schmuck; Kosmos heißt Welt. Der Kampf des Kosmos gilt nicht dem sittlich Bösen, nicht dem Leiden; er gilt nur dem Häßlichen, Amorphen: dem Chaos. Alles außermenschliche (und unterbewußt-menschliche) Leben strebt nach Entwicklung, nach Vollkommenheit; verachtet Glück und Unglück; ist anti-hedonistisch, ist heroisch-evolutionistisch-ästhetisch.

Im unbegrenzten Reiche der Schönheit ist der Mensch nur Provinz.

Tugend ist menschlich, Schönheit göttlich. Schönheit als Lebensprinzip zeugt höhere Ethik. Ästhetik kann ich diese nicht nennen; ist doch Ästhetik selbst nur Bruchteil jener großen Wertung. Auch Ethik kann ich sie nicht nennen; denn sonst wäre sie nicht zu scheiden vom Komplex jener Lebensregeln, die auf angenehmes Dauer- und Gemeinschaftsleben zielen. So will ich diese Synthese von Ethik und Ästhetik Hyperethik nennen.

Hyperethik ist allumfassend; Ethik beschränkt ihren Machtbereich auf die den Inhalt, die Absicht, menschlicher Handlungen: Hyperethik wertet auch deren Form, die Geste. Ethik beschränkt sich auf die Wertung menschlicher Charaktereigenschaften: Hyperethik umfaßt die Persönlichkeit als Ganzes, mit Leib und Seele. Aus ihrer deterministischen Perspektive sieht sie keinen Unterschied zwischen Tugenden und Vorzügen, zwischen Lastern und Mängeln; scheidet nicht Schuld von Unschuld: denn alles ist Schicksal. Ethik bezieht sich stets auf Menschen und Menschliches; Hyperethik wertet alles: Mensch und Tier, Organisches und Anorganisches, Natürliches und Künstliches, Körperliches und Seelisches, Ereignisse und Taten, Dinge, Gefühle, Gedanken.

Schönheitssinn und Geschmack, Stolz und Scham sind die Organe hyperethischer Wertung. Das Wertvolle, Schöne gefällt uns, das Minderwertige, Häßliche mißfällt uns; auf unsere schönen Eigenschaften und Taten sind wir stolz, der häßlichen schämen wir uns. Billigung und Mißbilligung, Gewissen und Reue sind dagegen Richter in der Welt des Sittlichen.

3

Allem Leben, aller Schönheit liegt ewig die Doppeltendenz zugrunde: Expansionsdrang und Gestaltungsdrang.

Diese Doppeltendenz der Natur ist Quelle aller hyperethischen Wertung. Entfaltungsdrang schafft Inhalte, Gestaltungsdrang Formen. Atom, Kristall, Zelle, Organismus, Kunstwerk: sie alle entstehen aus Leben, das in Gestalt überströmt. Kraft will Form; Form will Kraft. (Entfaltungsdrang, Kraft: männliches Weltprinzip; Gestaltungsdrang, Form: weibliches Weltprinzip. Zu jeder Schöpfung ist beides nötig: Bisexualität des Organischen, Bisexualität des Genialen.)

Schön ist Vitalität; schön ist Harmonie. Überwiegt Vitalität: so nennen wir diese dynamische (männliche) Schönheit dionysisch, romantisch; überwiegt Harmonie, heißt diese statische (weibliche) Schönheit appollinisch, klassisch. Jedes Schönheits- und Kunstideal pendelt zwischen diesen Extremen.

Energie-Harmonie; Kraft-Form; Freiheit-Ordnung; Entfaltung-Gestaltung: diese Zweiheit (die in Wahrheit Einheit ist) wirkt in allem Komischen. Im Großen und Kleinen will die Welt lebendiger und harmoni-

scher werden; nur so ist Evolution möglich. Jedes Streben aber ist unbewußtes Werden; also sind die Tendenzen der Natur Fingerzeige für den Willen Gottes, für kosmische Werte.

4

Der Expansionsdrang der Seele hat (nach deren Hauptfunktionen) drei Formen: Einfühlen, Einwollen, Eindenken.

Alle drei Phänomene sind Erweiterungen der Persönlichkeit über ihre Grenzen; Einfühlung ist Ausdehnung des Gefühles auf andere Wesen; ist Liebe; Einwollen ist Ausdehnung des Willensbezirkes auf andere Wesen und Dinge: ist Macht; Eindecken ist geistiges Erfassen fremder Dinge: ist Weisheit. Liebe, Macht, Weisheit: drei hyperethische Ideale dreifache Steigerung und Entfaltung des Lebens! Schön ist der Liebende der Mächtige, der Weise; auch sind sie untereinander verwandt: in höherem Sinne ist jeder Liebende ein Mächtiger zugleich und ein Weiser; der Mächtige ein Liebender und Weiser; der Weise ein Liebender und Mächtiger.

Zu dieser Lebensentfaltung nach außen gesellt sich Lebenssteigerung nach innen, zur Extensität, Intensität. Tatkraft und Tapferkeit ergänzen Liebe, Macht und Weisheit. Wer höchste Tapferkeit mit höchster Liebesfähigkeit vereint, hat den hyperethisch wertvollsten Charakter.

In der Welt ausnahmsloser Kausalität bedeutet Freiheit die Möglichkeit zur Entfaltung des Lebens nach inneren Gesetzen; Gestalt (Platons Idee) setzt jeder Freiheit Ziel und Grenze. So ist auch Freiheit als Funktion der Entfaltung und Gestaltung ein hyperethischer Wert.

Macht ist zugleich Symptom und Voraussetzung der Freiheit; sie bietet die Möglichkeit zu freier, harmonischer Entfaltung nach eigenem (nicht fremdem) Gesetz: so ist auch Macht wertvoll.

Reichtum ist Macht, gewährt Freiheit; auch er ist hyperethisch wertvoll.

Ordnung und Stil sind Werte als objektivierte Tendenzen des Gestaltungsdranges.

Ebenso ist Echtheit (Materialtreue, Wahrhaftigkeit) schön und wertvoll, alle Un-echtheit (Imitation, Fälschung, Talmi-, Falschheit) minderwertig.

Ehre, Würde, Ruhm sind hyperethische Ideale.

Hyperethische Tugenden sind Kraft und Gewandtheit, Schönheit und Anmut des Leibes, der Seele, des Geistes.

Der gute Mensch ist Ideal der Ethik; der edle Mensch Ideal der Hyperethik. Der edle Mensch ist schön, rein und vornehm an Leib und Seele, ist tapfer und treu, liebevoll und weise, wahrhaft und redlich, großzügig und großmütig, höflich und stolz. Dieser Edelmensch ist Ziel aller Kultur; während Zivilisation den Menschen moralisieren, ihm Furcht

vor der Zukunft, der Gesellschaft und dem Gesetz einflößen und Liebe zur Arbeit beibringen will.

Schließlich ist Lust selbst ein hyperethischer Wert; denn Lust ist ein schönes Gefühl, ist Symptom gesteigerten oder ausgeglichenen Lebens. Zeugen, geistiges und körperliches, bildet den Kulminationspunkt intensivsten Lebens, den Treffpunkt von Entfaltung und Gestaltung; deshalb ist es von den stärksten Lustgefühlen begleitet.

So sind Wille zum Leben, zur Schönheit, zur Macht, zur Liebe, zum Geist, zur Freiheit, zur Lust – alles Funken aus der einen Flamme überströmenden Lebens!

5

Objektiv schön ist jede Äußerung gesteigerten, jede Äußerung harmonischen Lebens; subjektiv gefällt alles, was das eigene Lebensgefühl steigert und harmonisiert. In diesem Doppelgesetz ist die Grundlage aller Ästhetik enthalten. So hat Schönheit ein konstantes, objektives, und ein variables, subjektives Element. Dies erklärt die Einstimmigkeit und die Vielstimmigkeit ästhetischer Urteile: denn objektive Schönheit fällt häufig, aber nicht immer zusammen mit subjektivem Gefallen.

So ist das Schöne nicht nur Funktion des Gewerteten, des Objektes, sondern auch des Wertenden, des Subjektes. Je weiter, größer, reicher die Seele eines Menschen, desto schöner ist ihm die Welt. Liebe ist Voraussetzung alles Erkennens, alles Gefallens. Ein Buch, in das ich mich nicht einfühle, verliebe, kann ich kaum lesen, geschweige verstehen – mir fehlt die Brücke in sein Innerstes; um wieviel weniger kann ich einen Menschen verstehen, ohne ihn zu lieben! Das Sprichwort: „Liebe macht blind" lügt; im Gegenteil: Liebe, Liebe allein macht sehend, macht hellsehend; Haß blendet.

Liebe und Schönheit sind Korrelate; wir lieben das Schöne, und nur das Schöne; alles, was wir lieben (das heißt: mit unserem Leben erfüllen) wird schön.

Der Künstler ist der Mensch, der mehr Leben und mehr Liebe besitzt. Deshalb ist für ihn die Welt reicher an Schönheit. Den Abglanz dieser Schönheit, in der er lebt, genießen wir in seinen Werken; in ihnen leiht er uns seine schönheitssichtigen Augen, sein reicheres Herz. An jeder Schöpfung genießen wir so die Seele ihres Schöpfers, in die wir uns während des Kunstgenusses einleben; wir wachsen an seiner Größe: denn Genie ist Geist plus Liebe, die reichste Erscheinungsform irdischen Lebens.

6

In der Natur gibt es nicht nur ein Überleben des Stärkeren: es gibt auch ein Überleben des Schöneren. Die höheren Lebensformen in Tier-

und Pflanzenreich sind schöner als die niederen; Kristalle schöner als amorphe Gesteine. Die Natur ist in fortwährendem Verschönerungsprozeß begriffen; sie will das Schöne verewigen, fortpflanzen, das Häßliche absterben, aussterben lassen.

Daher die erotische Wirkung des Schönen bei allen Lebewesen. Der Grad des sexuellen Begehrens, den ein Tier oder ein Mensch beim anderen Geschlechte auslöst, ist das Maß seines biologischen Wertes. Je würdiger zur Fortpflanzung ein Wesen der Natur erscheint, desto höher sein Wert sub specie Dei. Nicht das Tier oder der Mensch, die Natur selbst trifft die Gattenwahl durch die Augen männlicher, durch die Augen weiblicher Erotik. Ihr erscheint der schönste und edelste, nicht der sittlichste Mensch, am würdigsten geliebt zu werden und so über den Individualtod in seinen Nachkommen fortzuleben.

Die Erotik gibt uns auch einen Hinweis auf die Rangordnung wertvoller Eigenschaften. Am verewigungswürdigsten, also am wertvollsten, ist das, was sie am stärksten reizt. Am häufigsten richtet sich die Geschlechtsliebe auf körperliche Vorzüge; seltener auf solche des Charakters; am seltensten auf Geistesgaben. Daraus folgt, daß Natur am höchsten die Schönheit des Körpers wertet, dann erst die Schönheit des Charakters, endlich die Schönheit des Geistes.

Für die Erotik hat Sittlichkeit keinerlei Wert; die erotischen Chancen des Verbrechers sind nicht geringer wie die des Heiligen.

Es ist kein Zufall, daß Venus, die Göttin der Liebe, auch Göttin der Schönheit (nicht etwa der Sittlichkeit) ist. Denn alle Erotik ist auf Schönheit gegründet, jede Liebe ist im tiefsten Grunde platonisch. Alles Schöne weckt Liebe, weckt Sehnsucht nach Vereinigung mit diesem Schönen und Verewigung desselben; Erotik ist der Wille, das geliebte Wesen mit der eigenen Persönlichkeit zu verschmelzen und diese Vereinigung über den Tod hinaus im Kinde zu verewigen; Vorgefühl und Symbol dieser Vereinigung ist die Umarmung.

In der Erotik treffen sich Wille zur Liebe und zur Macht, Entfaltungs- und Gestaltungsdrang. Sie potenziert die Persönlichkeit und steigert sie zum Künstler, zum Schöpfer: so wird aus Liebe Fruchtbarkeit.

7

Nicht allein die Natur wertet hyperethische Vorzüge höher als ethische; auch der menschliche Instinkt schließt sich dieser Wertung an. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Erziehung des Menschen durch die Organe der Gesellschaft (Eltern, Lehrer, Erzieher, Staat, Kirche, öffentliche Meinung, Autorität) durchaus ethisch orientiert ist; aus dem einfachen Grunde, weil jeder daran interessiert ist, daß seine Nebenmenschen möglichst zahm, objektiv, sittlich sind.

Nichtsdestoweniger leiden die meisten Menschen mehr, wenn sie hyperethischer, als wenn sie ethischer Fehler bezichtigt werden. Häßlichkeit, Feigheit, Lächerlichkeit, Geschmacklosigkeit, Taktlosigkeit, Unvornehmheit, Schäbigkeit, Plumpheit, Ehrlosigkeit, Unbildung, Unreinlichkeit und körperliche Defekte sind schlimmere Vorwürfe als Rücksichtslosigkeit, Grausamkeit, Unbarmherzigkeit, Unbesonnenheit, Leichtsinn, Treulosigkeit, Jähzorn, Selbstsucht, Ungerechtigkeit, Sittenlosigkeit und Hochmut. Es gibt sogar Eigenschaften, die, trotzdem sie unter die unsittlichen fallen, geachtet werden, weil ihnen hyperethische Werte zugrunde liegen: so Verwegenheit, Tollkühnheit, Leidenschaftlichkeit, Herrschsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Stolz.

Auch hier ist Sehnsucht nach Seelenschönheit stärker als die nach Sittlichkeit; Schamgefühl stärker und elementarer als Reue. — Stolze Menschen wollen vor sich selbst, eitle vor anderen hyperethisch wertvoll erscheinen.

Alle Menschenideale wurzeln im Hyperethischen: der Edle des Konfuzius, der Weise des Altertums, der Ritter des Mittelalters, der Gentleman (die Dame) der Neuzeit.

Kult der Persönlichkeit (des Helden, Heiligen, des Genius, des Weisen) ist Schönheitskult. Hyperethische Gestalten sind Christus und Goethe ebenso wie der Cäsar der Antike und der Renaissance. Streben nach Persönlichkeit ist Streben nach Schönheit. Goethe war der größte deutsche Hyperethiker.

Bildung ist das hyperethische Korrelat zum ethischen Ideal der Erziehung.

8

Ein Wink für Politiker: niemals der hyperethischen Sehnsucht des Volkes vergessen! In allem Volk lebt ein dunkles Sehnen nach Glanz und Prunk, nach Schönheit und Festen: dieser Schönheitstrieb bildet die Hauptstütze der Monarchie.

Von großen Herrschern, Symbolen leuchtenden Menschentums, duldet das Volk alles, selbst Despoten- und Kriegerlaunen. Es haßt nur gekrönte Feiglinge und Schwächlinge und Verräter des eigenen Königtums; gegen solche Herrscher richten sich meist die Revolutionen. Aber auch das bloße Symbol höheren Menschentums wird im Königtum verehrt.

Republiken müssen, wenn sie dauern wollen, die hyperethische Lücke, die das Königtum hinterläßt, durch neue Ideale, neue Formen von Schönheit, Glanz und Romantik ausfüllen; das können sie nur durch die Künstler, nur durch die Kunst. Aus dieser Erkenntnis wurde Lenin Mäcen.

Griechenland konnte seine republikanische Staatsform erhalten; denn

sein Volk schuf aus sich selbst durch eine unerreichte Kunst Ersatz für den äußeren Glanz orientalischen Königtums, die Akropolis machte Königsburgen überflüssig. Das Römervolk (das nicht nur nach Brot schrie, sondern auch nach Festen, nach Schönheit) besaß nicht die ästhetische Kraft, seinen hyperethischen Trieb durch Kunst zu befriedigen: so schuf es sich kaiserliche Götzen.

In den neugeschaffenen Republiken haben die einstige Regierungsgewalt der Könige Staatsmänner übernommen: Erben des repräsentativ-romantischen Königsglanzes könnten nur die Künstler, die Dichter werden.

Der Mensch erstrebt das Nützliche; kann sich aber doch nur am Schönen begeistern, In höherem Grade gilt dies von Völkern. Stets waren es hyperethische Ideale, die, oft in offenkundigem Widerspruch zum Volkswohl, die Völker am stärksten begeistert und bewegt haben: Freiheit, Ehre, Würde, Ruhm, Herrschaft und Macht. Militarismus und Imperialismus finden ihren stärksten Rückhalt, allen sittlichen und praktischen Bedenken zum Trotz, am heroisch-hyperethischen Element, das ihnen zugrunde liegt. Ein erfolgreicher Kampf gegen sie durch Nützlichkeitsargumente ist hoffnungslos; Ideale können nur durch Gegenideale bekämpft werden. Es handelt sich darum, solche zu schaffen. Kriegslosigkeit ist noch kein Ideal, das Begeisterungskraft besitzt; der negative Pazifismus muß durch das positive Ideal weltumspannender Liebe, durch die chiliastische Hoffnung auf ein neues, paradisisches Zeitalter verklärt werden. In diesem Ideal einer neuen Menschheit liegt die werbende Kraft des Bolschewismus. Nur ein ästhetischer Pazifismus, Republikanismus, Sozialismus kann die Mächte der Vergangenheit dauernd niederringen.

9

Auch auf das sittlich Gute fällt ein Strahl vom Glanze der Hyperethik.

Alle Sittlichkeit läßt sich auf zwei Grundtriebe zurückführen: auf Einfühlung und Gerechtigkeit.

Mitgefühl und Soziabilität ist Einfühlung in fremde Wesen und Wesensgruppen; Treue und Besonnenheit ist Einfühlung in vergangene und künftige Phasen der eigenen Persönlichkeit; Keuschheit und Pietät beruht auf Einfühlung in Nachkommen und Vorfahren; Demut und Frömmigkeit auf Einfühlung in die Allwelt. Gerechtigkeit ist selbst eine Haupttugend; außerdem ist sie Wurzel der Wahrhaftigkeit und regulative Komponente sämtlicher übrigen Tugenden; überall verteilt und begrenzt sie die Einfühlung. Gerechtigkeit ist das formale, Einfühlung das materiale Element der Sittlichkeit; eines ist ohne das andere nicht denkbar.

Einfühlung ist Funktion des Entfaltungsdranges, Gerechtigkeit des Ge-

staltungsdranges. Gerechtigkeit ist vergeistigter Gleichgewichtssinn; sie ist verwandt mit dem ästhetischen Streben nach Symmetrie, nach Ordnung, nach Harmonie. Gerecht ist, wer selber ausgeglichen und harmonisch ist; einfühlend ist, wer eine reiche Seele hat. Gerechtigkeit und Einfühlung sind ethische und ästhetische Werte zugleich. In den beiden Grundelementen der Ethik finden sich die Urphänomene der Hyperethik wieder.

Ethik ist (wie Hedonistik) ein Fragment der Hyperethik; nicht umgekehrt. Alles Sittliche ist mehr oder minder hyperethisch; nicht alles Hyperethische auch sittlich.

Schönheit ist vielfältig; weil ein Ding, eine Eigenschaft schön ist, braucht ihr Gegensatz darum nicht häßlich zu sein. Es gibt eine Schönheit der Rose, der Lilie, der Nelke, des Veilchens; die Schönheit der einen Blume hebt die der anderen nicht auf: im Reiche der Schönheit gibt es keine Monopole. Zwar ist der Mensch, der ganz Güte, Liebe, Sanftmut und Gerechtigkeit ist, ein Kunstwerk ersten Ranges, eine ästhetische Idealgestalt; das hindert aber nicht, daß auch der Übermensch Nietzsches, daß auch der unsittliche Renaissancemensch ein hyperethisches Ideal verkörpert. Die Natur schafft eben in ihrer unendlichen Gestaltenfülle schöne Pflanzenfresser und schöne Raubtiere, Gazellen und Löwen.

10

Die Sanktion der Hyperethik ist eine dreifache: eine göttliche, eine natürliche, eine menschliche. Hyperethik ist bestimmend für das kosmische Prinzip der Gestaltung, das erotische Prinzip der Schönheit; das Wertungsprinzip des Gefallens. Das hyperethische Streben nach lebendiger Schönheit verknüpft den Menschen mit der Allnatur, mit dem Willen der Tiere und Pflanzen, der Kristalle, Himmelskörper und Atome; es ist das Grundprinzip der Kosmologie, der Biologie, der Erotik, der Soziologie (Politik); der ästhetischen, ethischen und hedonistischen Werte.

Das Ziel der Hyperethik erkennen wir durch Antizipation der kosmischen Tendenzen in uns und um uns, der Naturtriebe und Naturgesetze: es heißt Entwicklung zur Schönheit. Dieser ästhetische Evolutionismus, der aus der Zelle das Tier, aus dem Tier den Menschen erschuf, weist uns den Weg zur Vollendung unserer eigenen Persönlichkeit, unserer Umwelt und Nachwelt.

Eine höhere Perspektive als die, von der aus Hyperethik wertet, gibt es nicht: jeder Schritt weiter führt ins dunkle Reich absoluter Skepsis.

Hyperethik ist die einzige Form des Idealismus, die auf der natürlichen Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse ruht; deshalb gehört ihr die Zukunft.

Wir stehen am Beginn einer großen, geistigen Umwälzung, die uns

aus dem ethischen Zeitalter in ein hyperethisches führt. Die Religion der Zukunft, die den verirrten Menschen auf die Bahn der Natur zurückführt und ihn in Einklang bringt mit dem kosmischen Leben, wird hyperethisch sein.

Ihr Symbol ist die Sonne: ihre Wärme symbolisiert Liebe, ihre Energie Kraft, ihr Licht Erkenntnis; selbst frei von äußerem Zwang ist sie doch Quelle aller irdischen Ordnung; und weckt Leben und Schönheit, wohin sie strahlt.

Kosmoromantik

von Robert Müller

Die Erzählung Paul Adlers ist ein Fächer. Das Nebeneinander, zusammengefaltet, präsentiert sich schlank wie ein Stab, nein, ins Absolute gepreßt, wie ein schmaler Hieb. Die Ereignisse liegen statt eines beim andern wie räumlich-zeitliche Identitäten, motivische Wiederholungen, Verzahnungen des Schicksalsrades. Sie sind einander durchdringlich, das physikalische Gesetz ist aufgehoben. Es gibt in der Erzählung keine Verläufe, sondern nur Lauf, ein sich in sich selbst vergliederndes Teleskop in den Kosmos hinaus. Dies ist eine Welt als Vorstellung, wobei wir, wenn wir es so heißen, die expressionistische, Scharfhörigkeit praktizieren, denn diese Welt ist Vor-Stellung, eins vor's andere gestellt, Fächerfalten, und alles ist Eines, immer dieses, der Kosmos, Formgeschehen.

Diese Fächererzählung der Kosmoromantik (Expressionismus) ist die eigentliche Adlersche Schöpfung. Haben Romantiker immer geometrische Erzählsysteme wie die bekannte Rahmenerzählung damals und diese Fächererzählung heute gebracht? Jenes war konzentrisch; dieses ist zyklisch. Woher kommt das? Romantik erzählt Schicksalsidentität. In den romantischen Rahmenerzählungen stellt sich schließlich heraus, daß die Geschichte des Erzählkernes die Lösung des Rahmenproblems selbst ist. In der Fächererzählung, wo Schicht vor Schicht gestellt ist, Falte vor Falte, wird durch Projektion Schicksal sichtbar am Vollzug verschiedener Lebensträger, sozial disparater Persönlichkeiten, die letztlich nur eine kosmische Person sind. Eine Autofahrt setzt, nur scheinbar unzusammenhängend, einen Unterweltabstieg fort und mündet etwa, neuerlich verfaltet, als Bühnenereignis. Es ist die Traumubiquität. Die Individualität im bürgerlichen Sinn interessiert gar nicht mehr, nur das Schicksal und zwar in seiner kosmischen Vollfüllung. Ein Liebender, ein Sündiger, ein Sehnsüchtiger, ein Sucher,

ein Abenteurer, ein heldischst Ringender ist unbeschadet seiner Namentlichkeit, seiner Umwelt, seiner Kulissen stets nur ein einziges im Kosmos ereignetes Geschick; das etwa ist die Fächerepistel der „Zauberflöte". Die jeweiligen Flächen der Kapitelwelt sind Lamellen eines vegetativen Erzählgebildes, das schwammhaft wächst, auswächst, wuchert. Erzählraum ist erst die Verwickelung der Kapitelflächen.

Der Ertrag dieser Technik ist eine blendende, für den Laien einfach totschlägerische Transparenz. Simultanität, werden Professionsexpressionisten sofort ausrufen! Sie haben natürlich recht. Obwohl ich als bestimmt annehme, daß Paul Adler nicht im entferntesten dachte, Bergson zu episieren, als er sich seinen Vorstellungen hingab. Der zweite Ertrag ist das Ethische. Vom sozialen, psychologischen, logischen, ästhetischen Problem gelöst bleibt als Strebung dem Erzählenden nichts als das Schuld- und Sühneproblem, das reine Schicksalhafte, für ihn schlechthin Ethos.

Es ist unmöglich, in dieser Fächererzählung des Paul Adler Dekoratives erkennen zu wollen. Davon liegt es weit ab. Wenn er manchmal der sinnlichen Ordnung eine Seite widmet, mit dadaistisch-wagnerisch-altgotisch-talmudischen Gleichklangoperationen, wie sie auch Däubler hat, so ist das ein nicht immer erfreulicher Rückschlag in einen Dekadencestil des spätesten Spätimpressionismus. Auch die Sprache ist ja schicksalhaft und gefächert und geeignet, die von Adler erfundene Form selbst aufzudrängen. Gewiß ist die Fächererzählung der Kosmoromantik nur möglich durch den kosmischen Widerbau der Sprache: Sprache und Kosmos, an sich schon Identität verschiedener Ebenen, tautologische Gestaltetheit! Für Paul Adler aber erübrigt sich, sinnfällige Beweise zu geben, die allzu sinngefällig sind, als daß sie künstlerisch anständig oder geschmackvoll blieben. So steht Adlers Werk abseits allen Mißverständnisses aufs Ornamentale. Es ist dessen völliger Gegensatz, ganz Inhaltlichkeit. Passagen zeigen, wie Adler ein ebenso glänzender mondäner Erzähler des flächigen Stiles geworden wäre wie ein Maupassant, Kipling oder Jensen. Das Faszinierende, schriftstellerisch Fertige reizt bei Verzicht auf eine solche Laufbahn noch immer.

Adler hat verzichtet. Er ringt, statt Massenauflagen für erotische, reisige oder charitative Instinkte zu schreiben, schwer mit Arbeit und ökonomischer Existenz; er schreibt lieber den schwerst lesbaren Roman der deutschen Literatur, verbessert Mal für Mal die erschaute gültige Form für das Schicksal, das er selbst sich, vielgestaltig in den Raum gefaltet, ist. Es ist nur natürlich, daß dieser schwerste Roman dann mehr Poesie und Schriftkunst, mehr Liebe, Flugbahn und Ethos hat, als die Problemromane. Ob diese Form dabei etwas Zuchtfähiges ist, ob sie Mutter eines Romangestütes werden kann, ob sie als Kunstergebnis Früheres übertrifft, was wir durchaus nicht sagen wollen, ist gleichgültig. Sie wird vielleicht kein

Pedigree überliefern können, weil schon das zweite Geschlecht einer solchen Romanart degenerieren müßte. Das reine Verhältnis aber eines Schaffenden zu seinem Werk und unsere Gemeinschaft zu ihm in den Weltzyklen, die ihm zum Preis der Schöpfung zusammenfallen, bewegen zur Reverenz.

Musikliteratur

von Oskar Bie

Ich möchte drei Bücher über Musik anzeigen, ein gelehrtes, ein essayistisches und ein polemisches.

Das gelehrte stammt von Hermann Kretzschmar, die Geschichte der Oper bis Wagner. Es ist aus seinem berühmten Kolleg über diesen Stoff hervorgegangen, die erste wissenschaftliche Arbeit, die das Thema umfassend behandelt. Man darf sich über den Rückstand der Musikgeschichte nicht wundern. Das alte Material ist oft schwer zu erlangen, es gibt auch nur wenige Einzeldarstellungen, unter denen übrigens, wie unsere Leser interessieren wird, auch ein Werk von Romain Rolland über die Oper vor Scarlatti und Lulli figuriert. Kretzschmar hat den Sinn der feineren Philologen für geschichtliche Zusammenhänge. Es bot schon immer einiges Vergnügen, seine Sonderaufsätze über die venezianische Oper oder Cherubini oder Mozart zu lesen, die weit über die trockene Methode Jahns an lebendiger Kenntnis hinausgingen. Sein Geschichtswerk ist von der gleichen Selbständigkeit durchzogen, man wird es für lange Zeit als eine grundlegende Arbeit in sachlicher Beziehung bewundern und benutzen. Es pflückt auch die Früchte aller bisherigen Studien, und jeder, der sich mit dem Stoff beschäftigt, wird ihm den Dank der Bequemlichkeit schulden. Man betont gern, daß das Buch einen Ruhm der deutschen Musikforschung bedeutet. Aber man sieht sofort, wo seine Grenzen sind. Der Autor erkennt eher die Zusammenhänge, als die Persönlichkeiten, eher die Tatsache, als das Problem. Solange er sich in alten Gegenden bewegt, scheint uns das nicht zu fehlen. Die Komponisten sind uns ferner gerückt, die Werke selbst sprechen stärker zu uns, die Zusammenhänge der Kunst scheinen unpersönlicher zu sein. Je weiter wir aber in die Gegenwart rücken, desto mangelhafter wird diese Einstellung, und wo wir den Glanz des Genies erwarten, muß uns ein notdürftiges Klischee befriedigen. Was Kretzschmar von Verdi zu sagen weiß, ist für uns lebendige Menschen ganz dünn. Für Rigoletto und Traviata hat er das Prädikat ekel-

hafte Geschichten. Nicht nur den Othello, sondern auch den Falstaff nennt er Schule Wagners. Wagner selbst ist ganz oberflächlich als Reiniger der Gattung betrachtet, ohne daß der Gelehrte die Abgründe dieser Natur nur von ferne ahnt. Mit dem Problem findet er sich sehr einfach durch den Satz ab: eine Oper ist gut, wenn die Musik dient. Danach müßte das Publikum urteilen und weiter helfen. Die Tore, die Mozart halb öffnete, bleiben undeutlich. Er hat eine unverständliche Abneigung gegen Cosi fan tutte, die noch aus der Zeit der späteren deutschen Romantik stammt. Es ist interessant von ihm zu hören, daß er den Anfang der Gartenarie der Susanne für eine Karikatur hält. Natürlich aus allgemein historischen Gründen. Er glaubt, daß bei Mozart eine Melodie auf gebrochenen Akkorden, oder dann die Wendung b fis g im Sinne des Zeitgeschmacks, nur als Karikatur zu verstehen sei, mit der Susanne die Rolle der Gräfin spielt, um dann allmählich doch in ihren eigenen Herzenston überzugehen. Ich schwöre, daß das nicht mozartsch ist, daß er die Sache von Anfang an ernst meint und niemals einen Stilwechsel komponiert hätte, auch unbewußt nicht. Solche Urteile gehen aus der Überschätzung historischer Einflüsse hervor, wie wir es ja ähnlich auch im Fache der alten Malereigeschichte erleben. Rossini gegenüber ist Kretzschmar ahnungslos. Überall spricht er hier noch aus jener Schule Wagners, die Anschauungen und Urteile der vorigen Generation prägte. Er glaubt sogar noch an eine künftige Fortsetzung der Wagnerschen Kultur. Wandlungen der Gegenwart sieht er nicht, Wandlungen der Vergangenheit hat er gut beobachtet. Übergänge und Einflüsse älterer Kompositionsschulen findet man vortrefflich verzeichnet. Es ist sehr lehrreich, die Wirkungen des guten Simon Mayr kennen zu lernen. Das war ein deutscher Komponist aus Bosdorf bei Regensburg, der zwischen Italien, Frankreich und Deutschland eine erste große Mischung vollzog, und in der Ausbildung des Orchesters und gewisser sinnlicher Bühneneffekte von Gluck zu Meyerbeer vermittelte. In solchen Feststellungen liegt der Wert des Buches, das mir in seinen Vorzügen und Mängeln bezeichnend erschien für die Art, in der ein besserer Historiker sich zum lebendigen Stoffe verhält.

Der genaue Gegensatz dazu ist das Buch von Adolf Weißmann über die „Primadonna": die Folge jener triumphierenden Sängerinnen, die einen ausstrahlenden Typ der Kunst und des Lebens geschaffen haben. Das Historische ist dabei nur soweit wichtig, als im Laufe der Zeit zwischen der reinen Virtuosin und der dramatischen Sängerin, zwischen Technik und Gefühl ein innerer Konflikt entsteht, der sich auszutragen hat. Die Stufen sind ungefähr folgende: die Adriana aus der italienischen Renaissance als Virtuosin, die Pasta als erstes Aufdämmern dra-

matischer Probleme, und aus unsrer Zeit etwa die Kemp als reiner Typ gesanglicher Darstellungskunst. Die Galerie aller dieser Künstlerinnen von Mantua bis Berlin und Wien ist mit ziemlicher Vollständigkeit aufgerollt, aber die Vollständigkeit ist dem Autor nur Mittel zum Zweck seiner Lebensdarstellung. Es gibt für ihn nichts Historisches, das tot bleibt. Er betastet alles Gewesene mit gegenwärtigen Nerven und er schreibt keine Abhandlung über ein Thema, sondern den essayistischen Roman eines Künstlertyps, der in seiner Abenteuerlichkeit und Leidenschaftlichkeit ihm selbst den Stil seiner eigenen Darstellung in die Feder drückt. Die Peripherie der Primadonna wird ausgebreitet in alle Zuckungen des erotischen Lebens, in den Glanz der wildesten Abenteuer, in das Spiel witziger Anekdoten, in Klatsch und Neugierde der Gesellschaft: Ein ergötzliches Kulturtheater, auf dem Menschen spielen, die durch Naturell und Stellung zu einer äußersten Spannung ihrer Lebenskurve geführt werden. Von den Primadonnen geht es zu den Kastraten. Tragischer Farinelli! Farinelli, schwärmerischer Freund Metastasios, niemals ganz befreit von der Sehnsucht nach dem Weibe, angebeteter Virtuose aller Bühnen Europas, dessen Stimme den Wettkampf mit der Trompete siegreich besteht, den der Konkurrent Senesino auf der Bühne tränenerstickt umarmt, — bis die Angst über ihn kommt, nicht nur die Angst vor dem Tenor, der damals den Zauber des Virtuosen an sich zu reißen beginnt, sondern auch die Angst vor der Sünde und dem Seelenheil, und er wird zu dem alten schwermütigen Philipp V. berufen und er singt ihm Nächte durch Nachtigallkoloraturen vor, um ihn zu besänftigen, und gewinnt eine Stellung am Hofe, wie kein Feldherr oder Diplomat, und gründet eine spanische Oper auf sittlicher Grundlage, kehrt nach achtundzwanzig Jahren endlich heim, durstig nach der Liebe des Herrn, — und des Weibes, taumelt noch einmal in die Arme der Frau seines Neffen und stirbt zerrissen von den Elementen, die das Messer in ihm nicht tötete, sondern grausam mischte. Das sind Lebensdinge. Sie sind das einzige Interesse unseres Autors. Die Musik, die dem einen zur trockenen Gelehrsamkeit wird, gerade die Musik gibt dem andern die turbulentesten Geschöpfe für seine nachbildende Phantasie.

Hans Pfitzners „Neue Ästhetik der musikalischen Impotenz" ist die echte Streitschrift eines deutschen Musikers, verbohrt und falsch, ehrlich und einseitig. Sie richtet sich gegen Paul Bekker. Der behauptet in seinem Beethovenbuch, daß bei Beethoven die innere dichterische Führung wesentlicher sei, als die musikalische Erfindung. Pfitzner schlägt Feuer. Dichterisch? Unsinn! Erfindung sei alles. Das musikalische Thema, Motiv, Melodie als Produkt der gesamten geschichtlichen Entwicklung sei Wesen dieser Kunst. Bekker versündige sich, indem er Beethoven die

Potenz abspreche. Was er predige, sei Impotenz. Hinter ihm stehe die ganze verfluchte zersetzende moderne Anschauung, die wieder einmal jüdisch genannt wird. Nicht die Juden meint er, aber das Judentum schlägt er, wie weiland Wagner. Man muß diese Seiten lesen, um die wahnsinnige Wut eines leider immer noch Verbitterten zu verstehen, der eine Rache braucht, weil er sein deutschnationales Empfinden bedroht sieht. Was er aus deutschem Gefühl schreibt, ist wundervoll an Kraft und Glauben. Was er von dem Judentum sagt, ist der schlimmste Atavismus der Welt. Wenn man vom Judentum sagt, daß es zersetze, so darf man mit demselben Recht sagen, daß es alles Neue einführe. Ja, das hängt wohl zusammen. Es ist das Salz der Erde. Die Spitze ist falsch gerichtet, gegen die Feinde draußen, wie gegen ihren vermeintlichen Sprecher. Es ist vielleicht richtig, daß Bekker ein gewisser letzter Sinn für das wesentlich Künstlerische fehlt, und daß seine soziale Natur vorwiegt, woher er sich auch so lebhaft für die gesellschaftsbildende Form der Beethovenschen Symphonie interessiert. Daß er aber die musikalische Erfindung herabsetzt, oder gar die Impotenz propagiert, ist ebenso falsch, wie die Verteidigung der originalen Phantasie gerade bei Pfitzner merkwürdig ist. Daß bei Beethoven ein, wir wollen nicht sagen dichterischer, sondern menschlicher Grund die Musik unterbaut, ist Wahrheit und Fortschritt gewesen. Daß das alles auf eine Zersetzung der Kunst hinführt, ist Hirngespinst. Es stimmt auch sachlich nicht, wie seine breite Darstellung der Musikgeschichte auch nicht stimmt. Aber es ist stark gefühlt. So sehr wir uns sachlich von Pfitzner entfernen, psychologisch ist seine Schrift eine Ergänzuung seines Wesens, die wir nicht missen möchten. Ein gewaltiger überzeugter Mut aus gutem deutschen Herzen bricht sich rücksichtslos Bahn. Rührend sind die Stellen, an denen er das Ende unseres Musiksystems ahnt, ohne es sich eingestehen zu wollen: Palestrinastimmung. Künstlerisch tief sind seine Philosophien über Musik, die, wie alle wahre Musikästhetik Schopenhauersche Gedanken fortsetzen. Er schreibt, wie Musiker schreiben, mit einer Kontrapunktik vieler gleichzeitiger Ideen im Kopf, die er nur verwirrt hintereinander darlegen kann. Und es ist schön und offen, wie er sich einmal darüber selbst äußert, den elementaren Gegensatz des Komponisten und Schriftstellers aus sich heraussetzend. Gott sei Dank, fehlen auch nicht die Widersprüche. Wenn er besonders eindringlich über musikalische Inhalte schreiben will, nimmt er seine Zuflucht zur dichterischen Paraphrase. Man sagt, sein Buch wird böses Blut machen. Bei denen, die die Kunst vom Recht aus verstehen, vielleicht. Bei denen aber, die sie vom Leben aus verstehen, hoffentlich nicht. Denn es ist ein Denkmal seines Wesens, es gehört zu dieser blutwärmsten Gestalt, die die gegenwärtige deutsche Musik kennt. Die Sachen verflüchtigen sich, der Mensch bleibt.

Revue

von Linke Poot

Von der ungeheuerlichen Anbrüchigkeit der europäischen Kulturvölker könnten nach Beendigung des Krieges die Sanitätsämter reden. Ganze Armeen Gebrechlicher und Zerrütteter sind aus den Feldzügen zurückgekehrt, zeugen von dem Grad unserer Domestizierung. Und dies, obwohl sich Waffen und Art der Kriegführung Schritt um Schritt dem Domestizierungsprozeß angepaßt haben. In- und ausländische Heeresverwaltungen sollten die Archive öffnen, das Resultat kundgeben, das niederschmetternde für den Stand der in Europa siedelnden Menschenrassen. Hunderttausende drängen zum „Schreibdienst", zum „Innendienst", man könnte halb Deutschland in ein Verwaltungsbüro verwandeln. Das Ideal: geschlossene Türen, geheizter Ofen.

Begreiflich, daß sie zum Sozialismus flüchten, zum Schutz aller durch alle.

Der Schieber ist ein stärkerer, vitaler Typ. Er hat Beine, Ohren, ein Telephon, weiß alles zu benutzen. Er weiß, wo es Eisen gibt, stellt die Firmen fest, die Eisen für Röhren brauchen, stellt die Betriebe fest, die fern in der Türkei oder in Görlitz auf der Suche nach Röhren sind. Er verheimlicht eins vor dem andern; lebt von der Isolierung der sich Suchenden. Sein Wissen, seine fuchsartige Findigkeit ist sein Kapital und Motor. Er ist die illegale Verteilungsstelle für Bedarf aller Art. Die Preisregulierung steht in seinem Ermessen, soweit ihm nicht andere ins Gehege kommen.

Was ist „schieben"; Rangiertätigkeit auf Bahnhöfen; die Strecken sind verstopft; die Schieber sind Vorbilder für den Staat. Der Mensch steht dem Staat gegenüber kühl bis ans Portemonnaie hinab; Ausnutzung des Zusammenrottens der Menschen: das ist Bürgerpflicht. Da bleibt dem sittlich Hochgestellten nichts weiter übrig, als es hinzunehmen, mitzumachen oder zu streiken.

Auf dem Dache aber sitzt der Greis, der uns nicht zu helfen weiß.

Es wird immer deutlicher, wie innerlich bedingt die deutsche Niederlage war. Die Atrophie hatte nicht nur das Bürgertum betroffen, sondern mit ihm das Militär. Fachmänner weisen darauf hin, daß außer aphoristischen Entdeckungen die entscheidenden Merkmale des Krieges, Feuerwalzer, Scheinmessung und zahlloses andere englischen und französischen Ursprungs sind. Der Militär war in Deutschland nicht mehr produktiv. Der Offizier und mit ihm der Mann bewahrten nur noch die äußerlichen

Merkmale des Soldaten, darunter die Pflicht, zu sterben. Übertrieben die äußeren Merkmale, daher Soldatenschinderei, Exaktheit, Kasernenwesen. Masse an Menschen und Material, Extensität wurde hingeworfen und prunkte, wo der Augenblick Invention und Witz erforderte. Registratoren und Uniformierte im Kampf gegen Soldaten.

Proletkunst. Man will Kunst ins Volk tragen. Was heißt das. Was ist, was besagt Kunst. Man hat offenbar die Vorstellung einer transportablen Dekoration, einer aufwärmbaren Delikatesse. Palmen an der Havel. Krokodile in der Spree. Neger freuen sich mit dem eingebeulten Zylinderhut des englischen Gent, sind für Glasperlen empfänglich.

Die dumme Philanthropie. Die dumme Begehrlichkeit.

Es genügt Bedingungen zu geben; in zwanzig, vierzig Jahren wächst, was wachsen will.

Es dreht sich nicht um Besitz, Genuß. Der Unternehmer arbeitet unablässig, unablässig aus Machtgefühl für neue Macht.

Warum soll ein Fabriksklave arbeiten. Träge sein, das ist bei ihm schon ein Zeichen von Menschlichkeit.

Um Besitz wird nicht gerungen.

Macht, das ist: über andere und vieles verfügen. Macht können: das ist es. Ohne Macht, Gliederung, Verteilung kommen diese ungeheuren Menschenrudel nicht aus. Aber die Macht muß faszinieren. Einem Gott gehorcht man nicht nur, sondern betet ihn an, opfert sich und seine Kinder. Die Faszination belebt, bereichert, spielt die Rolle von Sonnenlicht, Regen.

Faszinieren die Kapitalisten? Und weil sie's nicht tun, werden sie verjagt werden. Sie sind ihrer Aufgabe nicht gewachsen, konnten sich nicht für die Macht legitimieren. Der Kapitalismus ist ein blöder, gewalttätiger Trieb: das gehört an die Kette.

Man versteht unter Sozialismus eine Ruhepause; die Verlegenheitspause vor der nächsten gekonnten Macht.

Verknäult sitzt man. Seit Jahren. Spricht über dies, über das. Es geht immer so weiter.

Inzwischen. Inzwischen.

Inzwischen schleicht die Wärme durch alle Körper. Während ich die heiße Suppe in einen Teller tue, fängt der Teller an zu summen, zu schnurren. Er dehnt sich aus. Ich gehe an einen Schalter, bewege ihn, es macht „Knips" und in diesem Augenblick ist etwas passiert: eine Glasbirne vor mir fängt an zu glühen, sie wird heiß, weiß, leuchtet, ein andermal schalte ich; es gibt einen kleinen Puff, man sagt Kurzschluß, die

Flamme schlägt aus einer Kapsel heraus, zischt gegen die Decke, die Decke wird geschwärzt, Metall tropft zur Erde. Mit wem gehe ich hier um. Wer umgibt mich.

Welche Träume suchen mich in der Nacht heim. Auf die meisten kann ich mich nicht besinnen. Man schließt die Augen; irgend etwas in mir, bei mir fängt an sich bunt zu drehen, Ball zu werfen.

Ein jüdischer Arbeiterverein, sonderbarer Name, lud durch Plakate zu einer Versammlung ein. Das Faktum eines solchen Vereins lockte mich. Es drehte sich um Palästina, Stellungnahme zu Beschlüssen auf Kongressen. Die Debatte äußerst erregt. Ein wildes Arbeiterlied, nicht zu differenzieren, ob Nationalismus oder Revolution, zum Schluß mit unverständlichem Text. Ein neues Faktum. Das war nicht der zahme, ehrgekränkte Zionismus. Das war die Tschechoslovakei, Serbien, Montenegro, das ein Stück unterdrückten Mutterlandes fordert. Ein mir unbekannter Menschenschlag; jung, undurchsichtig, Balkan.

Neben diese Tschechoslovaken: Antisemitismus. Was bedeutet Antigermanen, Antiromanen, Antiitaliener. Ein nicht wichtig zu nehmendes Sentiment wie: ich mag Veilchengeruch nicht. Ich esse Austern ohne Zitrone.

Der westliche Jude ist eine Sache für sich. Ein Kuriosum, daß er noch vorhanden ist; es liegt wahrscheinlich mehr an den Wirtsvölkern als an ihm. Es scheint, als ob die europäischen Völker sich den Juden als Spucknapf konserviert haben; sicher spielt er im Haushalt dieser Völker eine wichtige Rolle. Ich las einmal, daß die Juden als abgestorbenes Volk einen gespenstigen Eindruck machten und Dämonenfurcht auslösten; der Judenhaß gehört tiefer zu den kulturhistorischen Dämonopathien, in eine Reihe und in dieselbe seelische Dimension mit Gespensterfurcht, Hexenglauben. Eng gekettet, verflochten ist er mit diesen Dingen, kann darum nicht widerlegt werden. Er begründet sich je nach der Zeit, bald physiologisch, bald rassenbiologisch, bald moralistisch. Die genaue Ursache dieser Dämonopathie gibt die Historie; gleichzeitiges Einschwemmen der Juden in die europäischen Völker mit Degradierung und Stigmatisierung der bisherigen Kulte durch das Christentum, zugleich naiver Abscheu vor den Jesumördern unter fortbestehender Skepsis dieser Juden gegen die neue Religion.

Wachgehalten werden die alten Instinkte durch die semitische Überlegenheit in Ökonomie und Intellekt. Wahrscheinlich haben sich die Wirtsvölker schnurrigerweise diese Überlegenheit selbst zuzuschreiben; sie ist größtenteils ein Druck- und Verdrängungssymptom. Man kann die Probe aufs Exempel machen: zwei bis drei jüdische Generationen ohne Druck produ-

zieren völlig unschädliche Sprößlinge, die denen der Wirtsvölker in nichts nachgeben. Ergo man lasse die Juden im Westen reich werden und sie werden bald ausgerottet sein.

Rassentheorien erscheinen mir problematisch; das sogenannte Blut verdünnt sich rasch, die Nasen überzeugen mich auch nicht. Natur und Landschaft nivelliert. Die westlichen Juden sind beleidigt, aber darum noch keine Semiten.

„Am Donnerstag ist die tschechische Nationalversammlung in die Ferien gegangen, nach genau 100 Sitzungen, in denen die entsandten und gewählten Deputierten in so atemloser Hast Gesetz um Gesetz durchgepeitscht haben, daß ein eigenes Unifizierungsministerium geschaffen werden mußte, um die einander oft völlig widersprechenden Beschlüsse unter einen Hut zu bringen."

In einer Wiener Zeitschrift fordert ein Intellektueller: Abschaffung des Krieges („ich stelle diese Forderung in aller Unbedingtheit"), Beförderung des Ausleseprozesses durch gleichmäßigere Verteilung der äußeren Lebensgüter. Gewährung eines Existenzminimums an jedes Staatsmitglied. Befreiung aller Liebe. Beschränkung des Strafrechts auf Interessenschutz. Abschaffung der Todesstrafe. Schutz vor Psychiatrie. Kampf gegen das Kirchentum („wofern es fortfährt, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen"), Kampf gegen die Parlamente („sofern sie fortfahren, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen"), Einführung der Monarchie des Besten („von Platon Aristokrateia genannt").

Ein Geistiger, der an den Geist gläubt. Gläubt, ich kann mir nicht helfen. Planmäßig sollen die Geistigen lächerlich gemacht werden vor den alten Mächten des Adels, der Kirche, des Kapitals, die an sich selbst nicht gläuben. Der Intellektuelle weiß nicht, daß der Geist immer irgend jemandes Geist ist. Vielleicht hat er Grund, es nicht zu wissen.

Zitat aus Spengler: „Alles was aus innerstem Seelentum Mensch und menschliche Schöpfung geworden ist, opfert den Menschen. Ideen, die Blut geworden sind, fordern Blut. Krieg ist die ewige Form höheren menschlichen Daseins, und Staaten sind um des Krieges willen da; sie sind Ausdruck der Bereitschaft zum Kriege. Und selbst wenn eine müde und entseelte Menschheit auf Kriege und Staaten verzichten wollte, wie der antike Mensch der spätesten Jahrhunderte, der Inder und Chinese von heute, so würde er nur aus dem Führer von Kriegen der Gegenstand werden, um den und mit dem von andern Kriege geführt werden".

Es scheint etwas daran, was dieser Mann sagt. Er setzt das Wünschenswerte als Wirklichkeit: Krieg „sollte", meint er, die Form höheren mensch-

lichen Daseins sein. Inzwischen ist der Krieg noch allerlei sonst; man rottet Völkerchen in Kolonien aus wie man einen Sumpf beseitigt, das gehört ins Gebiet der Agrikultur; man schlägt sich um Märkte; bei einigen Gelegenheiten wurden Weiber als Vorwand zum Streit benutzt. So viel verschiedene blutgewordene Ideen gibt es in ganz Europa nicht, wie es Kriege seit zwei Jahrtausenden gegeben hat.

Konstatieren wir: man schlägt sich leicht, aus Luxus, Überfütterung, Not, höherer Reizbarkeit; die betreffenden Ideen stellen sich rechtzeitig ein. 1914 zog man ohne Idee in den Krieg; von einer preußisch-deutschen Idee, die sich durchsetzen wollte, haben wenige etwas bemerkt; notdürftig gab man die Parole, der Zar hat dem Kaiser das Wort gebrochen, darum geht's in den Krieg. Komisch und kläglich; die Kaiser hätten das unter sich abmachen können; es beleuchtet die Situation. Die Franzosen hatten zwar auch keine Idee gegen Deutschland, sie begnügten sich damit Elsaß-Lothringen nicht zu haben und dies solide Faktum als Mangel zu empfinden. Sie waren noch nicht auf deutsche Mystik trainiert, behalfen sich schlecht und recht mit diesem Mangel, und dies zu einer Zeit, wo die deutschen Gelehrten schon festgestellt hatten, daß auf deutsches Wesen sich genesen reimt. Die blutgewordene Idee, die England in den Krieg trieb, ist genauer zu bezeichnen als eine Idee, die ihnen nicht glückte, nämlich ein Flottenbündnis mit Deutschland; Blut und Idee datiert vom Jahre 1898. Iswolsky erklärte Oktober 1908 nach dem japanischen Krieg, er wolle unter Liquidierung aller Fragen außerhalb Europas Rußland wieder seinen europäischen Zielen zuführen; das heißt Aufrollung der Balkanfrage, Kollision mit Österreich.

Die ganze Kriegerei war zuletzt gar nicht eine Sache der Völker, sondern ihrer Leithammel und des näheren Anhangs.

Die magisch-mystischen Worte Spenglers opponieren herzerfreuend der rationalistischen Seichtheit. Neben seinen fruchtbaren Konzeptionen — er wandelt nicht ungestraft unter Bildern — haben Überlegungen Platz. Die Kultur, ein riesiger Seelenorganismus, ist kein erschöpfendes, die jeweiligen Menschenheerden ganz ausbeutendes Phänomen; mächtige menschliche Schichten bleiben unberührt, sind nicht kulturfähig, kulturbereit, haben andere Tempi, leben in anderen Zeitaltern. Wenn die Differenzialrechnung auftaucht, stirbt das Einmaleins nicht ab.

Es sieht so aus, als ob Wissenschaften und Künste zerfallen und mit ihren Elementen jonglieren. Es sieht so aus. Vor einem Bild von Kandinsky sieht einer die Elemente, ein anderer das Bild. Vom Standpunkt des Konservativen geht immer alles zu grunde.

Ich halte fest: bei aller aufdringlichen Skepsis, beim Vorwiegen eines

Materialismus, bei starkem Umsichgreifen des Mechanisierens lebt etwas in diesen europäischen Ländern einschließlich Amerikas. Die Großstädte werden sich ihre Typen und Formen schaffen. Man sei nicht ungeduldig. Man hat den Heiland nicht gesehen, als er lebte; auch Cäsar ist von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen. Was in der Großstadt, den Industrien gewaltig pulsiert, wird keine Verachtung tot machen.

Neujahr ist vorbeigegangen. Angeblich fing ein neues Jahr an. Nur so für Zwecke der Berechnung, Orientierung. In der Frankfurter Allee dicht am Ringbahnhof ist ein Haus, an dem ich nicht vorüberfahre ohne hinzublicken und wegzublicken. Kinobilder. Gerade dort im Hauseingang ist im März meine Schwester mit ihrem Stiefsohn gestanden; es war zur Zeit der Kämpfe Sonntag zehn Uhr. Sie wollte Milch holen. Eine Granate kam von der Warschauer Brücke herüber. Mit einem Schlage ist am Tisch der Budiker und sein Sohn getötet; einige Kinder sind zerrissen über die Straße geschleudert. Meine Schwester ist noch die Treppe hinaufgegangen, sie wohnte im Hinterhaus, eine arme Frau; und da ist sie liegen geblieben. Wie man sie fand und aufs Bett legte, sah man Blut aus ihrem Mantel vorn sickern; ein Granatsplitter war ihr in den Leib gedrungen. Es war ein wüstes Geschieße um die Zeit, man konnte sich nicht auf die Straße trauen. Nach zwei Tagen hat sie Fieber bekommen, die Operation hat sie nicht überlebt.

Wer älter wird, trägt seinen Kalender mit sich. Man kümmert sich von Jahr zu Jahr weniger um das Linien- und Koordinatensystem, das über das Leben gelegt ist. Man hat seinen eigenen Bezugskörper, sonderbare Monate, weite Jahre.

Amnestie für die Baltikumtruppen. Tomsk von Koltschak geräumt. Die Kartoffelversorgung gesichert. Die französische Regierung liefert keine Eisenerze mehr für die belgische Industrie. Der Eisenbahnerstreik in Düsseldorf. Kommunistische Versammlung. Mitgliedsbuch legitimiert. Ein gewisser Michel redet über Rhytmik der Lyrik. Und so weiter. Das dröhnt Tag um Tag durch die Welt und gibt keine Reihe. Die Zeitungen sagen noch das wenigste. Aus jedem Quadratmeter rast es heraus. In Japan, Indien, Pommern, an der Goldküste, auf dem Ozean. Unter Wasser. In der Luft. Wie grenzenlos ist das Dasein. Grenzenlos. Es kann nicht vergehn. Wie kann das vergehn.

Wien in Todesnot. Billetts zu erstklassischer Wohltätigkeitsvorstellung zehn bis zwei Mark.

Unterhaltung Peterchens, sieben Jahr, mit Wolfgang, über vier Jahre, nachmittags auf dem Teppich.

Wolfgang: Wenn ich ganz groß bin und Chauffeur bin, dann hole ich alle ab, die Mama auch und fahre sie spazieren.

Peter: Du bist dumm. Die Mama kannst du doch nicht abholen. Die ist dann doch schon tot.

Wolfgang weinerlich: Nein, die ist nicht tot.

Peter ernst: Doch doch. Wenn du Chauffeur bist, ist die schon tot. Das kommt schon so.

Wolfgang: Dann hole ich eben den Papa.

Peter, lachend: Ach! Der ist dann auch schon tot.

Wolfgang entrüstet, nach Peter mit einem Stein schlagend: Das ist gar nicht wahr. Das ist gar nicht wahr. Wo sollen wir denn Mittag essen?

Peter nach langer Überlegung: Dann fahren wir zur Großmama. Die kocht uns schon was.

Wolfgang bockig: Ich fahr nicht zur Großmama. Und die lebt dann auch nicht mehr.

Peter sieht ihn entsetzt an. Wolfgang bleibt rachsüchtig dabei.

Peter ratlos arbeitend. Nach einer Weile Wolfgang: Wer soll uns denn was kochen? Peter versöhnlich als Älterer: Wir brauchen nicht immer was Warmes zu essen. Wenn uns keiner was kocht, dann essen wir eben bloß Brot.

Wolfgang läuft protestierend zur Mama.

Zu Fontanes Geburtstag habe ich ein schlechtes Geschenk bekommen.

Man hat seinen Fontane wie ein liebes Stück Hausrat in der Wohnung; er lebt in der Familie. Gelegentlich betrachtet man ihn, er ist selbstverständlich da. Und ganz plötzlich bei Gelegenheit seines Geburtstages werde ich gezwungen, dies Ding Fontane näher anzusehen, mich entfernt und fremd zu ihm zu verhalten.

Wie sie ihn loben, was sie an ihm loben, warum sie dies und nicht das loben. Sie haben etwas vor; sie zwingen einem auf, aus dem Gefühl herauszusteigen, dem warmen dunklen, und klare begrenzende Worte zu gebrauchen.

Er eignet sich für kein Piedestal, nicht nur wegen seiner Abneigung gegen das Feierliche. Ihn als Persönlichkeit neben Goethe zu rücken, dieses Unrecht. In seinen besten Sachen hatte er eine ruhige wissende verzichtende Geistigkeit; Geist kann alles haben; es ist zu fragen, — siehe den Wiener Intellektuellen — wer ihn hat, wofür er ihn hat. Fontane hatte einen Blick für die menschliche Schwäche; das Wort ist symptomatisch: „menschliche Schwäche"; weder bei Dostojewski noch bei Tolstoi, Flaubert findet man dergleichen. Mir wird

flau bei dem Ausdruck. Es ist etwas Philiströses daran, nicht etwas, peinlich viel. Dahinter steht der nicht bessere Satz: alles verstehen und alles verzeihen; eine Sache, die nicht nur Leuten übel schmeckt, die die Strenge irgendeines Imperativs an sich tragen, sondern noch mehr dem historisch Denkenden. Humor braucht solche Weltanschauung (hinter Rolljalousinen) für seine Zwecke, es besteht aber ein greifbarer Unterschied zwischen dem Humor des Cervantes, einem mächtigen grandiosen, und provinziellen Spielarten mit Lokalkolorit. Humor domiziliert nicht notwendig im Winkel unter Spinnweben. Aber Fontane schrieb aus dem Milieu des Hohenzollernschen Bürgers von 1880–90, eines fatalen Typus; die ganze Luft dieser Periode steht um ihn.

Fontane fühlte die höhere Kultur des Landadels gegenüber der anorganischen Großstadtmasse, genauer dem albernen entmannten Bürger seines Milieus und seiner Generation. Die Großstadt wuchs, er sah sie nicht, er liebte nicht, protestierte nicht, fand sich ab: „alles verstehen". Etwas Bitterkeit schmilzt zu Elegie, zuletzt scherzt man und verehrt, natürlich mit Einwänden, „beinah", nur nicht übertreiben, es wird überall mit Wasser gekocht, um 9 Uhr geht alles zu Bett.

Welches Vergnügen hat der gebildete Spießbürger, der Mann in besseren Verhältnissen an diesen Schilderungen der „kleinen Freuden und Leiden" des Menschen. Dies Vergnügen legt bloß die ganze Entartung, die der Bürger in den verflossenen Jahrzehnten erfahren hat (er hat sie nicht erlitten, es ging schmerzlos). Der Bürger sagt triumphierend vor diesen Werken: so und nicht anders sind die Menschen, die geschraubten Bücher lügen; da gibt es nichts von Dämonie. Wer diesen Dämon tötet, ist ihnen mehr als der Ritter Georg: der Humor labt die Untertanen Wilhelms; hinter den Rolljalousien hören sie den vielgepriesenen Cantus: „Schlaf, Kindchen, schlaf".

Jedes Kunstwerk ist Darstellung und Urteil. Nichts gegen Fontanes Darstellung; aber sie fließt bei ihm in das Urteil herüber wie guter Käse, saftig und ohne Teilstrich. Urteil hat sich an Urteil zu reiben und muß dies erdulden. In seinen Büchern steht wie in wenig andern die Urteilsfärbung voran; er erfüllt die Breite seiner Romane mit dem behaglichen Überlegenheitsgefühl, der Delikatesse, dem Spaß am Berlinischen. Wie er die Großstadt nicht gesehen hat und sie verplaudert, hat er die starken, ja gewaltigen Erscheinungen der märkischen Rasse nicht gesehen und sie verplaudert. Er hat gefühlt, daß er irgendwo stecken geblieben ist: man soll über der wundervollen Wärme, die man erfährt, wenn man sich in seine Gesellschaft begibt, nicht die Defekte des vis-à-vis ignorieren. Er ist mit seiner Abneigung gegen das Feierliche in der Defensive. Er sublimiert seine Zuständlichkeit, Gedrücktheit (er durchschaut oft die

Situation) in romantischen Bildern; aus den Balladen kam er nicht heraus, mal ließ er es in Versen dröhnen, seinen Bruch verdeckend, seine Schwäche überkompensierend, meist wob er Aureolen um seine „Herrschaft" im Vorderhaus, wie es sich für einen Berliner gehört; ließ immer die Rache mitsprechen, indem er nichts zu groß werden ließ: das „beinah" wird jedem angehängt. Er landete, wie zu erwarten war, bei der romanhaft angerührten Idylle (die 1914 sehr gestört wurde, November 1918 ein Ende nahm). Ein Dichterkollege Fontanes erzählt, Fontane hätte ein historisches Epos, aus der Landschaft des Störtebeckers, einmal vorgehabt; der Dichterkollege beklagt, daß der Alte das hätte fallen lassen; es wäre ein deutsches Gegenstück zu Flauberts „Salambo" und de Kosters „Ulenspiegel" geworden. Diese Schäker, Dichter unter sich. Wie kann man einen alten ernsthaften Humoristen wie Fontane so verbalbern. Er und ein großer historischer Roman (also ohne „beinah"); ja wie kommt der Schneider zu dem erschröcklichen Schießgewehr. Aber Fontanes Dichterkollege will nur scherzen, wie es der Stoff mit sich bringt; man sieht es an dem Zusammenstellen von Flauberts „Salambo" und dem „Ulenspiegel". Das eine ein Kunstroman, Destillat aus dreißig Bibliotheken, eine repräsentable artistische Leistung für Kenner, die nie die Masse erreicht hat und erreichen wird, und der ganz unaristokratische „Ulenspiegel", ein überquellendes Märchenbuch für freiheitswütende kettenbrechende Patrioten: „die Asche brennt mir auf dem Herz".

Ei, liebes Würmchen. Nun habe ich dich bei Nacht aus dem Bett genommen. Und nun schreist du (doch alle Lust will Ewigkeit. Will tiefe Ewigkeit. Zwölf).

Man mache nicht viel Wesens mit den heutigen deutschen Künstlern, Literatoren. Ist vieles verpfuscht, hat einen Tik; jambisch deklamiert: sie haben den Fluch des vergangenen (vergangenen?) Zeitalters erfahren; sie sind begossene Pudel, jetzt bemerken sie's, fünf Minuten nach zwölf beim Gang aus dem Rathaus und schütteln sich kräftig. Vielleicht werden sie trocken; zunächst sieht man nur, sie waren naß. (Ich selbst bin der Schwanz, mit dem diese Zeitschrift wedelt.) Unsere Nesthäkchen plärren moralisch und halten das für Politik; die Gesinnung ist gut, der Brotbeutel leer. Die Hirnkapazität bei ihnen ist nicht groß; das ist noch aus dem Beamten- und Kästchensystem der Vergangenheit herausgediehen. Da sind Dichter; wenn man ihnen die Dichtung abschüttelt, hat man nichts in der Hand. Die Künstler sind im Irrtum, wenn sie glauben, für ihre Privatangelegenheiten dauerndes Interesse beanspruchen zu dürfen. Ich bin für ein ehrenvolles Begräbnis der noch lebenden Künstler dieses Genres und Bestallung von tüchtigen helläugigen Jour-

nalisten zu ihren Nachfolgern. Von der Reise in die Schweiz berichtet Goethe über Gestalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten, Boden, Flüsse, Wolken, Luft, Wind und Wetter, Städte, ihre Entstehung und sukzessive Bildung, Baukunst, Malerei, Theater, städtische Einrichtung und Verwaltung, Gewerbe, Straßenbau, Menschenrasse, Lebensart, Politik, Kriegsangelegenheiten.

Das ist mein Mann; übrigens lebte auch Aschylus, soweit ich mich erinnere, eine Zeitlang in politischer Verbannung auf Kreta; von Zola sind mir gute Dinge bekannt (wobei man nicht glauben darf, daß jaulen und abstrakte Theorien aufstellen etwas anderes sei, als das Pferd beim Schweif aufzäumen).

Kritiker werden gebraucht, sachliche Köpfe, — Deutschland ist voll tiefsinniger Klöße, — Männer, die beobachten, die sich für die Gesetze, Farben des Lebens interessieren. Es muß eine Kritikergeneration erscheinen, die Urteile und Hemmungen der früheren Generation müssen gebrochen werden. Auf das innigste zu begrüßen war das Vorgehen, der modus procedendi, der Futuristen; sie wagten es, suchten, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, die Landschaft der Plüschsofas ab, reizten die Bewohner. Was lebt, braucht Platz. Gefährlich und am intensivsten zu unterminieren sind die Tageszeitungen, der Seuchenherd der öffentlichen Meinung. Es kommt darauf an, daß das kräftigere Leben sich als solches erweist. Kritiker sind die Aura um eine Generation. Man lasse sich durch die Frage nach dem „Positiven" nicht hindern (es gibt nichts Negatives). Das erste, das eine Kritikergeneration zu tun hat, ist, die Frösche totschlagen, die nach neuen Ideen quaken. Das geschieht unter Absingen des Verses: „Und wenn sie auch den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein."

Anmerkungen

Nachtrag zu „Jerusalem"
(Höhe der Polemik)

1

In den Betrachtungen über Unrecht wider den Judenstamm (Dezemberheft) hieß es wiederholt: „Ich spreche von den kotzigsten der Schriftsteller". Darauf meldete sich Herr Karl Storck; in der „Deutschen Zeitung". Er konnte gar nicht gemeint sein. Denn ich hatte von Schriftstellern gesprochen.

Das Folgende hat zunächst nicht allgemeinen Belang.

Storck, der gelegentlich eine Züchtigung im „Pan" empfing, nennt mich also „Schänder und Verpester" der „deutsch-christlichen Fühlweise".

Die Stellen im „Pan" lauteten (mit den Titeln „Heimatsjobber" und „Die Schollenbörse") so: „Zwischen dem 'Türmer' und dem 'Kunstwart' brennt mitten in Acker, Pflug, Saatkorn, Tau, Mumpitz, Keim, Garben und Bodenwuchs ein Kampf". Dann: „Herr Storck, der gewissermaßen früh aufwischen und Öfen heizen kommt, als Hausdiener der Schollenfirma, ist, nach meiner Kenntnis, in dem, was er sonst geschrieben hat, ein, wenn ich Unhöflichkeiten vermeiden will, gottverlassener . . ." Jetzt kam ein herbes Wort. Ich will es nicht wiederholen; es hieß Sabbermichel. Dann: „Von den zwei Gegnern ist Avenarius der Anständigere, Storck dafür der Talentlosere; dies steht z'erscht amal fest".

Ich empfahl dann: den Storck in der Ortskrankenkasse fein zu 36 Mark zu versichern.

2

Derlei ist bestimmt nicht von allgemeinem Belang. Nur das Umsetzen dieser Kenntnis in ein späteres deutsch-christliches Empörtsein (Schändung und Verpestung) ist von allgemeinerem Belang. Der knalldeutschen Redaktion widerfuhr das Unglück, daß sie gegen die orientalische Schändung grade diesen Storck, einen geborenen Züchter ungeheurer Kartoffeln, schreiben ließ; sie konnte keinen größeren Okzidentalen finden. Storck hat hierbei meine innere tiefe Verbundenheit mit Deutschland . . . übergangen, (dazu reicht's), — so daß ich mit einer Berichtigung das Blatt zwang meine Worte von der Liebe zu Deutschland abzudrucken.

Und nun kommt ein Vorgang, welcher von der heut bestehenden Hochfläche des geistigen Kampfs bei uns ein Bild gibt. Das ist von allgemeinem Belang.

3

Ich hatte geschrieben: „Früh am Tage Kampf des christlichen Caféwirts mit einem Araber, Prügelei, alle schlagen auf den Araber los . . ."; darüber sei ein katholischer Franzose mit mir entrüstet gewesen. Was tut nun die sich deutsch nennende Zeitung?

Sie veröffentlicht eines Ungenannten Zuschrift, welcher dem begabten Storck zu Hilfe eilt und sagt: „Das sieht doch wohl so aus, daß s e h r l e i c h t dieser Araber ein Unrecht sich hat zuschulden kommen lassen", er habe „vielleicht mit falschem Gelde bezahlt". So steht es dort.

Von dem katholischen Franzosen wird gesagt, daß er „auch ein getaufter Jude gewesen sein kann". So steht es dort.

Ist alles das nicht ein blitzhaftes Erhellen des heutigen Sachbestands?

(Was wurde der Dreyfushandel doch mit überlegenen Kräften geführt!)

4

Diese ganze Gruppe von K...K...Köpfen hat gegen Ehrlichere das Wort „Lever dodt als Sklav!" jahrelang ausgespielt. Ich möchte feststellen, welcher von den Burschen sich fürs Vaterland gemeldet hat. Ich hab's getan — (diesen Maulsoldaten steht hiervon der Beleg Schwarz auf Weiß zur Einsicht).

Auch der wissenschaftliche Herr Driesmans, ein Rassenkomiker, gegen den Pallenberg totenernst wirkt, hat noch jetzt mit dem Ruf „Lever dodt als Sklav", nach dem versklavenden Frieden, etwas gegen meine größere Ehrlichkeit gepiepst. Lever dodt als Sklav — und lebt frech weiter.

Ebenso der geweckte Storck und die übrigen Lichter.

Hier ist aber doch einer der wenigen Fälle, wo das Harakiri zu einer Annehmlichkeit für das Gemeinwohl werden kann.

(Aus dem Bruch des Bewußtseins stammt die Domestikenwut.)

Alfred Kerr

Frauen*

Wenn es die Definition Gottes ist, keine Gegensätze zu kennen, so hat dieses Buch ein Gott geschrieben. Der Zusammenhang alles Seienden ist in dreiundzwanzig Gedichten bis zu einem Grade sichtbar im Bilde und hörbar im Rhythmus geworden, daß man mit dem Buch die Welt in der Hand zu tragen glaubt.

Was ist häßlich, schlecht, niedrig? Alles, solange man nicht in allem das Gleichnis gefunden hat; nichts, sobald es mit einem der fünf Sinne erlebt ist.

Das Wesen aller Lyrik wird klar: Ähnlichkeiten zu finden, alles mit allem zu verbinden, so daß Alles in Einem und Eines in Allem ist. Also ist tiefste Lyrik dort, wo Ähnlichkeiten noch zwischen Gegensätzen gefunden werden. Je „unwürdiger" daher das Objekt, um so größer die Kunst, um so tiefer die Liebe, die es gott-ähnlich macht.

Wer es nicht weiß, erfährt es durch dieses Buch: daß die Verrohung der Sinnlichkeit die Schuld der Dichter ist — denn was nicht geheiligt wird, dessen bemächtigen sich die Unheiligen.

Die „pornographischen" Gedichte des Dichters Verlaine, die das Unheilige heiligen, helfen daher der Vergeistigung der Menschheit mehr als alle sittlichen Imperative aller Philosophen von Aristoteles bis Kant.

Leo Matthias

---

* Paul Verlaine: Frauen. Erste deutsche Umdichtung des Buches „Femmes" von Curt Moreck, mit vier bisher unveröffentlichten Gedichten aus dem Manuskript. — Verlag Paul Steegemann, Hannover.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Tschecho-Slowakei und Polen

von Otto Hoetzsch

Unter den neuen Oststaaten, die die Entente aus der Taufe hebt, sind uns am wichtigsten die Tschecho-Slowakei und Polen. Denn sie stellen für Deutschland die Barriere dar, die uns vom Süd-Osten und Osten trennt, oder — die Brücke, die uns damit verbindet. Im Friedensvertrag vom 28. Juni 1919 traten sie beide zum erstenmal als völkerrechtlich in ihrer Unabhängigkeit anerkannt auf, und wurden sie so auch von Deutschland förmlich anerkannt.

Wenige Eisenbahnstunden von Dresden beginnt das tschechische Gebiet, und die Polen saßen sogar zu Millionen im deutschen Reiche selbst. Gleichwohl hat sich das deutsche Volk um beide westslawische Nationen wenig gekümmert. Politisch und national waren sie Feinde, von ihrer Literatur und Kunst drang einiges, weniges wohl zu uns herein, mehr von den Polen als von den Tschechen, aber das geistige Leben, die Seele dieser beiden Nationen blieb im ganzen dem deutschen Volk völlig fremd. Jetzt hat sie beide der Zusammenbruch der drei Ostmächte auf die Höhe unabhängiger Staatlichkeit gehoben. Die Probleme, vor denen sie selbst stehen und die sie uns stellen, sind nicht mit dem einen, wenn auch richtigen, Satze erschöpft, daß sie als Feinde des deutschen Volkes und als Verbündete unserer Gegner die Unabhängigkeit durchsetzten und ihr neues staatliches Leben beginnen.

I

Die Tschechen sagen selbst, daß der 28. Oktober 1918, an dem in der österreichischen Revolution ihr unabhängiger Staat geboren wurde, „dreihundert Jahre der Unterdrückung" beendet. Das rechnen sie von 1620 an, von jener Schlacht am Weißen Berge am 8. November dieses Jahres, in der der Habsburgische Zentralismus und Katholizismus über den protestantisch-ständischen Selbständigkeitswillen der Tschechen siegte. In einer literarischen Renaissance erwachte ihr Nationalbewußtsein im neunzehnten Jahrhundert wieder, schon in der Revolution von 1848 stürmte es gegen den österreichischen Staat an. Mit aller Kraft warfen sich die

Tschechen vor allem in den allslawischen Strom, in den Panslawismus, zu dem sie an sich eigentlich keine innere Veranlassung hatten. Aber das Gefühl der Isolierung und des Hasses gegen den Habsburger Staat und damit die Deutschen schlechthin hat gerade die katholischen Tschechen vor anderen Slaven zu einer Avantgarde des russischen Panslawismus gemacht. Seit Jahren standen ihre wirklichen Führer, Kramarz in erster Linie, in den Reihen der Einkreisungspolitik gegen Deutschland und Österreich. Im großen Presseing, den „Temps“ und „Times“ um Deutschland legten, haben sie die Verbindung zwischen Prag und Budapest, Warschau, Petersburg, Belgrad hergestellt und gehalten. Sie haben vor allem am Neo-Panslawismus seit 1908 teilgenommen. Kramarz hat die Serben gegen Österreich gehetzt, wie die Berichte serbischer Diplomaten an Paschitsch beweisen, die die Bulgaren in Belgrad gefunden haben. Kramarz im besonderen ist eine wichtige Figur in der Vorbereitung des Weltkrieges. Als dieser ausbrach, erkannte die Geheimgesellschaft der bürgerlich-nationalistischen Tschechen, die Maffia, daß der Weltkrieg für die Tschechen die Unabhängigkeit bringen könne, diese aber nur möglich sei durch die Niederlage der Zentralmächte. Ganz entschlossen hat in Paris der tschechische Nationalrat, den der heutige Außenminister Benesch dirigierte, in dieser Richtung gearbeitet. Der Fälle des Hochverrates daheim und im Felde waren Legion, in Rußland bildeten Tschechoslowaken sogar eigene Abteilungen in den Reihen der Heere, die gegen Österreich-Ungarn fochten, und schon am 20. Mai 1917, als der Zusammenbruch Österreichs noch in weiter Ferne lag, versuchte Kramarz alle tschechischen Parteien zu einigen auf das Programm: staatsrechtliche Selbständigkeit der tschechoslowakischen Nation einschließlich der zu Ungarn gehörigen Teile, und Entscheidung über das Schicksal des tschechischen Staates ohne Rücksicht auf seine Zugehörigkeit zu Österreich auf der Friedenskonferenz. Seit der russischen Revolution wußten die Führer der Tschechen, wie ihre Aussichten gegen Österreich gewachsen waren.

Der habsburgische Staat brach zusammen, am 28. Oktober 1918 konstituierte sich ein selbständiger tschechischer Staat. An seine Spitze trat als Ministerpräsident Kramarz, zum Staatspräsidenten wurde sofort Masaryk, der im Dezember zurückkehrte, gewählt. Die Pariser Konferenz hat den Umfang des Staates bereits festgestellt: die Tschecho-Slowakei umfaßt 140 000 Quadratkilometer mit 13 Millionen Einwohner, von denen 6½ Millionen Tschechen sind, 3½ Millionen Deutsche, 2 Millionen Slowaken, ½ Million Ruthenen und ½ bis 1 Million Magyaren. Der Frieden, der Ungarn auferlegt wird, ändert wohl an der Grenze gegen das Magjarentum noch einiges. Der Korridor, der die Tschechen mit den Südslawen verbinden soll, ist auch noch nicht ganz gesichert, die Tesche-

ner Frage bleibt in der Schwebe und auch über ein Stück von dem Gebiete, das Deutschland abgerissen werden soll, wird endgültig erst die oberschlesische Abstimmung entscheiden. Aber im großen und ganzen ist die Konfiguration fertig; viel sicherer als Polen tritt die „Cesko-Slovenska Republika", wie der offizielle Titel lautet, ins Leben.

Eineinhalb Jahre staatlicher Organisationsarbeit liegen hinter ihr, über die die Veröffentlichung der Regierung zum 28. Oktober 1919 „Rok Prace" (ein Jahr der Arbeit) sachlich und ruhig Rechenschaft gibt. Es ist seit dieser Zeit in Prag gearbeitet worden, mit welchem Erfolg? Eine konstituierende Versammlung wurde rasch gebildet, doch nicht durch direkte Wahl, sondern sie wurde nach der Stärke der Parteien des alten Landtages aus ihnen ernannt — ein Zeichen, daß sich die damals herrschende Schicht nicht sicher fühlte. Die Deutschen, die ja nach dem Zusammenbruch den Anschluß an Deutsch-Österreich und uns gewinnen wollten, sind darin nicht vertreten, sie hatten sich sogleich eine eigene Regierung und ein eigenes Parlament, erst in Reichenberg, dann in Wien, gegeben. So war die Prager Nationalversammlung, die jetzt ihre Arbeit beendet, ausschließlich von den tschechischen Parteien beherrscht. Es sind die beiden sozialistischen Parteien, nämlich die Sozialdemokraten und die rechts von ihnen stehenden Nationalsozialisten unter Klofatsch, die Agrarier und die aus den früheren Jung-Tschechen hervorgegangenen Nationaldemokraten, die eigentliche Partei Kramarz, die das Bürgertum und die Intelligenz vertritt. Dazu kommen der slowakische Klub und einige andere Gruppen.

Im letzten Jahr ist einmal gewählt worden und so die Probe auf die Macht der Parteien gemacht worden. Am 29. Juni fanden, nach dem bekannten Wahlrecht der Revolution, Gemeindewahlen statt. Von den dabei abgegebenen $2\frac{3}{4}$ Millionen Stimmen fielen $\frac{2}{3}$ auf die Tschechen, $\frac{1}{3}$ auf die Deutschen, von den deutschen Stimmen wieder fiel die Hälfte auf die Sozialdemokratie. Deutsche und tschechische Sozialdemokraten zusammen hatten $1\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen, das heißt über die Hälfte erzielt. Von den tschechischen Stimmen entfielen 30 Prozent auf die Sozialdemokraten. Die Rückwirkung dieses Wahlausfalles zwang Kramarz zum Rücktritt und unter dem Sozialdemokraten Tusar wurde ein neues Kabinett gebildet aus je zwei Sozialdemokraten, Nationalsozialisten, Agrariern, Slowaken und einem Parteilosen, also ein Koalitionskabinett mit sozialistischer Mehrheit.

Im Bunde mit den Agrariern gaben bisher im politischen Leben der Tschecho-Slowakei die sozialistischen Gruppen den Ausschlag. Aber seit jener Wahl hat sich auch in Böhmen die Bewegung nach rechts geltend gemacht, die Nationalsozialisten richteten sich für die kommenden Wahlen darauf ein, nicht mit den Sozialdemokraten zusammen zugehen. Am

7. März soll die wirkliche Nationalversammlung, vom ganzen Volk und allen Nationalitäten, gewählt werden. Wenn die sozialistischen Richtungen und die Agrarier, das heißt die Bauern, zusammenstehen, sind sie so stark, daß sie auf die bürgerlichen Stimmen, auf die Richtung Kramarz und Raschin, verzichten können. Allein ist jedenfalls der bürgerliche Nationalismus dieser Partei, der vor allem in den letzten Jahrzehnten den Gegensatz zu Österreich hervorgetrieben hat, der sich vor allem auch in Feindschaft gegen Deutschland fühlt, nicht stark genug, den neuen Staat zu organisieren und ihm die bestimmende Richtung zu geben.

Die vorläufige Nationalversammlung hat alle nötigen Verfassungs-, Verwaltungs-, Wahl- und Steuergesetze, besonders unter dem Druck der Ereignisse in Ungarn, durchgepeitscht und sich am 27. Januar aufgelöst. Die Verfassung sieht einen vom Volk zu wählenden Präsidenten und ein Zweikammersystem vor, sie erklärt das Tschechische zur Amtssprache und spricht die Trennung von Kirche und Staat aus. Wie es unter ihr mit dem Schutz der nationalen Minderheiten bestellt sein würde, dafür mußte das Wahlgesetz schon eine Probe bringen. Das allgemeine Wahlrecht kann den anderen Nationalitäten nicht versagt werden, aber von 297 Mandaten werden 152 den $6^1/_2$ Millionen Tschechen, 81 den $3^1/_2$ Millionen Deutschen, 41 den 2 Millionen Slowaken zugewiesen; der Rest verteilt sich auf Magjaren, Polen, Ruthenen. Die Wahlkreisgeometrie sucht den Tschechen, die nur 47 Prozent der Bevölkerung ausmachen, die absolute Mehrheit der Mandate zu garantieren. Doch werden sie auch vereinigt mit den Slowaken, die keineswegs unbedingt mit den Tschechen zusammengehen, nicht über eine Zweidrittelmehrheit im Landtag von Prag verfügen. Das letzte Wort über Verfassung und Verwaltung ist mit dieser provisorischen Regelung nicht gesprochen. Der Kampf der Nationalitäten wird von selbst seine Folgerungen auch auf das Verfassungsgebiet erstrecken, und neben der personellen oder regionalen (Kreis-)Autonomie erörtert man lebhaft, ob nicht überhaupt eine Einrichtung der Tschechoslowakei nach dem Muster der Schweiz, eine Kantonsverfassung und ein Bundesstaat, am ehesten die nationalen Reibungen, die mit Sicherheit zu erwarten sind, beseitigen könne.

Ein durchaus demokratischer Staat ist in Böhmen im Entstehen. Der Adel wird keinen nennenswerten Einfluß haben, Geistlichkeit und Kirche werden aus nachher zu streifenden Gründen aus dem politischen Einfluß herausgedrängt, Bürgertum, Bauerntum, Arbeiterschaft ringen um die politische Macht, die nur auf ganz demokratischer Grundlage aufgebaut wird. Wie wird in ihren Kampf der Sozialismus hereinschlagen?

Die Tschechoslowakei lehnt es ab, Rechtsnachfolgerin des Kaiserstaates zu sein, und will keinen Anteil an den Kriegsanleihen übernehmen. Durch eine rücksichtslos durchgeführte Abstempelung der Kronennoten sucht sie

sich aus dem Zusammenbruch der österreichischen Finanzen herauszuziehen. Aber aus den finanziellen Schwierigkeiten ist sie damit nicht herausgekommen. Auch sie hat schwere Valutasorgen – die tschechische Krone steht sehr niedrig –, die Entente verlangt von der Tschechoslowakei einen sogenannten Befreiungsbeitrag von dreiviertel Milliarden Goldfrancs für die Kriegsunterstützung. Aber französische, englische und amerikanische Kredite sind doch bereits erlangt worden. Das Budget für 1920 schließt mit einem Defizit von zweieinhalb Milliarden Kronen – das nennt man heute schon günstig.

Das erste Jahr selbständiger Staatswirtschaft liegt hinter der Tschechoslowakei. Sie ist ein selbständiges Zollgebiet, in dem die Ausfuhr die Einfuhr doch übersteigt. Nahrungs- und Kohlenkrisen sind auch hier vorhanden, Rohstoffmangel quält die Industrie, aber von allen Staaten, die aus der habsburgischen Monarchie entstanden sind, hat die Tschechoslowakei die reichsten Produktionsgebiete. Sie ist landwirtschaftlich reich, sie verfügt über Bodenschätze und eine hochentwickelte Industrie, liegen doch allein von der Textilindustrie des bisherigen Österreich-Ungarns über 80 vom Hundert auf ihrem Boden. Sie ist in der Lage, durch Kohlenausfuhr Deutsch-Österreich gegenüber als der Gebende zu erscheinen und Kohlen an Italien, die Schweiz, Polen, Jugoslawien, auch Deutschland zu liefern. Sie ist ihrer wirtschaftlichen Zukunft sicher. Denn ihre geographische Lage, die sie zum Exportstaat vorausbestimmt, bleibt ihr, ja sie wird noch durch die Kanalbauten (Elbe, Oder, Donau) und die Stellung im Hamburger Hafen gebessert, die zu gewähren der Friedensvertrag von Versailles Deutschland auferlegt. Trotz aller gegenwärtigen Schwierigkeiten steht so die Tschechoslowakei weit über Deutsch-Österreich, sicherlich auch vor Polen, und Ungarn mindestens gleich, wenn sie dieses nicht überragt. Nur das hat das erste Jahr eigener Staatswirtschaft sie auch gelehrt, daß, so sehr politische Sympathien nach Westeuropa ziehen mögen, das Gebiet des ehemaligen Kaiserstaates und des deutschen Reiches die wichtigsten Abnehmer des tschechoslowakischen Staates sind und bleiben. Wirtschaftlich sind diese Gebiete aufeinander angewiesen. Das Aufblühen der Tschecho-Slowakei hängt viel mehr von ihren politischen Verbindungen mit dem Westen ab als von der wirtschaftlichen Lage in Deutsch-Österreich, Ungarn und dem Deutschen Reiche, vielleicht auch in Polen. Wirtschaftliche Beziehungen in Form von Handelsverträgen müssen daher die Tschecho-Slowakei wenn nicht in ein anderes politisches System hereinziehen, so doch ihr eine vorsichtige und neutrale Haltung aufzwingen.

Auch die Tschecho-Slowakei hat eine starke Agrarbewegung, die sich gegen den im Lande vorhandenen Halbfeudalismus richtet. Die tschechischen

Bauern und Landarbeiter stehen in wirtschaftlichem und teilweise nationalem Gegensatz gegen die Schwarzenbergs, Sternbergs, Lobkowitz, die Familien, die durch die Konfiskation des tschechischen Adelsbesitzes im siebzehnten Jahrhundert zu Landbesitz kamen, die sich im neunzehnten Jahrhundert aus opportunistischen Gründen der tschechischen Bewegung anschlossen, aber im Grunde den tschechischen und deutschen Bewohnern des Landes gleich fremd geblieben sind. Gegen diesen Grundbesitz in erster Linie richtet sich eine Agrarreform mit dem Gesetz vom 16. April 1919, das mit einem Wort jene Konfiskation nach der Schlacht am Weißen Berge rückgängig machen will. Es sieht die Beschlagnahme des Besitzes über 150 Hektar Ackerland oder 250 Hektar Boden in der Hand einer Person vor, gegen Entschädigung. Doch ist ohne Entschädigung enteignet worden der Besitz von Mitgliedern des früheren Herrscherhauses usw.; das Ackerbauministerium verfügt heute bereits über 850000 Hektar enteigneten Großgrundbesitzes aus Staatsgütern, kirchlichen, erzherzoglichen Gütern und Besitzungen des Preßburger Bistums und deutschen Ordens für Bauernsiedlung. So vollzieht sich hier eine Agrarreform größten Stils, die ihren Grund in der gleichen Bewegung hat, wie sie heute in Estland, Lettland, Finnland, Litauen, Polen, Rumänien, Ungarn und Jugoslawien vorhanden ist. Eigentlicher Bolschewismus ist das nicht, denn sozialistische Gedanken im grundsätzlichen Sinne liegen ihr fern. Kommunistische Klänge sind zwar darin, das wesentliche aber ist der Hunger, die Gier des Landarmen und Landlosen nach mehr Land, das er dann für sich, nicht für die Gesamtheit, haben will. Ob für den eigentlichen Bolschewismus in Tschecho-Slowakei Boden ist, dafür sind die Zahlen der sozialen Gliederung entscheidend: 54 Prozent der Bevölkerung in der Industrie, 32 Prozent in der Landwirtschaft – ein Verhältnis nahe dem für Deutschland geltenden! Theoretisch ist mithin die Tschecho-Slowakei am stärksten unter den Oststaaten vom radikalen Industriesozialismus bedroht, der durch jene bäuerliche Bewegung gegen den Feudalismus Unterstützung gewinnt. Die bürgerlichen Parteien des Staates werden zu radikalen demokratisch-sozialen Maßnahmen von den Massen gedrängt werden, aber eine bolschewistische Gefahr scheint ihn nicht zu bedrohen, und kräftig mäßigt die Bewegung der Bauern und Arbeiter den überspannten bürgerlichen Nationalismus, der heute die Signatur des tschechoslowakischen Staates ist, noch nicht.

Die Verfassung nimmt die Trennung von Kirche und Staat in Aussicht, die antiklerikale Stellung des Präsidenten Masaryk wird von den tschechischen Nationalisten durchaus geteilt. Als politische Macht dürfte der Katholizismus in der Tschecho-Slowakei ausgespielt haben. Ja noch mehr: die Tschechen sind ganz überwiegend römisch katholisch, aber sie fühlen sich mit Rom innerlich nicht verbunden. In ihrer Kirche

arbeitet eine starke Reformbewegung, die bereits zur Begründung einer tschechischen Nationalkirche, frei von Rom, geführt hat. Priesterehe und nationale (slawische) Liturgie in der Muttersprache sind die Hauptpunkte dieses Schismas, gegen das der höhere Klerus natürlich ankämpft, aber hinter diesen äußerlichen Reformforderungen steht mehr, steht ein Wiederaufleben der hussitischen Reformation. Man erinnere sich, wie stark Kirchliches und Nationales in der Gestalt von Huß verbunden war. Wie die Hußfeiern beweisen, ist jene Reformation heute im tschechischen Volk lebendiger als je, und, wie es scheint, nicht nur als Symbol nationaler Selbständigkeit, sondern auch religiöser Vertiefung und Wiederbelebung. In dem Werke „Das Slaventum und der deutsche Geist" weist der tschechische Theologe Pawel Kopal darauf hin, was dem tschechischen Volke durch die Gegenrevolution innerlich verloren gegangen ist: es denke heute katholisch-jesuitisch, es sei geschichtslos geworden, ohne eigene Idee und ohne lebendige Poesie, es brauche eine Wiederbelebung des religiösen Denkens und Fühlens, im Anschluß, wie Kopal fordert, an den Protestantismus wie an Dostojewski und an die eigenen Kräfte aus der alten Bewegung der „böhmischen Brüder". Damit ist ein Zusammenhang von weittragender Bedeutung auf größtem Hintergrunde angedeutet, den Masaryk schon in die Formel gefaßt hat, daß die böhmische Frage eine religiöse sei. Gerade dieser gefeierte Führer seiner Nation weist sie immer wieder auf die religiös-sittliche Seite der Freiheitsbewegung hin: „Ein aufgeklärter Tscheche kann sich nicht," so sagt er, „mit dem Katholizismus der Gegenreformation begnügen, er wird sich auch nicht bei den Orthodoxen und Protestanten aufhalten können, vielmehr ist bei uns Tschechen eine religiös-politische Entwicklung die künftige Aufgabe."

Wir haben allen Anlaß, auf diese geistige Bewegung, wie auf Parallelerscheinungen in Polen, Rußland, Serbien zu achten. Noch ist das alles im Werden und Gären und leider uns außerordentlich fern und fremd, aber wir fühlen schon hier, bei nüchterner Analyse des politischen Werdens in der Tschecho-Slowakei, wie sich mit dem Zusammenbruch des Zarismus und Österreich-Ungarns zusammen eine neue Bühne für die geistige Bewegung im Slawentum aufgetan hat, und wie daraus Befruchtung und Anregung auch für unsere, wie viele meinen, erschlaffende deutsche geistige Kultur kommen kann.

2

Nun wird das alles durch die nationalen Probleme und Kämpfe erschwert und durchkreuzt, mit denen dieser Staat ins Leben tritt. Die Juden spielen zahlenmäßig keine Rolle, doch lebt in vielen Kreisen des tschechischen Volkes ein starker Antisemitismus, der sich in Boykott-

bewegung und ähnlichem geltend macht. Wesentlicher ist die slowakische Frage. Die Slowakei beherbergt nach der Volkszählung von 1919 2,9 Millionen Einwohner, davon 1,9 Slowaken, 660000 Magjaren und 160000 Deutsche. Auch in der Slowakei wird die Selbständigkeit der eigenen Nation betont, das Selbständigkeitsrecht gefordert, die Unabhängigkeit eines eigenen Staates als notwendig bezeichnet. Aber trotz ihrer Kultur und der kirchlichen Gegensätze — die Slowaken sind kleinbürgerlich und kleinbäuerlich, sehr kirchlich und religiös und zu einem Viertel protestantisch — halten wir diese Idee, zwischen Tschechen, Polen und Ungarn einem unabhängigen Slowakien Bedeutung zu verschaffen, für Phantasie. Das ergibt keinen lebensfähigen Staat. Und wenn die Slowaken den Tschechen feindlich gesinnt sind, wenn sie namentlich gegen einen Prager Zentralismus sehr entschieden auftreten, so bleiben ihre Hauptfeinde die Magjaren, die die slowakische Sprache aus Schule und öffentlichem Leben vertrieben und die kulturelle Rückständigkeit des Slowakentums verschuldeten. Zwischen Tschechen und Slowaken ist der Gegensatz lange nicht so stark, wie zwischen Kroaten und Serben, und mehr als eine landschaftliche Sonderstellung werden die Slowaken weder fordern noch durchsetzen.

Mit seiner halben Million Ruthenen gerät der neue Staat, um eine direkte Grenze mit der Ukraine und Rumänien zu erhalten, in das ukrainische Problem herein. Die Schwierigkeit sucht hier die Entente dadurch zu lösen, daß sie in dem Vertrage über den Schutz der Minoritäten vom 10. September 1919, den sie der Tschecho-Slowakai in gleichem Wortlaut aufgezwungen hat, wie den Polen und Rumänen, diesen sogenannten Karpathenrussen eine weitgehende Selbstverwaltung garantiert bis zum eigenen Landtag, so daß das ruthenische Gebiet nur sehr lose mit dem tschecho-slowakischen Staate verbunden sein wird. Man fragt sich, warum, wenn das hier möglich ist, der gleiche Weg für das wichtigste nationale Problem des neuen Staates nicht auch versucht wird, nämlich das deutsche.

Es ist nicht nötig, die historische Stellung der Deutschen in Böhmen genauer zu schildern. Auch die Sprachenkarte in tschechischen Veröffentlichungen kann nicht leugnen, daß das deutsche Gebiet an einer ganz kleinen Stelle westlich von Taus das reichsdeutsche Siedlungsgebiet erreicht, kann nicht den deutschen Siedlungsgürtel, der im Westen und Norden und Osten um das tschechische Land herumliegt, und auch nicht die Sprachinseln um Budweis, Iglau, Brünn, Trübau, Olmütz usw. unsichtbar machen. Es ist auch unwahr, daß in diesem deutschen Böhmen geschlossene tschechische Gebiete liegen. Die Gemeindewahlen haben ergeben, daß trotz der tschechischen Industriearbeiter im Norden und trotz der tschechischen Dienstboten Deutschböhmen kein gemischtsprachiges Land ist,

sondern bis auf geringe Enklaven deutsches Land, deutsches Siedlungsgebiet. Es ist weiter bekannt, daß dieses Deutsch-Böhmen eine hohe geistige Kultur und den Kapitalreichtum des Landes vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschließlich repräsentiert und daß ihm die proletarische Unterschicht ebenso fehlt, wie die breite bäuerliche Grundlage, daß die Deutschböhmen daher der Entnationalisierung geringeren Widerstand entgegenstellen als die Tschechen.

Die deutsche Frage, die Frage, ob und wie Tschechen und Deutsche in Böhmen ein Verhältnis zueinander finden, entscheidet über die Zukunft des tschecho-slowakischen Staates. Deutsch-Böhmen hat sich am 29. Oktober 1918 als selbständige Provinz proklamiert; es bildete auch gleich eine eigene Landesregierung. Deutsch-Österreich nahm Deutsch-Böhmen durch Beschluß vom 12. November 1918 in seinen Verband auf, im Gesetz über den Umfang des Staatsgebietes von Deutsch-Österreich vom 22. November ist Deutsch-Böhmen auch für dieses Staatsgebiet beansprucht. Gleichwohl hat die tschechische Regierung im November und Dezember 1918 Deutsch-Böhmen durch Truppen besetzt und so gewaltsam unterworfen. Die Deutsch-Böhmen wollen zusammen mit Deutsch-Österreich sich dem deutschen Reiche anschließen, die Tschecho-Slowakei will es nicht preisgeben.

In einem interessanten Hefte: „Benötigt die tschecho-slowakische Republik zu ihrer wirtschaftlichen Lebensfähigkeit den Anschluß fremdnationaler Gebiete?" beantwortet auf Grund von statistischem Material der Verfasser Ernst Brudda diese Frage mit Nein. Das mag statistisch richtig sein, beantwortet aber umgekehrt nicht die Frage, ob nicht Deutsch-Böhmen die Tschecho-Slowakei benötige. Die deutsche Industrie des Nordens braucht die tschechische Agrar-Produktion in der Mitte und der Anschluß an Deutsch-Österreich könnte für Deutsch-Böhmen nur einen Sinn haben, wenn er zugleich der Anschluß an das Deutsche Reich wäre. Ohne diesen, den die Entente einstweilen verboten hat, ist er ohne realen Sinn. Wirtschaftlich und geographisch gehören Deutsch-Böhmen und das tschechische Siedlungsgebiet zueinander. Weder die bürgerlichen Nationalisten noch die tschechischen Massen wollen auf diesen Teil verzichten. So ist realpolitisch die nächste Aufgabe jedenfalls, ein Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen im Rahmen des böhmischen Staates zu finden. Für dieses Verhältnis hat der erwähnte Minoritäten-Schutz-Vertrag vom 10. September 1919 die ersten Linien gezogen. Er sichert hier, wie in Polen und wo er sonst angewendet wird, den Minderheiten unter dem Schutze des Völkerbundes die Rechtsgleichheit, die Duldung von Sprache und Religion, die Errichtung von Schulen auf eigene Kosten, die Gelegenheit zum Unterricht der Kinder in ihrer eigenen Sprache zu.

Eine besondere Judenklausel, wie er sie gegenüber Polen und Rumänien ausspricht, enthält der Vertrag hier nicht. Er erkennt den Charakter dieses Staates ebenso wie den Polens als nationalen Staat an. Denn seine Bestimmungen „hindern die Regierung nicht, den Unterricht der tschechischen Sprache obligatorisch zu machen" (Art. 9). Und damit ist, wenn dieser Vertrag auch eine ganz gute Sicherung gewährt, das Problem eben nicht gelöst, sondern der Keim zu einer Fülle von Streitigkeiten um Sprache und Schule doch wieder gelegt, wie sie seit Jahrzehnten das politische Leben gerade Böhmens vergiftet haben. Die Gefahr, daß der Staat dieses Recht nationalistisch und nationalisierend mißbraucht, ist hier ebenso groß wie in Polen und ebenso groß wie die Gefahr der Beeinträchtigung der politischen Rechte durch Wahlgesetz und Wahlkreisgeometrie.

So sind die Aussichten auf eine Lösung heute noch sehr gering. Wer auf die Geschichte des deutsch-tschechischen Ausgleichs zurückblickt, wird sie hoffnungslos nennen und doch muß eine Lösung gefunden werden. Entsteht ein tschecho-slowakischer Staat so, wie die Entente ihn will, so kann er gar nicht nationalistisch-zentralistisch regiert werden. Vielleicht stellen heute die Arbeiter beider Nationen — Fühler in dieser Richtung sind ausgestreckt worden — die Brücke zu einer Verständigung her, die das Bürgertum der Deutschen und Tschechen in jahrzehntelangem Kampfe nicht gefunden hat. Wir bedauern dabei, daß die Deutsch-Böhmen auch heute über Führer größeren Stils nicht verfügen, daß sie das alte österreichische Parteigezänk, die Parteizersplitterung und Studentenpolitik weiter treiben ohne Programm. Die Tschechen sind ein sehr politisches Volk und so, wie die deutsch-böhmische Politik heute betrieben wird, wird sie der tschechischen auf die Dauer ohne Zweifel nicht gewachsen sein.

Dabei ist das deutsch-tschechische Problem nicht nur das wichtigste für das innere Staatsleben Böhmens, sondern geradezu von weltpolitischer Bedeutung. Der neue Staat übernimmt die Erbschaft der Vergangenheit mit dem Haß gegen das Deutschtum, der sich gegen Österreich richtete und sich auf das mit ihm verbündete Deutsche Reich übertrug. Der tschechische Imperialismus, in dem dieser Haß, die Wiederbelebung der tschechischen Literatur, die hussitische Bewegung lebendig sind, hat im Augenblick seine Ziele erreicht und ist stolz darauf. Aber seine außerpolitische Lage ist recht prekär. In den Ungarn sieht er eine Gefahr, von den Polen trennt ihn eine große Gegensätzlichkeit und seine Ziele hat er gegen Deutsch-Österreich und auch gegen das Deutsche Reich, dem ja ein Stück abgerissen wird, durchgesetzt. Im Innern vor ungeheueren nationalen Schwierigkeiten, ist dieser Staat allein auf die großen Bundesgenossen angewiesen, von denen Frankreich hier seine Domäne sieht, während

England mehr in Ungarn einsetzen will. Der Außenminister Benesch hat, als die Friedensverträge ratifiziert wurden, eine Übersicht über die auswärtige Politik der Tschecho-Slowakei gegeben, die sich durch Reserve und Einsicht auszeichnete: absolute Treue zur Entente, herzliches Verhältnis zu den Südslawen, Loyalität gegen Italien, abwartend gegen Polen und Rumänien, alte Liebe und Anhänglichkeit gegen Rußland, wohlwollende Umsicht gegen Österreich und die Magjaren, korrekte Haltung gegen Deutschland. Dieses System zeigt, wie unsicher der neue Staat außerpolitisch steht. Kramarz und die Seinen spielen natürlich noch die alte Leier: Panslawismus, direkte Verbindung durch die Ukraine mit Rußland, Feindschaft gegen Deutschland und das Deutschtum. Aber Masaryk weist darauf hin, daß diese Orientierung heute ihr Ziel in den Wolken suche: Chaos in Rußland, Widerstände in der Slowakei und in Deutsch-Böhmen, endlose Schwierigkeiten mit dem Deutschen Reich. Darum ist Masaryk und seinem Mitarbeiter Benesch kein Zweifel, daß bei aller engen Verbindung mit der Entente, auf die man schon finanziell angewiesen bleibt, ein Verhältnis zum Deutschtum gefunden werden muß. Beide wissen, daß das Zugeständnis an der Mündung der Elbe, zu dem die Entente Deutschland zugunsten der Tschecho-Slowakei gezwungen hat, überflüssig und vollständig sinnlos ist. Was die Tschecho-Slowaken in Hamburg brauchen und wünschen, läßt sich in direkter Verhandlung durchsetzen, ohne die Demütigung dieses Paragraphen und ohne den Luxus eines eigenen kleinen tschechischen Hafens in Hamburg. Auch der glänzendste Triumph der Entente und der Deutschfeindschaft im früheren Österreich kann an den zwingenden Verhältnissen der Geographie und der Wirtschaft nichts ändern. Das Gesicht der Tschecho-Slowaken bleibt nach Norden gerichtet und die Elbe ist und bleibt zu ihrem größten Teil ein deutscher Fluß. Die wirtschaftlichen Interessen des neuen Staates hängen eng mit denen des Deutschtums in Mitteleuropa zusammen. Die zentrale Lage, die Böhmen immer hatte, bleibt ihm heute so wertvoll wie früher und wird ihm noch wichtiger, aber das Bismarck zugeschriebene Wort, daß, wer Herr von Böhmen sei, auch Herr von Europa sei, ist übertrieben. Auch ein böhmischer Staat, der mit der Slowakei nach dem Südosten herausstrebt, liegt etwas im toten Winkel der europäischen Geschehnisse, vor allem aber bleibt er auch dann nach Norden gerichtet und orientiert. Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsinteressen weisen die Tschecho-Slowakei und das Deutschtum in eine Richtung. Durch die Geschichte sind Deutsche und Tschechen Gegner geworden und die Tschechen nehmen wohl heute noch an, daß beide Völker dauernd Gegner bleiben müßten. Notwendig ist das nicht! Wenn sich eine Form findet, die den Deutschen Böhmens ihre nationalen Rechte sicher stellt und ein

nationales Leben möglich macht, kann und wird eine Annäherung zwischen Deutschen und Tschecho-Slowaken möglich sein.

Wir halten diese für notwendig auch in unserem Interesse. Erstaunlich wenig haben wir uns um das tschechische Problem gekümmert. Wir jagten großen Aussichten in Mesopotamien nach und sahen nicht die Schwierigkeiten unmittelbar an unserer Reichsgrenze. Die österreichische Politik hat dieses Problem nicht meistern können, aber das alte Österreich wird nicht wieder erstehen, seine Uhr ist abgelaufen, neue Verhältnisse und neue Beziehungen beginnen. Wir haben uns zu wenig um das nüchterne und zähe Volk der Tschechen gekümmert, das von allen slawischen Völkern unserem Denken am nächsten steht. Ihr Land ist und bleibt für uns die Brücke nach dem Südosten. Schon vor der Revolution hing unsere Balkan- und Orientpolitik ohne eine Lösung der deutsch-tschechischen Frage mehr oder weniger in der Luft. Heute und künftig sind solche Beziehungen nach der Donau und dem Südosten, nach Balkan und Türkei ohne ein gutes Verhältnis zum böhmischen Staate überhaupt undenkbar.

Im Gegensatz zur Ansicht vieler Deutschen, namentlich in Böhmen selbst, trauen wir dem tschecho-slowakischen Staat Lebensfähigkeit zu. Er steht vor großen Schwierigkeiten, er überspannt diese Schwierigkeiten noch durch den bürgerlichen Nationalismus, der heute herrscht und nicht einsieht, daß die Aufgabe Böhmens, ein Transitland zu sein, nur mit weichen Händen angefaßt und gelöst werden kann. Aber dieser Staat hat das Glück, wenigstens einige wirklich staatsmännische Köpfe an seiner Spitze zu haben, vor allen seinen Präsidenten Masaryk, der Philosoph und Staatsmann zugleich, sozialpolitisch und nationalistisch zugleich, vor allem realistische Politik treiben will, der das tschechische Bürgertum zu weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Auffassung erziehen will und ein Gefühl für die Notwendigkeit der Beziehungen zum Deutschtum hat. Er wird fühlen, daß, wenn der jetzt entstehende tschechisch-slowakische Staat auf Dauer rechnet, es mit dem bisherigen Chauvinismus nicht geht, und daß ihm auch die Verbindung mit Frankreich und England keine entscheidende Hilfe bringt. Wir aber sollen in Deutschland Langversäumtes nachholen, sowohl gegenüber den Deutschböhmen, wie gegenüber den Tschechen. Erstere sind ein großer kostbarer Teil unseres Auslandsdeutschtums, dessen Bedeutung mit dem Ausgange des Krieges so sehr steigt. Und politisch wie namentlich auch geistig lohnt es sich, der tschecho-slowakischen Frage näher zu treten und näher zu kommen, als wir zu unserem Schaden bisher taten. Es ist keine kleine Frage, sondern eine Frage von größter Bedeutung für die kommende Politik Deutschlands im Südosten und in Osteuropa.

Den tschecho-slowakischen Staat trennt vom polnischen Staat, den die französische Ostpolitik in eine Reihe mit der Tschecho-Slowakei und Rumänien und Serbien einordnet, die schon erwähnte Teschener Frage.

Das Gebiet von Teschen, mit 425000 Einwohnern, gehörte bisher zu Österreich und wird wegen seiner 230000 Polen noch mehr aber wegen seiner Kohlenschätze im Ostrau-Karwiner Revier von diesen, in Anspruch genommen. Man berechnet, daß die Tschechen ohne Teschen 9,3 Milliarden Tonnen Reserve an Kohlen besäßen, mit Teschen rund 25,7 Milliarden, und die Tschechen sind gern bereit, zuzugestehen, daß sich Polen für seinen Verzicht auf Teschen in Oberschlesien entschädige, wo es 220 Milliarden Tonnen erhalten würde. Erbittert geht der Streit um dieses kleine Gebiet hin und her, das verkehrspolitisch ungewöhnlich wichtig ist, liegt es doch am Schnittpunkt zweier alter Wege des Weltverkehrs, da, wo die Straße aus Osteuroza nach Mähren und der Donau sich kreuzt mit dem Weg über Oderberg und den Jablunka-Paß, der Norddeutschland über Ungarn mit der Balkanhalbinsel verbindet. Die Wichtigkeit dieses Stückes ist auch der Pariser Konferenz sehr wohl bekannt, deshalb zögert sie mit der endgültigen Entscheidung über diese unsicheren Nationalitätenverhältnisse. Einstweilen soll eine Volksabstimmung über sein Schicksal bestimmen, bei der die Tschechen nur auf Erfolg rechnen können, wenn die 70000 Deutschen für sie stimmen.

Gleich den Tschechen haben die Polen, als der Weltkrieg ausbrach, erkannt, daß er ihnen eine unvergleichliche Gelegenheit bot, zur nationalen Einigung und Selbständigkeit zu kommen, und daß das Haupthindernis auf diesem Weg der Sieg der Zentralmächte sein würde. Was das Manifest des Großfürsten Nikolai im August 1914 in Aussicht stellte, die Vereinigung der drei Anteile unter dem russischen Szepter, war doch wenigstens die nationale Einigung und eine weitgehende eigene Selbständigkeit, das Programm, das Roman Dmowski seit Jahren verfolgt hatte. Daher waren die Polen aller Anteile auf seiten der Entente interessiert und haben deshalb, bis auf ganz kleine Kreise, über deren Umfang und Einfluß sich die deutsche Politik immer täuschte, mit ihrer Sympathie auf der Seite unserer Gegner gestanden. Sehr schnell schuf sich das Polentum eine Vertretung in Paris, in seinem politischen Nationalkomitee, dessen treibende Kraft Dmowski war und das die Entente als Vertretung eines Quasi-unabhängigen Polens anerkannte. Dmowski, Grabski und vielleicht noch Pilsudski — Paderewski war nur eine Figur in den Händen Dmowskis und Grabskis — sind die politischen Köpfe, die den polnischen Staat aus der Taufe heben; an staatmännischem Maß können wir sie den vorhin genannten tschechischen Politikern nicht gleichstellen.

Daß nicht nur die beiden feindlichen Teilungsmächte, sondern auch die dritte Teilungsmacht Rußland vollständig zusammenbrach, war ein Triumph der Polen, den sie nie erträumen konnten und der ihnen ohne eigenes Verdienst in den Schoß gefallen ist. Am 31. Juli 1919 ratifizierte die Warschauer Nationalversammlung den Vertrag von Versailles: „Unser Vaterland ist endlich frei!" rief Paderewski. Nach einem Jahrhundert war zum ersten Mal wieder in einem internationalen Akt von Polen die Rede. Noch vermag dieser Staat seine Grenzen nicht zu übersehen. Der Ehrgeiz seiner nationalistischen Politiker greift weit: 450000 Quadratkilometer und 40, ja 50 Millionen Einwohner hat Dmowski in Paris gefordert. Der polnische Imperialismus sucht das Reich der Jagiellonen zu erneuern. Sicher verfügt er zunächst nur über Kongreßpolen, Westgalizien und die deutschen Abtretungsgebiete. Da wir Ostgalizien ohne Zweifel zunächst einrechnen müssen, ist vorläufig ein Staat von 240000 Quadratkilometer und 22½ Millionen Einwohnern entstanden. Würden die Abstimmungen in Deutschland sämtlich gegen uns ausfallen und auch Teschen mit Polen vereinigt werden, so würde der Umfang dieses Staates auf 275000 Quadratkilometer und 26 Millionen Einwohner steigen. Von den Gebieten in Litauen, Weiß- und Kleinrußland, die der polnische Ehrgeiz gleichfalls heimtragen möchte, irgend etwas einzubeziehen, ist heute noch unmöglich. Aber bereits jener Staat, in den noch nichts von den deutschen Abstimmungsgebieten eingerechnet ist, wird mindestens zwei Millionen Deutsche, vielleicht ebensoviel Juden und fünf Millionen Ruthenen umfassen, er wird nur zu zwei Drittel polnische Bevölkerung haben. Trotzdem hat der polnische Imperialismus die Warnungen der Entente in den Wind geschlagen und überwunden, unaufhaltsam stürmt er vorwärts auf der Bahn der Jagiellonen. Schwierigkeiten und Kämpfe, derengleichen die Tschecho-Slowakei gar nicht kennt, hat er auf sich zu nehmen: gegen den Bolschewismus, gegen die im Osten widerstrebenden anderen Nationalitäten, in der westlichen Ukraine, das heißt in Ostgalizien, und die Aufgaben des Überganges der westpolnischen Lande aus der deutschen Hand. Nach Osten verschwimmen seine Bestrebungen im russischen Chaos, im Inneren steht er vornehmlich vor der Aufgabe die drei Teilungsgebiete innerlich zu verschmelzen, die sich in eineinhalb Jahrhunderten in Art und Lebensweise, geistigem Denken und Sein weit auseinandergelebt haben. Was bedeutet es allein für die Konsolidierung dieses Staates, daß im bisher preußischen Anteile 90 Prozent schreibkundig sind und in den anderen Anteilen über drei Viertel Analphabeten!

Für Kongreßpolen und Galizien ist am 26. Januar 1919 eine konstituierende Versammlung gewählt worden, die durch 126 berufene Vertreter aus dem preußischen Anteil ergänzt wurde. Sie tagt heute noch in

Warschau unter Vorsitz eines Posener Polen und zeigt die Parteizersplitterung, die den Polen eigen ist und durch die man sich kaum durchfindet. Doch steht fest, daß die Sozialisten nur 35 Sitze unter wohl über 400 haben und daß hier die Bauern ein viel stärkeres Element darstellen als in Prag. Die bäuerlichen Gruppen haben sich zu einem Block zusammengeschlossen, ihre Vertreter aus Galizien und Kongreßpolen haben allein so viel Stimmen wie die Rechte, in der die Nationaldemokraten, die Partei Dmowskis die wichtigste ist, und sie haben mit den Sozialisten zusammen eine kleine Mehrheit in der Versammlung. Auch hier herrscht also im Innern der bürgerliche Nationalismus, der nach außen das Wort führt, die Beziehungen zur Entente hält und die außerpolitische Orientierung bestimmt, nicht. Einem bürgerlichen Block, dessen Exponenten Paderewski und Dmowski waren, von 135 Mitgliedern steht der bäuerliche Block von 130 Mitgliedern gegenüber und je etwa 30 Mitglieder des nationalen Arbeiterverbandes und der sozialdemokratischen Partei, der alten P. P. S.

Dringlicher als in der Tschecho-Slowakei war hier wegen der äußeren Gefahren die Bildung einer Armee. Tatsächlich gilt heute in Polen die allgemeine Wehrpflicht. Im Anschluß an die bekannten Truppen des General Haller hat es sich eine Armee von über 300000 Mann geschaffen. Sogar mit der Schaffung einer Kriegsflotte ist begonnen. Der eigentliche Führer der Nation ist dementsprechend hier nicht, wie Masaryk in Prag, der Staatsmann, sondern jener merkwürdige aus Litauen stammende Legionenführer Pilsudski, der heute Präsident der „Rzeczpospolita Polska“ ist. Und daher ist hier das Gewicht des Ministerpräsidenten stärker als in Prag. Das war beim Zusammenbruch und bis in den Dezember 1919 Paderewski, der Klaviervirtuose, der Wilsons Sympathien erworben hatte; die wirklichen politischen Kräfte waren ja in Paris zurückgehalten, wo sich das Schicksal der Unabhängigkeit und des Staatsgebiets entschied.

Die außerpolitischen Erfolge dieser Pariser Vertretung betrachtete man in Warschau nicht mit gleicher Zustimmung, wie die des Außenministers Benesch in Prag. Denn sie brachten weder Ostgalizien noch Oberschlesien, weder Danzig noch Libau noch gar Minsk heim. Erschütterte dies schon die Stellung Paderewskis, so kamen die Kämpfe im Innern hinzu, vor allem um die Agrarreform, der Druck der bäuerlichen Parteien. Ihnen hat Paderewski weichen müssen, sicherlich kein großer Staatsmann, aber ein Mann, der seinem Volk zur rechten Stunde erschien. Im Dezember wurde das Kabinett Skulski gebildet, das sich auf das Zentrum stützt, in dem aber auch die Nationaldemokraten vertreten sind und von dem nur die sozialistische Linke ausgeschlossen ist. Die Parteizersplitterung ist damit

ebensowenig unterbunden wie der Mangel an wirklichen Führertalenten, unter dem die Polen trotz einzelner tüchtiger Köpfe leiden. Eine feste Mehrheit hat auch dieses neue Kabinett nicht, in dem merkwürdigerweise gerade der Außenminister am weitesten links steht, Stanislaus Patek, bisher polnischer Gesandter in Paris, ein früherer Advokat.

Die Verfassung des Staates, die natürlich die Warschauer Versammlung auch schaffen sollte, ist noch nicht zustande gekommen. Polen wird einen Präsidenten (auf sieben Jahre zu wählen) und ein Zweikammersystem haben; die Bildung der ersten Kammer, des Senats, stand im Mittelpunkt der Kabinettskrise und ihrer Kämpfe. Die katholische Religion erhält als Bekenntnis des überwiegenden Teiles des Volkes eine vorherrschende Stellung auf Grund einer Übereinkunft mit dem Papst.

Auf Verfassung und Verwaltung wirken in weit größerem Maße als in der Tschecho-Slowakei zurück die nationalen Verhältnisse des Landes. Wie soll dieser Staat zentralistisch regiert werden, in dem schon die drei polnischen Anteile so verschieden voneinander sind und in den Millionen von vielleicht vier anderen Nationen aufgenommen würden? Mancherlei Pläne über die Verwaltungsorganisation werden erörtert, auch hier wird der föderative Gedanke hervorgeholt, auch hier auf das Vorbild der Schweiz oder Amerikas zurückgegriffen. Zentralismus und Dezentralisation, Autonomie und Verwaltungseinheit kämpfen miteinander, die Einzelheiten lohnen heute noch nicht der Mitteilung. Und vor allem ist hier ja die Schwierigkeit groß, für die Aufgaben der Verwaltung die Kräfte zu finden, da weder im preußischen noch im russischen Anteil polnische Staatsbeamte vorhanden waren und bei beiden die Abneigung gegen die sehr bereiten galizischen Ämterjäger außerordentlich groß ist.

Auch hier wird ein demokratisches Staatswesen entstehen, wenn auch der Adel einen größeren Anteil an den Geschäften hat als in der Tschecho-Slowakei, aber es ist ein Adel, der sich demokratisiert hat oder wenigstens sich das Air gibt, demokratisch zu sein. Nach seinem Hauptteil Kongreßpolen würde der neue Staat als eine kapitalistische Demokratie entstehen. Aber auch hier drängen die Massen, die Sozialisten in den Städten und die Bauern auf dem Lande, stark voran. Wir sagten schon, daß der bürgerliche Nationalismus, der natürlich die kapitalistischen Kreise vertritt, allein die Herrschaft in Neupolen nicht hat. Für die Beurteilung auch der politischen Dinge ist wesentlich, daß in Kongreßpolen 24 Prozent städtische Bevölkerung und 76 Prozent ländlichen Bevölkerung sind und daß in Galizien und im preußischen Anteil der Prozentsatz der ländliche Bevölkerung sicherlich noch größer ist. Ein großer Unterschied gegenüber der Tschecho-Slowakei! Solche Zahlen werden meist vergessen, wenn das Wort Bolschewismus gebraucht wird. In Polen handelt es sich dabei erst recht

um die Bewegung der landarmen und landlosen Massen, die durch die Sozialisten verstärkt wird, gegen den großen Besitz, den Halbfeudalismus, der trotz der russischen Agrarreform erhalten geblieben ist. Und danach bestimmt sich vielleicht auch wirtschaftlich die Zukunft des Landes, das eine Bauerndemokratie zu werden scheint, in der der eigentliche Sozialismus nur Aussicht hätte weiter zu kommen, wenn die vernichtete Industrie wieder aufgebaut werden kann. Das ist auf lange hinaus gesehen die Hauptfrage der polnischen Volkswirtschaft. Im Augenblick drücken natürlich die Kohlennot, die Hungersnot, die Valuta- und Finanznot stärker, die polnische Mark steht unter der deutschen, erst im Dezember hat die polnische Regierung die deutsche und polnische Mark durch gewaltsamen Entschluß gleichgesetzt, fremde Kredite sind nur in Amerika erlangt worden. Im übrigen ist die Hoffnung das oberschlesische Kohlenrevier, auf dem aber gleich als Hypothek der Anteil an der russischen Staatsschuld liegen soll, dessen Übernahme Frankreich von Polen verlangt. Arbeitslosigkeit und Rohstoffmangel halten die Industrie nieder, die der Krieg zum Stillstand gebracht hat, jene hochentwickelte Großindustrie in Lodz, Warschau usw., mit der die polnische Bourgeoisie und Nationaldemokratie im russischen Anteil entstand. Die Frage ist offen, welche Wege die wirtschaftliche Entwicklung Polens geht, während für die Tschecho-Slowakei diese vorgezeichnet ist. Polen ist nicht übermäßig reich an Bodenschätzen, darum drängt es so sehr nach Oberschlesien und dem Ostrau-Karwiner Revier. Die geringe Intensität seiner Landwirtschaft und seine Bevölkerungsdichte machte es von der Nahrungsmittelzufuhr aus Rußland abhängig, das dafür der polnischen Industrie einen ungeheuren Markt bot. Diese Zufuhr fehlt heute und auf absehbare Zeit. Aus eigener Kraft kann das Land sich selbst nicht ernähren und auch eine Industrie weder aufbauen noch erhalten. Sollte es wieder zum Industriestaat werden, so muß es die Verbindung mit Rußland wieder finden, auf dem seine Entwickelung seit 1863 ruhte. Denn das wußte jeder Kenner Kongreßpolens vor dem Kriege, daß sich unabhängiges Polen und polnische Großindustrie nicht miteinander vertrugen, einander geradezu ausschlossen. Deutschland kann Polen dafür keinen Ersatz und keine Ergänzung als Absatzmarkt der industriellen Produkte bieten. Von Deutschland kann es jetzt die posenschen und westpreußischen Gebiete losreißen, die es als Überschuß-Gebiete der Nahrungsmittelproduktion braucht. Es ist daher wohl möglich, daß Polen wirtschaftlich wieder auf die Stufe des Agrarlandes zurücksinkt, da eine Aussicht zu raschem und erfolgreichem Wiederaufbau seiner Industrie nur bestünde, wenn sich Rußland rasch wieder erholte und rasch Polen mit sich wieder vereinigte. Bei steigender Intensität der Landwirtschaft und Heruntergehen der Industriebevölkerung wird Polen dann auch

seinen Nahrungsmittelbedarf decken können, ja vielleicht später wieder ein Agrarausfuhrland werden, wenn das nicht durch die Agrarreform verhindert oder eingeschränkt wird.

Es ist ein Zeichen für die Stärke der agrarischen Bewegung, daß sie mit einer Stimme Mehrheit das Gesetz vom 10. Juli 1919 im Warschauer Reichstag erzwang. Es nimmt wie in der Tschecho-Slowakei eine große Agrarreform in Aussicht. Nur Personen, die selbst die Wirtschaft führen, sollen Ackerland besitzen. Für den Besitz wird eine Höchstgrenze eingeführt, 60 bis 180 Hektar, die vorübergehend für die früher preußischen Teile und die östlichen Länder auf 400 Hektar erhöht werden kann. Über die Maximalgrenze hinausgehender Besitz kann gegen Entschädigung enteignet werden. Eine große innere Kolonisation soll durchgeführt werden, für die die Güter des Staates, die sogenannten Krongüter und Majorate, die Güter der Toten Hand, der russischen Bauernbank und preußischen Ansiedlungskommission zur Verfügung stehen. Auch hier spricht es für den Zug nach rechts, wenn im Verlauf der Kabinettskrise in diese radikalen Bestimmungen Einschränkungen eingefügt wurden: die Wälder sollen nicht verstaatlicht werden, die Besitzgrenze wurde erhöht, die Kolonisation soll der Reihe nach erst die Staatsgüter, dann die kirchlichen Güter, die aus freier Hand angebotenen und schließlich die wirtschaftlich vernichteten Güter erfassen. Die Verhältnisse, für die dieses Gesetz angenommen wurde, liegen in den verschiedenen Teilen Polens ja völlig verschieden. In Galizien gibt es Latifundien und starken und berechtigten Landhunger der bäuerlichen Bevölkerung. In Kongreßpolen ist zwar großer Besitz vorhanden, aber das Bauernland umfaßt mindestens die Hälfte der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Im preußischen Anteil sind zwar $^2/_5$ in der Hand des großen Besitzes, aber die Lage der bäuerlichen Bevölkerung ist sehr günstig, Landmangel herrscht nicht und Gegensätze zwischen Groß,- Mittel- und Kleinbesitz fehlen. Die schematische Agrarreform paßt darum auf die verschiedenen Teile nicht gleichmäßig und zudem fehlt es natürlich völlig an den Beamten und Arbeitskräften, die für ein solches Riesenwerk der inneren Kolonisation nötig wären; die Beamten der preußischen Ansiedlungskommission und der russischen Bauernbank fallen ja weg. Aber läßt die Agrarreform auf sich warten, so wird der Bolschewismus in diesem Sinne das neue Polen schwer bedrohen, am meisten in Galizien, aber auch in großen Teilen von Kongreßpolen, und das hungernde, arbeitslose Proletariat der Städte wird das gefährlich verschärfen, vor allem im Falle eines bolschewistischen Angriffs aus Sowjet-Rußland. In jedem Falle: politisch wie wirtschaftlich ist das historische aristokratische Polen völlig zu Ende, es wird durch ein demokratisch-bäuerliches Polen abgelöst.

Auch geistig wird das neue Polen diesen Stempel tragen. Hier ist keine Rede von Trennung zwischen Staat und Kirche und von außen angesehen ist Polen ein Lieblingskind des Vatikans, der es schon längst anerkannt hat, und ein streng katholisches Land. Die Evangelischen wie Orthodoxen wie Juden werden ebenso von der religiösen Intoleranz getroffen werden, wie ihre Kultureinrichtungen und ihre wirtschaftlichen Güter von den nationalen und politischen Angriffen. Aber wer genauer zusah, konnte im preußischen Anteil schon seit einem Jahrzehnt beobachten, wie der Einfluß der Geistlichkeit in diesem „polnischen Gemeinwesen" zurückgedrängt wurde. Der Mittelstand in Stadt und Land des preußischen Anteils, die Bourgeoisie im russischen Anteil waren an sich nicht kirchenfeindlich, sie sind aber nicht klerikal, sie denken nicht daran, der Kirche eine herrschende Stellung einzuräumen. Die Sozialdemokratie ist selbstverständlich kirchenfeindlich. Eine Vermehrung der politischen Macht des Katholizismus tritt durch die Bildung des polnischen Staates, so merkwürdig das klingt, heute zweifellos nicht ein.

Und nun ist die Frage, ob auch hier auf eine religiöse Erneuerung und geistliche Vertiefung zu rechnen ist, für die ohne Zweifel in der neuen polnischen Literatur Kräfte vorhanden sind, die der genannte Kopal mit dem Hussitismus, dem slowakischen Protestantismus und der Bewegung der „böhmischen Brüder" gleichsetzt, ja die er für noch kräftiger erklärt als jene. Auch hier sei dieses Problem nur angedeutet; wer die neueste polnische Literatur verfolgt, weiß, welche Gärung durch sie geht. Modern, nationalistisch, religiös, ist der Geist des Polentums reicher wohl als der der Tschecho-Slowaken, wandlungsfähiger, vielseitiger, enthusiastischer vor allem. Soll der neue Bau des polnischen Staates Dauer haben, so genügt es nicht die politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu überwinden, sondern dieses Polenvolk, das seinen Staat nach 1½ Jahrhunderten wieder fand, muß auch geistig an der Kultur der Menschheit mitbauen, an ihrer Weltanschauung, an ihrer Religion, die Fähigkeiten dazu hat es ganz ohne Zweifel.

4

Wir bleiben bei den praktischen Fragen des Augenblicks. Polen braucht Nahrungsmittelgebiete und auch aus diesem Grunde ruft es heute: „Es gibt kein Polen ohne Lemberg." Ostgalizien, national ruthenisches Land, wirtschaftlich und politisch von den Polen beherrscht, gehört mit seinem Schwarzerdeboden und seinem Petroleum für die Polen selbstverständlich in ihr neues Reich herein. Die Entente, die den polnisch-ukrainischen Gegensatz zur Genüge kennt, hat am 27. November 1919 beschlossen, einstweilen den Polen ein Mandat auf 25 Jahre für Ostgalizien (die Grenze liegt an der Linie Przemysl-Jaroslau) zu übertragen, dann soll

der Völkerbund das Weitere entscheiden. Das Statut für Ostgalizien, das die Entente ausgearbeitet hat, würde den ukrainischen Charakter des Landes, mit einem eigenen Gouverneur und Landtage, ja einer eigenen Armee, sichern. Aber die Lösung ist unzureichend und halb, denn sie macht eine Verständigung der Ukraine und Rußlands mit Polen unnötig: nach fünfundzwanzig Jahren könnte ja Rußland ganz Ostgalizien wieder erhalten. Man merkt der Entente die Rücksicht auf Rußland an. England hat diese vorläufige Lösung durchgedrückt, weil es sieht, daß Rußland oder die Ukraine, wie sie sich auch konsolidieren, nach diesem Ausgang des Krieges unter keinen Umständen auf Rotrußland bis zum San verzichten werde. Gerade deshalb ist der Widerspruch der Polen gegen diese Lösung leidenschaftlich, er ist, wie es scheint, auch erfolgreich; auf der Londoner Besprechung zwischen Clemenceau und Lloyd George wurde jene Lösung umgeworfen und Ostgalizien den Polen zugesprochen. Aber sein Schicksal bleibt doch in der Schwebe. Das gilt noch mehr für Litauen und Weißrußland. Die Polen fordern Grodno, Wilna, Minsk als Länder polnischer Kultur, aber weder die Litauer noch die Weißrussen sind bereit, diese Wünsche zu erfüllen. Ungeklärt sind die Verhältnisse auf diesem ganzen Gebiet, um das Polen, Litauen und Rußland seit fast einem Jahrtausend kämpfen.

Die Teschener Frage, über die die Entente am 27. September 1919 vorläufig entschieden hat, leitet zum nationalen Problem im engeren Sinne über. Für den polnischen Staat würde es in dieser Beziehung nicht allzu große Schwierigkeiten ergeben, wenn er Kaschuben, Masuren und die sogenannten Wasserpolacken mit sich vereinigen würde. Es sind das keine Polen, zum Teil sind sie (die Masuren) evangelisch. Reibungen würde es sehr viel geben, aber die Überlegenheit der polnischen Sprache und Kultur und zugleich die Verwandtschaft ist doch so groß, daß gefährliche nationale Probleme hier schwerlich entstünden. Dergleichen entstehen aber unter allen Umständen im Verhältnis zu den Juden und Deutschen.

Der polnische Staat wird mindestens zwei Millionen Juden umfassen. Hinter ihnen stehen die weiteren Millionen der russischen Juden, die durch den Zusammenbruch Rußlands in Bewegung gekommen sind. Ein erbitterter, bis zum Pogrom gehender Antisemitismus herrscht in Polen, die ganze Presse und Politik ist antisemitisch, die Polen wollen eine starke Verminderung ihrer Juden und die Assimilation des Restes. Aber die in den großen Städten zusammengepferchten Judenmassen haben keine Möglichkeit der Auswanderung und müssen doch heraus aus der furchtbaren Lage, in der sie sich in Polen und dem angrenzenden Westgebiet, das Polen ja auch beansprucht, befinden. Ein Problem von größter Bedeutung liegt darin für den polnischen Staat, der mit den Juden nicht arbeiten

will, der sie sich aber auch nicht einzuordnen vermag. Der Ententevertrag über den Schutz der Minderheiten enthält für Polen im 10. und 11. Artikel Schutzbestimmungen für die Juden. Schwerlich werden diese ausreichen und schwerlich werden sie so eingehalten werden, daß ein befriedigender Zustand eintritt.

Neben den Juden die Deutschen, im ganzen mindestens zwei Millionen. Würden die Abstimmungen gegen uns entscheiden, so käme noch eine Million Deutsche hinzu. Die Polen haben mit gefärbter und gefälschter Statistik in Paris ihren Ententegenossen die nationale Lage im preußischen Anteile dargestellt. Sie hatten es leicht, die Franzosen zu überzeugen. Sie haben wenig Schwierigkeiten gefunden, die englischen Bedenken, die Lloyd George am 12. Februar im Unterhause und Lord Curzon am 13. März 1919 im Oberhause aussprachen, zu überwinden. Paderewski sorgte bei Wilson für Sympathie. Mit der Eroberung der Stadt Posen schuf er am 17. Dezember 1919 eine vollendete Tatsache, und so setzte man die Grenzlinie mit Vergewaltigung des Selbstbestimmungsrechtes und nach dem Wilsonschen Ausdruck „zweifellos" deutschen Gebietes durch, die nach unserer Überzeugung ein friedliches Verhältnis zwischen Polen und Deutschen unmöglich macht.

Allzuwenig bekannt ist, woher die Deutschen im nunmehrigen polnischen Staat kamen, nicht nur im alten Ordenslande Preußen, sondern in Großpolen, Masowien und Kleinpolen, wohin die polnischen Könige des Mittelalters die deutsche Kolonisation zogen. Auf alter geschichtlicher Grundlage ruht das Deutschtum in den Gebieten, die jetzt zum polnischen Staate kommen. Unentwirrbar sitzen Polen und Deutsche durcheinander. Der Grundbesitz ist überwiegend deutsch, Handel, Verkehr, Gewerbe, Industrie desgleichen. In den überwiegend polnischen Kreisen sind die deutschen Minderheiten größer als die polnischen in den überwiegend deutschen Kreisen, und die polnischen Siedlungen erreichen nicht die Weichselmündung, eine deutsche Brücke verbindet unzweifelhaft Ostpreußen und die anderen Teile des preußischen Ostens.

Deutschland verliert Gebiete, die es für seine Ernährung unbedingt braucht. Es verliert vielleicht Gebiete, die es für seine Industrie unbedingt braucht. Es verliert Millionen deutscher Volksgenossen, die einem ungewissen nationalen Schicksal im neuen Staate entgegengehen. Politisch und wirtschaftlich sind die Verhältnisse für sie so unsicher wie möglich, gefährlich vor allem für die deutschen Siedler, mit denen die deutsche Kolonisation der Gegenwart die der Vergangenheit ergänzte — Sorge um die deutschen Evangelischen, wenn sie unter das Warschauer evangelische Konsistorum gestellt werden, Härte des Überganges, Vernichtung vieler Existenzen, Zerreißung von zusammengehörigen Gebieten usw.!

Sollen wir glauben, daß der Schutzvertrag über die Minderheiten, wie die Entente den Polen ihn auferlegt hat, ausreichen wird, selbst mit der Garantie des Völkerbundes? Wir glauben es nicht. Wir müssen am Willen wie an der Fähigkeit der Polen zweifeln, diese Bestimmungen einzuhalten, auch weil Deutschland die gleichen Mittel in der Nationalitätenpolitik nunmehr fehlen.

Mit allen Mitteln müssen wir sorgen, daß alle Abstimmungsgebiete bei Deutschland bleiben! Die Deutschen aber, die in Polen leben sollen und dort eine stattliche Minderheit darstellen, sollen lernen, politisch zu denken und zu handeln! Die Polen sind politisch nicht so reif, wie die Tschechen, aber sie sind den Deutschen politisch weit überlegen. In beiden Ländern, in Polen wie der Tschecho-Slowakei, werden die Aussichten für das Deutschtum dunkel sein, wenn nicht politische Erziehung und nationale Einigung erfolgreich wirksam einsetzt, wenn nicht Parteizersplitterung und Nörgelei überwunden werden.

Getragen vom bürgerlichen Nationalismus, hat der polnische Imperialismus, wie der tschechische und mehr als dieser, seinen Sieg erfochten. Er sucht noch stärker als der tschechische die Anlehnung an den Westen, das heißt an Frankreich, dessen Sympathien er ganz sicher ist, während England und Amerika lauer sind. Er sucht nach einem politischen Bündnis mit Frankreich und England, denen er als Stütze gegen den Bolschewismus wertvoll sein will, und der französischen Ostpolitik kommt er entgegen. Er übernimmt die Aufgabe, die Barriere zwischen Deutschland und Rußland zu bilden, und denkt sicher daran, den geschichtlichen Gedanken der Föderation auf Lettland, Litauen und auf Ostpreußen auszudehnen. Aber die Lage dieses neuen polnischen Staates ist außerpolitisch unsicher und prekär, mehr noch als die der Tschecho-Slowakei. Selbst wenn das Nationalitätenproblem im Innern einmal zur Ruhe käme, was nützt Polen die Freundschaft von Frankreich und England gegenüber seiner geographischen Lage? Die Entente ist weit, nahe aber sind Deutschland und Rußland, und beider Todfeind wird der polnische Staat, wenn sein Programm so erfüllt wird, wie seine Politiker und Führer es wollen. Sie denken an die Möglichkeit, Deutschland und Rußland später gegeneinander auszuspielen. Bei der Nationaldemokratie wird an die Verständigung mit Rußland gedacht, ihr erscheint der Gegensatz zu Deutschland als der größere. Bei der Linken wird der Gegensatz zu Rußland als grundsätzlich empfunden und an eine Verständigung mit Deutschland gedacht, vor allem bei dem Proletariat; man sagt, daß Pilsudski dieser Auffassung zuneige. Aber von einem ernsthaften und klaren Kampfe dieser beiden Orientierungen: mit Rußland gegen Deutschland, mit Deutschland gegen Rußland ist keine Rede. Stimmungsmäßig wird heute Deutsch-

land als der größere Feind betrachtet, aber einer Versöhnung mit Rußland steht im Wege, daß Polen weder auf Ostgalizien noch auf andere Gebiete verzichten will, und die russischen Vertreter in Paris erkennen Polen nur seine ethnographischen Grenzen im Osten zu, wobei bei vielen Russen der Verzicht auf Polen noch keineswegs endgültig ausgesprochen ist. Auf der andern Seite steht einer Verständigung mit Deutschland entgegen der Anspruch der Polen auf rein deutsches Gebiet, der verwirklicht worden ist. Wir halten eine Verständigung mit der Tschecho-Slowakei für möglich und notwendig. Wir halten eine Verständigung mit dem neuen polnischen Staate auch für erstrebenswert, aber nicht für möglich. Dem polnischen Staate trauen wir auch nicht die Lebensfähigkeit zu wie dem tschecho-slowakischen, aber er mag nun zeigen, was er kann, nachdem der Krieg ihm die Bahn eröffnet hat. –

Im Osten und im Süden wird Deutschland nun von zwei slawischen Staatswesen umgeben. Sie sind sich in vielem ähnlich. Sie werden vielleicht im geistigen Kampfe, im geistigen Panslawismus neben einander stehen und sich befruchten, wie wir das andeuteten, wie Masaryk in seiner Botschaft vom 28. Oktober 1919 das angedeutet hat: „Der moderne Nationalismus gipfelt im Allmenschtum", damit das Bekenntnis zur Idee der Allheit andeutend, die durch das ganze Slawentum geht. Beide Staaten stehen unter starkem politischen und kulturellen Einfluß Frankreichs. Beide werden die Probe darauf machen, ob es gelingt, die Nationalitätenfrage grundsätzlich zu lösen, durch Autonomie oder durch Fortbildung des Gedankens der Föderation. In beiden wird sich zeigen, ob der Nationalismus in der Überspannung, in der er heute in Prag und Warschau wirksam ist, bleibt oder die Bewegung der Massen stärker wird. Beide werden keine Großstaaten, aber doch von Bedeutung im neuen Staatensystem Europas. Beide haben mit den zwei großen Völkern zu rechnen, den Deutschen und den Russen, die geschlagen und zusammengebrochen, aber nicht tot sind. Und beide wird der Völkerbund nicht vor dem Zusammenbruch schützen, wenn sie sich nicht im Innern zu konsolidieren verstehen, nicht eine eigene gefestigte politische und wirtschaftliche Macht aufzubauen verstehen.

Wir haben alle Veranlassung, nicht nur den äußern Ablauf der Ereignisse in Polen und Tschechien zu studieren, sondern in die Seele der beiden Völker und Staatswesen an unseren Grenzen einzudringen. Wie auch der Deutsche sich politisch zu beiden stellen mag, von der Verachtung gegen die „subgermanischen Nationalitäten", die bei uns vor dem Kriege gang und gäbe war, müssen wir uns gründlich frei machen. Die tschechische und polnische Frage sind Lebensfragen für die Zukunft unseres Reiches, und auch die Tschechen und Polen sind gleichberechtigte Glieder

im Kreise der Menschheit und ihrer Arbeit. Sie sind die am meisten vorgeschrittenen Vorposten des Slawentums, das dem alternden Europa geistig gewiß vieles zu geben hat und für das die führende und befruchtende Rolle der Deutschen ebenso gewiß noch längst nicht ausgespielt ist.

Nein und ja

Roman von Otto Flake

I

Lauda kam am Nachmittag in Zürich an, Stadt, die er nie betreten hatte, und erster neutraler, die er im Krieg betrat, seltsames Gefühl.

Er ertappte sich dabei, wie er gleich einem Zeitungsberichterstatter in fremdem Land, der seinen Artikel vorbereitet, kleinste Dinge notierte: Straße gefüllt mit jungen Männern, Straße gefüllt mit Auslagen entbehrter Dinge, Straße, in der Frühlingsbäume legitim blühten, denn Mensch darunter war im Einklang mit ihrer Freude, dachte nicht an Mord.

Folgend der grünen Avenue sah er die weiße Lohe, und als er die Brücke betrat, unter der See zum stadtdurchziehenden Fluß ward, war es, als stehe er der Sonne so nah, wie man am äußersten Rand eines Kraters dem Erdfeuer nah steht; Silberebne lag zwischen Uferhügeln — gleich, ob man sie Wasser oder Licht nannte. Segel darauf waren regungslose Schmetterlinge, die mit senkrechten Flügeln eine Wiese aussaugen.

Da erhob sich ein Wind, erster Atemzug des Abends, und alsbald war die große Bewegung. Möwen warfen sich vom Gelände zum Spiegel, schreiend wie junge Hexen in der Walpurgisnacht der Bühne; die Schmetterlingsflügel blähten sich, begannen den dunklen Leib der Kajüte zu schleppen; Boote stießen vom Land, Wasserkäfer, die mit geknickten Beinen auf Flüssigem gingen — es ward der See zum Marktplatz inmitten der hügelbedeckenden Quartiere, Mittelpunkt, zu dem es aus allen Ecken schoß, als sei die Bucht ein Archipel, ferne Dörfer seine Inseln, von denen Ruderndes zur Versammlung der Insulaner eilte.

Lauda nahm ein Boot, war unter ihnen auf der Straße, worin Zeitungsjungen das Abendblatt ausriefen, der Photograph der Liebespaare vor dem Kasten stand, Kokotten kreuzten, wartend, daß einer sie ins Schlepptau nahm. Belcanto Verdis mischte sich mit Dudelsack, und aus dem

Kiel einer Jacht quoll Foxtrott eines Grammophons, Unterwasserinstrument phantastisch. In dieser Jacht saß eine junge Miß, Lorelei in Mausgrautailormade — zu unachtsam am Segelseil: sie rammte Lauda, ihm blieb nichts übrig, als aus dem umschlagenden Boot in ihren Kahn zu springen. Da er darin war, band er ruhig sein Fahrzeug an den Sporn und sagte lachend: „All right, nun bringen Sie mich an Land."

„Wo kommen Sie her?" fragte sie, nasales Englisch verriet die Amerikanerin.

„Aus Brüssel," antwortete er und besann sich zu spät, daß das die schlechteste Empfehlung war, denn seit drei Monaten war Krieg zwischen ihrem Land und seinem. Es fiel schwer, ihr versteinertes Gesicht zu glätten; er erreichte es, indem er gewissenlos versicherte, er sei aus dem besetzten Brüssel entwichen, um an dem deutschen Irrsinn nicht länger teilzuhaben, obwohl nur soviel wahr gewesen wäre, daß er gekommen war, um Klarheit in der Frage der Schuld am Krieg zu erlangen. Beruhigung stellte ganz sich ein, als er erzählte, wie man ihn, den Nationalitätenlosen, zum Dienst gezwungen hatte; mit einem der Henker Miß Cavells hätte sie nichts zu tun haben wollen. Bestimmteste Vorstellungen in dem kleinen Köpfchen, das das eigenwillige amerikanische Kinn aufwies. Sie sprach geläufig deutsch, Studentin des Polytechnikums.

Unterdessen quoll aus dem Kielraum Twostep und Tango weiter, dort kauerte auch ein Seidenpinscher; Lauda lachte über solchen Zeitvertreib, mit Grammophon und Hund zu segeln. Sie sah erstaunt auf ihn herab, denn Schlanke stand am Segelbaum, hübsch, ein wenig flach und den Unterleib aus der Hüfte wölbend wie die gotische Figur des Christentums am Straßburger Münster. Auf sie schauend achtete er nun seinerseits des Steuers nicht und ward aus einem Boot warnend angerufen, russisch und deutsch. Noch damit beschäftigt, rasch zu kreuzen, vernahm er seinen Namen, warf sich herum und sah Hannah Graumann, im Kreis schwarzhaariger Leute. Frage und Antwort flog hin und her, dann bestellte sie ihn zum Abend ins Café. Danach steuerte er ans Land, stieg aus und sah, daß Miß Lilians Jacht Caramba hieß — so schneidig, war es ihre Jacht?

Auf irgendeine Art mußte man in die Dinge springen; die eine, fröhliche, hatte sich von selbst gefunden; die andre, ernste, stand nun fest und entlockte — Widerstreben. Daß er Hannah sofort aufsuchen werde, war sein Plan gewesen; aber da er die Gesichter ihrer Begleiter gesehn hatte, wußte er, was er von ihr erfahren werde, die Auffassung russischer Sozialisten. Er wollte sich unterrichten, Weiß- und Gelbbücher lesen, und sein Gefühl für Helfferich und Ludendorff war böse, hart; doch überschüttet werden von der Worte Flut, drin Hochmut war und Eifer — nein.

Ihm schien, es sei noch immer Zeit, das zu hören, und wichtiger, Tage der Einsamkeit, eben erst begonnener, zu verlängern. Es war so schön, in dem Land zu sein, das im Meer des Bluts wie eine Insel lag, und in sein Innres vorzustoßen. Vielleicht war es nur eigner Hochmut, selbst zu finden; wer kannte sich?

Er ging in das Café, das Hannah zugerufen hatte, schrieb, daß er erst zwei Wochen reisen wolle, gab den Brief dem Kellner. Am nächsten Morgen fuhr er nach Luzern, Billett nach Interlaken in der Tasche, und saß nach Mittag wieder im Zug, der durchs Wiesental von Lungern zum Brünig stieg. Der Paß erklommen lag Quertal von Meiringen bis Brienz wie erstes südländisches Frühlingsland vor ihm in Tiefe, und war ihm schöner, als hätte er die große Klimascheide des Gotthard in einem Loch durchkrochen.

Daß es Südland im Norden gab, mußte einer wissen; er wußte es und liebte diese Bahn, die mit Zahnrad und Adhäsion sich mühte, ehrlich im blauen Licht die Steigung zu überwinden. Es gab auch auf dem Brünig Palmen fünf oder sechs, und in dem Park des Grandhotels stand eine Tonfamilie, Schneewittchen mit den Zwergen – Kitsch, doch Erinnrung des Kinds. Er stieg aus, einen Zug zu überspringen; da berührte ihn eine Hand – Frau Hannahs.

„Es war nicht schwer," sagte sie, „Sie zu berechnen, Vorteil der ausfallenden Nachtzüge. Ich stand hinter Ihnen am Schalter, und Sie kamen mir unerwartet entgegen, denn mein Plan war, Sie an den Brienzer See zu leiten, Ort, wo ich ein Haus besitze."

Er blickte forschend in Augen, ihm vertraut, denn man konnte mit allem vertraut sein, was entgegentrat, und ihm fremd, denn drei Wochen heißer Begegnung waren nur Rausch gewesen, nicht Wunsch, sie zu verlängern. Warum? Vielleicht, weil diese Frau mit dem strahlenden Funken in brauner Pupille ihm zu verwandt war, die Sinnlichkeiten zu geschwisterlich ineinander flossen, parallel, nicht gegenüberstehend. Das bot Möglichkeit einer Freundschaft, oft mahnend, etwas für ihre Verwirklichung zu tun, Vorsatz nie verwirklicht. Es waren jetzt zwei Jahre her, daß er im Begriff gewesen war, mit ihr von München nach der Schweiz zu fahren, da hatte man ihn angehalten und unter die Soldaten gesteckt; es wäre, wenn ihr Mann es so nennen wollte, eine Entführung geworden, aber er wußte nicht einmal, ob sie noch mit Graumann verheiratet war und ob das Kind, von dem sie in ihrer einzigen Mitteilung nach Brüssel geschrieben hatte, daß es sein eignes sei, Graumanns Namen trug.

Er führte sie an den Rand des Plateaus, wo unter Kastanien Strandkörbe standen, fünfhundert Meter über dem See, auf den sie wiesen.

„Ich bin Ihnen gefolgt," sagte sie, „nicht weil es mein ganzes Ver-

langen war, Sie in den Kreis einzuführen, den Sie nun fliehn, sondern weil Sie flohn und über mich wie schlimme Katastrophe plötzlich gleicher Wunsch hereinbrach. Erinnern Sie sich unsrer Gespräche in München, als ich erzählte, wie ich als Hannah von Cedernström in dem Augenblick, wo Ehe Haus Versorgung nicht mehr in Frage stand, Ehe Haus Versorgung aufgab, weiter zog? Wäre es Lust am Neuen gewesen, hätte man wenigstens eine Erklärung gehabt; aber es kam aus Schichten der Erkenntnis, die eine Frau zu benennen scheut, weil sie zu fühlen glaubt, Erkenntnis sei Angelegenheit des Manns. Sie als Mann hatten eine Erklärung zur Hand, sprachen von Aufhebung, bekannten mutig, daß jede Wahrheit, die Sie erlebt haben, zwar nicht in Ihnen stirbt, aber ihre Dämonie über Sie verliert und vom Absoluten her zu einer relativen Wahrheit, kleiner Angelegenheit menschlichen Hirns wird, deren Wichtigkeit Sie einschränken.

Allen fühlte ich mich überlegen, weil ich das selbst empfand; Ihnen gegenüber mich schwächer, weil Sie sich in so männlicher Domäne legitim ergingen, ich nur tastend. Wir arbeiteten, diese Russen deklamierten nicht, wie Sie vielleicht glauben, sie dachten scharf, die einen verwarfen nur die Genossen der deutschen Partei, und ihnen war der Krieg ein deutsches Verbrechen; die andren verwarfen die Sozialisten aller Länder; die französischen taten in ihren Augen dasselbe wie die deutschen, und sie waren unter dem höheren Gesichtspunkt der großen Zersetzung damit einverstanden. Ich nahm an den Zusammenkünften in Kienthal und Zimmerwald teil und war Zeugin, wie eine neue Taktik, neue Entschlossenheit entstand, die auf den Zusammenbruch wartet, um Sozialismus zu verwirklichen. Die Russen, die Sie im Boot sahn, reisen in acht Tagen durch Deutschland nach Hause, um Kerenski zu stürzen; wenn man sie fragt, wie sie es mit ihrer Überzeugung vereinen, daß sie Ludendorffs Hilfe annehmen, lächeln sie, und ich weiß, was dieses Lächeln sagt. Wenn ich will, kann ich mit ihnen fahren; sie erwarten es, ich habe ihre Sprache gelernt, sie verheißen mir Wirkung, die noch keine Frau gehabt hat, und wissen nicht, daß ich zurückscheue, nicht weil ich nicht glaubte, nicht die große Verlockung fühlte, nicht die Energie hätte, in das Dunkel der Tat zu springen — sondern weil dieses Tödliche, Bohrende da in mir ist, daß, was Menschen tun, nur so lange Wert hat, wie man es will, nicht Gott ist, der unabhängig von seinen Gläubigen existiert. Ich trenne mich nicht von ihnen, fahre mit, nur eines muß sich erst erfüllen: daß ich noch einmal bis auf den Grund des Zweifels tauche, alles in mir zersetze, durch solchen Zweifel gerecht werde, durch solche Gerechtigkeit härtre Energie erlange.

Mich auszudrücken ist schwer — es ist ein Haß in mir gegen die Wichtigkeit, die ich mir beilege, wenn ich mich mit jenen sozialen Ideen

beschäftige. Begegne ich nach irgendeinem heftigen Diskussionsabend wieder den Russen oder allgemein den Menschen, so finde ich sie gleich überzeugt, gleich bereitwillig; aber in mir zog sich eine Spannung zusammen, wie sich in den glücklichsten Tagen der Ehe mit Graumann eine Spannung zusammenzog, irgendeine Summierung von Begierden, die durch Güte des Partners nicht zu befriedigen waren; tat mir einer der Russen oder vorher Graumann den Gefallen, mich zu reizen, dann entlud ich mich und, zauberhaft, alles war verflogen, ich fühlte mich gut und jeder Zweifel an den großen Ideen war unverständlich geworden. Antworten Sie nicht, das Weib in mir habe den Druck, den Willen, die Energie, den Herren gesucht. Im Fall der Russen war es nicht das Weib, sondern der geistige Mensch. Was ich wissen möchte, ist: kennen auch andre den Wunsch, zu zerstören, was sie aufbaun, vollziehn auch sie die Gerechtigkeit, denn es ist eine Gerechtigkeit, indem sie so ungerecht sind, höhnen sie, was sie verehren, verehren sie nur um so inbrünstiger und bereuender, nachdem sie gehöhnt haben?"

„Erstaunliche Frau, die benennt, was ich wie mein letztes Geheimnis empfand, das zu entblättern mir erst die Nerven wachsen sollen. Vielleicht können Sie es, weil Sie stärker darunter leiden, ich widerstandsfähiger bin. Denn soviel ist mir klar, jenem Wunsch nach Zersetzung nachgeben, bedeutet große Widerstandslosigkeit. Früher beruhigte ich mich mit dieser Erklärung und fühlte mich überlegen, weil ich widerstehn konnte, das Dunkle in mir überdeckte; dann kam eine Zeit, wo ich feststellte, daß Abschließung gegen das Dunkle ärmer macht als die sind, die es suchen, Hingabe an das Dunkel reicher macht, weil es seelenhafter macht; das mag die Erklärung dafür sein, daß jedes helle Heidentum von einem Christentum bedroht wird, jede Männlichkeit den femininen Tag erlebt, jeder Diesseitige den Gott. Das ist heute mein Problem, wichtiger als das, was mir das Wichtigste war, die Kunst."

„Und Lösung, ist sie möglich?"

„Nicht in dem Sinn, daß man im männlichen, heidnischen, diesseitigen Zustand endgültig beharren könnte. Weil wir immer endgültig sein wollen, tritt die innre Mahnung ein, Ihr Widerstreben, Ihre Spannung. Möglich ist nur, in dem Kampf zuletzt doch oben zu bleiben, vorausgesetzt, daß man überhaupt zu denen gehört, die ohne dauernden Aufenthalt im Dunkel, das zugleich das Warme, Schützende und Erregende ist, zu leben vermögen. Ja, ich glaube auf Ihre Frage antworten zu können. Wenn Sie eine Wahrheit, eine Idee gefunden haben und an ihr festhalten wollen, ist das, als wiesen Sie die Erde an, sich nicht mehr zu drehn, da ihre Ruhelage nun feststehe; unmöglicher Befehl. Sie, ich, wir alle, sind Himmelskörper wie die Erde, rasend in Rotation – es

läßt sich vermuten, welche Spannungen in ihnen entstehen, sich entladen, immerwährend. Die Spannung, von der Sie sprachen, ist Botschaft solchen Vorgangs, schwache Botschaft, gesandt aus den unbekannten Himmelsräumen in Ihrem Innern, darin Formung und Entformung unermüdlich sind. Denke ich daran, so stellt sich das heroische Gefühl ein, ich meine das der Tragödie, die auch Leben selbstzerstörerisch in den Rachen des Tods wirft. Ihr Grundbewußtsein von Ihnen selbst ist tragisch, es ist Tapferkeit, Hohn, Demut, Auflehnung darin. Sie neigen leichter als andre zu Spannungszuständen, deshalb suchen Sie den Druck, das Gebot, wie allgemein, aber auf dem engren Gebiet des Sinnlichen, Ihr Geschlecht."

„Wenn es so ist," sagte sie, „wie halten dann andre, die Masse der Menschen, die Tragik, den Einbruch dessen, was die Ruhe stört, von sich fern, wie ist es möglich, daß sie überhaupt in Ruhe leben?"

„Wissen Sie das nicht? Indem sie sich einen Mittelpunkt geben, um den ihr Kosmos dreht, genau das, was Sie als Wahrheit oder Idee suchen. Und um den Mittelpunkt ganz unerreichbar zu machen, um vor einer Auflehnung wie der Ihrigen geschützt zu sein, die immer möglich ist, wenn man weiß, daß man einen solchen Gott selbst erfunden hat, geben sie ihm die Eigenschaft des absoluten Gotts, dem zu dienen nicht ehrenrührig ist, der Demut, das ist Willigkeit der Rotation, verlangen darf. Lehnen sie sich auf, so gibt ihnen dieser Gott im religiösen Sinn den Druck, den ihre Atmosphäre braucht — das ist das letzte Geheimnis des menschlichen Gottesbegriffs, und er ist tief, denn er erklärt sich unmittelbar aus Energiezuständen, Gravitationsvorgängen unsrer innren Welt. Glaube ist der Druck, durch den die Milliarden Weltkörper, die mein Ich bilden, zu einer Einheit gezwungen werden. Auch wer glaubt, zersetzt sich wohl, aber er hat eine Gewißheit: daß die Zentralachse, um die er sich dreht, bleibt und stärker ist als er. Das Bedürfnis der Menschen nach Gehorsam und Unterordnung haben schon manche festgestellt, keiner als tiefste Beschaffenheit erklärt, denn wir treiben wohl Psychologie, aber nicht das, was uns noch zu entdecken bleibt, innre Physik, mathematische Seelengeographie — Seele ist ein Phänomen der kosmischen Physik."

„Ihre Entdeckung, Lauda?"

„Mag sein, ich weiß es nicht, meine Entdeckung für mich jedenfalls."

„Da Sie die Unterordnung für die tiefste Beschaffenheit des menschlichen Organismus ansehn, bleibt noch immer unerklärt, wie Sie und Ihresgleichen, die Sie so stolz Heiden nennen, ohne absoluten Glauben, Gott, Religion, nur mit relativem Glauben leben können."

„Ziehn Sie selbst den Schluß: daß ich wie alle den tödlichsten Zer-

setzungen ausgesetzt bin, zwölfmal im Jahr den Tag habe, der mit Selbstmordgedanken entsetzlich gefüllt ist. Rettung ist immer wieder, daß der Wille, selbst Achse und Mittelpunkt zu sein, nicht zu unterliegen, souverän, männlich, ganz Energie zu bleiben, die Rolle des Gotts, also des Kristallisationspunkts, spielt."

„Also kommen auch Sie nicht ohne Gott aus, sei es auch nur ein symbolischer?"

„So wahres Wort. Das Grundproblem, Hingabe oder Überlegenheit, Seelendunkel oder Klarheit, Feminität oder Männlichkeit nimmt Dimensionen an, in die alle Fragen stürzen."

„Haben Sie in den zwei Jahren gearbeitet, Lauda?"

„Theaterstücke geschrieben? Nein. Auch Kunst stürzte in diesen Abgrund, denn sie beruht mehr als jede andre Tätigkeit auf Hingabe, Unterordnung, eifrigem Einheimsen der armen Ernte. Pathos, Leiden, Sentimentalität, Beredsamkeit, augenblickliche Lombardierung jeder kleinen Entdeckung auf seelischem Gebiet, das ist Kunst. Sie kommen nicht weiter, sie nehmen sich so ernst, sie glauben tief zu sein, und haften an der Oberfläche der Erde, denn sie variieren das Gegebne, die Einzelexistenz, die lügnerische Individualität, alles was nicht primär, nur Manifestation ist. Das alles soll stürzen; kommt keiner zuvor, durch mein Denken. O, wie verlogen Künstler sind. Sie fühlen wohl die Zersetzung der Einheit des Ichs, aber sie haben nicht den Mut, von ihr zu reden, vielleicht haben sie nur die Kraft nicht. Wenn eine Wahrheit in ihnen einstürzt, fürchten sie, nicht mehr produzieren zu können, deshalb kleistern sie und lassen am Ende die alten Götter wieder aufleben. Sie würden sich schämen zu gestehn, daß ihnen die Weltanschauung unter den Händen zerfließt; statt ihre Zerrissenheit zu gestalten, retten sie sich in die bequeme Heiligkeit des Lebens."

„Seltsam. Ich will Sie mit jungen Künstlern bekannt machen, die dasselbe zu fühlen scheinen, von ihrer Kunst bitter sprechen, Verächter jener Malerexistenz, die unermüdlich die Dinge variiert; ihr Haß gilt dem Gegenständlichen; sie malen nicht mehr Existierendes, befremdende abstrakte Gebilde. Und ich kann Sie, wenn Sie nur wollen, mit vielen zusammenbringen, die auf irgendeinem menschlichen Gebiet Opposition treiben. Es ist, als habe der Krieg sie von überall her in der Schweiz versammelt."

Schlaf im Silberfall des Brunnens und Rauschen der Bäume war beglückend; als sich das Jubeln der Vögel hineinmischte, erwachte Lauda.

Sonne war noch nicht sichtbar; hinter dem Brienzer Horn am jenseitigen Ufer leckte Gold herauf. An der Wand hing Schwinds Bürger-

mädchen, das in kurzem Rock die Läden zur Sonne aufstößt; er tat wie es, fühlte sich nicht weniger kindlich. Doch dann kam Bewußtsein der Wirklichkeit; sie war nicht so reinlich, denn es war der Knabe da, sein Kind. Frau Hannah erhob zwar keinen Anspruch auf ihn, er war ihr Gast, der in keines Mannes Frieden einbrach, von Graumann war sie geschieden. Und doch war es geschmacklos, sich in diese Situation zu begeben, weil sie zu nah legte, das Familienleben fortzusetzen, sei es auch nur ein unverbindliches.

Hannah war sachlich genug gewesen, ihn dem Jungen nicht als Vater vorzustellen, ihm das Kind nicht als Sohn. Da sie also des Kinds froh war, und da sie unabhängig war, und da er an irgendeinem Tag seines Lebens zu ihnen verschlagen wurde, warum überempfindlich sein? Aber es war auch der Gedanke an Claire da, die ihm selbst gesagt hatte, daß er sie mit andren Frauen vergessen werde, und die ihm doch diese Situation nicht vergeben hätte, das gefälschte Idyll. Sie hätte ihm nicht einmal Begegnung mit Hannah allein, ohne das Kind und das Haus gestattet, denn sie hätte anerkennen müssen, daß Hannah das stärkre Temperament war und die Fähigkeit hatte, ihn in geistige Sphären zu begleiten, die nicht Claires waren. Er fühlte Eifersucht der fernen Frau und wie sie höhnisch darauf wartete, daß auch diese Geistigkeit nur zu einer erotischen Begegnung führte – dann durfte sie sagen: Lüge, ihr gefallt euch in Umwegen, das ist schmutzig.

Er ging in den Garten, der eingelegt in Matten zum Fuß der Berge stieg. In sieben Fällen zerstäubte ein Bach von der Region des Schnees bis zum See. Im Garten fand er den Gärtner, sah ihm zu, wie er Bohnen pflanzte. Mit einem tellerartigen Rund machte er Mulden, richtete in der Mitte eine Stange auf, legte darum die Bohnen; sein Messer schnitt den Regenwurm, Teil einer legitimen Handlung, Nahrung der Menschen betreffend. Lauda sprach mit dem Eingebornen, ward respektvoll angehört, als sei er der Herr des Hauses – von diesem Haus brauchte nun noch Hannah zu kommen, in Wärme des Schlafs und loses Gewand gehüllt, an der Hand den Knaben, dann stand der Gärtner vielleicht auf, zog sich zurück, Diskretion eines Tölpels vor der Herrschaft. Lauda ging ins Haus, brach in der Küche ein, sich Brot zu holen, nahm in der Bibliothek aufs Geratewohl zwei Bände und stieg bergan, zum ersten Wasserfall, dem dritten, vierten, bis er in Sicherheit sich fühlte, weil endlich keine Bank mehr stand.

Er aß das Brot, trank von dem Quell, öffnete ein Buch und lächelte, es war Fouqués „Undine", das Märchen von den Wassergeistern, die überall sind, wo Bach hüpft, Wasser stäubt – traf ihn ein Stäubchen, war es, als necke ihn die Nixe mit dem feuchten Saum. Gut, Märchen

zu lesen; Märchen blieb, wenn Strindberg schon ermüdete. Zwar wurde im Verlauf das Märchen selbst zur Geschichte, die auf gelegtem Geleis lief; doch ging es leidlich aus, zerrann in Schaum des Donaustrudels, nicht Scheidung, nicht Versöhnung – Spiel wie eine Schleife geknüpft, gelöst, Schleife, die Beschäftigung für eine Stunde war, unbelastet von den Problemen und den dem Bürger so wichtigen Seelenkämpfen.

Als er aufhörte, stand die Sonne schon hoch; er dachte an den Mönch von Heisterbach, von dem Claire erzählt hatte: ein Jahrhundert war verflossen, als er zurückkehrte, alles fremd. Er hätte unbedenklich, ohne Zögern, seine Rolle übernehmen mögen, ausgenommen, daß er sofort in Staub zerfiel; Hannah wäre nicht mehr gewesen, das Kind nicht mehr, der Krieg nicht; nicht Claire – das allein würde ihn geschmerzt haben, denkend, wie sie ihn gesucht hätte. Er wäre unbefangen unter Menschen gegangen, nicht zweifelnd, daß er alles wiederfand, Frauen, Unterhalt und nicht unterliegendes Denken, von den Zuständen Unabhängiger.

Am zweiten Wasserfall Absteigender in eine Schlucht zwischen granitnen Felsen. Da sah er vier Meter über dem Boden, vier Meter unter den oberen Bäumen, eine Gestalt, eingeschmiegt in eine Rinne, Plaid um die Hüften. Ward das Märchen Wirklichkeit, lockte die Nixe? Darauf erkannte er ein blasses Gesicht, geschlossne Augen, die ohnmächtige Hannah. Sie hatte sich verstiegen, konnte nicht vorwärts, nicht zurück. Um ihren Mund lag ein seltsam schroffer, entschlossen bittrer Zug, er mußte denken, daß sie schön war. Er rief sie an, sie erwachte. Er ließ sie das Plaid zuwerfen, legte es auf seine Brust, den Anprall zu mildern und befahl mit erhobnen Armen: „Springen Sie.“ Sie gehorchte, sie stürzten beide zu Boden, aber sie waren nicht verletzt.

„Wie lang standen Sie da?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, eine Sekunde der Ewigkeit, die aus allem heraushob. Es war nicht anders, als wenn der Abgrund unter mir vierhundert Meter tief gewesen wäre, ich rechnete ab. Nicht mehr ich dachte, in mir dachte das Unbekannte, das sich nun enthüllte. Ich verstand, was Todesstunde ist, denn ich merkte nicht, daß ich gesichert war, solange ich mich in die Spalte schmiegte, ich fühlte nur, daß ich stürzen und den Kopf auf der Kante zerschmettern würde. Denken war zeitlos, ich erkannte mich: keine Furcht vor dem Tod; Mißachtung war seltsamer Stolz, ich hörte, daß die Berge tosend rauschen, und dieses Rauschen war der Fall der Zeit in die Ewigkeit, gleichmäßiger Donner. Ich begann mit unaussprechlicher Intensität eine Gestalt zu schaffen – Alkestis, die für Admet zum Hades ging; Admet erlangt die Erlaubnis, ihren Schatten zu sprechen, bewegt sie, zurückzukehren. Sie will nicht

mehr, alles ist fern, die Liebe, die Kinder, das Licht. Wäre ihr Dialog niedergeschrieben, es wäre vielleicht gewaltig."

Sie war erschöpft; unmöglich zum Haus zu gelangen. Er breitete das Plaid auf einer Wiese aus, sie hatte Körbchen des Frühstücks mitgebracht. Danach schlief sie, er las; nach einer Weile sah er sie nach einem Buch greifen, ließ sie gewähren. Stunde des Mittagspans war vorüber, die hohe heiße Stunde des frühen Nachmittags kam. Da schloß sie das Buch und sagte:

„Es ist eine Szene darin, die Sie lesen sollen. Sie durchwühlt mich, führt zurück zu dem heute morgen Gefühlten."

Er sah nach dem Titel, es war ein Roman, der die Erobrung Mexikos durch Cortez behandelte.

„Erzählen Sie sie aus Ihrer Erregung," sagte er. Sie:

„Im Land der Azteken herrscht unerhörter Luxus und unerhörte Grausamkeit. Sie reißen den Gefangnen das Herz aus der Brust, bieten sich selbst als Opfer dar. Sie essen das Fleisch der Geopferten in Mais gebacken, nicht mehr Kannibalismus, religiöse Handlung. Ein Krieger hat sein Leben verwirkt. Man schmückt ihn, läßt ihm eine Woche lang jede Freiheit, er wird nun strahlender Gott geheißen, der unter Menschen weilt, jede Frau, zu der er geht, muß ihm zu Willen sein; doch bei diesem ist sein junges Weib, die zärtlich Schöne. Am letzten Tag setzt man ihm ein Gemüse vor, darin sind die Geschlechtsteile seines Weibes gekocht, er ißt, unbeschreiblich Schmerz, Stolz, Demut in ihm. Danach geht er zum Tempel, um sich das Herz aus der Brust reißen zu lassen; Volk bewundert, liebt und bleibt doch mitleidlos. Ist diese Mitleidlosigkeit nicht Sinn für ein Gesetz über uns, Symbol einer Philosophie, in der das Heroische noch die Größe des Barbarischen hat, die Götter grausam sind? Welch tiefer, gerechter Sinn, den Todgeweihten zum Gott zu erheben, solang er noch im Licht lebt, denn das Jenseits ist unsicher. Ist das Schlachten der jungen Frau und der teuflische Einfall, ihr Weiblichstes dem Gatten vorzusetzen, kannibalisch? Ich fühle die Idee, die denkende Verkettung, die Dämonie darin, die Inbrunst, die Menschen heißt, Reiche zu gründen und Blumenfeste zu feiern, und den Stoizismus, der von Tod und Schmerz als den elementaren Wirklichkeiten weiß. Ich mag nicht mehr denken, denn die nächste Frage ist: waren die Deutschen nur Dummköpfe und Verbrecher, als sie den Krieg zur Achse ihrer Zivilisation machten? Waren die Spanier, Herde von Abenteurern, besser als die Azteken, die sie ausrotteten, um des Glaubens und Gottes willen?"

„Verbrecher und Dummköpfe waren sie nicht," antwortete Lauda, „selbst ihr Einfall in Belgien war nicht schlimmer als der Krieg, den Engländer gegen Buren führten. Expansion und Imperialismus eines Volks

sind biologisch oder philosophisch gesehn nichts als das Bestreben eines Kosmos, der in sich einheitlich rotiert, die Nachbarzellen in sein System einzubeziehn und zur Stoffwechselgemeinschaft zu zwingen. Es ist der Grundvorgang alles Geschehns, und diese Vitalität empfanden die Deutschen wohl, sie hatten eine Philosophie, die auf die ältesten Urzustände zurückgriff. Und doch ist diese Philosophie ein verlorner Posten, denn der Mensch ist, wie jeder Kosmos, dem Gesetz der Mutation unterworfen. Schon die Bildung eines in sich rotierenden Kosmos ist Überwindung des Urzustands, in dem Zelle Zelle auffrißt. Zelle und Zelle gehn bereits eine Gemeinschaft ein. Der Begriff der Brüderlichkeit, der als Idee Güte heißt, beginnt den Kosmos von sich aus umzuschichten. Das ist der Sinn des christlichen Begriffs und seine Überlegenheit, die auf die Dauer den Sieg über die grandiose Barbarei eines aztekischen Systems davonträgt. Flache Köpfe sagen, der Krieg sei eine Verirrung, klare leugnen nicht, daß er der Vater aller Dinge war, aber sie fügen hinzu, daß er veraltete Methode geworden ist. Es gibt ja zwei Grundtatsachen der Existenz, ich und die andren, deshalb sind Egoismus und Brüderlichkeit gleichberechtigt und der Brudergedanke zuletzt der stärkre. Die Deutschen werden den Krieg verlieren und büßen, wie nie in zivilisierter Zeit gebüßt wurde; sie werden nicht nur für sich büßen, sondern für alle andren, die erst im Begriff sind, das kriegerische Prinzip aus sich auszuscheiden – sie werden also für die Gesamtheit der Völker ein Problem, das ein wahres Menschheitsproblem ist, durchkämpfen, und die andern werden von diesem Bruderdienst nichts wissen, sondern nur rufen: kreuzige sie. Das wird die Ungerechtigkeit sein, gegen die Deutschland wehrlos ist, und es wird seine Entsühnung sein. Fühlt man das, so ist es schwer, noch zu der Schuldfrage in der Tagesform Stellung zu nehmen. Aber es wird gut sein, von dieser höchsten Betrachtungsweise gar nicht zu sprechen, weil es neben ihr, der elementaren Sphäre, die Fordrung der praktischen Welt gibt, in der man nicht anschaun, sondern Stellung nehmen muß."

Hannah sagte, zärtlich für einen Augenblick das Sie verlassend:

„Du sprichst weise wie ein Gott, erhaben und unberührt. Sagen Sie mir, ob Sie nicht auch wie ich vorhin das Bedauern empfinden, daß die großen elementaren Perioden so in uns sterben müssen und nur noch in Büchern mühsam rekonstruiert werden, unverweilende Erregung einer Stunde."

„Als ich gestern das Tal herauffuhr, beobachtete ich, daß mitten in Mulden, durch die nun die Eisenbahn läuft, Moränenreste, ungeheure Ablagrungen von Gletschern liegen, die auch die Wände des Tals bis zur äußersten Höhe ausgeschliffen haben. Ihre Zeit ist vorüber. Als ich

heute auf der Höhe stand, bleichten zwischen Moosteppich und starrenden Tannen Blöcke wie ein entblößter Kirchhof von Mammutschädeln. Die Zeit der Mammutschädel ist vorüber. Auch die Natur ist an das Nacheinander gebunden, und was uns erlaubt wird, ist, als späte Nachkommen eine Erinnrung an das Elementare zu haben. Wir sind mehr als alles an das Nacheinander gebunden, und unsre Kunst ist in ihrer letzten Absicht ein Versuch, die Möglichkeit, die nicht mehr besteht, zu rekonstruieren; Kunst ist Ergänzung.

Aber wer sagt, daß darum ein aufwühlender Eindruck wie der Ihrige nur Unterhaltung einer Stunde sei? Er durchsetzt Sie ja, wird weiter wirken und vielleicht schon heute abend einen Einfluß auf die Gestaltung Ihres Lebens haben, der ohne diese Lektüre unmöglich gewesen wäre. Wenn es uns gelänge — vielleicht gelingt es einmal — eine einzige unsrer Ideen in ihrer Chemie darzustellen, dann würde sich zeigen, daß in einem Traum, einer Handlung, einer Vorstellung dieselben Elemente gebunden sind, die in irgendeinem heroischen Zeitalter ungebunden, elementar vorhanden waren. Um ganz weise zu sein und Ihr spöttisches Kompliment zu verdienen: alles ist Variation, fortwährende Verbindung und Scheidung, nur das Format wird immer kleiner und reduzierter.

Die innre Kosmogonie ist noch nicht gefunden, wäre sie es, würde ich sagen: Hannah, Sie sind ein Stern aus Milliarden Sternchen, ich neben Ihnen wie Jupiter neben dem Abendstern; das ist die neue Religion, des Himmelskörpers Mensch. Es gibt einen Grad von Identifikation mit den Mitmenschen, der mir manchmal wie Irrsinn erscheint. Ich sehe eine Frau und philosophiere von ihren Hüften aus, fühle, höre das Rasen ihrer Zellen, steige in ihren Säften, breite mich in ihren Ästchen aus, aufgehoben jede Fremdheit, jeder Ekel. Lust, nach ihr zu greifen, sie durch Akt des Eros in mich zu überführen, dieses kannibalische Stadium, das wir Liebe nennen, wird ersetzt durch das geistige und darum nicht weniger absolute, mich in ihr zu wissen, Blutkörperchen in ihrem Blut."

Sie sah ihn unsicher an, ihr Mund öffnete sich, zweimaliger Ansatz zum Reden, und Lauda bereute ein wenig, das Gespräch in jene Region geführt zu haben, wo alles Geistige zur primären Sinnlichkeit zurückkehrt, aber sie bezwang sich, fragte ablenkend:

„Und was haben Sie gelesen?"

„Das Eingangskapitel von Eugenie Grandet. Es ist bewunderungswürdig. Das ist Diktatur des Geists, die einzige, die erlaubt ist, Architektur einer Intelligenz, die alle Erscheinungen der realen Welt in Bausteine auflöst, aus denen das Fundament aufgeführt wird. Es ist die anschauliche irdische Welt, die Welt der Anwendung, nicht der Ideen,

in denen ich mich bewege. Aber in meiner Welt nicht weniger klar, fugenlos, überlegen zu sein, das ist das höchste Ziel, das noch locken kann. Nur ein Franzose kann Balzac sein, kein Franzose kann der Balzac der elementaren Welt sein, dem doch die lateinische Klarheit unentbehrlich wäre."

Lauda lag in halbem Schlaf und suchte den ganzen zu finden, indem er auf das Rauschen des Falls lauschte, der am Morgen wie der Silberbart Kühleborns gewesen war, da hörte er zweimal ein Steinchen durchs Fenster fallen.

„Auch Undine treibt ihr Wesen," dachte er und trat in die Öffnung; weißes Gewand schimmerte.

„Ich kann nicht schlafen," rief Hannah hinauf, „die Nacht ist warm wie im Juni, kommen Sie noch in den Garten?"

Sie hüllten sich in Mäntel und stiegen zur gemähten Wiese. Der Bär stand zwischen den Berghörnern, Venus leuchtete wie ein Hospiz auf dem höchsten Grat, die Milchstraße zog gleich Rauch eines Holzfeuers unter der Wölbung, als zwinge die Wölbung es, sich auszubreiten.

„Man muß es von unten sehn," sagte Hannah und legte wie am Mittag den Mantel, „ich konnte nicht schlafen. Es machte wohl froh, mit Ihnen zu reden, alles Wirre ordnete sich durch Gespräch, Gespräch ist Entspannung. Aber als ich allein war, kehrte alles verstärkt wieder. Es ist ein Unterschied zwischen uns, der des Geschlechts. Mann, der philosophiert, wohnt in seinem legitimen Reich, Frau fühlt nur ihre Tragik. Was haben wir? Die Sehnsucht nach dem Druck, der über uns komme; was sind wir? Die nicht in sich selbst Schwingenden, die Kosmen ohne eigne Achse, um mit Ihnen zu reden, diejenigen, die Geistiges, wie wir es heute sprachen, erst ganz begreifen, wenn es in die Feststellung der letzten Sinnlichkeit einmündet. Warum fügten Sie diesen seltsamen Schluß hinzu, dieses Wort vom Von-den-Hüften-Philosophieren? Ich bin so weich geworden, es widerstrebt nicht, einem Mann zu gestehn, daß ich ihn nicht erreiche. Ich habe in diesen zwei Jahren alle kennen gelernt, die in diesem Land für die Selbständigkeit der Frau streiten. Das Höchste, auf das sie hoffen, ist Wahlrecht und Bankkonto ohne Unterschrift des Manns. Es ist eine Fordrung der praktischen Welt und der sanft gewordnen Zivilisation, in der Bahnen fahren. Dahinter liegt die elementare, wie ist ihr das Wahlrecht gleichgültig. Was bin ich? Ein Mensch, täglich dem Einbruch der elementaren Sphäre in die gesittete ausgesetzt. Ahnen Sie, wie er zerrissen sein muß? Was ich Ihnen von dem Verlangen sagte, die Wahrheit durch Zweifel und Haß zu erkaufen, ist nichts als die nie gestillte Begierde, des Elementaren teil=

haftig zu werden, damit Existenz in Ordnung erträglich und nicht als feige Lüge empfunden werde. O Freund Lauda in schweigender Nacht, die Dinge des mexikanischen Romans haben mich tiefer aufgewühlt als das extremste Programm. Helfen Sie einem Stolz, der vor Ihnen das Visier öffnet. Sei mir Bruder, da Brüderlichkeit Gerechtigkeit ist."

„Brüderlichkeit," antwortete er so leise, wie sie gesprochen hatte und ihr so nah wie sie ihm, „ist ein andres Wort für Inzest. Bruder nimmt die Schwester, es vereinigen sich die Getrennten. Wenn wir anfangen, geistig zu sein, überwinden wir die Sinnlichkeit, wenn wir es ganz sind, kehren wir zu ihr zurück. Ich wehrte mich, es ist gleich, was geschieht. O warme, brennende Schwester."

In seinem Arm sagte sie:

„Ich gebe hin allen Fortschritt des Jahrhunderts, könnte ich jene Prinzessin sein, deren Geliebter Gott wird, bevor er stirbt. Er wählt sie unter allen, die ihm erlaubt sind, er könnte in den Nächten sie töten, um sie der letzten Grausamkeit zu entziehn, er tut es nicht, man muß sein Schicksal erfüllen. Sie stirbt vor ihm, aber während man sie verstümmelt, fühlt sie die Lust, daß er von ihr essen wird, er Held, für den es keine Auferstehung nach dem Tod gibt."

Am nächsten Tag erfüllte sich die Szene, die ihn am Morgen vorher imaginär zur Flucht getrieben hatte. Er stand beim Gärtner, da kam Hannah aus dem Haus, an der Hand das Kind. Kein Grund mehr, zu widerstreben, Tat ist gerecht, so einfach. Es war ihm fremd, beim Anblick einer Frau, die sich in der Nacht in seine Arme geflüchtet hatte, am Morgen zu denken, nun sei „alles geändert", Recht oder Verpflichtung entstanden. Es war auch ihr fremd; Wärme, im Druck der Hand verspürt, war gewachsen, darum nur sachlicher geworden; zwangloser Stolz in ihr, gute Haltung.

Das Kind, abwechselnd zwischen aufrechtem Gang und Kriechen, war unbefangen zu ihm, er zu dem Kind. Seejungen nannte er es, Hannah sah ihn verwundert an, er sagte: „Auf einem bayrischen See gezeugt, am Zürcher geboren, aufwachsend am Brienzer."

Sie lächelte, führte ihn in die Ecke des Gartens, bog Gebüsch zurück, zeigte die Statuette eines Jünglings; in der wolligen Haarschur, die wie die eines Stiers war, leise Andeutung tierischer Ohren.

„Pan, von dem du an jenem Tag in Bayern sagtest, er sei nicht bocksbärtiger Faun, sondern Jüngling aus den olympischen Spielen. d'Arigo machte ihn, ein deutsch-spanischer Künstler, der Ähnlichkeit mit dir hat, ich lud ihn auf morgen, mit noch einigen."

„Laß ihn in die andre Ecke Eros stellen, der die Spannung löst, froh macht, straff, untragisch, wie du heute bist."

„Ja, seltsam ist es; heute nacht konstruierte ich mir die nächsten Tage mit dir, die letzten vor der Abreise: voll Dunkel, gewalttätig gegen mich selbst sein, gewalttätige Liebe suchen, dann wie eine aufgewühlte Schauspielerin, Gefäß des Tragischen, dorthin reisen, wo das Geschick ins Maßlose wächst, Untergang eines im Bürgerkrieg zerfleischten Volks ist — nichts von allem mehr heute morgen, klar, froh, so hell die Tage vor mir, hinter dem Gewitter."

„Nein, wir sind nicht gemacht," bestätigte er, „im Dunkel zu weilen, seßhaft zu werden in Selbstzersetzung, letzte Heiden, erste wieder."

Sie war ihm nah, wie nie vorher, es verband ihn mit ihr das Gefühl, Vorstadium der Annäherung, suchendes, zehnmal in Frage gestelltes, sei überwunden, durch Gespräch und durch Handlung; Abstimmung sei erreicht, die große Parallelität, jeder für sich, einer neben dem andren. Ritterlichkeit, die sich um den Freund kümmert, war nicht mehr lügnerische Galanterie — Herzlichkeit der Selbständigen.

Bukolischer Tag ward Belohnung solcher Harmonie; Villa im Sinn des Horaz lag am alpischen See unter Bergen, die am Abend rosig erglühten; Verse des Horaz waren nicht mehr gewärtig, aber ihre Rebe und Ulme; kühler Wein zu Mittag, Schatten zum Vesper, Forellen am Abend. Es formte sich das Ideal künftiger Lebensmöglichkeit: ein Haus zu haben in Landschaft, über die die Schauspiele des Himmels ziehn, Sitz der Ruhe und des bestellten Bodens; Gegengewicht gegen Geistigkeit, Obst züchten und Gemüse. Wandrer hätte einen Ort, wo seine Habseligkeiten, Bücher, Gesammeltes waren — Ort, von dem er aufbrechen, zu dem er zurückkehren konnte; Märkte beliefern oder auch nur den eignen Tisch; Fischfang treiben und ländlichen Wein keltern.

Lauda sagte Hannah nichts von ersten Gedanken, damit sie nicht Plänemachen würden; aber als sie sah, daß er sich vom Gärtner Sinn jedes Beets erklären und um den Bezirk des Guts führen ließ, sagte sie:

„Es bleibt ungenutzt, wenn ich fort bin, der Bonne, dem Mädchen und dem Gärtner überlassen; ich wage nicht, ihnen zu sagen, wie lang und weit ich fortgehe. Bleibe hier oder benutze es zu Aufenthalten. Mir wäre es ein Dienst und verringerte Sorge um das Kind, dir eine Annehmlichkeit."

Er saß an ihrem Schreibtisch und dachte: „Ist es poetische Reminiszenz an Romane, ist es Atavismus aus Zeiten, in denen die Menschen nachts zusammenkrochen, ist es einfach Wirkung bürgerlicher Zustände, die die vierundzwanzig Stunden in beschäftigten Tag und freie Nacht teilen — Hannah zeigt wie alle den Wunsch, Liebesstunde in die Nacht zu verlegen. Vielleicht ist es auch der Reiz, eine doppelte Existenz

zu führen, tagsüber die eine nichts von der andren wissen zu lassen, den Mann und sich selbst durch den geheimen Gegensatz zu erregen. Wie dem auch sei, mir ist Eros in Tag und Licht am nächsten.

Er sah ein Heftchen liegen, seine Leere lockte ihn, es zu beschreiben. Unerwarteter Gedanke bot sich an, es mit Feststellungen zu füllen, die sich von allen andern seiner Selbstbeobachtungen durch die Überzeugung unterschieden, daß sie nicht nur halbwahr, sondern von diktatorischer Bestimmtheit seien. Er schrieb der rücksichtslosen Diagramme Laudas erstes:

„Er liebt die Liebesstunde im hellen Tag, denn er will nicht im Dunkel der Frau zerfließen. Sinn der Liebeshandlung ist wohl, daß vom Ganzen abgetrennte Partikelchen zum Ganzen, noch nicht Geteilten, zurückkehren; darum warten die meisten die Nacht ab, Symbol der Rückkehr ins Primäre. Er aber wollte, weil er diesen Sinn fühlte, die Selbständigkeit nicht aufgeben, darum liebte er den Nachmittag, der erlaubte, danach nicht in Schlaf zu versinken, sondern im Licht zu bleiben. Den Verzicht des Partikelchens auf seine Individualität erreichte er auf andrem Weg, indem er die Frau zwang, mit ihm dem dritten Gemeinsamen, der Körperlichkeit, zu opfern, und ersparte ihr dadurch die verlogne Sentimentalität, daß sie glaubte, er gehe in ihr auf, oder sie in ihm. War aber die Frau von Natur aus sentimental, dann verstand sie solche Parallelität nicht, und stellte fest, daß er den „Mensch in ihr beschmutzte“, denn um das körperliche Opfer, die Bereitwilligkeit zur sachlichen Lust, als reinliche Handlung zu empfinden, in der einer dem andren nur einen Dienst erweist, dazu gehörte das Vermögen, die Würde der Persönlichkeit als Fiktion zu erkennen, unpersönlich, herrisch, elementar zu sein. Aber auch feinfühlige Frauen litten durch ihn, weil sie fanden, daß er sie in sinnlichen Fordrungen, sinnlichen Deutlichkeiten zu weit führe und sie wahrhaft nackt, seelisch nackt vor ihm waren, der ihnen nicht den Mantel der Scham ließ. Eine Frau mußte von äußerster Leidenschaftlichkeit, also individueller Begierde sein, also Hingabe nicht „nur um seinetwillen“ vollziehn, und sie mußte die äußerste Gewißheit seiner Freundschaft besitzen, um nicht plötzlich in höchster Lust ihrer Einsamkeit bewußt zu werden oder ihre Sicherheit zu verlieren; sie hätte vielleicht weniger Deutlichkeit, weniger Sachlichkeit verlangt, denn wenn er von ihr ging, war ihr das Mysterium für alle Zeit entschleiert und es blieb eine Kenntnis ihrer Sinne, die zugleich wie ein brennendes Gift weiterwirkte und die Begegnung mit einem andren Mann matt erscheinen ließ, in dessen größrer Rücksicht sie die Klarheit Laudas vermißte. Das fühlend litt er an sich selbst, nicht in dem Sinn, daß er sich für einen Zerstörer hielt, aber die Zerstörung feststellte. Gab sich ein junges Mädchen in seine Hände, wurde es unter ihnen reif – das war Zerstörung und doch nach seiner

Auffassung Erfüllung ihres Schicksals. Löste sich eine Frau von ihm, fluchte sie ihm vielleicht und verleugnete ihn — es war zu ertragen. Er sah durchaus, wie das Positive seines Naturells von einem andren Gesichtspunkt her negativ wirkte: zu wenig Güte, zu wenig Bereitschaft, in seelischen Bezirken zu weilen, zu kurze Behandlung des sogenannten Menschlichen. Er konnte nur sagen: Mensch wird dem Mensch Schicksal. Jene Männer-Auffassung, die in der Frau das Beßre Höhre Reinre suchte, war nicht in ihm, weil er sie Auslegung nannte, tiefer sah, wenn er dem unberührtesten jungen Geschöpf begegnete: die Zärtliche in weißen Mädchenstrümpfen war doch Gefäß aller Erregungen und forderte heraus, auf den Weg des Erlebens gestoßen zu werden — ihr unbewußt, aber er empfand es, dachte nicht wie andre Männer: sie muß geschont werden, sondern: sie will nicht zu sehr geschont sein. War eine Frau ihm nicht restlos gut, nannte sie ihn sinnlich. Es war wahr und sagte doch nichts aus: er konnte ganz neutral mit ihr verkehren, mußte sie nicht „haben", aber solche Beziehung war eine Möglichkeit und das Gegenteil eine andre, jene nicht moralisch besser, denn Unsinnlichkeit ist kein ethisches, sondern ein geistiges Prinzip, Vorgang in einem, der manchmal die Sinnlichkeit aufheben muß, um nicht von ihr abhängig zu sein. Er glaubte also in dieser Frage ganz sachlich zu sein, was auch hieß, daß er ganz seinem Naturell treu war. Von andren her hatte sein Naturell Grenzen, von ihm, Lauda, her gab es sich Grenzen, indem es das ausschied, was nicht zu ihm paßte, zum Beispiel Übermaß des Seelischen."

Nach dem Abendessen wollte Hannah auf dem See rudern, vorausgesetzt, daß er eine halbe Stunde wartete, bis das Kind zu Bett gebracht war. Sie forderte ihn auf, zugegen zu sein, aber es lockte ihn nicht. Er leugnete nicht, daß kleines Kind, rosig unter dem Schwamm strampelndes, hübsch anzusehn war, aber er mied noch die Sphäre des Kinds. Eine junge Frau hatte ihn einmal gefragt: sind Kinder nicht das Wertvollste, was wir haben? Er verstand es von der Frau aus, aber nicht vom Mann. Die junge Frau, vor der noch das eigne Leben lag, fand das Wertvollste schon außerhalb ihrer selbst; vor fünf Jahren war sie noch selbst Kind gewesen — erwuchs sie, ging alsbald der Wert von ihr auf die Jüngren über. Sich in dieses Nacheinander einzuordnen, solche Verlegung auf die Zukunft der Rasse war ihm undenkbar. Der erwachsne Mensch war ebenso wertvoll.

Er rief Hannah zu, daß er vorausgehe, stieg zum See hinunter. Ein Igel lief über den Weg, er hob ihn auf, sah ein auf Märchenformat reduziertes verrunzeltes Menschengesicht zwischen winzigen Ärmchen, rückwärts in Urzeiten verzaubertes, nahm das Tier ins Boot und fuhr nun

selbst rückwärts in Urzeiten. Düster der See, wie im Pfahlbaualter, feucht, vom Schatten der Berge belastet. Stärker mit jedem Tag wurde ihm die Fähigkeit, sich aus der Gegenwart zu lösen, fünfhundert Jahre rückwärts, fünfhundert auch vorwärts zu denken. Märchen des Mönchs von Heisterbach wurde dank Übung eines Hirnmuskels Wirklichkeit, und entspannte sich durch die Konträrfigur Chidhers, des ewig Jungen, der, wenn er wieder des Wegs gefahren kommt, Hirt mit dem Stab findet, wo eine Stadt gestanden war.

Aus dem Ablauf der Geschehnisse, aus der Kette der eignen Tage heraustreten können, sich dem Ablauf entgegenstellen, die Zeit aufheben, das gab das spezifische, ihm eigentümlichste Gefühl, in den Ereignissen seines Lebens nur Gast zu sein, der ganz da ist, danach ganz fort sein wird. Das hieß auch, daß eigentlich die andren das Leben ihm vorlebten, er nur Zuschauer war: er sah die Gefahr. Erhob er seine Wanderschaft zum Prinzip, dann schloß er sich nicht nur aus, das wäre das Geringste gewesen – er wurde auch abhängig vom Prinzip, sein Träger. Ausweg war, zu wechseln; aber Wechsel war selbst wieder nur ein Prinzip, das von andren Möglichkeiten ausschloß. Andrer Ausweg: die Ergänzung im Geist vollziehn: entweder Wandrer bleiben und die Seßhaftigkeit der andren nicht mißachten, oder selbst seßhaft werden und den Vorbehalt, daß das nur eine Handlung der praktischen Existenz ist und durch die Idee des Wanderns relativ wird, frisch erhalten.

Immer schloß sich der Kreis, Ja und Nein gingen ineinander über. Das war die allgemeine Richtung seines Denkens, aber das Problem von Tat und Betrachtung, Praktisch und Elementar, Ja und Nein darum noch nicht gelöst. Er begann zu ahnen, daß er selbst in die Sphäre der Tat geführt werden mußte, daß er irgendwelchen großen Entscheidungen nicht entgehn konnte, daß er sich ganz in Bindung im Dienst eines menschlichen Glaubens begeben, in irdischer Tätigkeit verwachsen und danach schmerzhaft sich losreißen mußte. Die Ehe mit Claire war eine solche Arena, in der Ja und Nein miteinander stritten, aber es gab wichtigere Angelegenheiten als die Ehe, sie lagen in der Sphäre des Sozialen. Hannah fuhr nach Rußland, und er fühlte: diese Sozialisten, die heimkehrten, um Revolution aus dem ersten Stadium ins zweite, dritte zu führen, wuchsen in Möglichkeiten, die das Problem der Tat geschichtliches Format annehmen ließen.

Er hörte Hannah vom Ufer rufen, nahm sie an Bord. Sie brachte ihren Dachshund mit, sechsjährigen, ältren, in dessen Augen, sprach Mensch mit ihm, so erstaunlicher Funke von Intelligenz trat, und der seine Eigenheiten so ausgebildet hatte, daß Lauda ihn nur mit Mynheer anredete. Der Hund stürzte unter den Sitz, zog sich verwandelt zurück,

Lauda ward an den Igel erinnert, hob ihn zu Hannah empor und sagte: „Tatwamasi, die einzigen indischen Worte, die ich kenne, man braucht nicht mehr."

Sie lachte, es war ihm Ernst:

„Sieh ihn an, wie menschlich sein Gesicht ist, ein dumpfer verarbeiteter Proletarier. Sahst du jemals in einem Koben Schweine? Erschreckend, wie noch menschlicher sie sind. Wo ist der Unterschied? Die Tiere sind, der Mensch wird; die Mutationsfähigkeit ist der Unterschied, nicht die Seele; denn die Seele ist ein Phänomen der Mutation, eine Beunruhigung zwischen zwei Zuständen. Weil Tiere sind, Kinder aber verlangen, daß ich sie in mein Leben einordne, also eine Mutation vornehme, liebe ich Tier mehr als Kind. Daran wird mir klar, daß eine Abneigung gegen Mutation in mir oder uns besteht, also meine Eigenwilligkeit, meine Abneigung, Ideen und Gebote stärker als mich werden zu lassen, einem Beharrungsbestreben entspringt — Beharrungsbestreben, Trägheit im Gravitationssinn, ist die Definition von Egoismus. Mag sein, daß wer stolz auf seine Geschlossenheit ist, nur egoistisch ist, und daß, wer sich Vater- und Familienpflichten nicht entzieht, tapfrer ist, gehorsam dem Gebot der ewigen Umwandlung. Was mich zu Tieren zieht, ist die Gemeinsamkeit des Triebs, nur sein zu wollen, nicht zu werden — bei ihnen Gesetz, mir Wunsch. Nicht untertan werden, souverän bleiben: wahrlich, ich beginne auch da eine Gefahr zu sehn. Seltsame Epopöe, die mein Denken heißt, ich umkreise mich von allen Seiten. Verzeih, du hast die Eigentümlichkeit, daß ich mit dir fessellos diskutiere; jeder, mit dem man zusammenkommt, veranlaßt so zu einer besondren Haltung, die man sofort automatisch einnimmt, sooft man ihn wiedersieht. Du wirst noch, an mich denkend, definieren, daß Lauda jemand sei, der mit Damen philosophiert, bevor er mit ihnen schläft. Es gibt niemand, der nicht komisch würde, denn komisch ist, was konsequent ist."

„Dafür hast du ja deine Theorie und Taktik der Aufhebung," sagte Hannah.

Lauda: „Und laufe Gefahr, Don Quichotte zu werden, Wotan-Wandrer, der die große Arie vom ewigen Wechsel singt."

Hannah: „So kritisch gegen dich selbst?"

Lauda: „Durchaus. Man muß sich selbst Wahrheiten sagen. Manchmal, wenn ich dir erkläre, wie ich etwas sehe, ist es, als sei ich der liebe Gott, der sich über seelische Probleme interviewen läßt, Besserwisser und Tyrann — einziger Unterschied, daß er einen langen Bart trägt, ich als bartloser Jüngling mit Faunsöhrchen in deinem Garten stehe."

Hannah: „Wer sich selbst verspottet, ist der Gefahr des Hochmuts fern."

Lauda: „Keineswegs, er spiegelt sich in dieser Verspottung. Die Wände in unserm Innern, Wände der Individualität, sind Spiegelglas, in dem wir uns beobachten und — gefällig finden. Daß mir jedes Ja in Nein umschlägt, Aufhebung, Schließung des Kreises wird, das erklärt sich daraus, daß wir buchstäblich in körperliche Wände eingeschlossen sind, in denen nur der Kreis möglich ist; ohne sie strahlten wir in das All hinaus, uns auflösend, materielle Erklärung eines Seelengesetzes. Je mehr ich in Seelisches eindringe, desto häufiger wird die Erkenntnis, daß es nichts Tiefres gibt als das Materielle, daß es das letzte Wort ist, hinter Seele und Metaphysik gelegen. Metaphysik ist die Zurückführung der seelischen Phänomene auf das Wunderbarste, nie zu Erklärende, die körperliche Existenz."

Hannah: „Hast du noch nie daran gedacht, Komik, Humor, Satire als Ausdrucksmittel zu gebrauchen? Du liebst nicht Seele, sondern Unbelastung, nicht Dunkel, sondern Helle. Von Helle zu Heiterkeit ist nur ein Schritt."

Lauda: „Daran gedacht, ja. Es ist nur eins gegen die komischen Gattungen zu sagen: daß sie im Grund die Fragen, die den Mensch beschäftigen, ebenso ernst nehmen wie die ernsten Gattungen selbst. Sie sind Ausgleich zwischen Ja und Nein, mittlere Linie, also zwar Vorbehalt dem Ja gegenüber, aber auch Verleugnung des Nein. Die komischen Gattungen sind beschaulich — ich fürchte, daß ich nie beschaulich werde, den Florettstoß ins Herz der Dinge vorziehe."

Hannah: „Also setzt du dich immer mit einem Gegner auseinander, lebst von ihm?"

Lauda: „Wie wir alle. Man könnte wie ein Freisinnsmann von einer Theorie der Notwendigkeit des Gleichgewichts der Kräfte sprechen."

Hannah: „Gleichwohl wirst du auf die Dauer nicht umhin können, Ausgleich, mittlere Linie zu wählen, denn soviel glaube ich zu verstehn, daß Durchführung der Aufhebung in der Praxis zu einem reinen Nein führen muß, das Leben in einer fortlaufenden Reihe positiver Angebote besteht. Wenn du alles, woran Menschen glauben oder auch nur ihre Energie setzen, aufgehoben hast, bleibt nur noch übrig, die Existenz selbst aufzuheben, Nein zu ihr zu sagen."

Lauda: „Gut Dialektik getrieben, Frau Hannah; du vergißt, daß danach Aufhebung des Nein sich automatisch einstellen, zum modifizierten, durchdachten Ja werden wird, und daß ich nicht ein solcher Pedant sein werde, von diesem zweiten Ja zum zweiten Nein und so fort in Ewigkeit weiter zu gehn."

Hannah: „Und wenn die Bereitwilligkeit, Ja zu sagen, eines Tags versagt?"

Lauda: „Stürzt alles zusammen wie in jedem, der nicht an absolute Werte glaubt. Du selbst fandst ja an jenem aztekischen Paar schön, daß es für die, die zum Tod verurteilt sind, kein Wiedersehn im Jenseits gibt, und zogst daraus die wahre, einzig starke, heroische Stimmung der Tapferkeit."

Hannah: „Wohl wahr. Für dich aber wünsche ich die Tat, mein Vorschlag ist nun nicht mehr, das Haus in meiner Abwesenheit zu beziehn, sondern — komm mit mir nach Rußland, stürze dich in den Strom, er trägt den, der nicht schwer ist."

Lauda: „Was versprichst du?"

Hannah: „Alles, was auf der Linie der Tat liegt, die Dämonie der ersten Zustimmung, die zu Konsequenzen führen könnte, vor der unsre Menschlichkeit zurückschreckt, solange wir noch nicht Kausalität, Folgerichtigkeit, Unerbittlichkeit untertan werden. Oft in den Worten der Russen weht es mich wie Entsetzen an, weißt du, was Jakobiner waren?"

Lauda: „Menschen, die von der Idee der Gerechtigkeit und Gleichheit ausgingen, dank Macht der Logik und der Verhältnisse damit endeten, die Brüder aufs Schafott zu schicken. Darauf willst du doch wohl hinaus?"

Hannah: „Schreckt es dich?"

Lauda: „Nicht im persönlichen Sinn, warum soll man nicht sterben — ich kann es jederzeit. Wohl aber im geistigen. Ich will nicht Sklave der Logik werden, die ich die Hure nenne, nicht mehr weder vorwärts noch zurück können, es sei denn durch Blut. Lockt es dich?"

Hanna: „Es lockt. Es ist in der neuen Taktik, von der die Russen reden, eine Größe, die sie selbst erst ahnen. Für sie ist die Frage Evolution oder Revolution nicht nach der lahmen Manier ihrer deutschen Genossen zu lösen, sondern nur durch die Antwort: Revolution in einem bisher unbekannten Grad von Entschlossenheit — Diktatur. Um mit dir zu reden, dieser Begriff ist Mittelpunkt, Achse, um den sich alles ordnet, die Mittel, die Ideen, die Argumente. Man fühlt sich körperlich, in seiner innren Zusammensetzung, fester, gedrängter, rascher rotierend werden. Es war niemals da, daß ein Wagen voll Leute in ein Riesenreich fährt, um es zu erobern — es ist so kühn wie der Zug des Cortez, und sie wissen: keiner kommt zurück, es geht um ihr Leben."

Lauda: „Also kommst auch du nicht zurück, wenn ihr nicht Erfolg habt?"

Hannah: „Nein. Eben darum gehe ich mit ihnen. Nenne es das Unterordnungsbedürfnis des Menschen, seinen Zwang, sich einen Gott zu schaffen und ihm gehorsam zu sein — wir wollen alle Erfüllung, Gesetz, Glauben, wir suchen alle die Achse."

Lauda: „Und wenn ihr Rußland erobert habt?"

Hannah: „Wird zum erstenmal menschliche Gesellschaft radikal aus der Idee gestaltet, Weg der Natur verlassen, der ein Umweg, langsame Evolution mit allen Zwischenstufen und Kompromissen ist. Du, der von Mutation und Selbständigwerden eines Organs wie dem Hirn sprichst, solltest du nicht an die Möglichkeit solchen Versuchs glauben?"

Lauda: „Ich beginne die Tragweite eurer Fahrt zu begreifen. Sagtest du nicht, jedes Mittel sei ihnen recht, selbst Pakt mit Ludendorff, da sie nur ihr Ziel wollen? Unsympathischer Jesuitismus, doch verständlich. Es wird der Versuch sein, die Idee über die Geschichte zu setzen, den Intellektuellen zum Schöpfer zu machen. Fast könnte es mich verlocken, mitzufahren — laß, ich tue es nicht, warum? Mein Instinkt warnt mich, die Summe meiner Lebenskräfte. Schlösse ich mich an, könnte es sein, daß die Logik mich zwänge, Kriegsminister in Petersburg zu werden oder dem Standgericht zu präsidieren. Die Dämonie der Logik wird teuflisch sein. Hannah, wärst du bereit, Jakobinermegäre zu werden?"

Hannah: „Niemand weiß, was aus ihm wird, wenn die Hemmungen fallen. Im Anfang war die Tat, denn Existenz ist Eintritt in Handlung, Gott ist Tat, Nichthandlung ist Nichtexistenz."

Später im Zimmer allein dachte Lauda diesen Dingen weiter nach. Für Hannah gab es keine andre Möglichkeit als solche „Tat", mochte sie nach Rußland führen oder in andre Sphäre, denn sie war Frau und das hieß, wenn der Ausweg, Hausfrau oder Lehrerin der heranwachsenden Generation zu sein, verschmäht wurde, tragisch sein, nicht in sich selbst Ziel finden. Das Jahrhundert verlangte die Emanzipation der Frau, aber das war Beglückung nur für diejenigen, die mit festen Füßen in der Irdischkeit standen. Für die andren, die den Instinkt des Absoluten hatten, also den Gegensatz zwischen Ego und Gesellschaft empfanden, Erfüllung des Ego für wichtiger hielten als Dienst in der Gesellschaft, gab es nicht den männlichen Ausweg, geistiger Kosmos zu sein, durch den alle Ströme, alle Existenzen der andren zufluten.

Im Mann deckten sich Sinnlichkeit und geistige Energie, in der Frau nicht. Mann konnte Pantheist sein, Zusammenfassung der Welt — die Frau? Nein. Seltsame Erkenntnis im Zeitalter der siegreichen Demokratie, in dem angelsächsischer Feminismus die Welt eroberte. Aber daraus eine Apotheose des männlichen Primats machen, Geltung als Prophet der Virilität erlangen wie noch Nietzsche? Das war für ihn verlegter Weg, obwohl er die Möglichkeit sah, durch ihn Wirkung zu erreichen, denn das Geheimnis der Wirkung war, den Zeitgenossen einen Kristallisationspunkt zu bieten, um den sich das Chaos des Denkens lagern konnte.

Er war vielmehr unbedingt für Emanzipation der Frau; menschlichen Wesen nichts versagen, was ihnen das Gefühl gab, ausgeschlossen zu sein. Unmöglich, eine Lehre aufzustellen, die dem Schöngeist erlaubte, von der Überlegenheit des Manns zu reden, mochte diese Überlegenheit auch existieren. Es war einfach Einsicht in die Konsequenzen, was ihn abhielt. Was ausgesprochen wahr war, wurde gelehrt falsch, stieg in die Arena des Praktischen hinab und diente nur der Reaktion, den Konservativen, den Vereinsrednern, die sich dumm in Männlichkeit spreizten, weil sie ahnten, was Männlichkeit war, und es doch nicht gereinigt sichtbar machten.

Er konnte es auch so ausdrücken, daß er die Ansicht, die Frau habe die schwächre Position, ursprünglich gar nicht mitgebracht hatte, vielmehr von der Tatsache ausgegangen war, daß Wesen der gleichen Gattung a priori Recht auf Gleichheit besaßen – seine Art von Ritterlichkeit, die auf dem Begriff Würde beruhte, eine geistige Ritterlichkeit. Erst empirisch war er gezwungen worden, diese Bereitwilligkeit aufzugeben und zwischen den Geschlechtern einen Unterschied der Denkenergie festzustellen, für die es dann Gründe konstitutioneller Art zu finden galt.

Wenn männliches Denken darin bestand, daß das Hirn ein Hemmungsapparat war, in dem sich die Weltkraft brach, also Sichtbarkeit erlangte, prismatisch in ihre sämtlichen Strahlen zerlegt wurde, sich gedanklich rekonstruierte, dann war der weibliche Kosmos diffuser, nicht imstand, die gesamte Sinnlichkeit der Existenz in sich aufzunehmen, ohne von ihr vergewaltigt zu werden – er war unfähig, das Material restlos zu verarbeiten, in Geist zu überführen; er war materieller.

Fragte sich nur, ob der so fruchtbare Gedanke der Mutation, die Möglichkeit, aus Funktion selbständiges Organ zu werden, nicht auch der Frau die Freiheit von der Funktion in Aussicht stellte. Kaum ein Zweifel, daß durch bewußte Züchtung und Vermeidung jenes Zustands von neun Monaten, in dem die Frau ins Geschlecht zurückgeführt wird, das Funktionelle reduziert werden konnte; aber das Ergebnis war – eine Karikatur des Manns; der Kopf eines alten Philosophen war machtvoll, der einer greisen Frau vielleicht klug, mild, gütig – alles Werte, die aufs praktische Leben verwiesen. Es war nicht einfach so, daß der Mensch in einen männlichen und weiblichen Teil zerfiel und der durch die Frau ergänzte Mann mit der durch den Mann ergänzten Frau identisch gewesen wäre.

Das alles vom Absoluten her; in der sozialen Sphäre spielte der Unterschied der Geschlechter eine so geringe Rolle, daß hier die Fordrung der Gleichberechtigung Postulat sein durfte. Daß es nicht weiblichen Plato und Kant gab, damit konnten sich die Frauen abfinden in einem

Zeitalter, das von absoluten Ideen zu praktischen wie denen der großen Revolution übergegangen war – der Mensch war bei seinem rationalen Stadium angelangt, die heimkehrenden Senegalneger würden die Keime einer Mutation mitbringen, die sogar Afrika aus der irrationalen Epoche des Kriegs herausführen mußte. Die letzten Irrationalisten in Europa waren die Deutschen, sie waren im Begriff, ihre Lehre zu empfangen.

Was blieb Hannah, wenn das russische Abenteuer erledigt war und sie dabei nicht das Leben verloren hatte? Der Sprung in ein neues Abenteuer – das eben war die weibliche Tragik. Er dachte an die Erzählung, die in Brüssel Leutnant Berger vorgelesen hatte, darin die Figur Nellys, die wie Schwester Hannahs war. Ihre Biographie ein fortlaufender Versuch, den Durchbruch des Absoluten zu erzwingen – am Ende heiratete sie den, den sie schon am Anfang hätte heiraten können, Rückkehr zum Gegebnen, der Arena.

Am nächsten Tag begleitete er Hannah nach Interlaken; sie machte Einkäufe für die zum Abend erwarteten Gäste.

Ort gefiel ihm, weil sein Aufbau so klar war, daß er sich beschreiben ließ. Gegebne Punkte waren Ende des einen Sees, Anfang des andren. Zog man dazwischen eine Gerade, so erhielt man die Linie der Hotel- und Geschäftssiedlung. In der Mitte war sie nur auf einer Seite bebaut, auf der andren der Promenadenweg mit dem Musiktempelchen, dahinter Wiesen, die bis zu den Bergen gingen, Grasebne, Sitz der melancholischen Frösche.

Wo die zweiseitige Bebauung wieder begann, stand ein Pavillon; Korbstühle, Spiegelscheibe vor Patisserie, heitre Tischchen. Einkäufe besorgt, lud er Hannah dahin ein, war zauberhaft versetzt in Kurortsommertage, wie es sie vor dem Krieg gegeben hatte: Kurgast der unbeschwerte Mensch, der Landschaft und Zivilisation freundlicher Gasthöfe genoß, als gebe es nicht Bergwerk, Armut, harte Fron, und Reisen sei die legitimste Handlung in einer Welt, die glücklicher Garten ist.

Er war froh an diesem Tag, leicht, so jung; Fähigkeit, ganz im Augenblick zu leben; die Freundin entspannt wie er, Gefährtin des Augenblicks; Rückkehr nachher zum Schiff frohe Erwartung, Versprechen für den Körper, sich spielerisch zu bewegen.

Da kam mit schleppendem Gang ein junger Mann daher, gebeugt der Nacken, als trage er die Last der Welt. Unlust in Lauda und zugleich ungläubiges Erkennen: so ging Thomas Schreiner.

„Der erste der Gäste,“ sagte Hannah, rief ihn an. Lauda sah zum zweiten Mal das Gesicht, das wie das eines war, der Sträfling in den Bergwerken gewesen ist und seinen Groll verwandelt hat in den gegen

die arme Bestialität der Menschen, die nur durch Mitleid überwunden werden kann; in den Augen drohende Aufforderung, es mit ihm zu bekennen, die Verurteilung der Mächtigen.

Schreiner begrüßte ihn gleichgültig, als wollte er sagen: Du bist deren einer, die sich dem Einfluß meiner Ideen entziehn werden, darum existierst du nicht für mich; danach überreichte er Hannah einen Band:

„Mein Buch ist erschienen."

Hannah war interessiert und höflich, Schreiner lächelte schwer:

„Ein Buch, das mehr sein wird, als Literatur, Abschluß zweier entsetzlicher Jahre. Lesen Sie, lesen Sie; wenn Sie danach nicht zur Tat übergehn, war alle Qual umsonst."

Explosion einer Düsterkeit, in der Ehrgeiz und Fanatismus schwelten. Lauda nahm den Band, las folgende Stelle: ein Arbeitersohn, dank einem Mäzen der hohen Schule zugeführt, durch Einstellung der Zahlung plötzlich wieder von ihr ausgeschlossen, schleicht durch den lichten Tag, dumpfe Empörung der Erwachsnen in dem mißhandelten Kind. Er sieht in einer Kutsche ein Mädchen der Reichen vorüberfahren, Locken, nackte Beine, meergrüner Musselin. Da bricht in ihm ein Gefühl durch, das der Dichter mit dem Satz umschrieb: ihm, dem Proletarierkind, wurde klar, daß hier ein ungeheures Menschheitsverbrechen vorlag.

Lauda schloß den Band. Revolutionäre Gesinnung mochte stark sein; Fähigkeit, Gesinnung in anschauliche Form zu übertragen, war nach dieser Probe mäßig. Wenn der Knabe noch empfunden hätte: dieses nackte Mädchenfleisch ist nicht für dich; wenn es das einer jungen Frau geworden ist, wird es sich einem Herrensohn entschleiern — nein, er mußte statt dessen die Notwendigkeit des Klassenkampfs empfinden. Lauda saß einem Menschen gegenüber, der, weil er nur Moralist sein wollte, in Wirklichkeit Dualist war, das Unmoralische nur dadurch aus der Welt schaffen konnte, daß er es totschlug — Zwangsmonismus. Er saß seinem Antipoden gegenüber, Feststellung, die er schon einmal vor zwei Jahren beim ersten Anblick Schreiners gemacht hatte.

Aber nun war auffällig, daß diese Feststellung nicht mehr genügte; verflogen seine beschwingte Laune. Als Hannah das Zeichen zum Aufbruch gab, schlug er ihr vor, mit Schreiner allein zu fahren, er werde das Abendschiff nehmen; und er bat sich Schreiners Buch aus. Sie gingen, er begann zu lesen.

Es waren beßre Stücke darin als jenes, in dem er geblättert hatte. Schreiners Leistung bestand darin, daß er für alle diejenigen, die längst stumpf über die Todesangaben der Heeresberichte hinweglasen, weil ihnen die Anschauung auch nur eines Tods fehlte, solches Einzelsterben herausgriff und sie so zwang, sich vorzustellen, was da draußen an Grauen

und in der Heimat, etwa im Herz einer Mutter, an Leid geschah. Man mußte anerkennen, hier stemmte sich mit allen Mitteln des anschaulichen Worts ein einzelner Mensch der Gleichgültigkeit, dem Gewährenlassen aus Hilfslosigkeit, dem zynischen Optimismus entgegen, gestaltete die Idee der Menschlichkeit, deckte Qual der Erleidenden nicht mit pastoralem Trost zu, sondern riß sie auf, wühlte in ihnen, damit der Aufschrei erzeugt wurde und der Haß gegen den Gehorsam.

Lauda zweifelte nicht mehr, daß das Buch den großen Erfolg haben und Kristallisierungspunkt aller unterirdischen und noch nicht zu benennenden Auflehnung sein werde; unausgesprochne Lehre des Buchs war: ein Anfang muß gemacht werden, ich will das schleichende Gift sein, das eure Bereitschaft, Kredite und Menschen zu bewilligen, lähmt. Daß jene Szene der beiden symbolisch einander gegenübergestellten Kinder verriet, wo solche Gesinnungskunst vermutlich endete, bei der direkten Tendenz, die künstlerische Ohnmacht hieß, war zunächst nebensächlich.

Einen Augenblick dachte Lauda: Es ist mir einer zuvorgekommen, stellt ein paar Monate früher als ich die grundsätzliche Frage; dann: diese Feststellung wirst du heute abend und fortan noch öfter machen, und ahnte, daß in dem seinem Willen nicht zugänglichen Dunkel der innren Vorgänge sich ein Plaidoyer des natürlichen Egoismus vollzog, einflüsternd, er möge auf den schon gewiesnen Weg nicht folgen.

Wichtiger als dieses Rudiment einer Versuchung war, daß ihm die Rückkehr aus der absoluten Sphäre, in der es keine Wertung gab, in die praktische, in der er, nach eignem Entschluß, Stellung nehmen mußte, als das Ende der schönen, naiven, überlegnen Zeit erschien; solang sie angedauert hatte, war der Krieg für ihn Verirrung der andren gewesen, die ihn nichts anging und erlaubte, abzuwarten, bis ein Geschehnis sich erschöpfte und nur eine Reihe neuer Zustände schuf, in denen es danach zu leben galt.

Es war nicht anders, als nehme er von seiner Jugend Abschied. Aber wie denn, dann war ja jene Zeit der Anschauung und der behaupteten Souveränität nur eine Vorbereitungsphase und er, Lauda, wie der Held eines Entwicklungromans zu dem verurteilt, was er verwarf, dem System des Nacheinander, da dessen Wesen war, daß einer immer das letzte Erlebnis und die daraus gezogne Weltanschauung für die allein richtige hielt und seine Vergangenheit gering schätzte?

Was war mit ihm? Vorstellung von Klarheit, Helle, Heiterkeit, heidnischer Ablehnung der Feminität stand nicht mehr im Mittelpunkt, sondern entfernte sich wie ein Stern, der die Kulmination überschritten hat, stand seitlich. Und doch, wenn er an Thomas Schreiner oder die Russen auf dem See dachte, wußte er, daß seine Grundstellung den Dingen gegenüber bleiben würde — was also lag vor?

Ein Zustand kam in dieser Nachmittagsstunde über ihn gleich der Selbstversenkung eines Buddhisten; Zeit- und Raumgefühl hoben sich auf wie im Schlaf — da erkannte er das Gesetz, nach dem er lebte: Rückkehr in die gestaltete Welt war der Preis, durch den er sich den Aufenthalt in der anschauenden Sphäre stets neu erkaufen mußte; und sie war die Rechtfertigung dieses Aufenthalts. Dauernder Aufenthalt, ein für allemal feststehendes Philosophiesystem hätte den menschlichen Angelegenheiten entfremdet: er mußte sie von Zeit zu Zeit so restlos miterleben, als gebe es nur diese Arena.

Das Seltsame war, daß dieser Wechsel seinem Willen sich entzog; das Gebot stieg aus dem innren Kosmos, war nichts als eine Meldung der bereits vollzognen Verschiebung — nie hatte er das Geheimnis der Vitalität stärker empfunden, fast war ein Grauen, als niste da unten in ihm ein zweites tierhaftes Lebewesen. Und er ahnte, daß das Bewußtsein, auf die Dauer doch den Ideen, denen er sich nun hingeben mußte, überlegen zu sein, ihm nichts von den Kämpfen, nichts von den Qualen ersparen würde, die von denen, die er die Femininen nannte, erlitten wurden. Suveränität war ein Regulativ, kein dauernder Zustand des rotierenden Himmelskörpers Mensch. Ein Gefühl stellte sich ein ähnlich dem, als er von der Militärmaschine im Augenblick, als er die rettende Grenze hatte überschreiten wollen, gepackt worden war, Gefühl des Zwangs und vergewaltigender Monate, die unentrinnbar waren.

Suveränität war nicht behaglicher Landsitz eines, der klüger als die war, die sich in den Städten mühten; nicht Vorteil eines, der die andren für Narren erklären konnte, weil sie sich mit den Ideen herumschlugen; triumphierender Egoismus war nicht erlaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Dehmel-Haus in Phönix-Gluten

Vor Fenstern
im Welt-Sturm
hin-her — hin-her —
wuchten Fichten-Äste.
In dem Abend-Dämmerung-Gemach
zwei verschwindende Gestalten:
Zwei Zecher, die umklammert halten
einen Kelch purpurnen Wein.
Leidkrank Einer; eine Hand ruht blaß,
blaue Ader-Schlangen
um das Glas.
Der Andere: orion-nah, erdfern:
faßt den Trank im Geister-Griff.

Erster Zecher:

Ich sage nicht mehr: bleibe.
Dein Seele-Auge sprach: Genug;
ich beginne den Flug
zu den freieren Räumen,
und zu lichteren Tänzen:
zu den ewigeren Kränzen:
zu dem großen Sfären-Saitenspiel.

Zweiter Zecher:

— o hin — zu den Träumen —
in das Glanz-Wunder! —
zu meiner Mitternächte Phönix tanzgeleitet — —

Erster Zecher:

Er ist da.
Der Phönix hat die Schwingen ausgespreitet.
Funkensprühend hängt er über den Welten!
Er schwebt herab, er holt jetzt seinen Helden.
Ins Dach, Gemach —
in unser Glas tropfen schon die Funken:
Sieh: hier ist Glut:
die macht stärkste Zecher trunken —

Zweiter Zecher:

— Eröffnet das Phönix-Fest.
Glas hoch! —
Über Strahlen-Welten großer Glanz —: hoch!! —
Mich trinkt die ewige Glut —: hoch!!! —

— — —
— Du —
trinke — mir zu —:
den Rest — —
— — —

* * * * * * *

Der du brausend durch deine Welten fährst
und die schönen Gluten ehrst:
Ungenannter, Ewiger Nächst-Verwandter:
Sieh und freue dich:
Hell in Phönix-Gluten flammt dies Haus.

Blankenese, 5. Februar 1920. Alfred Mombert.

Richard Dehmel

von Moritz Heimann

Als ich Dehmel kennen lernte, es ist nun schon ein Vierteljahrhundert her, fiel mir als Erstes und Stärkstes an ihm seine Stimme auf, ein tiefes, sanft rauhes Grau, mit vielen winzigen Splittern von etwas Funkelndem bestreut, und in seiner breiten, schwankenden Ruhe das Drohen eines jubelnden Aufschwungs. Damals, in seinen ersten dreißiger Jahren, war er — das röteste Blut, das in Deutschlands Adern floß; er war der dem „Geist der Brunst" Verschriebene; er war ein gebrannter, narbenvoller, gewittertragender, mit Vorsatz männischer Mann. In den Bänden, die die Titel führten „Aber die Liebe", „Lebensblätter" und „Weib und Welt", standen Gedichte, von deren wogender, triumphierender Trunkenheit eine ganze Generation von Jugend durstig und satt werden konnte. Unsittliche Gedichte darunter, wie die niemals Sittlichen, die noch nicht Sittlichen meinten, oder vielmehr zu meinen vorgaben. Er war der camerado Strindbergs und der beste Jünger Nietzsches, nämlich der, der den Meister verlassen hatte. Er war der Mann, der von sich selber bekannte:

„Ich habe mit Wollüsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgetrieben:
ich steh, und schmerzhaft reiß ich mir den Bart:
nur eine Wollust ist mir treu geblieben:
zur ganzen Welt."

Und nun diese Stimme, in der alle Stürme sich nicht zur Ruhe gelegt, sondern zur Ruhe vereinigt zu haben schienen! Es klang in ihr ein so tiefes Recht des Menschen auf sich selbst, daß auch das Recht auf die Welt sich nicht mehr anfechten lassen konnte. Zwar jedem Menschen, der nicht zugrunde geht, werden die Zweifel schließlich doch zu einer höheren Bestätigung; aber in den Seelengrund, aus dem diese Stimme floß, kommen die Zweifel schon ungefährlich verwandelt, mit Nachsicht willkommen geheißen an.

In dieser Stimme und in der erhabenen Gewißheit, von der sie Zeugnis gab, lag ein gefährliches Geschenk, die Mitgift an Hybris, mit der die Götter keinen ihrer Begnadeten verschonen. Mit dieser Stimme hatte er ein Recht, von sich zu glauben, was kein anderer die Pflicht hatte, von ihm zu glauben. „Aller Ruhm ist fremder Wahn", hat er einmal gesagt. Dem fremden Wahn entspricht in Fällen, die wir zu den Krankheiten der Seele rechnen, ein eigner Wahn in eines Menschen Gemüt. Aber auf der Grenze derartigen fremden und derartigen eignen Wahns gibt es einen einzigartigen Fall, wo keine Entscheidung getroffen werden darf. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der von sich selbst glaubte, daß er der wiedergeborene Apostel Johannes sei; es war nicht eine Spur von Wahnsinn daran. Denn der Wahnsinn würde sich an diesem Glauben genugtun; jener aber lebte den Johannes durch sich hindurch und aus sich heraus. Einen weniger eiteln Menschen als Dehmel gab es nicht; wenn man aber zu ihm gesagt hätte: du bist der Dante unsrer Zeit; so hätte er, sei es lächelnd oder eifrig, erwidert: ja, aber Dante war doch schließlich nur — — — Niemand braucht ihm einen so hohen Rang zuzuerkennen; man kann noch weitergehen und feststellen, daß er ihn vor niemand hatte; und er hatte ihn doch.

Von Dehmels Stimme her, nehme man sie bloß körperlich oder als den Widerhall des Geistes, läßt sich eine auffällige Erscheinung an seinem Werk erklären. Dehmels Vers war von Hause aus regelmäßig. Die rhythmischen Kreuzungen, das wuchtig weiche Rollen des Klanges waren einem äußerlich einfachen Gesetz untertan gemacht. Er, der sich kannte, weil er von sich lernte, war mit inbrünstiger Befriedigung einverstanden mit diesem Zwang seiner Natur:

„Denn ich bin wie jene großen
Tagraubvögel, die zum Fliegen

sich nur schwer vom Boden heben,
aber wenn sie aufgestiegen,
frei und leicht und sicher schweben."

Jedoch er fing an, gegen den Strich zu bürsten. Er störte und zerstörte immer planmäßiger das Automatische, Selbstherrliche der Reimbindung und des Rhythmus. Ja, er ließ es nicht bei der neuen Art in neuen Werken, sondern er drang sie auch vielfach den älteren, mit nimmer müder, rauher Feile, auf. Die Folge davon ist, daß dieser spätere Dehmelsche Vers sich nicht selbst liest; man muß ihn lesen; und noch treffender ist es, zu sagen: Dehmel liest ihn. In seiner Stimme ist alles das richtig, was ohne sie nicht richtig ist. Und wenn auch der Geschmack, der allmählich die Stimme des Dichters vergißt und sich selbständig macht, ohne Zweifel einmal zu Dehmels ersten Fassungen zurückgreifen wird, so wird man ihn doch nicht verstanden haben, wenn man seine späten Änderungen verwirft. Denn da von Laune bei ihm nicht die Rede sein kann, und es immer mißlich bleibt, einem Dichter das schlechtere Wissen um sich selbst zuzuschreiben, so wird man fragen müssen, was ihn zu den gewaltsamen Eingriffen in sein Werk getrieben hat. Die Stimme, das wissen wir, kann sich an sich selbst berauschen, und dazu reicht ihr unter Umständen Unsinn und Halbunsinn aus. Aber Dehmel hat sich ja, als er seinen Vers in gegenrhythmische Gangarten zwang, mit Willen ernüchtert. Und also, obgleich wir ihm nicht folgen, wissen wir doch, daß kein Irrtum ihn lenkte und nichts Zufälliges.

Denn selbst hier, bei einem, dem Anschein nach nicht belangvollen Einzelding, beim verstechnischen Experiment, wird der ganze Mann sichtbar. Gerade er, der auf die Inspiration stolz war, und von dem ich einmal den wunderlichen Fehlspruch gehört habe, daß der Lyriker schon deshalb über dem Dramatiker stehe, weil jener für das kleinste Gebilde einer Eingebung bedürfe, dieser aber nur einer einmaligen für ein ganzes großes Werk, worauf sich alles übrige dann leicht ergebe, gerade er wollte auch noch seinen Vers wollen und nicht bloß hinnehmen. Er wollte die Welt nicht erdulden, sondern sie schaffen, die Welt und sich selbst. Sein „Mensch" hat das vermocht und getan, in einem vorbildlichen, immer lichter werdenden Ernst; sein Werk jedoch rächte sich für die Gewalttat, die er an ihm beging, mit einer geheimen, treulosen Ironie. Das, was er die Wollust zur ganzen Welt genannt hat, ließ ihn in einer höchst gefährlichen Art des Denkens sich verfangen, in der Synthese der Gegensätze. Er brachte Wagschalen ins Gleichgewicht, die sehr verschieden belastet waren. Er erkannte keine irrationalen Brüche an; sondern er überredete sie, wie seine ganze Mystik, zur Vernunft. Bis zur Pedanterie, bis in die Lyrik hinein, doch niemals spielend, niemals phrasenhaft und

ungefähr trieb er's mit Antithesen, die ihr Thema voll ausschöpften, aber eben auch — ausschöpften. Von dieser Uranlage schreibt es sich her, daß ihm ganze Gruppen von Gedichten durch ihre seelische Verwandtschaft nicht genügend zusammengehalten schienen und er sie mit einer nachträglichen konstruktiven Absicht zu vermeintlichen Einheiten aneinanderfügte. So hat er es mit den „Verwandlungen der Venus" gehalten und aus vielen herrlichen Gedichten ein einziges, mühseliges — und zusammenhängendes gemacht.

Und dennoch dürfen wir das so wenig bedauern, wie wir, obgleich der Ertrag dieser immer erneuenden Arbeit unvergleichlich geringer war, bei Marées bedauern, daß seine Bilder ihre adlige, hohe Vollendung von ihrer Zerstörung empfangen haben. Was wir am Genuß schöner Gedichte verlieren, das empfangen wir als staunenden, zurückhaltenden Respekt vor einem selbstgewollten, selbstgeschaffenen Manne wieder. Denn Dehmel war beides, eine Gestalt und eine Gewalt. Während ein Mensch unter seinen Mitmenschen und Zeitgenossen lebt, können sich beide, Gestalt und Gewalt, gegenseitig im Lichte stehen; nicht lange, und die Jahre schieben sich so zusammen, daß der Dreißigjährige und der Fünfzigjährige gleichzeitig werden. Es gibt eine Jünglingsgenialität und eine Altersgenialität; Dehmel war ein Mannsgenie. Das ist nicht nur so zu verstehen, daß aus seinen dreißiger Jahren die unvergänglichen, wunderbarsten seiner Gedichte stammen; daß die Zeit vorher wie das Herannahen und Immerhellerwerden eines Kometen und die Zeit nachher wie ein zurückgeworfener, blasserer Schimmer ist; sondern er hat auch den Mann gedichtet, wie er nur durch ihn bisher gedichtet wurde. Er hat den Mann lyrisch gemacht; er hat grade das Lebensalter in Gluten flüssig geschmolzen, das in jeder andern Dichtung zur Nüchternheit zu erstarren beginnt.

Aber seine Stimme war dieses Dichters nicht vieler Jahre und eines ganzen Menschenlebens Stimme. Ihr Ton wird nicht verhallen. Indem ich ausdrücken will, wer in Richard Dehmel gestorben ist — nicht mir gestorben ist, sondern uns allen, denen er gelebt hat —, fühle ich plötzlich, daß jedes bezeichnende Wort sein Bild verschiebt, anstatt es genauer zu machen. Wem gilt dieser besondere, nicht zu verwechselnde, nachschauende Schmerz? Nicht dem Dichter, dem Leidenschaften denkenden Geist, dem Ringenden, dessen unentschiedener Kampf uns einen herrlichen Sieg und dessen Sieg uns eine schon entfärbte Abendwolke bedeutet. Und wenn ich sagen wollte: dem Menschen, so darf ich kein Wort hinzusetzen, womit man sonst einen Menschen ehrt, ihn gütevoll, tapfer, wahrhaftig nennt. Nicht: der Mensch, nicht: ein Mensch, — sondern nur: Mensch. Das, wozu wir Mensch sagen, das war Dehmel.

Die Mysterien des Gottlosen*

von Leopold Ziegler

Die ewige Tendenz der Religion selber, nicht die Person dieses oder jenes, stellt nach der Durchwanderung der bisherigen theologisch-religiösen Zuständlichkeit unseres Festlandes mit steinernem Ernst das Problem der Religion ohne Gott. Für das europäisch eingeengte Gesichtsfeld zunächst eine Vorstellung von entmutigender Widersinnigkeit, ward dennoch genau dieses nämliche Problem im indischen Altertum von Gotamo Buddho mit einer gleichsam spielenden Gründlichkeit aufgelöst . . .

Jene buddhistische Lösung eines gewissermaßen klassischen Zeitalters der Religion ist freilich insofern für uns unverbindlich und unvorbildlich, als sie unter wesentlich anderen, unverhältnismäßig günstigeren Umständen getroffen ward. Aber sie ist gleichzeitig doch auch für uns wiederum verbindlich und vorbildlich, wofern sie überhaupt getroffen ward. Was Gotamo als religiöse Tat schlechthin vollbrachte und was er von seinen Jüngern vollbracht haben möchte, setzt zum unendlichen Erstaunen des Abendländers weder das Dasein von Göttern irgendwie voraus, noch hebt es dieses Dasein geradezu auf: sondern bleibt gegen dieses Dasein ganz einfach gleichgültig. Wir finden hier eine Praxis und Diätetik, wenn man's lieber hört eine „Hygiene" des Leibes und der Seele bis zur Vollkommenheit geübt und angewendet. Wir finden aber auch trotz des unbestreitbar religiösen Grundzuges dieser Hygiene, Diätetik, Praxis jede Frage nach dem Sein oder Nichtsein Gottes als gegenstandslos durchaus beiseite gesetzt. Gotamo selbst, sicherlich der lebensüberlegenste Mensch aller Zeiten, läßt die Götter zu, wie etwa ein vornehmer Herr Gäste zuläßt, die nicht ganz seines Ranges, seiner Erziehung, seines Umganges sind. Er ist Wirt, Hausherr, Schloßherr, und erweist in dieser Eigenschaft ohne jeden Abzug die volle Herzenshöflichkeit dessen, der beim Empfang und im Empfangen mitteilt, spendet und verschenkt. Da ich hier leider bloß zu Europäern rede und obendrein zu solchen von beispielloser Selbstentwürdigung, Selbstbefleckung und Selbstschändung, kann ich diese unbeschreibliche Haltung Buddhos gegenüber den Göttern nicht eigentlich begreiflich machen, — so wenig, wie ich diesem schlechten Europäer von heute das vorbildliche Zeremoniell begreiflich machen könnte, welches an diesem Wander- und Einsiedler-Hof des erlauchten Asketen, allen sonstigen Fürstenhöfen zur dauernden Beschämung, geherrscht hat . . . Genug, daß also nach dem längeren Bericht

* Aus dem in Erscheinung begriffenen Werk „Gestaltwandel der Götter".

vor Buddho bald die vedischen Dreiunddreißig, bald Brahmá der Himmelsjüngling in Person erscheinen, um in den Fragen des Heils sich den Bescheid zu holen. Genug ferner, daß ganze Wirbel von Göttern, Dämonen, Geistern, Heiligen, Seligen aus allen Enden und Ecken der Welt herbeiströmen und jeden Winkel des Raumes ausfüllen, um Zeuge des ewigen Augenblicks zu sein, da der vollkommen Erwachte und Beiderseit-Erlöste zu seiner Erlöschung eingeht. Genug, daß Gotamo zwischen seiner vorletzten und letzten Fleischwerdung den jenseitigen Göttern vorankommt „an himmlischer Kraft und Fülle, an himmlischem Wohlsein, an himmlischer Macht und Herrlichkeit, an himmlischem Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Getast" ... Diese Umwertung der Religion, unsäglich viel erschütternder noch als jede Umwertung der Werte, kaum faßbar unserem europäischen Bewußtsein und jedenfalls bis in die Finger-, bis in die Zehenspitzen uneuropäisch und rebellisch, sie ereignet sich in Indien mit einer bezaubernden Selbstverständlichkeit, Gefälligkeit, Anmut, Güte, sozusagen lächelnd und scherzend, mit dem denkbar geringfügigsten Aufwand an Streit, Umsturz, Bürgerkrieg. Gotamo überwindet Gott und Götter des Brahmanismus, wie die Blüte ihre Knospe, wie die Frucht ihre Blüte überwindet. Die neue, gottlose Religion war eines Tages da, ohne daß man recht gemerkt hätte wie. Eine Gegnerschaft gegen den Brahmanismus bestand, eine unverhehlte, unverheimlichte, unverhaltene, wer wollte dies leugnen? Und mehr noch bestand Gegnerschaft gegen die Brahmanen und falschen Asketen, gegen die Pfaffen, Mucker, Büßer, Selbstquäler, Nabelbetrachter, Säulenheiligen, Om und Omçom-Stammler und sonstigen Ehrgeizlinge mißverstandener Kasteiung. Nirgends aber artet diese Gegnerschaft in Feindschaft oder gar in Feindseligkeit, Verächtlichkeit, Gehässigkeit aus. Nirgends wird religiöse Andersgläubigkeit politisch mißbraucht. Nirgends finden Ketzerverfolgungen und Glaubensgerichte im Stil des Christentums statt. Der Vedada vermittelt (seinem Begriff entsprechend) wesentlich ein Wissen — Gotamo zielt überwiegend auf ein Tun, und schon dieserhalb enthält er sich eigentlich des Urteils über die brahmanische Gottesweisheit, Gotteswissenschaft: wahrhaftig nicht aus innerer Unentschiedenheit heraus, sondern aus innerer Überzeugtheit, daß alles wirklich Not-Wendige just nicht das Wissen, just nicht die Meinung, just nicht die Ansicht beträfe. Ob die Welt erschaffen sei oder nicht erschaffen sei oder sowohl erschaffen wie nicht erschaffen oder weder erschaffen sei noch nicht erschaffen sei; ob die Götter entstanden wären oder nicht entstanden oder sowohl entstanden wie nicht entstanden oder weder entstanden noch nicht entstanden wären; ob die Seele sterblich sei oder unsterblich sei oder sowohl sterblich wie unsterblich sei oder weder sterblich noch unsterblich sei: diese Alternativen und Dis-

junktionen einer Religiosität, die sich immer noch mit genetischer Metaphysik verwechselt, sie lehnt der Buddho schon als Probleme ab mit einer gewissen großmütigen Gelassenheit der Gebärde. Die Theo-Kosmologien des Veda werden keineswegs widerlegt, sondern sie werden erledigt, entledigen sich von selber, indem ihre Belanglosigkeit für die religiöse Tat und religiöse Leistung enthüllt wird . . . Wie beispielweis der heutige Staat seine Beamten wegen zunehmender Kränklichkeit oder vorgerückten Alters mit dem gesetzlich bewilligten Gehalt in den Ruhestand versetzt, so erklärt Gotamo den gesamten vedischen Götterhimmel mitsamt dem allerhöchsten Brahmá unter Gewähr einer ehrenvollen Behandlung für a. D. Nirgends heißt es geradezu: Götter sind nicht. Überall jedoch merkt es der Eingeweihte: Götter erübrigen sich und kein Erwachender, kein Erwachter bedarf ihrer, bedient sich ihrer oder begehrt ihrer. Denn was Götter der Seele erwirken könnten zu ihrem Heil, das erwirkt der Erwachte für sich allein und von sich selber aus. Als vierundzwanzig Jahrhunderte nach Buddho der Urheber des „Zarathustra", in vielen wichtigen Stücken durchaus der Buddho des gegenwärtig-künftigen Weltalters, nur mit westlichen Neigungen und Eigenschaften, nur mit westlichen Tugenden und Untugenden, nur mit westlichen Vorzügen und Mängeln begabt, — als so viel später bei uns Nietzsche ein ähnliches, vielleicht sogar gleiches versucht, da geschieht es unter Donner und Blitz, Hagel und Sturm. Mit einem kaum zu bewältigenden Aufwand an Polemik vollzieht der religiöse Künder hier bei uns die Entthronung der Christengötter, ebenso heroisch wie dort asketisch, ebenso pathetisch wie dort eupathisch, ebenso zynisch wie dort ironisch, ebenso tragisch wie dort epopöisch-idyllisch, ebenso dithyrambisch wie dort elegisch, ebenso katastrophalisch wie dort metamorphorisch . . . Hier wird das Christentum angegriffen, getadelt, verhöhnt, angeklagt, gescholten, beschimpft mit einer Hitze und Leidenschaft, die fast ganz außer acht läßt, daß ein Christentum dieses strengen und treuen Stiles längst nicht mehr lebendig, geschweige denn gefährlich war, daß die Ideale des schlechten Europäers seit Menschengedenken alles andere als die Ideale des Christentums waren: womit übrigens Nietzsche diesem verhaßten Christentum zum zweitenmal den unschätzbaren Gefallen erweist, wegen dessen er Luthern so sehr gram gewesen ist, — es nämlich für eine Weile durch die Wucht seiner Angriffe aus dem scheintoten Zustand in einen scheinlebenden rettet, just fünf Minuten vor dem endgültigen Sterbefall . . .

Wir aber, Verantworter der Zeit und Verantworter der Ewigkeit, die wir uns heute auf unsere Weise beide Vorgänge, den gotamidischen und den zarathustrischen zu eigen zu machen haben, wir stehen nun Aug' in Aug' mit der letzten und schwersten unserer Fragen: was diese neu-

alte Religion ohne Götter denn eigentlich sei? Was die Religion, „oberhalb der Gnaden", oberhalb der seienden Götter Himmels und der Erden sein könne, wenn nicht im besten Fall Mystik und mystischer Atheismus, — was sie sein könne ein, zwei oder drei Schritte über Meister Eckhart heraus? Was schließlich Religion als Tat sei, gesetzt sie bestehe darin, dem Menschen Selbstvergöttlichung als Ziel zu weisen? Und ob es am Ende nicht doch ein offenbarer Größenwahn sei, eine irre Lästerung, ein ruchloser Unsinn, ein frecher Schwindel, den Religionen unserer Vergangenheit eine solche Tendenz zur Selbstvergottung als Zukunft der Religion zu unterstellen?

Der Argwohn indes, als mische sich dem Wunsch nach Selbstvergöttlichung, wie sehr er übrigens den eigentlichen „Sinn" überschreite, etwas von Widersinn oder gar von Wahnsinn bei, wird denjenigen nicht beirren, der sich von Gott und Göttern bisheriger Religionen mit wirklicher Aufrichtigkeit verabschiedet. Wer erst einmal den Gedanken an den Schöpfergott als unangemessen hinter sich brachte (und sogar ein urchristlich, urevangelischer Mann vom Schlag Lew Nikolajewitschs scheint ihn hinter sich gebracht zu haben, wenn er im Tagebuch von 1896 den Glauben an ihn kurz als „absurden Aberglauben" verwirft!); wer bald nachher diesem abgewirtschafteten Schöpfergott auch den Lenker-Erhalter-Herrschergott, die göttliche Vorsehung und sittliche Weltordnung, den unerforschlichen Ratschluß und die inwohnende Weltvernunft mit allem Drum und Dran nachzuschicken sich ermannte; wer schließlich jedwede Vorstellung von Sein, Dasein, Sosein, von Seinwerden und Werdensein, von Wesen und Gewesensein, von Wahrsein, Ewigsein, Unendlichsein sorgfältig abschälte von der Vorstellung Göttlich, Gott oder Gottheitlich: der wird es durchaus verschmähen, hinter dem Wunsch nach Selbstvergöttlichung nur eine zucht- und fruchtlose Anstrengung zu vermuten, dies arme, schwanke Menschenleben zum Leben einer Allmacht, Allweisheit oder Allgeistschaft dreist emporzulügen, und keineswegs wird er dem dummen Frosch vergleichbar sein wollen, der sich unbedingt zum Ochsen aufzublasen gedachte und dieses seltsamlichen Wunsches wegen elend zerplatzte ... Wer vielmehr seiner Götter tapfer sich entraten, sich entschlagen lernte, ohne doch vor seiner innersten Entscheidung mit ihnen zugleich nun auch die Religion als solche dahinzugeben, der wird sich klar geworden sein, daß für diese gesuchte, noch nicht gefundene Religion sicherlich nicht mehr in Frage stehen könnten die ehemals magischen Wandlungen, mystischen Einungen, enthusiastischen Wallungen, gnostischen Versenkungen, intellektualen Schauungen, syllogistischen Rückbringungen, dialektischen Bewegungen, wie sie dem Urwunsch der Religionen in früherer Zeit Verwirklichung zu winken schienen. Das einzige zur Frage stehen Könnende zu dieser Stunde, wo

die Religionen des Abendlandes ihrer theologischen Flitter entkleidet und als Religion nackend ausgezogen worden sind, das ist der Rest von Tat, übrig geblieben nach Abzug nicht nur sämtlicher erkenntnismäßigen Bestandteile, sondern auch aller durch das geglaubte Dasein Gottes bedingten Heilsverrichtungen. Was als des Menschen Tat übrigbleibe, wenn er sich ohne Götter selbst zu vergotten trachtet: das obliegt uns jetzt noch festzustellen, darzustellen; — in etwas anderer Wendung festzustellen, darzustellen, auf welche Weise das in allen höheren Religionen gleiche Mysterium der Tat fortzuführen wäre, nachdem die Eingriffe und Mithilfen eines Gottes in Fortfall geraten sind. Dieses Mysterium aber der Tat, dieses steht als unantastbarstes Ergebnis dieser nunmehr durchlaufenen Gestaltwandlung der Götter Europas fest, es offenbarte sich je und je in bemerkenswert doppelter Verrungenheit auf dreierlei Weisen: als Verschuldung und Entsühnung nämlich, als Opfer und Wiedergeburt, als Schöpfung und Erlösung . . . Entweder in diesen Tatverrungenheiten oder nirgends sonst ist die religiöse Leistung gottloser Religiosität zu suchen. Gelingt wirklich hier der Erweis, daß sie den abgetanen Afterglauben an Gott und Götter sieghaft überstehen, dann ist die atheistische Zukunft der Religion über jede Anzweiflung hinaus gesichert. Gelingt das schier Unmittelbare hier mitteilbar zu machen, was nämlich in den Heilshandlungen überlieferter Religionen teils als Verschuldung und Entsühnung, teils als Opfer und Wiedergeburt, teils als Schöpfung und Erlösung gleichsam von Ewigkeit her (wie unsere Mystiker sagen) zum Vollzug gelangt, rein als der menschheitliche Vorgang, abgelöst von jeder Bezugnahme auf seiende Götter betrachtet, — nunwohl! dann ist auch meine Aufgabe tatsächlich und grundsätzlich zu ihrem glücklichen Ende gediehen und vollführt . . . Wie also verhält es sich mit diesem dreifach gedoppelten Mysterium der Tat? Wie steht es mit dieser Religion der Religionen, die da in Zukunft einzige Heilsverwirklichung verbürgen wird? Worin besteht die doppeltgeknüpfte Tat Verschuldung und Entsühnung, die fortan auch dem Gottlosen, ja ihm besonders und ausschließlich für göttlich zu gelten hätte? Worin besteht Opfer und Wiedergeburt, worin Schöpfung und Erlösung, die der fromme Mensch der neuen Zeit feierlich wieder auf sich zurücknimmt, nachdem er sie einst Göttern als den Vollstreckern eigenen Wünschens, eigenen Wollens freigebig unterstellt hat?

Wenden wir uns in diesem dreigestaltigen Mysterium zunächst dem ersten zu, so entgeht uns freilich keineswegs der auffällige Umstand, daß es regelmäßig in den Religionen der seienden Götter die Schuld zu sein pflegt, die den Menschen vom Gott scheidet, indes erst die Sühnung ihn wieder an den Gott bindet. Ziemlich allgemein war die Auffassung

bestimmend, Gott als den Reinen, Unbefleckten und Unbefleckbaren im buchstäblichen Sprachverstand zu entschuldigen: dafür aber den irdischen Gegenspieler Gottes mit Schuld zu belasten, deren Tilgung ihn erst nachträglich wieder gottbürtig, gottwürdig erscheinen lasse. Keineswegs die Verschuldung, vielmehr die Entsühnung wird als heilförderliche Tat erachtet, und dies zwar mit desto größerem Nachdruck, je entschiedener das Dogma der Theologie die Unschuld Gottes im Vergleich zur menschlichen Verschuldetheit hervorhebt. Insbesondere weigerte sich das Christentum mit äußerster Hartnäckigkeit eines schuldverfallenen Gottes, so daß es im wesentlichen den tragischen Griechen vorbehalten war, folgerichtiger, sinngetreuer, wahrheitgemäßer den Gott grundsätzlich nicht weniger schuldig zu befinden wie die Menschen. In der unendlich lebensträchtigen Überzeugung, daß die Sühne durchaus ein Mittel der Selbstvergöttlichung sei, daß folglich die Sühne wollen müsse, wer Selbstvergöttlichung anstrebe: die Schuld aber gleichfalls wollen müsse, wer die Sühne als Mittel jenes Zweckes bejahe, — in dieser tiefgegründeten Überzeugung schreckt der tragische Grieche nicht davor zurück, die feste Doppelschürzung Schuld-Sühne dem Gott selber aufzuerlegen. Göttlich bedeucht es diesen frömmsten Sohn unseres heidnischen Altertums, begangene Schuld durch Leiden oder Sterben zu verbüßen und dadurch das verletzte Grundgesetz des Lebens wiederherzustellen: wie sollte es ihn da ungöttlich auch für den Gott bedünken, die eigene Unversehrtheit dran zu geben, um die sakrale restitutio in integrum an sich selber zu vollziehen? Göttlich war ja die Sühne, göttlich infolgedessen erst recht die Schuld, — wie übrigens auch bei den altgermanischen Asen, die sich bekanntlich tief und tiefer im Kampf mit den Vanen, im Kampf um das Gold verstricken, bis einst auch ihr Untergang sühnt! Außerstand, sich dieser schönen Treue zur Tat in eigener Tat anzuschließen, aber auch außerstand, auf den Vorgang der Vergöttlichung durch Wiederherstellung kurzerhand zu verzichten, findet das Christentum an einer verhängnisvollen Halbheit Vergnügen und Genüge, indem es die Schuld dem Menschen allein, die Sühne dem Gott allein zuwälzt und damit die streng geschürzte Doppelknotung der Heilstat auseinanderreißt. Seither schleppen sich die christlichen Jahrtausende mit einem Sühnegott, der selber nichts verschuldet hat, und mit einem Sündenmenschen, der selber nichts zu sühnen vermag, — religiös gesehen also mit einer Wirkung ohne Ursach' und mit einer Ursache ohne Wirkung. Kaum wird ein zweites Beispiel von dieser Kraßheit anzuführen sein, wo theologischer Wahn die religiöse Tat so bar jedes Verständnisses vernichtete, — so sehr, daß der heutige Mensch, trotz des sehr erfahrenen, sehr frommen ‚Sündige herzhaft' Luthers, jede Verschuldung ipso facto als erbrachten Erweis voll-

brachter Entgöttlichung, ja Widergöttlichung zu schätzen bereit gefunden wird, das innig Göttliche solchen Vorkommnisses nicht von fern mehr ahnend . . .

Etwas wie eine Rückkehr zu jenen tragischen Griechen scheint mithin uns Nichtmehrchristen an der Zeit, die wir begierig sind der religiösen Tat in ihrer Unzerbrochenheit und Unentstelltheit, — ob auch natürlich eine Rückkehr unter dem einschränkenden Vorbehalt frei bekannter Gottlosigkeit und -ledigkeit. Denn eben, weil wir aus neu entfachten Instinkten für Religion innerhalb der Religionen die Schuld wieder auf uns zu nehmen gerüstet sind, können wir unmöglich im Sinn tragischer Griechen diese Schuld als ein Vergehen wider den Gott deuten, der nicht besteht und da ist, was sie doch sogar noch bei jenen trotzigen Umstürzern homerisch-epischer Weltgesinnung geblieben ist, wo der jüngere Gott am älteren, der ältere Gott am jüngeren schuldig zu werden pflegte, um seinerseit der Sühnepflicht anheim zu fallen. Schuld als Verletzung göttlicher Ehre und Heiligkeit, und sei es die Verletzung durch den Gott selber, das wäre dem gottlos Frommen der neuen Zeit und des neuen Geistes ein schlechterdings unannehmlicher Gedanke: falls er sich schuldig kennt und fühlt, muß das auf völlig andere Art geschehen. Unmöglich kann die Schuld, in deren felsiges Labyrinth auch wir uns verirrt wissen, im Vergehen gegen Gott bestehen, höchstens in dem Vergehen gegen das bessere Bewußtsein in uns, welches zu unserer Vergöttlichung drängt. Daß auch die Stärksten stets soweit hinter ihrer Stärke zurückbleiben; daß auch die Besten nur an ihren Sonn- und Feiertagen wirklich gut sind; daß auch die Lautersten in allerlei Unlauterkeiten hinuntertauchen müssen; daß auch die Tapfersten irgendwann ihrer Furchtsamkeit erliegen; daß auch die Fruchtbarsten von Zeit zu Zeit Frucht, Laub und Blatt fallen lassen; daß auch die Reichsten bei Gelegenheit betteln bei den Armen gehen; daß auch die Liebendsten keineswegs immer ihre Liebe spenden; daß auch die Geduldigsten so oft vor Ungeduld unreife Schicksale brechen; daß auch die Stolzesten für leere Eitelkeiten nicht zu stolz sind; daß auch die Tiefsten zum Atmen an ihre Oberfläche steigen müssen; daß auch die Einsamsten hie und da um schlechte Gesellschaft buhlen; daß auch die Gerechtesten von der Ungerechtigkeit zehren; daß auch die Geistigsten manchmal auf platten Füßen wandern; daß auch die Weisesten sich heimlich selbst zum Narren halten; daß auch die Barmherzigsten noch voller Grausamkeiten stecken; daß auch die Fröhlichsten im Abgrund ihrer Traurigkeit versinken; daß auch die Biedersten hinter jeder Falte den Schalk sitzen haben; daß auch die Neidlosesten noch um die Ecken schielen; daß auch die Ehrlichsten nicht des Betruges missen können; daß auch die Wahrhaftigsten sich mit der Lüge wehren; daß auch die Saubersten

in diesem oder jenem Müllhaufen schnüffeln; daß auch die Ehrfürchtigsten beileib' nicht jedes Fremden Ehre fürchten; daß auch die Keuschesten sich mit des Freundes Weib mindestens im Traume gatten; daß auch die Friedfertigsten die Fliege tatschen und die Spinne tottreten; daß auch die Treusten vor Hahnenweckschrei zweimal sich selber und zum drittenmal die Treue verleugnen; daß auch die Zuverlässigsten sich wie die Windfahnen mit dem Wetter drehen; daß auch die Einfältigsten voller Listen und Schliche sind; daß auch die Adeligsten in den Armen der Gemeinheit ausruhen; daß auch die Fleißigsten im Fleische schwach und träg im Geiste sind, — dies alles und was nicht sonst noch macht sie schuldig vor sich selber, macht sie zu Schuldnern ihrer Selbstheit. Denn eines jeden Menschen Menschlichkeit, — und hier berühre ich die Stelle, wo sich die Religion für einen Augenblick wirklich mit der Moral zusammenfindet, mit der sie sonst wahrlich wenig genug zu schaffen hat! — eines jeden Menschlichkeit also hat einen Pegelstand von wechselnder Höhe und Niedrigkeit, weshalb ein jeder der Täter höherer und niedrigerer Taten ist. In den Zeiten hohen Pegelstandes begeht er Handlungen, die er sich willig zuschreibt und zu welchen er sich gern bekennt. Aber in Zeiten tiefen Pegelstandes begeht er Handlungen (und vielleicht mehr noch Unterlassungen), deren Urheberschaft er sich bei höherer Peilung wieder aufs heftigste schämt. Er möchte vergessenmachen, möchte widerrufen, möchte bereuen, alles umsonst! Denn bereits hat seine Tat begonnen, sacht von ihm sich abzuschnüren, etwa wie sich die Geißelzellen zahlreicher species von Radiolarien von ihren Elterntieren, Elternpflanzen abschnüren, ausschwärmend zum Behuf der Fortpflanzung und überall hinschwimmend, hingeißelnd, hinstrudelnd. Ganz ähnlich pflanzt sich die Tat fort, in unbekanntesten Lagen und Bezirken der Wirklichkeit neue Taten in endloser Reihe fort und fort zeugend, fort und fort dabei wider ihren Täter zeugend. Unwiderruflich und unabänderlich weiter lebt die Tat an und für sich, weiterlebt sie an anderen und für andere; unaufhaltsam, glatt und lautlos läuft das Rad um seine wohlgeschmierte Achse. Gleichsam unendliche Botschaften und Meldungen ergehen vom Urheber an alle Wesen aller Welten, Meldungen und Botschaften, die zwar (vielleicht!) bei wachsenden Abständen in ihren Wirkungen wie die Lichtstärken selbstleuchtender Körper schwächer werden, niemals aber zur Null und Nichtigkeit abschwellen. Alles Getane hat seine unübersehbar strengen Folgen, deren sich der Täter unter keinen Umständen mehr entledigen kann, und von allen Gewißheiten des Lebens ist ohne Zweifel das die gewisseste, daß jede Tat zu ihrem Urheber eines Tages wiederkehrt, wie etwa ein Bumerang seinem Schützen wieder in die Faust zurückspringt, nachdem er ein Wild damit erbeutete: — „Erben der Werke sind die Wesen",

sagt ein indisches Wort tief einprägsam und vielbedeutend... Es ist wohl richtig, nicht jede Tat kehrt als Schuld zu ihrem Täter zurück. Als Schuld doch aber jede Tat, die im Seelenstand niederer Peilung geschah, im Seelenstand der Unzulänglichkeit für das eigene Maß. Uns derartiger Handlungen bewußt, sind wir über unseren Unwert hart betroffen; uns selbst befragend, verstehen wir es nicht, wie jene schmerzliche Begehung, verwerfliche Unterlassung damals hat stattfinden können. Außerstand, geschehene Tat zurückzunehmen, entsetzt über ihren Weg, der mit grausamer Unfehlbarkeit über hunderttausend Abwege und Umwege zu ihrem Täter zurücktastet, möchten wir der Verantwortung entbunden sein und sagen dürfen: jene Begehung oder Unterlassung entsprang wohl fremdem Einfluß, fremdem Zuspruch, sie lag am heuchlerischen Feind, am falschen Freund; sie war die Versuchung des schlechten Weibes, die Lockung des schwachen Augenblicks; sie ward erzwungen von der Not der Umstände, von der Macht der Verhältnisse, – nicht aber bin ichs gewesen, wahrhaftig nicht ich, der damals entschied und sich entschied... Und vielleicht spricht aus dieser Ausflucht vor sich selber nicht einmal die bloße Verlogenheit. Vielleicht bin ich, die Tat vor mir jetzt verwerfend, wirklich gar nicht mehr ich, der einst die Tat beging oder unterließ. Vielleicht ist das Ich, welches die Tat brandmarkend von sich abzuwälzen trachtet, dem Ich, welches für die Tat haftbar ist, haftbar gewesen ist, nicht viel ähnlicher, als zwei beliebige Persönlichkeiten sich ähnlich sind, mit dem Unterschied freilich, daß jenes und dieses Ich in zeitlicher Stetigkeit lebendig verbunden sind. Vielleicht hab' ich zwischen meine Tat und mich längst einen neuen Menschen wie eine Wand, wie eine Mauer, wie einen Turm gestellt, einen neuen Menschen, dem keinerlei Urheberschaft von jener Tat zur Last gelegt werden darf. Wobei es allerdings höchstmeine eigene Schuld bleibt, nicht damals schon der heutige gewesen zu sein. Ist es mithin gut ausdenkbar, daß die lebendige Beziehung zwischen Tat und Täter eines Tags zerreißbar wäre, wofern man der alten Tat einen Täter unterschöbe, der sie als Wesensäußerung ganz einfach ausschlösse, – immerhin bleibt die Verantwortlichkeit von vorhin derart in Kraft, daß sie zwar nicht eigentlich mehr die Tat, wohl aber den Täter selbst betrifft. Auch jetzt ist eine Schuld im vollen Umfang zu bejahen mitsamt all ihren nachträglichen Wirkungen, Weiterungen, Verhängnissen, daß der Täter nicht immer schon der war, der er hätte sein können, ja der er eigentlich ist, – und welcher Trost liegt nicht darin, daß keiner von uns weiß, wer er eigentlich ist, keiner folglich an seiner Fähigkeit zu allen hohen guten Dingen zu zweifeln oder gar zu verzweifeln braucht! Daß wir zwar unsere Taten nicht vermeiden konnten, wohl aber unser Selbst zu anderer Täterschaft hätten bestimmen können, bestimmen sollen,

bestimmen müssen: das und nichts anderes kennzeichnet uns demnach als schuldig vor uns selbst...

Hier glimmt indes an diesem düster verhangenen Himmel gleichzeitig schon die zarteste Hoffnung auf. Kann niemand sich aufrichtigerweis der Verantwortung entschlagen für seine Täterschaft und damit auch nicht für seine Tat, so steht es eben darum in der Freiheit eines jeden, seine Schuld mit der einzigen Münze zu bezahlen, die hier gangbar ist: nämlich mit sich selbst, dem eigenen Selbst. Immer wieder, behauptete ich vorhin, stoße jeder Urheber und Urtäter im Leben auf die unverwischten und unverwischbaren Spuren seiner eigenen Handlungen, einem verirrten Reiter in der Prärie vergleichbar, der nach aufreibendem Tagesritt am Abend endlich auf eine Menschenfährte gerät, um zu seinem Grausen, zu seinem Verderben vielleicht wahrzunehmen, daß dies seine Fährte ist und er Stund' um Stund' des kostbaren Tages im Kreis herumgeritten ist. Einmal jedoch, fahr' ich jetzt weiter, könnte es sich ereignen, daß die Tat zwar abermals zu ihrem Urheber wiederkehre, — er unterdes aber ein völlig anderer geworden wäre, ein nämlich mit sich selber wunderbar Vertauschter: vergleichbar einem anderen Reiter, der gleichfalls untertags im Kreis ritt, aber inzwischen seinen abgetriebenen Gaul mit einem noch unverbrauchten aus der Grassteppe selbst ausgewechselt hat und nun den Tag in die Irre nicht als die dringende Gefährdung seines Lebens fürchten muß. Fand er die Tat unänderlich, unabänderlich, so dünkt ihm wenigstens der Täter nicht unbildsam und unwandelbar. An ihm hat er in der Zwischenzeit so unablässig geknetet, gebosselt und geformt, bis er zuletzt der geworden ist, den er in seinen besten Stunden ehemals zu sein begehrte. Jetzt hat die Sühne die Schuld eingeholt und ereilt, jetzt hat die Sühne die Schuld ausgeglichen und getilgt: nicht aber dies durch eitle Anstrengungen, Geschehenes ungeschehen, Unwiderrufliches widerruflich zu machen; weniger noch durch nutz- und ruhmlose Büßungen, Peinigungen, Zerknirschungen, die Gewissensbiß und Reue ausdrücken wollen, — vielmehr schlichter und durchgreifender, wenn auch bei weitem beschwerlicher, durch Selbstverwirklichung eines neuen Entschuldigten und Unschuldigen, der den Täter der verrufenen Tat endgültig unter sich gebracht hat. Hat einer sich an sich selbst, hat einer sich an seinem Selbst vergangen, dann ist er sich eben ein neues Selbst schuldig geworden: mit diesem möge er sühnen, und Gott in Person, wenn es Gott gäbe, könnte nicht göttlicher mit ihm verfahren... Man schuldet und man sühnt, will heißen, man war jener und ist nun dieser geworden. Man schuldet und man sühnt, will heißen, man verzeiht sich vielleicht seine Tat, zeiht sich aber desto strenger seiner Täterschaft. Man schuldet und man sühnt, will heißen, man wirkte unter seiner Würde und erwirkt seine Würde. Man schuldet und man

sühnt, will heißen, man verantwortet die Tat ohne Abzug, entwächst jedoch der Täterschaft und übergrünt sie . . .

Nicht die Verschuldung ist infolgedessen das Anzeichen der Entgöttlichung des Menschen, sondern die Weigerung, schuldig zu werden. Diese Weigerung ist dem Menschen durch und durch natürlich, und als natürlicher Mensch zerbricht er hundertmal lieber an sich selber, läßt tausendmal lieber andere an sich zerbrechen, eh' daß er seine Schuld auf sich nimmt oder gar seine Schuld bekennt. Kein Streitfall und keine Feindschaft zwischen einzelnen, kein Krieg und kein Kampf zwischen Völkern, wo sich die Gegner nicht bis ins Mark ihrer Seele selbst vergifteten durch das unsterblich fluchwürdige: ich bin unschuldig, du bist schuldig, du bist schuldig, ich bin unschuldig . . . Wie zahllos oft hat nicht dies Höllenwort jede beginnende Verständigung zwischen Menschen wie mit einem Fallbeil jählings geköpft und abgeschnitten; wie zahllose Male hat es nicht schüchterne Liebesregung in gärendem Todhaß wie in einer Dung- und Jauchegrube erstickt und ersäuft. Ich bin unschuldig, du bist schuldig: das ist der blechern schetternde Kehrreim des bösen Geistes Mensch, der da die Frechheit hat, sich aufzuwerfen zum Richter über Menschen, ohne Gericht je über sich selbst zu halten. Ich bin unschuldig, du bist schuldig: so meckert und blökt und kräht des Teufels Stimme, der es nie fassen wird, daß Fallen und Schuldigwerden je und je das köstliche Himmelsvorrecht der Engel und Götter gewesen ist . . . Schuldlos zu sein behaupten heißt daher nicht allein, daß sich der Mensch wie er just geht und steht, mit allen seinen Bosheiten, Ruchlosigkeiten, Grausamkeiten viehisch wohl gefällt; heißt nicht allein, daß der Mensch noch nie die eigentliche Wallung seiner Menschlichkeit, die warme Scham, an sich erfahren habe; heißt nicht allein, daß der Mensch dahin verdumpfe, dahin flegle, ohne Ziel und Maß seiner selbst wie Pflanze oder Tier; — schuldlos zu sein behaupten heißt vielmehr niemals noch inne geworden sein des frommen Urwunsches nach Vergottung und Vergöttlichung des Selbst. Von allen schlimmen Wölfen hinter Schafsgesichtern ist der Unschuldige der schlimmste Wolf, denn er frißt sein Opfer, nicht weil ihn hungert, sondern damit dem Opfer vor Gott und Menschen recht geschehe, recht vor dem Allauge der Königin Sonne selber. Wer seine Unschuld laut beteuert, beteuert somit nur seine Verstocktheit und Verlogenheit, denn er gibt vor, in allen Lagen seines Daseins stets das Höchste und Beste gewesen zu sein, was er unter günstigen Umständen und bei rastlosem Aufwand vielleicht, vielleicht hätte sein können. Wer seine Unschuld laut beteuert, beteuert somit seine Trägheit, seine Faulheit, denn er schleicht der Schuld als der Aufgabe seines Lebens auf den Zehen aus dem Weg und scheut es, Herr über sie zu werden und mit ihr sich selbst zu überwinden.

Wer seine Unschuld laut beteuert, ja der beteuert schließlich unwissentlich aber unwiderleglich seine Schuld, denn wo gäbe es eine heillosere Schuld als die, dem Nächsten überall die Schuld aufzubürden ... Wenn eine Schuld unsühnbar ist, dann ist es diese, weil sie den Wunsch zur Sühnung und Entschuldigung unterdrückt, den Willen zur Selbständerung und Selbstwandlung erwürgt, die Sehnsucht nach Genugtuung und Genügetat erstickt. Der Unschuldige ist weder menschlich noch göttliches Wesen, sondern moralisches Ungeheuer, moralische Ausgeburt vornehmlich solcher Zeiten und solcher Rassen, die die Moral mit der Religion verwechselt haben und wähnen, es zieme Mensch oder Gott, sich in Reinheit zu erhalten, anstatt sich an die Welt hingegeben zu verlieren und von ihr befleckt nicht Reinheit, aber Reinigung nachträglich zu erwirken. Der Unschuldige ist endlich, man glaube mir's, der Irreligiöse schlechthin, der gezüchtete Typus des bloß biologischen Menschen, der sich seiner vorgefundenen Beschaffenheit freut und aus angeborener Abneigung gegen die Religion überhaupt unangreifbar zu machen verstand gegen jedweden Antrieb von außen oder innen zur eigenen Vergottung. Der Unschuldige kehrt und wehrt sich gegen die Schuld, weil er sich gegen die Sühne kehrt und wehrt. Er weigert sich, für das Leben den einzigen Preis zu entrichten, den das Leben notwendig kostet — das Selbst, das vielgehätschelte, äffisch verzärtelte Selbst. Und nicht ist das geflügelte Ecce homo-Wort in seinem Gemüt auch nur bis unter die Haut gedrungen: „Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts anderes tun als Unrecht, — nicht die Strafe, sondern die Schuld auf sich zu nehmen, wäre erst göttlich ..." Ein Wort, das wie kaum ein zweites die in einer Notreife gediehene Frucht der Zukunft der Religion rasch zufahrend vorweg pflückte ...

Ein fernes, aber reines Echo von der Einsicht, daß dem Schuldbejahenden der Rang vor dem Unschuldigen gebühre (am stärksten wie gesagt erfühlt von den tragischen Griechen), es klingt noch nach in dem unbegreiflichen und unbegriffenen Wort des Evangeliums: „Widerstehet nicht dem Übel." Was not tut, ist tatsächlich die frei übernommene Verantwortlichkeit für alle Handlungsweisen, aus denen Übles wuchert und die aus Üblem wuchern in endlos vielen Graden und Maßen: die Verantwortlichkeit und mit ihr die Pflicht der Genugtuung und Sühnung. Nicht um seine Unschuld, um seine Schuld trägt der göttliche Mensch die tiefste Sorge, nicht nur um seine Urheberschaft an unmittelbar ihm beizumessenden Begehungen oder Unterlassungen, sondern genau so sehr und mehr noch um seine mittelbare Urheberschaft, Miturheberschaft an allen Begehungen und Unterlassungen überhaupt. Sich schuldig wissen, als Schuldiger einstehen wollen auch für Taten und Handlungen, die zu

jeder Zeit und an jedem Ort geschehen zwar ohne nachweisliche Beteiligung des eigenen Selbst, aber doch unter einer Art von Mitbeteiligung desselben nach Maßgabe seiner Gliedschaft innerhalb aller Menschengemeinsamkeit, das hat als Anzeichen echter und wohlverstandener Heilsbedachtheit durchaus zu gelten. Der höhere Mensch ist eingedenk, daß er als Stellvertreter aller für die Untaten und Vergehen, für die Greuel und Verbrechen aller mitverantwortlich zeichne, mitverantwortlich hafte. Die ungeheuerliche, nicht einmal von Satan auszuträumende Menge des Unrechts, welches die menschliche Gattung in jedem Zeitteil verschuldet, sei es, daß sie das Unrecht zulasse und dulde, sei es, daß sie das Unrecht verursache und begehe, — und ich könnte mir ein göttlich erleuchtetes Menschenbewußtsein denken, dem geduldetes und verursachtes Unrecht ein und dasselbe wäre! — Diese Last von Unrecht also ergibt dem Frommen der neuen Zeit das Maß seiner Mitschuld und dieses ihm wiederum das Maß seiner Sühnpflicht. Weil alle ohne Hemmnis und Schranke übel tun, hat auch er auf gewisse (dem Verstand freilich nicht genau zu beglaubigende) Weise teil an der Gemeinschaft Übeltat und Übelwerk, hat er teil folglich an der Vermehrung dessen, was er von seinem besseren Selbst aus verurteilt und verwirft. Keineswegs obliegt ihm gleichsam als einem „Ewigen Christen" die Rolle des Lammes zu spielen und der Welt Schuld auf sich zu nehmen und zu sühnen, — nichts weniger als dies. Nicht die Schuld Fremder zu sühnen, sondern mit Fremden und an ihnen schuldig zu werden, wofern er ihnen allen angehört und mit ihnen allen verbunden ist, — dieses obliegt ihm. Auch die Schuld jener dort ist deine, auch die Schuld jener dort ist meine Schuld, spricht der Göttliche zu sich selber, die Missetaten der Gesellschaft bei sich überschlagend, manchmal gepackt von Grausen, gewürgt vom Ekel, geschüttelt von Verzweiflung, vergiftet von Bitterkeit, aufheulend vor Ohnmacht, heimgesucht sogar manchmal von Entleibungsgedanken. Womit sich die Völker in jeder Stunde ihres Daseins selber besudeln, damit gewahrt er auch sich, oh Trübsal ohne Trost! an eigener Leib-Seele besudelt, und er hört von keinem Werk der Schmach, des Hasses und der Rache, das nichts als Same künftiger geiler Tracht auch in seinem Busen keimte. Denn alles Leben, das ist ihm längst aufgegangen, ist schließlich Mitleben und Miterleben; Mitleben aber ist unter allen Umständen Mittaten und Mitunterlassen, Mittöten und Mitstehlen, Mitbuhlen und Mitehebrechen, Mitheucheln und Mitzecheln, Mitbetrüben und Mitverwunden, Mitlästern und Mitenttäuschen, Mitschwindeln und Mitübervorteilen, Mitbetrügen und Mithintergehen. Eine ungenannte, unnennbare Schuld als Schuld jedermanns läuft hinter jedem wie ein Schweiß- und Bluthund drein und weiß ihn aufzustöbern, aufzuschnobern noch in den winklichsten Einsiedeleien, wohin einer aus der

Gesellschaft anderer in die Gesellschaft mit sich selber flieht, die vielleicht nicht minder unheilvoll als jene ist . . . Der Ungöttliche jagt diese Schuld von seiner Schwelle und wälzt sie seinen Nächsten zu. Der Göttliche aber heißt sie vielwillkommen, indem er ihr seinen Namen und seine Verantwortung leiht, sich selber sozusagen auf die Schuld und die Schuld auf sich selber taufend. Schuldig als Gattung- und als Einzelwesen, sühnt er als Einzelwesen für sich und die gesamte Gattung. Und wenn überhaupt, darf wahrlich dieses menschliche Mysterium göttlich genannt werden, denn dies ist eben unser menschlichst Göttliches, daß wir die unbeglichene Schuld aller mit uns selbst begleichen, weil wir auch selbst irgendwie alle sind und mit sind . . .

Der Menschgott gleichsam ein Mittel zur eigenen Reinigung, Sühnung, Genugtuung, Wiederherstellung, griechisch gesprochen der Menschgott ein Kathartikon, — ungefähr das schält sich als süßer Kern des ersten Mysteriums aus den darren Schalen der Theologie und Dogmatik europäischer Religionen. Das Entscheidendste mußte dabei freilich auch jetzt Mysterium sein und bleiben, weil es sich ja nicht als Wort an die Vernunft, sondern als Antrieb an die Tat wendet. Ob und wieweit das mühselig hier Umschriebene wirklich religio, wirklich Bindung, Verbindlichkeit und Gelübde sei, wird folglich nur der endgültig für sich bejahen, endgültig für sich verneinen dürfen, der das doppelt geknüpfte Tun der Verschuldung-Sühnung wirklich für sich geleistet hat. Der durch dieses Tun herbeigeführte Zustand ist die einzig zulässige und zuverlässige Probe, die hier überhaupt zu machen ist. Hier gibt es keinen Einwand und keinen Beweis als allein die Erfahrung an sich selbst. Wer sie verschmähte, hätte sicherlich keine Religion. Aber auch wer sie aufsuchte, dürfte zwar von sich wohl bekennen, daß er Religion habe, — aber nicht mehr als einen Anfang der Religion. Von den drei großen Weihen des Mysteriums hätte er nur die erste und niederste erworben. Denn der gottlos Fromme künftiger Weltzeit hat nicht nur sich selber mit Schuld zu bebürden, sondern ihm ziemt es außerdem, das Opfer darzubringen. Nicht nur winkt ihm als Preis bejahter Schuld die Sühne, sondern als Wirkung des Opfers die Wiedergeburt höherer Grade. Ihm steht es in Freiheit zu, das seltenere Mysterium anzutreten vom Opfer und der Wiedergeburt, und abermals müssen bettelhafte Worte zu umschreiben trachten, was lediglich die starke Tat vollbringen kann.

An diesem doch schon weit vorgeschobenen Punkt die geschichtlich ältesten und üblichsten Deutungen und Bedeutungen der Opferhandlung noch einmal heranzuziehen, kann unmöglich unsere Absicht sein. Genug, daß wir durch frühere Darstellung ein Recht erhielten, alles für frühere Weltzustände allein Bezeichnende außer Betracht zu lassen. Insonderheit berührt uns

die urchristliche Lehre vom Opfer als der Darbietung eines stellvertretenden Mittlergottes zur Rettung einer sündenverstrickten Menschheit nicht mehr im leisesten: dieser von Paulus zwar etwas aufgemachte, immer aber noch unsäglich rohe und grausame Blutglaube und Aberglaube eiszeitmenschlicher Vergangenheiten. Schauerlich darüber belehrt und aufgeklärt, was aus schuldlos oder schuldig vergossenem Blut an Pest- und Schwefeldämpfen auf gen Himmel raucht, haben wir feierlich abgeschworen dem Wahn vom Heilszauber vergossenen Blutes. Mag einst geopfert worden sein, um die Seelen nah' versippter Abgeschiedenen im Schattenreich zu bedienen oder zu ergötzen; mag geopfert worden sein, um gnädigen Göttern zu danken oder beleidigte Götter auszusöhnen; mag geopfert worden sein, um in die Gemeinschaft seliger Geister einzutreten und mit einem höchsten Wesen in Verbindung zu gelangen, so liegen diese an sich sinnreichen Gebräuche doch heut' in großer Entfernung hinter denen, die der Zukunft ihre Botschaft künden wollen. Diesen alten und unstreitig auch veralteten Vorstellungen innerlich sehr überlegen ist offenbar eine dreifach vollzogene Auswirkung der Opfertat, die sich neben theologisch begründeten Gebräuchen in den christlichen Religionen (und nicht allein in ihnen) geltend gemacht hat. Es ist dies erstlich das Opfer des Besitzes, zweitens das Opfer der Person, drittens das Opfer des Lebens, welches unabhängig von allen dogmatischen Begriffen immer wieder gefordert und immer wieder dargebracht wird. An diese Dreigestalt des Opfers, meine ich, wäre daher passend anzuknüpfen, falls man den zweiten Teil des hohen Mysteriums „Religion überhaupt" im Ernst begehen und mit Andacht feiern wollte: hier scheint sich mir in zeitlich gebundenen Gebräuchen ewig Gültiges anzukünden. In diesen dreierlei Handlungen haben sogar die theistischen Religionen der Vergangenheit näherer oder fernerer Zukunft der Religion mächtig vorgearbeitet, — vielleicht desto wirksamer, als sie das entscheidende Vorkommnis dreimal aus dem Zirkel himmlischer Götterkreise hinauswiesen und in die Innenschicht der Menschenseele hineinversenkten . . .

Stark eingewurzelt von Natur, sagte ich vorhin, sei offenbar dem Menschen der merkwürdige Hang, sich wider jedes Schuldigwerden, Schuldigsein mit Hand und Fuß zu stemmen und viel lieber an eigener Schuld zu zerbrechen, viel lieber Feind und Freund, Kind und Geliebte, Weib und Nachbar an der eigenen Schuld zerbrechen zu lassen, ehe er für Getanes oder Unterlassenes schlicht sich verantwortlich bekenne und aus freien Stücken gebotene Sühne leiste. Der nämliche Hang nun, muß ich jetzt weiter fahren, verstockt denselben eigensinnigen Menschen aber auch gegen die göttliche Tathandlung des Opfers. Noch schwerer, noch unlustiger entringt er sich das Opfer zur rechten Zeit; leichthin legt er das Opfer, das er selbst mit Mühe oder gar nicht darbringt, nur den anderen auf;

fast niemals kann er sich zum Höchsten überwinden, das Opfer nicht sowohl zu bringen, als das Opfer geradezu in eigener Person zu sein. Opfern, das versteht er je und je nur als ein Hergeben, Verzichten, Aufgeben, Entsagen, indes die besten und die bösesten Instinkte seiner Art aufs Gegenteil blindlings versessen sind. Keiner sieht es von Natur ein, weshalb ihm Verzicht bekömmlicher sein soll als Behauptung, Entsagung bekömmlicher als Erwerb. Und wie um ihn in dieser schrecklichen Hartnäckigkeit, Halsstarrigkeit noch recht zu bestärken, springt seiner eingeborenen Neigung hier auch noch die Vernunft bei, indem sie ihm triftige Beweisgründe auf die Zunge legt, die diesen innern Widerstand zu rechtfertigen geeignet scheinen. Die Religion, wendet nämlich die Vernunft mit der ihr eigenen Vernünftelei hier ein, fordert das Opfer des Besitzes, als ob es ihr entgehen könnte, daß jede menschliche Betätigung mittelbar oder unmittelbar auf Mehrung des Besitzes gerichtet sei. Betreffe das nun die Mehrung der im engeren Wortverstand wirtschaftlichen Güter, als da sind Bargelder, Tauschwerte, Arbeitmittel, Werkzeuge, Waren, Betriebvermögen, Grundstücke, Wohnstätten, Verkehrswege, Bodenschätze, Naturkräfte, Nährstoffe und dergleichen; betreffe das die Mehrung der nicht eigentlich wirtschaftlichen Güter, wie Stellung, Rang, Ansehen, Einfluß, Macht, Wirkungskreis, Handfertigkeit, Gelehrsamkeit, Arbeitstüchtigkeit, Witz, Klugheit, Kunstgeübtheit, Urteilskraft, Erkenntnis, Weisheit und ähnliche mehr. Ganz unverkennbar gelange doch jedes einzelnen Fähigkeiten zur Auswirkung und mehr noch zur Veredelung nur, wofern er absichtlich oder unabsichtlich den vorhandenen Besitz vorhandener Güter aller Art zu mehren strebe. Besitz schlankweg verbieten hieße demnach dem Leben seine Möglichkeiten unterbinden, hieße infolgedessen das Leben selbst verbieten. Bleibt doch sogar der Arme durchaus angewiesen auf Besitz, wenn nicht auf eigenen, dann auf fremden, ohne den er nicht einmal als Armer möglich ist; würden doch ohne Besitz anderer auch Bettelmönch, Kyniker, Asket (mindestens in unseren Breiten) rasch verhungern, erfrieren, verenden, verelenden, verkommen müssen, die wirtschaftliche Voraussetzung ihrer eigenen Armut, ihrer eigenen Gesundheit, ihres eigenen Lebens aufhebend. Und wirklich, spinnt man diesen unwiderleglichen Gedanken weiter, dann steht man dem nicht ganz erwarteten Ergebnis bald gegenüber, daß gerade das Opfer des Besitzes nicht vom Besitzlosen gebracht werden kann. Gerade nicht der Habenichts, nicht der Bettler, nicht der Mönch erweisen sich des Opfers des Besitzes fähig, sondern allein der Besitzende, allein der Wohlhabende, allein der Reiche. Wie also nun? Bedingt nicht just das Opfer des Besitzes an und für sich den Besitz, beruht nicht seine Möglichkeit auf der regelmäßigen Beschäftigung mit dem Erwerb und seiner Mehrung? Gewinnt das Opfer des Besitzes nicht sein Gewicht erst daher, daß der

Opfernde preisgibt, was ihm besonders teuer, nicht aber preisgibt, was ihm besonders gleichgültig ist? Unstreitig, nur weil zu allen Zeiten der Besitz gerade der wirtschaftlichen Güter den Menschen der teuerste gewesen ist, besteht die Religion zu allen Zeiten auf der inneren Bereitschaft, den Besitz daran zu geben: und hier ist in Bereitschaft sein wirklich alles, hier ist in Bereitschaft sein sogar Religion. Sie fordert diese Bereitschaft, auch den Besitz, vor allem den Besitz zu opfern, nicht weil ihr von Haus aus an armen mehr wie an wohlhabenden Anhängern gelegen wäre, nicht weil sie aus schwer erklärlichen Wertgesichtspunkten den Armen für besser, frömmer, göttlicher hielte wie den Reichen, — weiß sie doch sehr im Gegenteil, daß der schlechthin Besitzlose meistenteils nur ein Lump, höchst selten ein Heiliger ist, sie aber zwischen beiden mitten inne stehend den dritten sucht, der zwar besitzt, aber auch gibt und aufgibt. Sie heischt die Bereitschaft zum Verzicht auf den Besitz nur als die gar nicht entbehrliche Probe, wieweit eines jeden Seele überhaupt noch ihre Unabhängigkeit von Gütern, Dingen, Gegenständen, Sachen, will heißen, wie weit sie ihre Selbstgenugsamkeit und Selbstherrlichkeit zu wahren fähig oder nicht fähig sei. Die Religion zwingt den religiösen Menschen, einmal im Leben über sich selbst mit vollkommener Eindeutigkeit die Entscheidung zu treffen, — sie nötigt ihn vor allem zu der Entscheidung, ob er noch Herr über die Dinglichkeit ist oder die Dinglichkeit bereits Herr über ihn. Denn allezeit nimmt Religion am Besitz den untilgbaren Makel wahr, daß er zunehmend den Besitzenden besitze. Sie weiß es: wer da etwa Land hat und eigene Erde, der muß wohl oder übel mit allen unzerstückten Kräften seines Wesens der Erde frohnden. Wer das Geld hat und bares Vermögen, muß dem Geld frohnden und der Notwendigkeit seiner Verzinsung. Wer da Arbeitsmittel hat und eigenes Werkzeug, der muß dem Arbeitsmittel frohnden und seiner Nutzbarmachung. Wer da Bergwerke hat und Bodenschätze, der muß den Bodenschätzen frohnden und ihrer Förderung. So geht dies weiter und immer weiter, von den gröbsten bis zu den geistigsten Formen des Besitzes. Eine jede dieser Formen formt sich nach eigenen unverbrüchlichen Regeln und Gesetzen, denen sich kein Besitzender willkürlich entziehen kann; jede drängt ein anderes Stück Persönlichkeit zu unheilstiftender Versachlichung und Selbstentäußerung. Nicht brauch' ich dem Leib- und Seeleigenen des Geldes des näheren zu schildern, wie das im einzelnen wohl gemeint sei. Genug, daß jeder Besitz den Besitzenden hoffnungslos an seine eisernen Erfordernisse schlägt und kettet. Ein tödlich fest gesponnenes, tödlich eng geknüpftes Netz zieht jeder Besitzende über sein Haupt zusammen, und nimmermehr wird er's aus eigenen Kräften zerreißen, sondern höchstens mit des Opfermessers Schärfe noch durchschneiden können. Dazu soll er stark sein, und weil er's nie von sich selbst schon ist, sich stark machen; soll

seine Erstgeburt ohne Maulen metzen, wie uralt greuliche Gebräuche ihm bedeuten. Auf Teuerstes, Umworbenstes, Wertgehaltenstes soll er verzichten können und den Hang zum Unentbehrlichsten, ja den Hang zum Hang überhaupt noch in sich überwinden. Entsachlicht von den Sachen, unbedingt von den Dingen, soll er zur Götterfreiheit, Götterunbekümmertheit des Löserworts heranreifen, das einst Aristippos von Kyrenai unvergeßlich prägte: ich besitze, werde nicht besessen — (er sprach es aber, als ihn jemand über sein für viele anstößiges Verhältnis zu der vornehmen und verwöhnten „Gesellschafterin" Lais auszuholen gedachte, und noch fühl' ich den langen, geraden, unbefangen-unverfänglichen Blick auf mir, der dem wunderwitzigen Frager antwortete: denn ein solcher Blick strahlt durch die Jahrtausende wie das Licht eines sehr entfernten Sternes, der seit Jahrtausenden gleichfalls schon erloschen sein mag). Ich besitze, werde nicht besessen, ich besitze, bin aber nicht besessen, — dies Löserwort eines Gelösten, Gelassenen und Freien bezeichnet genau den Seelenstand der Ununterworfenheit unter die Gegenstände, dessen Bekundung durch die Tat die Religion von Zeit zu Zeit immer wieder als Opfer ihren Bekennern ansinnt. Daß die Seele von allerlei Gütern nicht besessen werde und besessen sei, des heischt die Religion etwa eine Probe, eine Bestätigung, eine Zeugenschaft, auf die sie im Zweifelfall nicht verzichten kann. Der Mensch darf, ja er soll besitzen, hiergegen hat Religion keinen Einwand zu erheben. Aber der Mensch soll und soll nicht besessen werden, und das gibt er ausschließlich durch seine Bereitwilligkeit zum Opfer zu erkennen. Erst durch die Bereitwilligkeit hierzu erweist sich jeder einzelne sich selber und seinen Freunden, seinen Feinden; erst diese Bereitwilligkeit stellt über jeden Zweifel, wie ernst oder unernst ihm sei mit seinem Streben zur Vergöttlichung. Die Parabel vom reichen Jüngling beispielsweis vermittelt uns die Bekanntschaft jemandes (und wer wäre nicht dieser jemand?), dem es mit diesem Streben nicht ernst genug war. An sich konnte Jesu gewiß nichts gleichgültiger sein als die Vermögensumstände eines angehenden Anhängers und Jüngers. Aber freilich mußte ihm so gut wie alles daran gelegen sein zu erfahren, ob der junge Mensch mit sich selber Ernst oder Spaß machte. Selig aber ist, wer vor sich die Probe des Besitzes bestanden, denn er darf von nun auf sich selbst bauen. Aristippos aber von Kyrenai und der Nazoräer Jesus, der Bericht vom reichen Jüngling und von der schönen Lais, — wie nah sich doch wahrlich alles ist, was einander nah ist . . .

Die Tathandlung des Opfers indessen, dies merken wir jetzt wohl, ist wesentlich vom Vorgang der Wiedergeburt sachlich gar nicht zu unterscheiden. Wer sich von den Dingen, auf die er die Hand gelegt hat, innerlich so unabhängig zu erhalten versteht, daß er sie zu jeder Stunde fahren lassen kann, der ist in Ansehung des Besitzes ein Wiedergeborener.

In ihm ward fröhlich der Gott geboren, der die Gegenstände der Wirklichkeit ohne Eingriff, ohne Zugriff frei wachsen und frei walten sieht, ein jegliches nach seiner Art. Wenn auch wahrscheinlich noch kein Erlöster, stellt er sich immerhin doch als ein Gelöster fromm zu den Gegebenheiten dieser Welt: Äußerliches opfernd, um innerlich zu bleiben, auf Notwendiges verzichtend, um seine Freiheit zu retten. Voller Sehnsucht nach seinem Selbst, und in dieser Hinsicht wirklich voller gesunder Selbst-Sucht! ist ihm an nichts so viel gelegen als an eben diesem Selbst. Inwiefern der Besitz schon an und für sich den Besitzenden verpflichtet, denkt er nicht daran, sich seinerseit dem Besitz zu verpflichten, und so bringt er das Opfer des Besitzes tatsächlich sich selber, tatsächlich seinem Selbst. Aus Selbstsucht, kann man sagen, opfert die Seele den Besitz, aus jener schwer beschreiblichen, reinen und uneigennützigen Selbstsucht, die dem höheren Menschen ins Herz gepflanzt ist als das stets gegenwärtige Bewußtsein, in seinem Selbst den Born, Quell und Ursprung des Göttlichseins zu verehren. Denn ehrwürdig dünkt sich selber der höhere Mensch im Gegensatz zum gemeinen, der sich persönlich selbst verachtet; Ehrwürde zollt er jeder freien Regung seiner an Dinge unverbrauchten, unverkauften Seele. Unverkäuflich ist die Seele des höheren Menschen, aber dabei so tief auf ununterbrochenen Austausch mit sich selber angewiesen, daß vielleicht Beseelt-Sein gar nichts anderes heißt als ewig lebendigen Verkehr mit sich selber pflegen. Bis dann zu einer Stunde an den solchermaßen Opferwilligen die Forderungen eines anderen, zweiten, größeren Opfers rauh herantreten: nunmehr nicht weiter um des Selbstes willen den Besitz, sondern um eines noch unausgemachten Etwas willen das höchsteigene Selbst zu opfern, — das Selbst aber verstanden im laxesten, ausgebreitetsten Wortsinn als Eigenheit, Innenrichtung, Arbeitskraft und -zeit, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Leistung, Tätigkeit, Gewissen, Strebensziel, Beruf, Sinnenleben, Wahrnehmungskreis, Pflichtenfülle, Meinung, Erkenntnis, Wissen, Überzeugung, Glauben, Weltbild, Parteinahme, Leidenschaft, Neigung, Zutunlichkeit, Wohlgefallen, Steckenpferd, Vertrauen, Abgunst, Mißvergnügen, Schickung, Unlust, Verkehr, Geschmack, Freundschaft, Gesundheit, Lebensalter, Muße, Freiheit, Feiertag, Geschlechtstrieb, Liebe, Zärtlichkeit, Stolz, Glück, Behagen, Friede, Häuslichkeit eines jeden: denn alles dieses und noch mehr gehört seinem Selbst und seiner Persönlichkeit zu, alles dieses kann geopfert werden müssen. In diesem Augenblick nun des neuen Opfers, sage ich, gerät das Selbst in äußerste Betroffenheit, daß ihm jetzo abgefordert wird, was es durch Preisgabe des Besitzes am sichersten zu bewahren, in sich zu gründen trachtete. Seltsam und unerklärlich in der Tat, wieso mit einem Male, wer weiß zu welchem Ende, das Opfer des Besitzes nun länger nicht für ausreichend erachtet

wird, sondern außer ihm oder nach ihm das härtere Opfer des Selbstes an die Reihe kommt. Wie ist es ausdenkbar, daß des Opfers Not nicht vor diesem nämlichen Selbst einhalte, dessen Bewahrung und Befreiung der ausschlaggebende Zweck alles bisherigen Opfers gewesen war? Wie geschieht es, daß der Mensch zu diesem gesteigerten Opfer verpflichtet werden kann, ohne daß damit das ganze bisherige Mysterium, welches Opfer heißt, zu einer Fragwürdigkeit, ja Sinnwidrigkeit erniedrigt wird? Wie soll der einzelne dazu bestimmt sein, aus Religion das eigene Selbst daran zu setzen, nachdem die Religion noch vorhin vor allem auf die Rettung dieses Selbst Bedacht genommen hatte?

Das Opfer des Besitzes um des Selbstes willen, das Opfer des Selbstes um des Selbstes willen: das ist ein schwierig aufzulösender und dennoch nicht unauflöslicher Scheinwiderspruch. Denn man errät es, daß eben nicht nur der Besitz jeder Gegenständlichkeit, vielmehr gerade auch der Besitz unserer selbst, der Besitz unseres Selbstes darzubringen sei, damit dies Selbst am gründlichsten seine ursprüngliche Gestalt wandle. Auf solche Wandlung zielt offenbar jede Weisung zum Selbstverzicht und zur Selbstverleugnung, die Weisung, ein átmayájí, ein Selbst-Opferer zu sein, wie es in einer Upanischad einmal sehr bezeichnungsstark vom Yogin heißt. Denn seit dem Brahmanismus scheint diese Weisung allen reiferen Religionen Asiens und Europas gemein zu sein, die ein deutscher Separatist des siebzehnten Jahrhunderts gelegentlich in seiner evangelisch zugespitzten Sprache in treuherzige und darum eindrucksvolle Worte zu fassen verstand, wenn er in seinen Bekenntnissen von den drei Arten des Abendmahles redet und deren zweite kennzeichnet als Abendmahl „des täglichen Opfers, da wir den alten Menschen täglich annoch creuzigen, tödten und begraben, auf daß der neue wieder auffstehe" . . . Wer darnach zwar wohl zum Opfer dieser oder jener Sache, nicht aber zum Opfer seiner selbst bereit gefunden würde; wer darnach zwar ohne Widerstreben den Besitz, nicht aber den Besitzenden zu verschenken willens wäre, — ein solcher bezeigte sich ganz einfach noch nicht durchdrungen mit dem Mysterium des Opfers und der Wiedergeburt, welches Mysterium genau in dem Umfang und Grad Wiedergeburt in sichere Aussicht stellt, als eben das Opfer vollzogen wird. Wer nämlich opfert, der ist wiedergeboren: wenn er Dinge opfert, hat er sein Selbst geboren, wenn er das Selbst opfert, hat er in höherem Selbst sich wiedergeboren. Mit dieser ewigen Tatsache entlarvt die Religion die landläufige Ansicht als einen Irrtum, wonach das menschliche Selbst für ein fest abgrenzbares, fertig gegebenes, sicher umrissenes Gebilde vom Schlag sinnlicher Wahrnehmungsbestandteile der Körperwelt gilt. Ohne die nie zu beantwortende Frage nach dem Was des Selbstes erkenntnismäßig beantworten zu wollen, weiß die Religion als solche doch

so viel, daß dieses Selbst vor unserem innersten Fühlen als eine unendliche Bewegung lebt, die in keiner Daseinsweise und auf keiner Daseinsstufe wirklich zu vollenden, wirklich zu verendlichen ist: am wenigsten im stätig einheitlichen Ablauf jenes sogenannten Lebens, welches wir von der Kindheit bis zum Tod als einen bewußten Erlebniszusammenhang unserer Persönlichkeit, ja als unsere Persönlichkeit selbst durchmessen. Dieses Leben und Dasein der Persönlichkeit, diese Persönlichkeit selbst reichen vor unserem Fühlen wie gesagt keinesweges aus, die unendliche Linie jener Selbstbewegung zu ziehen, und im verwegensten Verfolg dieser Überzeugung geschieht es, daß das Opfer der Persönlichkeit den Fortgang dieser Bewegung nicht nur gar nicht in Frage stellt, sondern erst recht bestätigt und bekräftigt. Unendliches Selbst — unendliches Opfer — unendliche Verjüngung — unendliches Selbst: über diese ewige Spirale führt der Weg der Überschwänglichkeit zum Gott. Wer ihn beschreitet, der verleugnet sich selber, wie die Frucht ihre Blüte verleugnet, wie der Schmetterling die Puppe verleugnet, wie der Mann den Jüngling verleugnet, wie der Gott den Menschen verleugnet; aus Liebe zur Frucht, aus Liebe zum Falterflug, aus Liebe zur Mannhaftigkeit, aus Liebe zu dir, Gott, Mensch-Gott und Menschen-Sohn . . .

Clemenceau

von Fritz Schotthöfer

Clemenceau müßte im Bilde so weiterleben, wie Raffaëlli ihn gemalt hat: als Redner in einer Volksversammlung. Aus dem Helldunkel eines schlecht beleuchteten Vorstadtsaales tritt die ganze Figur in volles Licht. Es ist ein kleiner, schlanker Mann zwischen Vierzig und Fünfzig, jeder Zoll ruhige, muskulöse Leidenschaftlichkeit, die keiner großen Geste bedarf, um ihre zerschmetternde Kraft zu schleudern. Der Mann steht da wie ein Fechter, zu Angriff und Verteidigung, die dunklen Augen fest auf einen unsichtbaren Gegner gerichtet. Jene Zeit war Clemenceaus Glanzzeit. Zur weltgeschichtlichen Rolle gelangte erst der Greis in hohen Jahren. Aber der Retter des Vaterlandes, der Tyrann der Friedenskonferenz, der Wilson und Lloyd George am grünen Tisch in seine Gedankenbahnen zwang, wirkte nur noch mit dem Starrkrampf jenes Willens, der bei dem Führer der Opposition in der Deputiertenkammer, dem Ministerstürzer in einer unerschöpflichen „verve corrosive“ sprühte. Man lese seine letzte große Rede in der Kammer über den Friedensvertrag. Sie

ist eine Versteinerung, ein Tropfsteingebilde, in dem die Sätze langsam fallen, einer wie der andere in gleichen Pausen auf die gleiche Stelle: Niederdrückung Deutschlands. Den ausholenden Schwung zum weiten Wurf besaß Clemenceau nie. Pathos war ihm ewig fremd geblieben. Seine Redekunst bestand aus erprobtester parlamentarischer Taktik und spitzester Logik. Er stand auf der Tribüne der Kammer, vor der die Minister sitzen, um die das Halbrund des Amphitheaters sich wölbt, wie im Salon beim Plaudern, die Hand in der Tasche. Er schien eine Unterhaltung zu führen, während er die Gegner in einem unaufhörlichen Stakkato von Stößen zu Tode marterte, unbekümmert um den Hagel von Schreien, Einwürfen, Beleidigungen. Clemenceau hatte medizinische Ausbildung genossen. Er übte seine ärztliche Praxis lange neben der Politik aus. Wie der Chirurg schnitt er am Leibe der Regierungen herum, die er zu Fall bringen wollte, des Erfolges um so sicherer, je weniger die Hand vor innerer Erregung zitterte.

Die Schulung in den exakten Wissenschaften war vielleicht das Bestimmende in der Prägung des späteren Politikers. Clemenceau entschwebte nie in die Wolken. Er blieb stets bei den nächsten Tatsachen. Er stellte sich fest in die Wirklichkeit. Aus der Gunst des Augenblicks holte er seine beste Kraft. Er wußte nach Lassalles Rezept stets zu sagen „was ist". Er kannte die Naturgesetze der Politik, die Mechanik und Dynamik, nach der Volksversammlungen und Parlament sich bewegen. Clemenceau besaß aber eine zu reiche klassische Bildung, um über diesem Spiel der Gleichgewichte trocken zu werden. Wenn es galt, fand er die Töne, die zum Herzen dringen. Er brauchte sie freilich selten. Die technische Meisterschaft im politischen Handwerk genügte ihm für seine Zwecke. Ganz gab er sein Inneres nur, wenn er unpolitisch wurde. Das geschah in seinem langen Leben vielleicht ein dutzendmal. Aber dann waren die Reden wundervoll in Form und Gedanken. Er konnte über die Reform des Gymnasialunterrichts sprechen wie ein Humanist der fröhlichen Wissenschaft. Seine Gedenkrede auf Scheurer-Kestner, den Elsässer, enthielt vielleicht das Schönste, was er gesagt hat, eine Elegie auf die verlorenen Provinzen. Die „Revanche" war darin zum heimlichen Verzicht geworden, das Wünschen und Hoffen seiner Generation versank — es war vor dreizehn oder vierzehn Jahren — in dem unendlichen Werdegang geschichtlichen Geschehens, das zum Schicksal wird für Menschen, Völker und Staaten.

Nicht immer war die äußere Ruhe Bürge der inneren Beherrschung. Clemenceau beging in seiner politischen Laufbahn ein paar jener genialen Entgleisungen, die zum Wesen des bedeutenden Mannes zu gehören

scheinen. Er, der die Worte mit dem Tropfenzähler zu dosieren verstand, sagte in demselben Gleichmut Dinge, die seine Freunde aufschreien ließen vor Wut. Das Dämonische seiner Natur, wie Goethe es nennen würde, legte sich plötzlich bloß unter der Routine des Politikers. Einmal untergrub er so sein eigenes Ministerium mit einem Anfall seelentiefer Aufrichtigkeit: Wir (die Regierung) sind in der „incohèrence". Ein anderes Mal ritzte er, in dessen kühlen Adern der heiße Patriotismus nie erloschen war, das französische Nationalgefühl bis aufs Herzblut. Er hatte bereits eine dreijährige Ministerpräsidentschaft hinter sich, stand im Begriff, den Rekord der Langlebigkeit der französischen Regierungen aufzustellen. Es war am Schluß der Parlamentstagung. Delcassé griff ihn an. Er erwiderte mit einer persönlichen Beleidigung: „Sie haben Frankreich die tiefsten nationalen Demütigungen seit 1870 zugefügt." Diese Erinnerung an Faschoda und an das Zurückweichen vor Berlin in der ersten Phase der Marokkopolitik war das Schlimmste, was er der Kammer sagen konnte. Wie von einer Tarantel gestochen warf sie zur Stunde Clemenceau ab, der ohne diesen falschen Hieb fest auf eine geschlossene Mehrheit rechnen durfte.

Die Franzosen dramatisieren alles. Diese Dramatisierung sachlicher Vorgänge ist ihre Stärke und ihre Schwäche. Ihre Geschichte ist auch noch nach Saint-Simons Versailler Hofchroniken ein Streit von Persönlichkeiten geblieben. Vor den Ideen und Bestrebungen steht ein Mensch, der auf der Gegenseite vor allem den Menschen sieht und dessen verwundbare Stelle sucht. Clemenceau besaß diese Witterung fürs Persönliche in höchstem Maße, obwohl er stets sachlich vorzugehen schien. Seine zahlreichen politischen Duelle wären Beweis genug dafür, wenn nicht verschwiegene Kulissenvorgänge noch deutlicher sprächen. Auch Deschanel, der ihn jetzt aus dem bereits gesicherten Präsidentenstuhl vertrieb, hatte sich mit ihm geschlagen. Clemenceau litt am Laster aller Geistreichen. Er konnte keine Bosheit unterdrücken. Im Alter noch war er der Pariser „gamin", der den kecken Witz an allem übt. Er besaß die Gabe des treffenden „bonmot", das indessen nie ein gütiges war, sondern trocken bis zur Herzensdürre, zynisch bis zur Grausamkeit. Es fuhr ins Gesicht wie die Reitpeitsche.

In Frankreich galt Clemenceau immer für den unverbesserlichen Anglophilen. Persönliche Freundschaft verband ihn mit den Führern des englischen Radikalismus. Das brauchte noch nicht seine Richtung in der äußern Politik entscheidend einzustellen. Aber es liegt nahe, in seinem geistigen Typus die Spuren angelsächsischer Gehirnbildung zu suchen, nicht physiologisch selbstverständlich. Denn der Sprosse einer adeligen Familie der Vendée war Kelte, wenn nicht gar Abkömmling der euro-

päischen Urbevölkerung, die in Niederungen am Ozean angesiedelt war. Der für den Karikaturisten so dankbare Schädel Clemenceaus, die mongolischen Backenknochen sind zu eigenartig, um nicht zu ethnologischen Vergleichen herauszufordern und ihm germanische Verwandtschaft glattweg abzuerkennen. Er selbst hätte nicht wie Flaubert, der Normanne, etwas auf solche Blutsbeziehungen gegeben. Er ließ sich auf der Friedenskonferenz vom Walliser Lloyd George gerne als Rassegenossen ansprechen. Sie mochten sich dabei daran erinnern, daß das Vae Victis von einem Gallier stammt. Nein, der angelsächsische Einschlag ist rein seelisch. Aber er ist da. Clemenceau hat einige Jahre, die empfänglichsten für die Aufpfropfung fremder Knospen, in Nordamerika verbracht. Von Fünfundzwanzig bis Dreißig lebte er dort, ein wenig wohl als struggle-for-lifer, als Arzt, Journalist, Professor der französischen Literatur an einem Mädcheninstitut bei Neuyork, in dem er auch seine Frau fand. Er beschäftigte sich stark mit der englischen Philosophie. Ihr Utilitarismus, ihre Verstandeskultur fand guten Boden in dem realistisch gerichteten Geiste des Franzosen. In Stuart Mill, dessen Werk über Auguste Comte er übersetzte, fand der französische Auswanderer bereits die Mischung, die in ihm besonders gut anschlagen konnte. Auch aus Voltaires geistiger Entwicklung ist der Aufenthalt in England nicht wegzustreichen.

Die tiefsten Eindrücke aber hinterließ Darwin. Der Kampf ums Dasein ist Clemenceaus soziales Glaubensbekenntnis geworden. Im Leben der Menschheit sah er die gleiche Unerbittlichkeit, die dem Starken das Recht über den Schwachen gibt. Und aus der naturwissenschaftlichen Lehre liest er die moralischen Lektionen des Buches Hiob heraus, freilich nicht die fromme Ergebenheit in ein unerforschliches hohes Wollen, sondern nur den Fluch ewigen Streites, der auf den Menschen liegt. Viel später, in seinen Büchern „La Mêlée Sociale“ und „Les plus forts“, strömt er, von den Erfahrungen zwanzigjährigen politischen Kampfes bestärkt, diese Philosophie in literarischer Form wieder aus. Es fließt wohl der idealistische Gedanke von einer gesellschaftlichen Solidarität ein, die den Opfern des Ringens ums Leben helfen möchte. Aber zum gewaltigen Ethos wird der Gedanke nicht. Das unermeßliche Schauspiel der sich selbst zerstörenden Natur überwältigt diesen Starken, der von Geburt mit allen Waffen zur Selbstbehauptung ausgerüstet worden war. Im „Grand Pan“ steht er geblendet vor den ewig wirkenden Kräften, die niemand bändigt. Und noch einmal streift er in diesen Gefilden in den „Hinterhälten des Lebens“. Ein tiefer Pessimismus bleibt Clemenceau aus dieser Lebensauffassung in der Seele zurück. Dort verbirgt sich die Zartheit des Empfindens, die ihm nicht fremd war. Melancholisch

stellt er fest: „Aus verfehlten Existenzen schafft sich in Schmerzen der Genius der lebenden Menschheit."

Ein starkes politisches Temperament schlägt seine Wurzeln in der Heimat. Es sei denn ein genialer Condottiere Napoleon, der die Länder sucht, wo man einen Mann gebraucht. Die großen Ereignisse von 1870 finden Clemenceau wieder in Paris. Der Dreißigjährige erlebt den verlorenen Krieg, den nationalen Zusammenbruch, den Sturz des Kaiserreichs, die Kommune. Er ist kein Zuschauer, er steht mitten im Kampf, er entkommt knapp dem Tode.

Es waren Ereignisse, in denen alle Strömungen des nationalen Lebens in einem Kataraкte aufschäumten. Monarchismus und Republikanismus, Arbeiterbewegung und bürgerlicher Kapitalismus, Chauvinismus und Internationalismus, proletarische Revolte und blutigste Reaktion. Der deutsche Zusammenbruch ist ausgedehnter. — An Heftigkeit ist ihm der französische Umsturz vor fünfzig Jahren indessen überlegen. Unser Spartakismus war weder selbst so blutig, noch wurde er so blutig niedergedrückt wie die Pariser Kommune. Sie hat Zehntausende von Opfern auf dem Felde gelassen, endigte mit Massendeportationen von Tausenden. Für alle Franzosen wurden jene Tage zu schweren inneren Erlebnissen. Taine erschrak so tief, daß er die große französische Revolution verleugnete. Renan predigte zwar die geistige Reform der Nation, aber aus dem heitern Ironiker wurde er zum zermürbten Skeptiker, der Frankreich im langsamen Todeskampf verröcheln sah. Durch das Volk ging die große Scheidung. Die Kommune hatte durch ihr Übermaß den Sozialismus entmannt. Das Bürgertum war unschlüssig bis ins Mark. In dem Chaos lebte nur eine starke Idee, der Republikanismus einer kleinen Gruppe, und nur ein starkes Gefühl, der Schmerz um die verlorenen Provinzen, den alle empfanden. Aus diesen beiden Keimkräften trieb das ganze politische Leben eines halben Jahrhunderts empor.

Clemenceau war einer der stärksten Träger der Entwicklung, in der späteren Zeit vielleicht der stärkste, weil er sich nicht scheute, das Ferment der nie sich stillenden Gärung zu sein. Er hat die Linie eingehalten wie kein anderer der französischen Politiker, fanatisch, zäh, unbeugsam. Als ihn die Not des Weltkriegs zur Regierung rief, da hatte er nur das Programm zu verwirklichen, das er im Mai 1871 schon in sich trug. Damals entschied sich seine Stellung in der äußern Politik: Front gegen Deutschland. Es erstarrte seine Haltung im Innern zur Doppelfront gegen die monarchistisch-kirchliche Reaktion und gegen die soziale Revolution.

Die Republik stand auf unsichern Füßen. Adolphe Thiers, der Befreier des Vaterlandes, nannte sie eine „Republik ohne Republikaner", Jules

Simon, Jules Favre, Grévy erzitterten in der Sorge um die bürgerliche Ordnung, Gambetta, der moralische Diktator, umwehte alles mit dem mächtigen Flügelschlag seines pathetischen Patriotismus. Die wilde tägliche Polemik Rocheforts war verstummt. Rochefort war nach Kaledonien verschickt worden, mit ihm alle, die die Arbeiterbataillone für die Republik hätten mobil machen können. Die demokratische Staatsform wurde nur gerettet, weil Graf Chambord legitimistische Kleinlichkeiten beging. In der Tat ist die Republik im Jahre 1875 nur mit einer Stimme Mehrheit von der Nationalversammlung anerkannt worden. Ein pausbäckiger alter Herr Wallon, sonst ohne Verdienste, hat sie mit seiner Gutmütigkeit und seiner Stimme gerettet.

In dieser Verschwommenheit, in dem ermattenden opportunistischen Republikanismus der Graubärte von 1848 trieb der junge Radikale Clemenceau zum Purismus der Doktrin. Noch blieb er im Hintergrund, aber seine zähe Verve war zu spüren. In Bordeaux schon hatte er gegen den Frieden des Herrn Thiers protestiert, den er fünfzig Jahre später als Lenker des französischen Staates annullierte. Der Haß des Unentwegten gegen den Opportunismus gewann hier schon seine persönlich-dramatische Färbung. Bei der Niederdrückung der Kommune war er Maire vom Montmartre in Paris. Er ließ Kommunarden entwaffnen und wollte Geiseln aus ihren Händen retten, aber er bemühte sich auch, die Regierung in Versailles zu vernünftiger Mäßigung zu überreden. Das Geschäft war sehr undankbar. Die Kommunarden wollten ihn erschießen, hatten nur aus Versehen einen Doppelgänger von ihm verhaftet. Die Regierung in Versailles erfand das „Delikt der Versöhnung". Clemenceau entging knapp der Verfolgung. Fünf Jahre später hielt er in der Kammer eine seiner berühmtesten Reden. Er forderte die Amnestie für die deportierten Kommunarden. Hier lag schon die ewige Paradoxie, zu der Clemenceau durch seinen Purismus in der parlamentarischen Politik verdammt war. Er hat sich widersprochen, aber nie ein Kompromiß geschlossen.

Die Stunde Clemenceaus kam erst, als die Republik gesichert war. Aber sie lag in den Händen des Großbürgertums, das mit dem System der Konzentration aller republikanischen Gruppen regierte und im eigenen sozialen Interesse regierte. Nun regte sich der demokratische Radikalismus der äußersten bürgerlichen Linken, die es an Verständnis für die Arbeiterbewegung freilich nicht weniger fehlen ließ. Das war Clemenceaus kleine Truppe. Aber der Führer machte sie durch seine Führung viel stärker. Noch stand Gambettas breite Figur ihm im Wege. Der frühe Tod des Tribunen, der vielleicht nur ein bereits abgelaufenes Lebenswerk still legte, befreite Clemenceau von diesem oratorischen Konkurrenten. Jetzt erst ward er der Meister der Arena.

Mit Clemenceau lebte in der dritten Republik die Ideenwelt der ersten Republik wieder auf, das, was er selbst den „bloc“ der großen Revolution genannt hat. Seine Gegner schimpften ihn Jakobiner. Er nahm es als Ehrentitel hin. Der langsame Umschwung in den Wählermassen, der erst um 1880 der parlamentarischen Republik die Mehrheit im Volke brachte, beweist, wie sehr in Frankreich noch ein Apostel der Menschenrechte notwendig war. Vom Block der Revolution ließ Clemenceau kein Splitterchen abschlagen. Ins Praktische übersetzt wurde daraus ein Programm weitgehender demokratischer Reformen, Ausbau des öffentlichen Schulwesens, Abschaffung des Senats, Trennung von Kirche und Staat. Das Programm diente vielleicht nur als Knute, mit dem Ministerien erschlagen wurden. Aber Clemenceau verteidigte es mit dem Fanatismus eines Konventsmannes. Er hat damals wenig Dank geerntet. Aber heute ist es zweifellos, daß er im Innern die Republik erst gefestigt hat, da er sie nicht im Opportunismus des Großbürgertums erschlaffen ließ, auch später noch, als er in der Dreyfus-Affäre die Reste der Monarchie und des Klerikalismus in der Armee zertrat.

War der Fanatiker der großen Revolution, dieser Republikaner antiken Gepräges, ein Staatsmann? War er es im Weltkriege, als er im schlimmsten Augenblick die Zügel in die Hand nahm? Seine Politik war immer eine Sache seines Charakters, seines Temperamentes, seines Willens. Schöpferischer Weitblick fehlte. Sachlich stützte er sich auf überkommene Ideen, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren. Er war der härteste Gegner der kolonialen Ausdehnung Frankreichs. Freycinet stürzte er in der Frage der Expedition nach Ägypten, Jules Forry wegen des Drangs nach Ostasien. Für ihn gab es nur eine Kontinentalpolitik und darin nur den Widerstand gegen Deutschland. Sein Radikalismus konnte die Allianz mit dem autokratischen Zarentum nicht billigen, aber er schonte das Bündnis, weil es die Spitze auf Bismarcks Werk gerichtet hatte. Sein Kampf gegen die koloniale Ausdehnung war ein gigantischer Irrtum gewesen. Nicht allein, weil das überseeische Frankreich dem Mutterlande die Soldaten für den Krieg lieferte, nein, weit mehr, weil im Ausbau des Kolonialreichs das Selbstvertrauen der Franzosen in ihre schöpferischen Fähigkeiten wieder wuchs. Eine so empfindsame Nation hat solche sichtbaren Erfolge notwendig als Nervenstärkung. Der Sieg an der Marne war aus dem gleichen Grunde von so großer Tragweite, nicht wegen des rein militärischen Vorteils. Der Sieg Joffres gab das Bewußtsein, daß man siegen könne und daß man darum ausharren müsse.

Vielleicht war auch Clemenceaus Chauvinismus ein solcher Irrtum. Er hat ihn niemals mit Begeisterung gepredigt. Die Revanche blieb für ihn in den Mantel des Pazifizismus gehüllt. Er trennte sich von Bou-

langer, als der General auf seinem schwarzen Roß sich anschickte, dem Krieg entgegenzureiten. Clemenceau hat aber dem Chauvinismus viel größere Dienste geleistet, da er ihn als latentes Element in die Politik der Radikalen einführte. Die alten Republikaner des Opportunismus hatten sich einlullen lassen. Ferry warnte das Volk, sich von dem „Loch in den Vogesen hypnotisieren" zu lassen. Mit ihrer Herrschaft ging dem östlichen Nachbarn gegenüber die Politik der Reibungslosigkeit unter. Der Radikalismus brachte den Antagonismus wieder hoch, nicht ohne die Hilfe von Berlin her und gegen seine pazifistischen Menschheitsideale. Aber es ist praktisch doch so geworden, daß die Radikalen den Gedanken der Revanche konservierten und bei ihrem Rücktritt von Herrschaft wohlerhalten an die neuen nationalistisch durchhauchten Kammermehrheiten ablieferten. Die Revanche lag da wie trockenes Pulver, das auf den Zünder wartete. Es hätte freilich deutsche Politik sein müssen, nicht neues und gefährlicheres Pulver hinzuzutragen. Bülows Marrokopolitik war aber nichts anderes als ein solcher Feuerwerkerdienst.

Charles Péguy sagt von Clemenceau, seine politische Wirksamkeit habe fast immer die politische Stellung, die er einnahm, überragt. Seine Persönlichkeit war zu stark, um im Amte aufzugehen. In der Opposition und in der Regierung sprengte sein Temperament alle herkömmlichen Umrahmungen. Er dominierte und tyrannisierte, weil er faszinierte. In vierzigjähriger politischer Tätigkeit, die nur ein Bruchteil der Nation, nicht einmal seine ganze Partei, als verdienstvoll anerkannte, stellte er aber seinen Charakter in hellster Beleuchtung vor die Öffentlichkeit. Ein leichter Panamaflecken klebte auf der Figur. Als der Flecken frisch war, verlor Clemenceau seinen Deputiertensitz. Der blendende Künstler des Parlamentarismus mußte wieder als Zeitungsschreiber anfangen. Aber als man später statt Tänzern Charaktere brauchte, da war alles vergessen, was nicht ganz reinlich erscheinen mochte. Man rief den Mann von Charakter. So erschien Clemenceau im Kriege wieder an der Spitze der Regierung. „Je fais la guerre" war sein Programm und man hatte Vertrauen zu ihm. „J'ai confiance" sagte er in der Stunde der höchsten Zaghaftigkeit, und das Land überließ sich willenlos seiner Leitung. Clemenceau war wiederum größer als seine Stellung. Die Zeit wird zeigen, ob er nicht durch sein altes Übermaß mehr geschadet als er gut gemacht hat. Man weiß, daß durch ihn in der Friedenskonferenz die uralte französische Politik der Verkleinerung und Schwächung Deutschlands wieder zum Durchbruch kam. Kein Gedanke eines dauernden Ausgleichs lebt in seinem Frieden von Versailles, aber auch nicht die Einsicht in die geschichtlichen Erfahrungen: diese französische Politik hatte stets nur vorübergehenden Erfolg.

Clemenceaus Abgang von der Weltbühne war, was er sein mußte, eine Frage der Treue zum tiefsten eigenen Wesen. Er wollte wiederum größer sein als der neue Posten, der ihm zugedacht war. Nicht durch freie Wahl, als einziger Bewerber wollte er in die Präsidentenschaft eintreten. Man hat ihm das nicht bewilligt, darum verzichtete er ganz und gar. Die Wucht seines Falls mißt sich nur an der Stärke seiner Willenskraft, die zum letzten Male noch auf kein Kompromiß einging. Leise schimmert durch die letzte Geste auch der tiefe Pessimismus dieser von ewigem Kampf durchwühlten Seele. Clemenceau hat ein Theaterstückchen geschrieben „Le voile du bonheur". Der Schleier des Glücks ist die Blindheit, die ein alter Chinese dem hellen Augenlicht vorzieht, weil sie ihm eine elende Menschheit verbirgt.

Das Aprikosenbäumchen

Novelle von Hans Kyser

Mit diesem Brief, verehrter Freund, erfülle ich ein Versprechen, an das Sie selbst sich vielleicht kaum noch erinnern werden. Ein Augustabend in Genua. Zwei Tage, bevor die „Sachsen" mit dem internationalen Stabe des Feldmarschalls Waldersee die Reise nach China antrat. Sie hatten damals unsere Einladung, an einem kleinen Abschiedsessen in unserer Offiziersmesse teilzunehmen, angenommen. Als immer fürsorglich sammelnder Vater brachten Sie das Stammbuch ihres Sohnes mit, in der Hoffnung, der Feldmarschall selbst, der mir herzliche Grüße an Sie aufgetragen hat, würde schon in Genua an Bord kommen. Auf unsere Bitte gewährten Sie uns, — wir saßen beim Eiskaffee, — einen Einblick in das seit der Geburt Ihres Sohnes angelegte und mit so vielen hochberühmten Namen europäischer Feldherrn geschmückte Buch. Sie werden sich leicht unser damaliges Gespräch ins Gedächtnis zurückrufen, wenn Sie jene Seite aufschlagen, die als einzige zwei Inschriften trägt, die des französischen Marschalls M. und des deutschen Admirals S. Jener hatte in seiner steilen und wie mit einem Federkiel hingewuchteten Hand nur die zwei Worte verzeichnet: „Sans peur!" worunter der deutsche Admiral in einer fast gefälligen Damenhand das Bekenntnis geschrieben hatte: „Die einzige Lüge, die einen Mann nicht schändet." Im Laufe der an dieses Stammbuchblatt anknüpfenden und bald von unserm ganzen Offizierstisch leidenschaftlich aufgenommenen Unterhaltung gaben Sie dem oft mißbrauchten Worte „Furcht" eine uns neue

Deutung und erklärten sie in ihrem ursprünglichen Sinne als eine der seltensten Empfindungen, von denen gebildete Männer unserer Zeit noch ergriffen werden könnten. Ich glaube, Sie nannten die Furcht ein absterbendes Gefühl, das einzige von den immer gleichbleibenden menschlichen Grundgefühlen, das sich wirklich im Laufe der Jahrhunderte umzuwandeln, ja langsam zunächst im europäischen Erdteil zu erlöschen scheint. Wir widersprachen anfangs sehr lebhaft, aber als Sie uns die Maupassantsche Novelle über die Furcht, jene Geschichte vom Trommler in der Wüste, erzählt hatten und uns aufforderten, etwas ähnliches aus unserem Leben zu berichten, schwiegen zunächst alle. Viele von uns waren weitgereiste und abenteuersüchtige Männer, hatten dem Tod auf dem Meere, im Gefecht, in Urwaldkämpfen mit Tier und Mensch ins Auge gesehen, waren Zeugen der gräßlichsten Verstümmelungen, der grausamsten Folter, der qualvollsten Hinrichtungen gewesen. Aber niemand hatte Ihre wahre, die unbestimmbare, die geisterhaft-abergläubische, unser Wissen wie unseren Verstand gänzlich auslöschende Furcht erlebt. Und schließlich bedauerten wir allgemein, niemals eine Empfindung kennen gelernt zu haben, die in früheren Zeiten nicht nur Einzelne, sondern oft ganze Völker mit einem, wenn ich so sagen darf, andauernden vesuvischen Beben erfüllte. So versprachen wir alle dankbar für den durch Ihre Anregung sehr merkwürdigen Abend Ihnen einen Brief zu schreiben, wenn irgendeinem von uns ein Abenteuer zustoßen sollte, das ihn auch in Ihrem Sinne berechtigte zu sagen: ich habe die Furcht erfahren!

Wer hätte damals gedacht, daß ich, den Sie als einen ruhigen und nüchternen Menschen kennen, Ihnen so bald schon dieses Geständnis machen muß: Ja, ich habe die Furcht erfahren, und die Furcht hat mich so übermäßig in der Gewalt gehabt, daß ich um ihretwillen selbst meine militärische Laufbahn aufs Spiel gesetzt habe. Bis heute habe ich noch nicht ihre Wirkungen überwunden, ja, wenn ich rückhaltlos die Wahrheit sagen darf, es scheint mir zuweilen, als ob sie sich, je weiter ich von meinem Erlebnis abrücke, auf eine unheimliche und mich oft recht beängstigende Weise verstärken. Das zwingt mich auch, Ihnen diesen Brief so ausführlich wie möglich zu schreiben, alle Umstände und alle meine Stimmungen mir noch einmal vor Augen zu führen, denn was das Merkwürdigste an meiner Furcht war, sie wurde nicht unmittelbar von etwas Schrecklichem, mein Fassungsvermögen Übersteigendem, sondern von einer der natürlichsten und lieblichsten Erscheinungen hervorgerufen. Aber lassen Sie mich erzählen und hören Sie meinem Selbstgeständnis mit der Geduld eines teilnehmenden Freundes zu.

Sie werden bei Ihrem großen militärischen Interesse gewiß jede Nachricht über unsre Verfolgungskämpfe der Boxerbanden des Schwarzflaggen-

führers Liu gelesen haben, so daß ich mich auf Einzelheiten nicht einzulassen brauche. Unsere Aufgabe bestand darin, die befestigten Paßhöhen in der Gegend von Heischaukuan zu nehmen und den Feind bis nach Kukuan zu verfolgen. Ich war mit meiner Gebirgsbatterie dem Detachement des Majors F. angeschlossen, führte aber bei der taktischen Eigenart der Gebirgskämpfe, die uns zu dauernden Umgehungen des zuweilen stark verschanzten Feindes zwangen, meine Leute durchaus selbständig. In dem schluchtenreichen, zerrissenen Berggewirr konnten wir mit unseren Nachbarbatterien nur eine Verständigung mittels Sonnentelegraphie erzielen, und so führte jede Batterie einen Heliographen modernster Konstruktion bei sich. Die Luft in den bis zu zweitausend Meter ansteigenden Höhen war von einer Durchsichtigkeit und Klarheit, daß wir bei geeigneter Bodenbeschaffenheit die gespiegelten Sonnenreflexe auch mit bloßem Auge fünfzig bis sechzig Kilometer hätten wahrnehmen können. Durch das Gebirge, das wir, nur auf die sehr mangelhaften französischen Karten angewiesen, mehr auf gut Glück zu erforschen hatten, zogen sich sehr zahlreiche im Laufe der Jahrhunderte angelegte Saumtierpfade, die verwittert und kaum noch sichtbar oft an zweihundert Meter tiefen Felsspalten jäh vorüberführten. Leider bekamen wir den Feind nirgends zu Gesicht, trafen aber überall seine kleinen frisch verkohlten Biwakfeuer an, so daß er kaum in einem Abstand von zehn Stunden sich vor uns zurückzuziehen schien. Aus den sehr spärlichen Dörfern, die wir durchzogen, waren immer die gewarnten Bewohner, Männer, Frauen und Kinder mit all ihren Vorräten, ja mit ihrem gesamten Hausrat in uns unbekannte Bergverstecke geflüchtet.

Es blieb ein mühseliges, von keinem neuen Reiz unterbrochenes, gänzlich unbelohntes Marschieren, nun über kilometerlange Geröllhalden, deren scharfes Gestein unter jedem Tritt zurückknirschte, nun in taglangem Anstieg steilaufragende, schmale Kuppen hinauf und wieder in unzähligen Krümmungen enge, nicht endenwollende Talschlünde hinab. Wie weit wir auch von den Höhen die Blicke schweifen ließen, immer breitete sich vor uns das erstarrte Gewoge der steinernen Rücken aus, die nichts als Felsentürme und ungeheure nadelspitze Dolomite trugen. Unsere Augen schmerzten entzündet, der gleißende Schein des nie von einer Wolke verhüllten Sonnenlichtes strahlte von den Felsenplatten wie geschliffen zurück. Was aber mehr und mehr uns die Sinne lähmte und gleichsam austrocknete, war ein von mir in dieser Art noch nie beobachteter Mangel an jeglichem pflanzlichen Leben. Kein Baum, kein Strauch, nicht das kleinste verkrüppelte Knieholz, ja nicht einmal irgendwo ein Büschel armseligsten Krautes. Als wäre diese fremde Berglandschaft auf eine rätselhafte Weise im Augenblick ihrer gewaltsamen Gestaltung in ihrer Entwicklung stehen geblieben, als hätte sie der Schöpfer, die ganze Erde durchschreitend,

irgendwie vergessen oder als einziges fürchterliches Zeichen einer von seiner lebenüberfließenden Hand unberührten Erde übrig gelassen, starrte sie mich tausendäugig an. Fremde, unbegreifliche Vorstellungen nahmen langsam von mir Besitz. Ich sah die alles anfängliche Leben gnädig verhüllenden Schleier der Schöpfung nackt heruntergerissen und der Leib der großen Mutter klaffte entsetzlich auf: die Geburt selbst, das Halberzeugte, vom Griff des Todes, ohne gänzlich erstickt zu werden, nur gewürgt, trat, ins Ungeheure vergrößert, aus den blutig entzündeten Rändern des Lichts.

Ich entsinne mich noch genau der Stunde, in der ich zum erstenmal die Landschaft in dieser Verzerrung sah. Wir waren schon den dritten Tag über eine kaum hundert Meter breite Geröllhalde marschiert, die sich gleich einer vielfach verschlungenen Nabelschnur zwischen den zu beiden Seiten steilaufragenden Gebirgsfalten hindurchwand. Die Sonne flammte fast den ganzen Tag auf die Felsenwände ein, daß die Luft um uns wie ein kochender Feuernebel wogte und Mensch und Tier schon um die Mittagsstunde unruhig die Nacht herbeisehnten. Wir hatten früh Rast gemacht und ich saß etwas abseit von meinen Leuten auf einem runden Steinblock mit blinzelnden Augen beobachtend, wie die Sonne, immer wieder um sich selbst herumgeschleudert, ziemlich schnell dem westlichen Grat entgegenrollte. Die östliche Wand wogte noch in brennendem Licht, während die gegenüberliegende schattenwebende schon eine spürbare Kälte ausströmte. So zwischen Licht und Schatten, heißen und kalten Luftströmungen eingeklemmt, zerteilte sich langsam der Feuernabel vor meinen Augen, der Spalt des einmal geöffneten Muttermundes der Erde tat sich auf und in gänzlich unverhüllter Nacktheit starrte mich das entsetzliche Bild der halbgeborenen Schöpfung an. Sofort war auch die Luft um mich verändert, flatterte ruhelos, ein zerschnittenes weißliches Tuch, und mein Atem schlug von meinem Munde wie hartes Gestein ab, das neben mir tot zur Erde polterte. Hätte sich in diesem Augenblick meiner Brust ein Schrei entringen können, die Felsen dieses von Gott verfluchten Gebirges hätten mir auf eine fürchterliche Weise geantwortet. Seufzen wäre mit abgeschmetterten Blöcken von dem schon entgeisterten Gebirge zur Linken niedergestürzt, und das Gebirge zur Rechten hätte seine Steinlawinen stöhnend über uns entrollt. Hörte ich, fühlte ich doch schon, wie nur von meinen Gedanken angetastet der Block unter mir bebend gurgelte. Wir wären verloren gewesen.

Ich weiß heute, daß in jener Stunde die jedem Bergführer bekannte Bergkrankheit in mir zum Ausbruch gekommen war, nur daß sie in dieser chinesischen Steinwüste besonders merkwürdige Formen annahm. Bald bildete ich mir ein, wir schritten nur scheinbar vorwärts, während wir in Wahrheit stillständen und nur die Felsen sich um uns drehten, dann stellte ich fest, daß die Bergwände unbeweglich blieben, wohl aber der

unter unseren Füßen zurückknirschende Geröllboden sich im Kreise drehte und uns immer wieder an denselben Felsgestaltungen vorüberführte. Ich hatte sie schon hundertmal gesehen, war unendlich oft an ihnen vorübergezogen, und jener eiförmige Gipfel, der sich an dem gläsernen Himmel die Kuppe abgestoßen hatte, stand schon jahrelang in Traum und Wachen vor meinen Augen. Ob meine Leute von ähnlichen Vorstellungen langsam ergriffen wurden, weiß ich nicht; selbstverständlich hütete ich mich, sie zu irgend jemandem zu äußern.

Aus diesen wirren, trübsinnigen Gedanken, die mir auch die Nachtruhe raubten, wurde ich am Morgen des zehnten Tages auf die wohltätigste Weise aufgeschreckt. Ein Schuß, aus der Ferne durch die Felsen herdonnernd, zerriß die Stille. Der erste Schuß seit unsrem Aufbruch in die Berge. Welch eine Erlösung für uns alle. Der Feind. Sofort stand der Boden unter meinen Füßen still, die Felsen regten sich nicht, ich war gesundet. Auch meine Leute waren wie verwandelt. Alles klappte, daß es eine Freude war, meinen sonnenverbrannten Kerlen in ihren verwegenen Tropenuniformen zuzusehen. Ich strich mit dem Glas die vor mir liegenden Kuppen ab und entdeckte auf einer der nächsten Höhen ein paar winzige Steinhütten. Ich vermutete, daß von dorther geschossen war, und beschloß, mit einem Teil meiner Leute die Kuppe zu ersteigen und das Bergnest auszuheben. Um vielleicht Fühlung mit einer der Nachbarbatterien aufnehmen zu können, ließ ich meinen Burschen, der mich begleitete, den Kasten mit dem Heliographen tragen. Drei Mann als vorgeschobene Posten voraus fingen wir an, die Höhe zu erklettern. Der Aufstieg war beschwerlich, aber bald trafen wir auf einen steingehauenen Weg, der von links herüberschnitt. Wir folgten ihm aufwärts. Der erste Mann, der die Kuppe erreichte, hatte Befehl, unterhalb derselben auf die Nachfolgenden zu warten. Bald waren wir alle beisammen und duckten uns unter eine breite Steinplatte. Ich nahm die Spitze. Vorsichtig streckte ich meinen Kopf hoch und übersah mit einem Blick das flache, schmale Plateau. Ein überraschendes Bild bot sich mir dar. Nahe an einem Steindamm hockten um ein gemeinschaftliches Feuer, auf dem ein Kessel kochte, sieben Frauen, und ihre Kinder spielten um sie herum. Die Steinhütten lagen etwas entfernter, Männer waren nirgends zu entdecken. Beim Anblick dieses friedlichsten Lebens mußte ich unwillkürlich an ein Rudel äsenden Bergwildes denken, das vor den Menschenjägern in diese abgeschiedene schützende Einsamkeit geflohen war. Es war nicht anzunehmen, daß sich die Männer in den Steinhütten versteckt hielten und, durch Aufpasser von unserem Anstieg unterrichtet, dieses Bild gleichsam als Lockfalle vor uns aufgestellt hatten. Trotzdem war Vorsicht geboten, und ich gab Befehl, daß alle Mann gleichzeitig aufspringen, in die Steinhöhlen

eindringen und die übrigen drei Schritte vor den Frauen stehenbleiben sollten, um sie für alle Fälle als Geisel vor der Büchse zu haben. Sofort springen meine Leute wie aus dem Stein selbst emporgewachsen auf die Kuppe, stürmen gegen die Hütten und vier stehen an meiner Seite vor den Frauen. Das Entsetzen der, wie sich bald herausstellte, völlig ahnungslosen Frauen, deren Männer sich vielleicht den Aufständischen angeschlossen hatten, war unbeschreiblich. Als ob wir zwölf, aus den Lüften niedergeschmetterte Dämone wären, starrten sie uns, ohne eine Hand, einen Fuß, eine Muskel ihres wächsernen Gesichtes zu rühren, mit verglasten Augen, verbissenen Mundes an, und ihre Kinder, sich im Nu an ihre Arme hängend oder unter ihren Lumpen verbergend, stießen nur ganz kurze, wimmernde Angstschreie aus, bis auch sie von der mütterlichen Erstarrung erfaßt, gleichfalls zu Stein verwandelt schienen. Es dauerte nur wenige Minuten, bis meine Leute mit der Nachricht zur Stelle waren, daß sie niemanden gefunden hätten. Während ich meinen Burschen anwies, den Heliographen aufzustellen, versuchte ich mit Hilfe meiner wenigen chinesischen Brocken mich mit den Frauen zu verständigen. Aber Frauen wie Kinder bewegten sich nicht, zuckten nicht einmal, nur ihre Augen verfolgten jede unserer Bewegungen mit einem abergläubischen Entsetzen, als fürchteten sie, jeden Augenblick in einen Hund oder einen Vogel oder weiß Gott was verwandelt zu werden. Sie jammerten mich in ihrer Angst, und ich sagte meinem Burschen, er möchte den Apparat in ihrer Mitte aufstellen, vielleicht daß die Kinder veranlaßt werden könnten, aus Neugierde näherzutreten und so die versteinerte Gruppe zu lösen. Der Raum, auf dem wir uns befanden, stürzte, nur von einem kniehohen Steinwall abgezäunt, unmittelbar in die Tiefe ab. Meine Leute, auf engem Raum zusammengepreßt, betrachteten gleichfalls in kindhaftem Erstaunen das kleine Weibervölkchen. Mein Bursche trat also in ihre Mitte, packte aus dem Kasten Spiegel und Fernglas heraus, schraubte alles aufstellend zusammen und richtete das Fernglas nach der Nachbarkuppe aus. Plötzlich fing der an der Brust der jüngsten, selbst kaum erst dem Kindesalter entwachsenen Mutter ruhende Säugling zu schreien an, vielleicht, weil die Milch infolge des Schreckens versiegt war. Dieser ganz dünne Schrei des kaum geborenen Lebens vor der ungeheuren, steinkahlen Gebirgsferne übte auf sie eine erschütternde Wirkung aus, und über die Gruppe der Frauen und Kinder kam eine Bewegung, als ob sie von einem immer stärker anbrausenden Wind mehr und mehr geschüttelt würden. Nur mein Bursche, mit seiner Arbeit beschäftigt, schien sich um nichts zu kümmern und richtete die Spiegel gegen die Sonne, wobei über uns alle ein stechender Blitz fuhr. In diesem Augenblick geschah das Entsetzliche, das ich nur mit Schaudern niederschreibe:

Wie von einem Wirbelsturm gepackt springen mit einem schlagartigen Ruck alle Frauen, ihre Kinder mit tierhaft festem Griff an sich pressend, empor, stürzen in furchtbarer Stummheit, ohne daß auch nur ein einziger meiner vor Schreck erstarrten Leute eine Hand rühren kann, wie ein von wahnsinniger Angst gepacktes Rudel dem Abgrund zu, und ein einziges grauenhaft hüpfendes Menschenbündel schmettern sie sich, ihre wie Fahnen flatternden Leiber über den Steindamm wegschleudernd, mit ihren Kindern in die Tiefe. Nur die letzte, die kurz vorher gestolpert war, bleibt noch mit halbem Leib über dem Steindamm hängen, schreit gellend vor Schmerz auf und auch sie ist mit einem letzten krampfhaften Ruck vor unsern Blicken verschwunden.

Hätten Sie, verehrter Freund, in diesem Augenblick meine weiß Gott beherzten Leute gesehen, wie sie starrend zitternd und schon die kleine Entfernung von sich bis zum Abgrund mit gierig aufgerissenen Augen messend vor mir gestanden haben, auch Sie hätten nicht anders gehandelt als ich, der sich seiner schwersten Verantwortung sofort bewußt war: ich lachte, mit der vollen Kraft meiner Lungen lachte ich. „Herr Hauptmann!" springt mein Bursche mit irrem, wutverzerrten Gesicht vor mich hin und ich glaube, der Bengel machte eine Bewegung, als wollte er mich niederschlagen: „Herr Hauptmann lachen?" — „Jawohl, mein Sohn," sagte ich ganz ruhig und nickte jedem meiner Leute freundlich zu, „du siehst doch, daß ich lache. Findet ihr nicht das Hüpfen dieser kleinen Steinhexen höchst komisch?" Ich beobachtete genau, wie sich der gefährliche Krampf meiner Leute in Wut, Scham und dem Wunsch, mich am liebsten diesen komisch hüpfenden Steinhexen nachzuschleudern, löste. „Warum antwortet ihr nicht? Glaubt ihr wirklich, daß ihr Menschen gesehen habt? Daß vor euren Augen sich Frauen und Kinder in diesen Abgrund geworfen haben? Der Joseph und Max sollen mal die Schritte zählen, die euch von ihm trennen. Unsinn! Vögel sind es gewesen, kleine, vermaledeite chinesische Vögel, wie sie auf diesen gottverlassenen Bergkuppen zu Hunderten horsten. Haben nur die Aufgabe, die dummen deutschen Teufel kopfüber mit sich nachzulocken. Nun, Joseph, wieviel Schritte hast du gezählt?" „Zwölf, Herr Hauptmann," sagt der stämmige Bayer und schluckt den Fluch herunter, der ihm schon zwischen den Zähnen steckt. „Und du, Max? Wieviel zählst du?" „Siebzehn, Herr Hauptmann!" — „Vierzehn," antwortet ein Ungefragter. „Zwölf, siebzehn, vierzehn! Ja, da hilft euch nichts. Wir müssen diesen unerquicklichen Vorfall zu Protokoll geben. Also meßt mal Schritt für Schritt die Entfernung von euch bis zum Steindamm aus!" — Niemand tritt vor, drei weichen zurück. „So ist es recht, Leute," sage ich, ernst und wieder aufrichtig, „nun habe ich euch wieder in der Hand und will euch gern mein rohes Lachen erklären. Hätte

ich nicht in jenem entsetzlichen Augenblick gelacht, so könntet ihr vielleicht jetzt eure Knochen ein paar hundert Meter tiefer gegenseitig zusammensuchen. Ihr wart ja drauf und dran, euch in den Abgrund nachzustürzen. Die Furcht war unter uns" — und in diesem Augenblick rasten wie in einem Spiegel Genua, die „Sachsen", Ihre Stammbuchseite, Ihre Worte und alle Erzählungen an unserem Offiziertisch durch mein Gedächtnis hin, — „die Furcht, die jene unglücklichen Frauen in den Abgrund gestürzt hat" — ich schrie fast, kaum noch mächtig meiner Worte, meiner Stimme, — „die Furcht, Soldaten, die wir alle bis zu dieser Stunde nicht gekannt haben! Fritz, pack deinen Höllenkram ein oder zerschmeiß die gottverdammten Spiegel!! Fühlung nehmen! Stillgestanden! Kehrt um! Einschwenken! Marsch!!"

So zogen wir von dieser Todeskuppe ab. Ich hatte die Furcht gesehen, aber ich war ihrer Herr geworden. Ich zitterte in allen Gliedern, daß ich kaum gehen konnte. Absichtlich folgte ich als der letzte meinen Leuten, die sich ihre Bedrängnis schon munter vom Herzen sprachen. Mit wem sollte ich sprechen? An wessen Herz konnte ich mich werfen, um zu weinen? Mein geistesgegenwärtiges und in meinem damaligen Zustande mir selbst unbegreifliches Lachen hatte mich völlig ausgehöhlt. Eine unendliche Traurigkeit kam über mich. Nicht Verzweiflung, nicht Melancholie, nur das Wort Traurigkeit faßt völlig meine Stimmung. Ja, ich war traurig wie bei einem Abschiednehmen für lange Zeit, ich atmete irgendwo aus dem Unbekannten kühlere Luft gewinkter Tücher, mich wehte ein Hauch von trauernden Geisterlippen an, ich hörte verschollene Grüße, tröstenden Zuspruch, wehe Rufe, die hin und wider gingen, und ich fühlte, wie mir die Tränen in den Mund rannen. Schnell wischte ich sie fort, aber sie standen schon wieder in meinen Augen, wartend, bis mein Schluchzen sie löste. Der Abstand zwischen mir und meinen Leuten vergrößerte sich immer mehr, weil ich öfters lange lauschend stehen blieb, mich wohl auch umwandte, damit sie nicht meine Tränen bemerkten. Sie hatten freilich genug mit sich selbst zu tun und schienen in lebhaftem Meinungsstreit über ihr unheimliches Abenteuer zu sein, sich nach Möglichkeit beeilend, um ihren Kameraden Bericht zu erstatten. So geschah es, daß ich sie langsam aus den Augen verlor und mich plötzlich allein sah. Unendliche Stille umgab mich und je tiefer ich in sie hinablauschte, um so deutlicher wurden die Stimmen, die mich anfänglich nur wie ein Hauch umweht hatten. Es waren die Stimmen von kleinen Kindern, die weinten. Ja, ich unterschied bald genau zwei Stimmen, eine laute klagende und eine ganz leise wimmernde. Ich folgte den Stimmen und muß wohl in mein Lauschen vertieft auf den schon bei unserem Anstieg bemerkten Seitenpfad abgebogen sein, ohne daß ich mir dessen bewußt war. Er führte mich nach

kurzer Steigung wieder steil hinab. Sobald ich aber um eine steilvorspringende Felsenecke gebogen war, schwiegen die beiden Stimmen und erst in diesem Augenblick kam mir der Gedanke, es könnten vielleicht Stimmen von Kindern sein, die bei dem gräßlichen Absturz durch irgendeine göttliche Fügung am Leben geblieben waren. Und in einer schwarz aus der Luft ausgeschnittenen Klarheit sah ich plötzlich, als spielte sich das grauenhafte Schauspiel noch einmal vor meinen Augen ab, die sieben Frauen, ihre Kinder mit tierisch festem Griff an sich pressend in einem einzigen schlagartigen Ruck dicht vor mir emporspringen, wie ein von wahnsinniger Angst gepeitschtes Rudel davonstürzen und ein einziges grauenhaft hüpfendes Menschenbündel, ihre wie Fahnen flatternden Leiber über die Steine wegschleudernd, sich in den Abgrund hinabschmettern. Sehe auch noch die letzte mit halbem Leib im Geröll hängen, höre ihren gellenden Schrei und mit einem letzten krampfhaften Ruck ist auch sie vor meinen Augen entschwunden. Ich taumle, klemme mich aber mit ungeheurer Willenskraft zwischen zwei im Wege liegende Felsblöcke ein. Eine laute Kinderstimme klagt, eine leise antwortet wimmernd. Und langsam, entsetzlich langsam tut sich vor meinen Blicken der Muttermund der Erde auf. Ich will aufspringen, zu meinen Leuten herabeilen, da rührt es sich im Muttermund und plötzlich schwirren wieder aus ihm die grauenhaften Vögel mit ihren fest an den Leib gepreßten Jungen empor, hüpfen über das Geröll hin und werfen sich in die Tiefe.

Mich hält nichts mehr zurück. Ich stürze vorwärts, fliege von Stein zu Stein, husch, husch machte ich mit den Armen, um alles, was hier in den Spalten nisten kann, aufzuschrecken, biege um eine Felsenwand: Da liegt unter mir auf einer weiten Hochfläche, in die mein Weg mündet, ein langhingestrecktes Bergdorf mit schmucken, einstöckigen Holzhäuschen, die die üblichen ausgeschweiften Schindeldächer tragen. Mir zittern bei diesem Anblick die Knie in einer Freude, die sich nicht in Worten aussprechen läßt. Sofort fällt mir auch der Name des auf meiner französischen Karte eingezeichneten und in den letzten Tagen vergeblich gesuchten Ortes ein. Ich sollte ihn mit meiner Batterie laut Marschbefehl bereits vorgestern erreicht haben. Keinen Augenblick denke ich daran, daß ich gänzlich allein bin, daß er vielleicht noch von den vor uns herziehenden Boxern besetzt sein kann, daß die Frauen und Kinder von der Totenkuppe gewiß Flüchtlinge dieses Dorfes sind und ich mich, einmal gefangen, einer unausdenkbaren Rache aussetze, ich springe nur, jegliche Vorsicht außer acht lassend, den breiter werdenden Pfad hinab. Atemlos halte ich kaum hundert Meter vor dem ersten Haus und wische mir, um deutlicher zu sehen, die Augen, die noch immer schmerzhaft tränen. Erst jetzt kommt mir die Besinnung. Ich weiß, daß ich vielleicht schon in diesem Augen-

blick, von versteckt lauernden Schlitzaugen beobachtet, verloren bin. Aber lieber den ärgsten Tod erleiden, als noch einmal den Felsenweg mit den entsetzlichen Rachevögeln zurücksteigen. Ich denke nicht daran mich in vorsichtig geduckten Sprüngen näher zu pirschen. Aufrecht die Hand am Browning gehe ich die Straße weiter. Kein Mensch zu sehen, in vielen Häusern sind die Schiebefenster aufgezogen. Die Sonne brennt weißflammig herab. Das Licht scheint die Häuschen, die, je näher ich komme, mir um so unwirklicher werden, ein wenig von der Erde aufzuheben. Die Dächer werfen Schatten, die wie gekrümmte Fischleiber grauschuppig breit mitten auf der Straße liegen. Auch sie bewegen sich nicht. Eine ganz dünne grauliche Staubschicht bedeckt den Boden, klebt an den Wänden der Häuser, spinnt sich über die Dächer, deckt jede Ritze, jede Spalte im Gestein. Wie ich auf meinen Schatten blicke, trägt auch er schon diesen grauen Staubmantel. Geruch von faulendem Fischfleisch lastet in der Luft, ich schmecke einen widerlichen Geschmack auf der Zunge. Ich gehe die Straße hinab ich weiß nicht was suchend. Nicht der Hauch eines Lebens rührt sich. Die Häuschen würden auch vor ihm in diesem alles Körperliche durchfilternden Licht wie loser Sand zusammenrinnen. Ich suche. Nirgends ein Gärtchen, nicht ein Baum, nicht eine Pflanze, nicht ein Halm. Graueste Öde. Verwest? Noch nicht lebendig? Ich blicke durch das offene Fenster in ein Haus. Leer. Ich sehe suchend in ein zweites. Kahl. Ich werde dreister, gehe von Haus zu Haus, in jedes einen schnellen Blick werfend. Ich denke mit keinem Gedanken an Boxer, an meine Leute, an Menschen überhaupt. Hier hat nie ein Mensch gelebt, können Menschen nicht leben. Auch Tiere kann es hier nicht geben. Ein Vogel würde aus der leeren Luft herabstürzen. Nur der Gedanke: Blume zerspringt schon an diesen Steinen wie Glas. Ich merke, daß meine Füße im Vorwärtsschreiten irgendeinen ganz dünnen Widerstand zu überwinden haben. Nicht daß sie irgendwo anstoßen, nicht einmal als ob sie durch Wasser schreiten. Ich gehe durch eine Luft, die schwerer ist als die Luft, durch eine Flut, die leichter ist als das Wasser. Auch mein Blut hat seine Schwere verloren, und ich kann doch nicht sagen, daß es flüssiger fließt. Ich denke plötzlich an die Gedanken, die mich Tag und Nacht gepeinigt haben. Sie haben hier ihr Schreckliches verloren. Ich fühle mich irgendwie am Ziel. Und dennoch suche ich. Ich trete in ein Haus, in eine kahle Stube. In der Hinterwand, dort wo das Bett steht, sehe ich einen zugezogenen Vorhang. Ich stehe vor diesem Vorhang. Lange. Etwas Unbegreifliches werde ich erblicken, wenn ich ihn zurückziehe. Ich ziehe ihn zurück. Nichts. Ich setze mich auf das Bett. Ich bin plötzlich unbegreiflich müde. Ich gähne. Meine Füße, mein Rücken, meine Arme schlafen schon. Nun schläft auch mein Mund. Meine Augen fallen zu, ich

fühle einen leichten, fernen Schmerz in den entzündeten Lidern. Nein, ich fürchte mich nicht. Mein Blut schlägt ruhig. Mein Gewissen murmelt wie außer mir. Ich hebe noch einmal die Lider, blicke um mich. Warum blicke ich um mich? Um mich ist die Leere. Nackte staubüberspönnene Wände. Nichts sonst. Nicht das geringste Zeichen, daß hier jemals ein lebendiges Wesen gehaust hat. Das linke Schiebefenster steht offen. Draußen Leere. Staubverweht. Ich schlafe. Traumlos. Nur wenige Minuten mag ich geschlafen haben. Ich erwache, habe aber noch die Augen geschlossen. Ich weiß genau, wo ich bin. Sehe das Dorf, die ein wenig in die Luft gehobenen Häuser vor meinen geschlossenen Augen. Auch den Staub in allen Ritzen, in allen Falten. Auf der Straße die gekrümmten Fischleiber. Sie bewegen sich nicht. Kein Mensch, kein Vogel, kein Baum, nicht ein Halm. Ich sehe mich suchend in das Haus eintreten. Sehe den Vorhang. Ich stehe vor ihm. Ich schlage ihn zurück. Ich öffne die Augen:

Vor meinen Füßen steht ein gelblicher Bambushocker. Auf ihm ein grüngestrichener Holzkübel. Aus ihm wächst bis dicht unter meine Augen ein ganz zierliches, unendlich liebliches, vielhundertblütiges Aprikosenbäumchen auf. Ich starre es an, während das Blut in meinen Adern sauer gerinnt. Ich reiße die Zähne auf, um, von Entsetzen in allen Nerven gekratzt, zu schreien. In mein Rückenmark fällt langsam Tropfen um Tropfen geschmolzenen Bleies. Meine Augenkugeln quellen aus meinen Höhlen. Glas sägt an ihren Bändern. Mein Haar friert auf meinem Kopf wie Schnee. Aus jeder Blüte des Bäumchens kriecht etwas auf mich zu in der Höhe meiner Stirnhöhle . . . .

Wie ich aus diesem Haus, aus diesem Dorf gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Meine Leute wollen mich im Gebirge, einige hundert Schritt auf dem Seitenpfade ohnmächtig gefunden haben. Anderthalb Stunden später, nachdem ich mich von ihnen getrennt hatte. Sie behaupten gellende Schreie, die ihnen den Weg anzeigten, gehört zu haben. Ich hielt einen blühenden Aprikosenzweig in der verkrampften Faust.

Das, verehrter Freund, ist meine Geschichte. Ich kenne nun die Furcht, dieselbe, die jene armen Frauen in den Abgrund getrieben hat, und ich würde nicht einen Augenblick zögern, meinem Leben ein Ende zu machen, wenn ich wüßte, daß sie mir noch einmal irgendwo, irgendwann auflauerte. Wie Sie schon an dem Aprikosenzweig sehen, den ich in der Hand hielt, habe ich nicht etwa geträumt. Ich habe durch eine Abteilung meiner Leute feststellen lassen, daß wirklich jener Weg auf das Dorf führte. Sie werden begreifen, daß es mir unmöglich war, dieses Dorf noch einmal aufzusuchen, obwohl ich den ausdrücklichen Befehl hatte, hier auf eine Nachbarbatterie zu warten. Mein Verhalten, das ich nicht erklären wollte, hat mir schwere Vorwürfe eingebracht und nur dem Feld=

marschall verdanke ich es, daß ich nicht den Dienst sofort quittieren mußte. Sie werden mich vielleicht fragen, warum und wer dieses Aprikosenbäumchen dicht vor meine schlafenden Augen gestellt haben sollte. Hierüber kann ich Ihnen nur meine Vermutungen sagen. Die Chinesen scheinen nicht nur alle Weisheit der Erde zu besitzen, sondern aus ihrer unvermischten vieltausendjährigen Menschenerfahrung in der menschlichen Seele wie in einem Buche lesen zu können, von dem wir noch nicht einmal die Anfangsbuchstaben zu verstehen imstande sind. Wir sind befangen in der Wissenschaft, der Chinese aber spricht mit den Göttern und Dämonen fast schon wie mit seinen Brüdern. Sie haben ihn nicht nur das Tao gelehrt, die Seelenwanderung und die vieltausendstufige Leiter, auf der die Genien des Lebens zwischen Himmel und Erde entlangschweben, sondern auch alle Qualen des Körpers, alle sich in jede Spalte unseres Herzens einklemmenden, geschmeidigsten Torturen der Seele. Diese jedem Chinesen angeborene Geschmeidigkeit erweckt oft in uns klugen Europäern Abscheu. Wir müßten sie bewundern, wie der Chinese sie bewundert als eine Stärke, die den Menschen unter die Götter versetzt. Aus ihr erkläre ich mir mein Erlebnis. Gewiß hatte man mich gesehen, wie ich mit suchenden, flackernden Augen durch das Dorf geschritten bin. Irgendeiner dieser unsichtbaren schlitzäugigen Beobachter ist mir auf Schritt und Tritt nachgeschlichen. Er sieht mich vor dem Vorhang stehen, ihn zurückschlagen. Vielleicht schüttelt er ein betäubendes Kraut. Ich schlafe ein. Wehrlos. Hätte man mir jetzt mit einem glatten Schnitt den Kopf abgesäbelt, würde schon am anderen Tage das Dorf, in dem meine Leute mich suchen, in Flammen aufgehen. Aber wem kann man eine Schuld beimessen, wenn ich wahnsinnig werde? Und so stellten sie mir, mit schnellsten, leisesten Füßen um mich schwebend, ohne auch nur einen Finger meiner Hand mir zu krümmen, das Unerwartetste, das Gegensätzlichste in den winzigen Spalt meiner zwischen Tod und Leben flackernden Augen. Nennen Sie mir ein von der tiefsten Menschenklugheit ausdenkbares, geschickteres und ja, ich sage entsetzlicheres Mittel, auch die gesündeste Natur plötzlich aus sich selbst in das Grauen des Wahnsinns hinüberzureißen? Der Chinese kennt noch die Furcht, die den Wahnsinn erzeugt. Ich bin nicht wahnsinnig geworden, aber manchmal sehe ich im Traum große Vögel mit Frauenköpfen, die ihre Jungen in ihren Klauen halten, aus dem Abgrund des Schlafes emporflattern und sich auf einem Aprikosenbäumchen niederlassen. Die Rache der Vögel, denke ich, in eisigem Schreck erwachend, die Blutrache chinesischer Erinnyen. Dann weiß ich in schwarzer Klarheit, daß ich meine letzte Stunde noch nicht erlebt habe, und der Gedanke läßt mich nicht los, daß jene fürchterlichen Augen, die, in meiner Seele lesend, mich beobachtet, auch den Absturz der Frauen mit angesehen

haben und daß eine alle menschlichen Begriffe übersteigende Grausamkeit auch diese Träume vorberechnet hat. Dann rettet mich niemand. Und Sie, verehrter Freund, können unter das hohle Wort des phrasenhaft pathetischen französischen Marschalls und unter das gewissenhaftere Bekenntnis des deutschen Admirals den bescheidenen Namen eines deutschen Hauptmanns setzen. Vielleicht lassen Sie dann, damit Sie ihn und seine Geschichte nicht ganz vergessen, von der Hand ihres Töchterchens ein Bäumchen zum Gedächtnis darüber kritzeln, ein kleines, sehr zierliches, sehr liebliches chinesisches Aprikosenbäumchen."

Die Entweihung der Gewalt

von Alfred Wolfenstein

Der Einsame ist einfach – er steht am Ursprung. Aber der Gemeinschaftliche vollendet die Welt. Und mag auch der Mensch immer wieder zum Einsamen werden: er füllte sich zuvor mit dem All Gottes an, indem er durch den Kampf ging.

Durch das steigende Chaos der Widersprüche, Widerwege kämpfen wir uns – über die Steppenpausen der Einsamkeiten hinweg – durch das Gebirge der Tage, Widerstände – durch die endlichen Zeitalter der Unendlichkeit –. Haß! Angst! Immer ferner erscheint uns Gemeinschaft – immer höher –.

Es entspringen drei ungeheure Regungen aus dem Element der Gemeinschaft – aus diesem Gefühl: du bist nicht allein auf der Welt: Das Opfer, die Liebe, die Gewalt. Sie alle deuten auf den anderen! der da ist wie du. Und auf Gott.

Denn auch die Gewalt, die nicht unterwürfig ist wie das Opfer und nicht verschmelzend wie die Liebe sondern überwinderisch, – ist dennoch heilig. Aber entheiligt worden am wildesten und kläglichsten! Opfer und Liebe verschwinden, wenn sie entstellt werden, aber die Gewalt muß in Zerrbildern dableiben.

Darum ruft sie am dringendsten nach den Befreiern, nach den Kämpfern um ihr wahres Wesen.

Sie bedeutet Ausdruck und Tat eines Ganzen. So wird sie wesenlos, und verzerrt und unheilvoll in der entarteten Alleinbetonung von Geist oder Körper. Die des Körpers zeigt sich uns deutlich: es ist die mörderische Heeresgewalt. Aber auch die andere ertötet das Leben: die abstrakte Gewaltlosigkeit.

Gegen beide uns bekennen!

Es sind die „falschen Zeugungen" der Halbheit. Voll halber Umarmung Einseitigkeit und Selbstbefleckung der Kräfte ist heute die Welt. Wie die Erdoberfläche in unkosmische Länder zerteilt sich die Oberflächlichkeit der Menschen in Körper und Geist. Sie leben nicht ineinander und so wird jeder von beiden zu einer Richtung. Entweder körperlos blutlos herrschen will der Geistige oder blutig und ohne viel Kunst der Leibhaftige.

Aber beides — pazifistische Intellektualität oder Zurückbleiben in Urroheit — Austrocknung zu ziviler Gewaltlosigkeit oder Sündflut des Kriegswesens: beides ist tödlich für das Blühen der Welt. Beide scheinbar entgegengesetzte Willen von uns zusammengeworfen als gespenstische Feinde der wahren Gewalt! Zu ihnen spricht Hölderlin: Töten könnt ihr, aber nicht lebendig machen.

Das eine Gespenst, — das sich zu edel gebärdet — mit unsichtbarer Hand, die alles mit einem Federstrich absetzt — der Körper akzentlos gleich einem Schwanz des Kopfes nur von dessen Reflexen bewegt — der Blick starr auf Ziele gerichtet —

Verkünden wir die Gefahr, der so viele von uns nahestehen. Der Erde großstädtischer Stern wimmelt von Zielen, bedecktem Gedränge von Köpfen, die mit aller Macht an die Zukunft denken, indessen der Himmel rings leuchtet. Nicht oft sind die Zeitgenossen so eigentümlich selbstlos. Diese wollen das Paradies nicht mehr selbst erleben — sie können es nicht! Denn es fehlt ihnen zwar das Selbst, das Rückgrat der Gefühle, aber nicht das Ich, das sich himmelnd um sich dreht und das ganze Sein in dieses Drehn hineinziehen will, die Geschicklichkeit, die das Geschick umgeht. Ihr blankes Reich des Willens und der Intelligenz, kann das jemals eine Welt werden? Durch politisches Verhalten, durch Kunst des Möglichen läßt sich wohl ein halbes Paradies erwerben aber keine Natur.

Nur Paradies kann Paradies besitzen. Das bedeutet, wer alles ist, hat alles. Der Intellekt allein verleiht nur einen einzigen Flügel, mit dem flatternd nur die Luft bewegt wird sonst nichts. Wer trotzdem befriedigt erklärt, er komme mit solcher Scheinbewegung zu seinem Ziel, beweist offenbar nur dessen Scheinwesen. Es liegt wohl nicht höher als die Stelle, wo er selbst denkt, geschweige denn in der Unendlichkeit. Es liegt ganz nahe mitten in dieser Inzucht des Denkens, die auch alle Erschütterungen der Welt schnell in den Kreis ihrer Überlegung zieht und mit den Revolutionen gleichfalls schnell wieder unter sich ist. So ähnelt es bei aller redlichen Bemühung dem Schatzfinder, dem das Märchen zuruft: Vergiß das Beste nicht! das in keinem Augenblick unter sich bleibt,

sondern unter Gott. Das Ziel ist nicht Gott (ihn in der Ferne suchen ist gleich Gottlosigkeit).

Das Ziel ist Kompromiß mit der Erde, nicht einmal Harmonie. Allzuwenig Notwendigkeit und Schicksal ist im intellektuellen Menschen, darum strebt er sich der Erde durch Einrichtungen zu nähern. Er will sie durchaus nicht romantisch aufheben (das ist seine redliche Bereitschaft zur Arbeit): aber das Elementare soll immerhin durch die Anpassungsgabe des Rationalisten gemildert geordnet gestaatlicht werden. Paradies der Dialektik, Tyrannei des Geistes! (Die Logik absolut, da sie uns den Willen tut.) Was wird man mit dem haarscharfen Treffen, mit dem Treffen jedes hölzernen Vogels? — Ein Schützenkönig ist entsetzlich, er kann nicht einmal gestürzt werden.

Das ist die eine zu bekämpfende Unnatur. (Freunde! in uns zu bekämpfen, von uns zu bekennen!) „Ein Ziel brauchen wir, wenn wir uns nicht als Tiere fühlen sollen." (Kurt Hiller) Aber hier legt sich die Fahrt so bedenklich auf die entgegengesetzte Seite, daß man versucht ist zu sagen: Ein Ziel brauchen wir lieber nicht, wenn es Gefühl so sehr den Tieren überlassen muß. „Geist ohne Leib ist unmöglich." Leider widerlegt sich diese Meinung dort selbst.

Aber Sprecher und Entsprecher dieser Lehre sind ja nur ein Teil — der redlichste höchste — einer Zeitgenossenschaft, die immer nur in Graden ihrer selbst sich bewegt, Welt nicht vermehrt, weil sie in den Bereich des Lichts nicht das Dunkel ziehen und ihre Bürgerlichkeit selbst ins Extremste hineintragen —. Der alles bedeckende Apparat der Zeit, dem nur Apparate noch beikommen, dies Gestänge der Zivilisation mit Skeletten als Bedienung wird allmählich zum unnatürlichen Urwald, zu einem Dickicht der Ordentlichkeit. Restlos ordentlich auch im Umstürzen — Durchdachte Revolution geht ahnungslos am großen Dunkel vorbei, darin die ursprünglichen wildheiligen unbekannten Offenbarung heraufbringenden Keime liegen. Nur im eigenen Kreis nur die eignen Einrichtungen umstürzen, dem Scharf nur ein Schärfer entgegensetzen, keinen Schritt dem Leidenschaftlichen abgewinnen, sondern nur die Relativität des Radikalen vergrößern: — O Geist —: seht ihn die Sphäre des Bösen nicht berühren, deren immer tieferes Betreten und Überwinden allein das Gute vermehren kann! — sondern den Menschen „gut" heißen, um es keineswegs zu sein! und überhaupt mit dem Wasser aller Schlagworte einen immer tieferen Graben zwischen Innen und Außen legen und so, weil Blut nicht fließen soll, auch Leidenschaft Gebärde Festlichkeit Körperausdruck ins Jenseits befördern — ins fruchtlose Jenseits der Verhaltenheit —

Neben dem Thron des Menschen vom scharfen Verstand thront der

Mensch vom scharfen Schwert. Das andere Gespenst! – nicht einzeln sondern Gespenstermasse – purpurn hinter uniformem Grau – statt der Zunge statt der Hand statt des Hirnes Waffen – die unechte Tötung – blutiggrau auch vom November übernommen. –

Die Heeresgewalt ist die unechte mechanische gefühllose wesenlose Tötung. Sie ist das Zerrbild nicht allein des Lebens sondern auch jenes in aller Sünde noch etwas anderes bedeutenden Todes, den ein Mensch von Menschenhand erleiden kann: Es kann eine Tötung geheimnisvoll überzeugend aus Ahnung Leidenschaft und Notwendigkeit hervorsteigen. Auch sie freilich, ob sie aus scheinbar persönlichem Grunde oder scheinbar für die Menschheit vollbracht wird, führt keineswegs zum Leben. Auch sie gesellt – auch den Tötenden zu den Toten; (Denn wir teilen unser Schicksal alle, mehr als es in den mittleren Dingen offenbar wird).

Dennoch Ungeheures trennt solche Tötung, solche Tat des mit Bewußtsein vom Furchtbaren erfüllten Menschen – von jener leeren des Heeres. Hier tötet – niemand. Nichts. Denn eine Gemeinschaft zur Vernichtung des Lebens ist unmöglich, löst sich selbst auf. Die staatliche Gemeinschaft reicht scheinbar bis zum Heere und seinen Manövern, obgleich sie schon im Frieden nicht ertragen dürfte, daß man auch gemeinschaftliche Mordvorbereitung als Konsequenz aus ihr zieht. Jedenfalls aber offenbart sich der Widerspruch, wenn sie ihr Gefüge dann wirklich zum Töten benutzt. Ist auch im ersten Augenblick des Krieges der Rausch groß: schon an ihm wirkt auch Selbstbetäubung mit – und je nackter dann der Apparat und seine Macht in der Seele hervortreten, um so dringender enthüllt sich die L ü g e d e r m ö r d e r i s c h e n G e m e i n s c h a f t. Der Apparat überwiegt im heutigen Menschen die bewußtlosen Urtriebe, auch die blutigen. Nur mit dem Apparat in ihm kann er sich zum Töten mit anderen verbinden; kann nur vermittelst des toten Gefüges gemeinschaftlich also ohne persönliche Sendung töten. Denn der Grund, aus dem ein überzeugtes Töten hervorbräche, liegt an der tiefsten dunkelsten Stelle des Innern, die keinem sozialen oder abstrakten Zwecke zugänglich ist – Ort der Einsamkeit. Wer aber mit anderen sich wirklich verbindet, verbindet sich dadurch mit dem Lebendigen überhaupt. Er bestätigt es an sich – so daß er zwar darum kämpfen kann, aber niemals bis zur Verneinung, – denn er bejaht es. So muß Gemeinschaft, die sich sonst für alle Zwecke des Daseins relativisch gebärden kann, dem Tode, der Tötung gegenüber das Menschlich Absolute anerkennen. Die Tötung von Staatswegen, Hinrichtung oder Krieg ist der furchtbarste Verfall in den Schein. Das tötende Heer ist nur stürzende Materie, aber eine, die zum Bewußtsein (böser Tat) kommen kann. Die Schlacht hat allen Sinn hinter sich gelassen und ist nur noch Katastrophe –, ihr Erfolg das Nichts, Schein mal Schein

mißt sich gleich Null. Erst mit dem aufsteigenden Bewußtsein dieses Nichts beginnt eine neue Schöpfung.

Überdeutlich drückt sich diese Wesenlosigkeit der Heerestötung in dem Verhältnis des heutigen Menschen zu seiner Waffe aus. Wäre ein Heer ohne Schußwaffe noch denkbar? Charakter Nerven Hand und Moral des Menschen erfordern immer ausschließlicher gerade diese Waffe. Nur sie macht dem Bürger, diesem eigentlichen Bestandteil des heutigen Heers, das Töten in Menge noch möglich.

Zwei Hauptmotive stützen dies Verhältnis:

Die Schußwaffe enthebt den Menschen von der Verantwortung. Sie hat einen Willen, einen größeren eigenen Anteil am tötenden Willen des Zeitgenossen als je eine zuvor. Sie schießt — kaum er selbst. Gespenstisch als sei der Schuß ihre eigne anonyme Tat wirkt etwas aus ihr in die Ferne. Nur eine geringe Regung des Menschen beteiligt sich daran. Dies Motiv ist mit der Unpersönlichkeit des Jahrhunderts dicht verschlungen. So konnten die bürgerlichen Zeitgenossen zum Morden gebracht werden, allgemein wie niemals zuvor. Ihre Bedenklichkeit vermochte sich an der Abstraktheit des Schießens zu betäuben! Es ist ihnen mit ihrer Einwilligung über den Kopf gewachsen. Der Schießende braucht nicht zu wissen, was er tut. Das Gesicht seiner Tat ertragen mußte der antike Krieger und er hatte es auf sich zu nehmen, ein Mörder zu sein. Wenn er es war. Jetzt aber müßte jeder der Millionen Bürger unsicher fürchten, ein Mörder zu sein —: darum fürchtet es keiner! Fast keiner weiß es. Bewußtloser noch als Bajonettsturm im Geschützkrachen Massenrausch Giftnebel, bewußtloser noch macht ihn dies unsichtbare Schießen über die Leere des Schlachtfeldes hin. Als gebe es gar nicht gegen den Menschen. Maske des Tötens — Die Wirkung ist zusammenhanglos — abwesend — Sie kann ruhig auf die ununterscheidbare Rechnung einer Riesenfront von Tötenden, Tod Fabrizierenden Befehlenden gesetzt werden. Das Gewissen schläft kindlich mitten im Donner ein — Hinaus sendet den Tod ein brüllendes Ganzes — ein Vielgespenst — ein Traum — niemand! — wohl das Pulver selbst —. Keiner kennt unter den Toten drüben den, der von seiner Hand fiel.

Aber die Schußwaffe mit solcher Selbstbetäubung befreit nicht allein von der Last — sondern das andere ist: daß sie sogar ausdrücklich dazu verführt. Ihre Technik ihr Knall die Überwindung der Entfernungen mit unscheinbarem Ruck: — Es reizt den Zeitgenossen, diese Technik zu gebrauchen, in Bewegung zu setzen. Er weiß nicht, ob er mordlustig ist, aber sicherlich ist er trefflustig. In den immer virtuoseren Erfindungen der Schußwaffen, fortschreitend in Sicherheit Schall Aussehen Wirkung, wird auch die technische Form für diesen immer schärferen Anreiz un-

aufhörlich schärfer miterfunden. Wohl berauscht auch die Mechanik anderer Maschinen – hier aber soll es ein giftiger Rausch werden –: das Pulver –: Zwischen die Lust am Apparat und die Ferne des Gewissens schiebt sich noch das halbe Bewußtsein der Wirkung – der tötlichen Tat. Dieses Hängen inmitten von Apparat und Verantwortung – quälende und zugleich wollüstig festgehaltene Halbheit – zugleich Doppeltheit des unterwühlenden wie angenehm berührenden Giftes des Schießens, das wie Absinth überhebt und aufhebt – –: Vollendung zivilisierter Charakterlosigkeit, die mit der Explosion des Pulvers sich entladet.

Das ist die Schußwaffe: und die tötende Pervertierung der Gemeinschaft (offenbart und ermöglicht durch diese Waffe), das Heer, ruht schon heute vielleicht auf schwankendem seelischem Grunde. Freilich der Krieg kommt allen, die unanschaulich leben, entgegen. An unfühlbarer Abstraktheit ist er jedem gedachten Paradiesbegriff ebenbürtig. Er fingiert: nicht der einzelne sondern das französische, oder deutsche „Volk" ist der Feind und das bringst du mit deinem Schuß nicht um –, also schieße ruhig hinein, o Soldat. Der also blind gegen den Menschen Gemachte wendet dann auch auf jede andere Menge diese abstrakte mörderische Ruhe an – diese fingierte Verwandlung des Einzelnen in eine Menschenmasse und der Menschenmasse in eine ruhig zu beschießende Stoffmasse. Kein endgültiger Ekel vor dem Schießen auf Menschen steigt nach irgendeinem Kriege hoch. Bürger gehen im großen Bogen der Abrüstung um ihn herum, Arbeiter stellen ihn in einen neuen Mittelpunkt, Feudale stehen im alten.

Gespenster kann man nicht vernichten. Ihre Nichtigkeit weicht nur vor einer Erfüllung. Das Dunkel ist nur dann nicht da, wenn das Licht ist. Man wünscht auch Menschen nicht hinweg, sondern erweckt andere. Ein Erwachen bringt niemandem den Tod, es bringt Überwindung! Man kann auch nicht etwa die Werkzeuge vernichten. Etwa die mörderischen Waffen und ahnungslosen Bücher in allen Ländern zu sammeln und ins Meer zu versenken, könnte nur eine Sammlerpersönlichkeit vorschlagen!

Der Tag ist da. Immer. Nur Erweckung gilt es zum Morgen, an welchem wie Himmel und Erde *zugleich* Geist und Körper leuchten werden.

Erweckung ist die Befreiung der Gewalt von Intellektualität oder Korporalität, die Befreiung des Kampfes von beiden abtötenden Mächten, die *Verlegung jedes Kampfes ins Leben.*

Wenn die Ziele und Gründe des Kampfes sich wandeln, das genügt nicht. In den *Kampf selbst* hinein die Revolution! in die *Mittel* des *Kampfes!* Ist es Revolution, die neu unterwürfig die alten Tötungsmittel auf dem Throne läßt? Zahllose Spannungen herausfordernde Gelegenheiten

für die kämpferische Phantasie kamen seit dem Kriege: Doch wie wenig neue Kampfmittel fielen den Menschen ein! Seit die Massentötung und der Zeitungsdruck in der Welt bestehen, will man über diese bequemsten Erfindungen nicht hinweggehen.

Aber seht – den Streik. Auch er kann Tod bewirken. Doch sein Wesen ist es nicht. Unendlich groß bleibt innerhalb des Streiks die Freiheit aller Betroffenen, sich trotz Krankheit Hunger und Gefahr am Leben zu erhalten, und zwar nach dem immanenten Willen des Streikmittels. Denn es will die Sachen die Einrichtungen treffen nicht den Menschen. Fordert ein solcher Kampf Opfer, so wirkt dies im Gewissen der Menschheit nicht als kriegerische mörderische unumgängliche Absicht fort: Ein gewaltiger Unterschied der Wirkung! Daran auch muß man den Wert eines Kampfes messen, an seiner Fortwirkung in der menschlichen Atmosphäre, an seiner Kraft die Kampfmittel selbst gleichzeitig immer tiefer zu revolutionieren.

Euch dagegen – überall – sehe ich jetzt in dem Glauben begriffen (der bei manchen eine solche Wandlung ist, daß mich Schmerz wie 1914 erfaßt) –: Es dürfe sich der Waffen bemächtigen, wer sie noch einmal für die gute Idee gebrauchen – und darauf endgültig vernichten wolle –. Es dürfe diejenige Regierung Krieg führen, die auf diese Weise noch einmal siegen wolle: um den Krieg aus der Welt zu schaffen. So aber wird der Zirkel niemals durchbrochen. Siegt die gute Armee und will ihren Geist dann verwirklichen (aber war jemals gut, wer dies Mittel jemals wählen konnte? oder ist er von diesem Augenblicke ab noch gut?) –: unauslöschlich bleibt der Eindruck in der Welt: es siegte eine Armee! menschenmörderisch. Kein guter Wille vermag den eigenen Widerspruch in diesen wesentlichsten Dingen durchzusetzen. Und der Feind mit dem Widerheer kann nicht lange auf sich warten lassen. Sieg auf Sieg! so ginge es in Ewigkeit fort. Denn untrennbar führt nur das Gute zum Guten, nur das Andere zur Änderung. Fällt nicht jeder, der nur einmal bewußt eine Ausnahme macht, für immer aus dem ewigen Zusammenhang des Geistes, der über die Jahrhunderte hinweg sich und Gott die Hände reicht und allein der Ewigkeit entspricht? Mag der Geist, dem ein Heer dient (ist er der Geist?), bewundernswert sein: es muß – damit die Welt gehalten wird –, gleichzeitig jene geben, die von Natur und unbeirrbar außerhalb des fehlerhaften Kreises stehn. Sie werden da sein, wenn einmal ein Kampf nicht nur von seinen Zielen sprechen wird sondern zugleich ausdrücklich verkünden kann: Seht her, ich werde nicht mit dem Heere geführt! auch dies ist mein Ziel!

Aber ebenso ihr Gewaltlosen: Das bloße dem Übel nicht Widerstehen ist wohl dann völlig wahr und überzeugend, wenn es bis zum Sterben

geht. Indessen – jeder Führer übt Gewalt, wie die Sonne, die das Holz mit dem Keime sprengt. Der Erzieher, der Messias, der zum Umsturz von Glauben und Macht bewegt – aber schon jeder, der mit seinem Werke andere zu Werken zwingt und jeder Leidenschaftliche mit seiner Macht über den Liebenden: Gewalt. Auf den Grad (deren einen ihr bejahen, deren anderen ihr verneinen werdet) kommt es nicht an, auch darauf nicht, ob das Wort oder der Arm hier handelt. Nur dies wird wesentlich, ob der Ursprung, die Sendung und die Wirkung dieser Gewalt Lebendigkeit ist oder nicht, – nämlich Lebendigkeit für alle.

Dies Wesentliche entsteht, wenn Geist und Körperlichkeit einander durchdringen. Das ist das volle Leben, daraus nur Lebendigkeit für alle folgen kann. Es verbindet miteinander Klarheit und Dunkel, die getrennt in intellektuelle Zivilisation und mörderische Barbarei stürzen. Auch im Innern des Menschen müssen sich Mann und Weib umarmen. (Wilhelm Fließ.) Die Kräfte treibenden Willens und getriebener Notwendigkeit – Zugleichschwung aus Blut und Geist durchrauscht und rauschend! Wer dem Schicksal nicht weniger als dem Willen zur Verfügung steht, denkt seinen Körper, fühlt seinen Geist – ahnt Gott. Dynamik und Frucht dieser Einheit über aller rationalistischen positivistischen Scheidung ist: Intuition – kein großes Wort, denn jedem fällt sie zu.

Wer sich dem Geist und Körper nicht verschließt, liebt alles Leben, nicht nur das eigne. Das Bewußtsein dieser gewaltigen Gestalt-Zusammengehörigkeit gilt es zu wecken. In jede menschliche Bewegung muß es eingeschmolzen werden, in Erziehung, Verkehr, im Klang und Inhalt jeder Tätigkeit muß diese Stimmung, dies Verlangen zum Mitertönen gebracht werden. Die Wissenschaft soll nicht mehr im Labyrinth ihrer Intellektualität umgehen, wo sie etwa Krankheiten mikroskopiert und Heilerfindungen instrumentiert, statt daß man bei ihren Gründen im Leben den Anfang macht. Die Kunst kann nicht mehr artistisch oder realistisch sein: Realisierung durch die Kunst, die mit ihrem Rhythmus den des Lebens lebendig macht, Sinn in Sinn mit ihm. Ihr Schein wird den Menschen werden, was die Sonne der Erde ist. Der Soldat, der entseelt Tötende, muß erfahren, daß ein Haupt statt eines Stahlhelms auf seinen Schultern sitzt. Der überbewußt Geistige muß in das Herz und Volk des Lebens eintreten wo seine Ganzgestalt ihn erwartet.

Wir alle müssen uns auf die Gewalt besinnen, die unentweiht zur vollen Wirksamkeit in den Menschen gelegt ist. Wenn sie einig hervorbricht, bedeutet sie: Lebendige Bezwingung. Der Weg ihres Kampfes ist verschlungen mit Unendlichkeit: Sie überwindet so, daß auch der Überwundene noch überwinden kann. Daß er erst nach dem Siege im Weiterleben ganz besiegt wird. Daß er an solcher gegen ihn gesteigerten Leben-

digkeit der Welt noch selbst beteiligt wird. Hinter uns versinkt der Aberglaube als könne man den Geist durch Tötung seines Volkes treffen. Versinken wird die Feigheit des Tötens, die in die tierische Verkürzung des Krieges ausweicht, statt unendlich mit dem Lebenden zu kämpfen. Eintreten werden wir in die Sphäre, die jedem Sternenaugen öffnet, damit er die eigne verzweigte Notwendigkeit auch in der Lebendigkeit des andern erblickt! Das Reich des Todes saugt auch den Tötenden ein, er beendet mit dem Getöteten jede Möglichkeit lebendiger Beziehung zu ihm — also sich selbst. So beendet auch das Überbewußtsein der Intellektualität sich selbst. Auch dorthin kann das Leben nicht folgen. Aber Verlegung jedes Kampfes in das Leben betont das Leben mit unendlicher Geistkörperlichkeit, — immer weiter zwischen Geburt und Tod um sich greifend, Raum gewinnend, Zeit gewinnend, nach der Geburt und vor dem Tod! Zwischen beiden die Spannung soll unendlich gebogen, gewölbt, gedehnt werden — als der Himmel der Lebendigkeit. Ihn soll die mörderische Faust oder das abtötende Gehirn nirgends beenden dürfen. Dauer des Lebens soll erstehen. Heilig soll die Möglichkeit jedes Tons zwischen Anfang und Ende sein. Daß es aus solcher Betonung Hall und Glanz von nie gekannter Sonnenselbständigkeit gewinnt. Nicht in die Ferne dünn konstruiert — nicht roh von Vergangenheit durchstiert: fühlbare Dauer des Lebens — Wert für alle — zur Natur für alle geworden. Darin alles möglich bleibt: Überwindung, die Schonung ist, Steigerung, die Vertiefung ist, Erlösung, die Verkörperung ist — Geist, der Leib ist. Unendlichkeit des Lebens. Der Ganzlebendigkeit Sphäre. Gottes Lebendigkeit.

Die Brüder Karamasoff oder der Untergang Europas

Einfälle bei der Lektüre Dostojewskis

von Hermann Hesse

Motto: Nichts ist außen, nichts ist innen;
denn was außen ist, ist innen.

Die hier mitgeteilten Gedanken in eine zusammenhängende und gefällige Form zu bringen, war mir nicht möglich. Es fehlt mir die Begabung dazu, und außerdem empfinde ich es als eine Art von Verlegenheit oder doch Anmaßung, wenn ein Autor, wie so viele es tun, aus einigen Einfällen einen Essay aufbaut, der den Eindruck von Vollständigkeit und Folgerichtigkeit macht, während er doch nur zu einem

kleinen Teil Gedanke, zum weitaus größern Teil aber Füllsel ist. Nein, ich, der ich an den „Untergang Europas" glaube, und zwar gerade an den Untergang des geistigen Europa, habe am wenigsten Grund, mich um eine Form zu bemühen, die ich als Maskerade und Lüge empfinden müßte. Ich sage, wie Dostojewski selbst im letzten Buch der Karamasoffs sagt: „Ich sehe, daß es am besten ist, mich gar nicht zu entschuldigen. Ich werde es so machen, wie ich es verstehe, und die Leser werden selber begreifen, daß ich es nur eben so machte, wie ich es verstand."

In den Werken Dostojewskis, und am konzentriertesten in den „Karamasoffs", scheint mir das, was ich für mich den „Untergang Europas" nenne, mit ungeheurer Deutlichkeit ausgedrückt und vorausverkündigt. Daß die europäische, zumal die deutsche Jugend Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche, das scheint mir für unser Schicksal entscheidend. Sieht man daraufhin die jüngste Dichtung an, so findet man überall eine Annäherung an Dostojewski, mag sie auch oft bloß Nachahmung sein und kindlich wirken. Das Ideal der „Karamasoffs", ein uraltes asiatisch-okkultes Ideal, beginnt europäisch zu werden, beginnt den Geist Europas aufzufressen. Das ist es, was ich den Untergang Europas nenne. Dieser Untergang ist eine Heimkehr zur Mutter, ist eine Rückkehr nach Asien, zu den Quellen, zu den Faustischen „Müttern", und wird, selbstverständlich, wie jeder Tod auf Erden zu einer neuen Geburt führen. Als „Untergang" empfinden nur wir diese Vorgänge, wir Zeitgenossen, so wie beim Verlassen einer alten geliebten Heimat nur die Alten das Gefühl von Trauer und unwiederbringlichem Verlust haben, während die Jungen nur das Neue, die Zukunft sehen.

Aber was ist das für ein „asiatisches" Ideal, das ich bei Dostojewski finde, und von dem mir scheint, daß es im Begriff ist sich Europa zu erobern?

Es ist, kurz gesagt, die Abkehr von jeder festgelegten Ethik und Moral zugunsten eines Allesverstehens, Allesgeltenlassens, einer neuen, gefährlichen, grausigen Heiligkeit, wie sie der Greis Sosima vorverkündigt, wie sie Alescha lebt, wie sie Dmitri und noch weit mehr Iwan Karamasoff bis zur deutlichsten Bewußtheit aussprechen. Bei dem Greis Sosima herrscht noch das Ideal der Gerechtigkeit vor, es gibt für ihn immerhin Gut und Böse, nur schenkt er seine Liebe gerade dem Bösen mit Vorliebe. Bei Alescha wird diese Art neuer Heiligkeit schon weit freier und lebendiger, er geht schon mit einer fast amoralischen Unbefangenheit durch jeden

Schmutz und Schlamm seiner Umgebung, oft erinnert er mich an jenes edelste Gelöbnis des Zarathustra: „Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen!" Aber siehe, die Brüder Aleschas treiben diesen Gedanken noch weiter, sie gehen diesen Weg noch entschiedener, und oft scheint es, allem zum Trotz, geradezu so, als ob das Verhältnis der Brüder Karamasoff sich im Lauf des dicken dreibändigen Buches geradezu langsam umdrehe, so daß mehr und mehr alles Feststehende wieder zweifelhaft wird, und mehr und mehr der heilige Alescha weltlicher, die weltlichen Brüder heiliger, und der verbrecherischste und zügelloseste Bruder, Dmitri, gerade zum heiligsten, zum empfindlichsten und innigsten Vorahner einer neuen Heiligkeit, einer neuen Moral, eines neuen Menschentums würde. Das ist sehr seltsam. Je Karamasoffischer es zugeht, je lasterhafter und besoffener, je zügelloser und roher, desto näher schimmert durch die Körper dieser rohen Erscheinungen, Menschen und Taten das neue Ideal, desto vergeistigter, desto heiliger werden sie inwendig. Und neben dem Säufer, Totschläger und Gewalttäter Dmitri und dem zynischen Intellektuellen Iwan werden die braven, die hochanständigen Typen des Staatsanwaltes und der andern Vertreter der Bürgerlichkeit, je mehr sie äußerlich triumphieren, desto schäbiger, desto hohler, desto wertloser.

Also das „neue Ideal", von welchem der europäische Geist in seinen Wurzeln bedroht ist, scheint ein völlig amoralisches Denken und Empfinden zu sein, eine Fähigkeit, das Göttliche, Notwendige, Schicksalhafte auch noch im Bösesten, auch noch im Häßlichsten zu erfühlen, und auch vor ihm noch Hochachtung und Gottesdienst darzubringen, ja gerade vor ihm besonders. Der Versuch des Staatsanwaltes, in seiner großen Rede diese Karamasofferei ironisch übertreibend darzustellen und dem Hohn der Bürger preiszugeben, dieser Versuch übertreibt in Wirklichkeit gar nicht, er bleibt sogar sehr zahm.

In dieser Rede wird, vom konservativ-bürgerlichen Standpunkt aus, der „russische Mensch" geschildert, der seither zum Schlagwort geworden ist, der gefährliche, rührende, verantwortungslose, dabei gewissenszarte, weiche, träumerische, grausame, tief kindliche „russische Mensch", den man gern auch heute noch so nennt, obwohl er, wie ich glaube, längst im Begriff ist, der europäische Mensch zu werden. Denn eben dies ist der „Untergang Europas".

Diesen „russischen Menschen" müssen wir einen Augenblick betrachten. Er ist weit älter als Dostojewski, aber Dostojewski hat ihn endgültig vor die Welt hingestellt, in seiner ganzen furchtbaren Bedeutung. Der russische Mensch ist Karamasoff, er ist Fjedor Pawlowitsch, er ist Dmitri, er ist

Iwan, er ist Aljoscha. Denn diese vier gehören, so verschieden sie scheinen, notwendig zusammen, sie zusammen sind Karamasoff, sie zusammen sind der „russische Mensch“, sie zusammen sind der kommende, schon nahe Mensch der europäischen Krisis.

Nebenbei: Man beachte etwas höchst Merkwürdiges: nämlich wie Iwan im Laufe der Erzählung aus einem Zivilisationsmenschen zu einem Karamasoff, aus einem Europäer zu einem Russen, aus einem geformten historischen Typ zum ungeformten Zukunftsmaterial wird! Das ist von einer märchenhaften Traumsicherheit, dieses Weggleiten des Iwan aus seinem anfänglichen Nimbus von Haltung, Verstand, Kühle und Wissenschaftlichkeit, dieses allmähliche, bange, wahnsinnig spannende Hinübergleiten gerade des scheinbar solidesten Karamasoff in die Hysterie, ins Russische, ins Karamasoffsche! Gerade er, der Zweifler, ist es, der am Ende Konversationen mit dem Teufel führt! Wir werden später gerade davon noch reden.

Also: der „russische Mensch“ (den wir längst auch schon in Deutschland haben) ist weder mit dem „Hysteriker“, noch mit dem Säufer oder Verbrecher, noch mit dem Dichter und Heiligen irgendwie bezeichnet, sondern einzig mit dem Nebeneinander, mit dem Zugleich all dieser Eigenschaften. Der russische Mensch, der Karamasoff ist Mörder und Richter zugleich, Rohling und zarteste Seele zugleich, er ist ebenso der vollkommenste Egoist wie der Held vollkommenster Aufopferung. Ihm kommen wir nicht bei von einem europäischen, von einem festen, moralischen, ethischen, dogmatischen Standpunkt aus. In diesem Menschen ist außen und innen, Gut und Böse, Gott und Satan beieinander.

Darum klingt je und je aus diesen Karamasoffs heraus auch das Bedürfnis nach einem höchsten Symbol, das ihrer Seele gerecht würde, nach einem Gott, der zugleich Teufel ist. Damit, mit diesem Symbol, ist der russische Mensch Dostojewskis umschrieben. Der Gott, der zugleich Teufel ist, ist der uralte Demiurg. Er ist der, der vor Anfang war; er, der Einzige, steht jenseits der Gegensätze, kennt nicht Tag noch Nacht, nicht Gut noch Böse. Er ist das Nichts, und ist das All. Er ist uns unerkennbar, denn wir alle vermögen zu erkennen nur in Gegensätzen, wir sind Individuen, sind an Tag und Nacht, an Warm und Kalt gebunden, brauchen einen Gott und einen Teufel. Jenseits der Gegensätze, im Nichts und All, lebt einzig der Demiurg, der Gott des Alls, der nicht Gut noch Böse kennt.

Es wäre viel hierüber zu sagen, aber dies genügt schon. Wir haben den russischen Menschen in seinem Wesen erkannt. Er ist der Mensch, der aus den Gegensätzen, aus den Eigenschaften, aus den Moralen fort strebt, er ist der Mensch, der im Begriff ist sich aufzulösen und jenseits hinter den Vorhang, hinter das Prinzipium individuationis, zurückzukehren.

Dieser Mensch liebt nichts und alles, er fürchtet nichts und alles, er tut nichts und alles. Dieser Mensch ist wieder Urstoff, ist ungestaltetes Seelenmaterial. Er kann in dieser Form nicht leben, er kann nur untergehen, er kann nur vorbeihuschen.

Diesen Menschen des Untergangs, dies furchtbare Gespenst hat Dostojewski heraufbeschworen. Oft und oft ist gesagt worden, es sei ein Glück, daß seine „Karamasoffs" nicht fertig geworden seien, denn sonst wäre nicht bloß die russische Literatur, sondern auch Rußland, sondern auch die Menschheit explodiert und in die Lüfte gegangen.

Ausgesprochenes aber, auch wenn der Sprecher die letzten Konsequenzen nicht gezogen hat, kann nicht mehr ungesprochen gemacht werden. Der russische Mensch existiert längst, er existiert längst weit über Rußland hinaus, er regiert im halben Europa, und ein Teil der gefürchteten Explosion ist ja in diesen letzten Jahren hörbar genug vor sich gegangen. Es zeigt sich, daß Europa müde ist, es zeigt sich, daß es heimkehren, daß es ausruhen, daß es umgeschaffen, umgeboren werden will.

Hier fallen mir zwei Aussprüche eines Europäers ein, eines Europäers, der sicherlich für jeden von uns ohne weiteres den Repräsentanten eines Alten, eines Gewesenen, eines jetzt untergegangenen oder doch zweifelhaft gewordenen Europa bedeutet. Ich meine den Kaiser Wilhelm. Der eine Ausspruch ist der, den er einst unter ein etwas sonderbares allegorisches Bild geschrieben hat und der die Völker Europas ermahnt, ihre „heiligsten Güter" gegen die aus dem Osten andringende Gefahr zu wahren.

Kaiser Wilhelm war sicher kein sehr ahnungsvoller und sehr tiefer Mensch, dennoch besaß er, als inniger Verehrer und Beschützer eines altmodischen Ideals, ein gewisses Ahnungsvermögen gegen Gefahren, die diesem Ideal drohten. Er war kein geistiger Mensch, er las nicht gerne gute Bücher, und er war auch zu viel mit Politik beschäftigt. So ist auch jenes Bild mit dem Mahnruf an die Völker Europas nicht entstanden nach einer Lektüre Dostojewskis, wie man meinen könnte, sondern wohl auf Grund einer vagen Furcht vor den Völkermassen des Ostens, die durch den Ehrgeiz Japans gegen Europa ins Rollen gebracht werden könnten.

Der Kaiser wußte nur sehr, sehr teilweise, was er mit seinem Spruche sagte, und wie ungeheuer richtig er sei. Er kannte sicher die Karamasoffs nicht, er hatte eine Abneigung gegen gute und tiefe Bücher. Aber er hat unheimlich richtig gefühlt. Genau die Gefahr, die er fühlte, genau diese Gefahr bestand, und kam täglich näher. Es waren die Karamasoffs, die er fürchtete. Es war die Ansteckung Europas durch den Osten, es war

das Zurücktaumeln des müden Europa-Geistes zur asiatischen Mutter, das er mit Recht so sehr fürchtete.

Der zweite Ausspruch des Kaisers, der mir einfiel, und der mir seinerzeit einen furchtbaren Eindruck machte, ist dieser (ich weiß nicht, ob er wirklich gesagt wurde oder nur gerüchtweise): „Den Krieg gewinnen wird die Nation, welche die besseren Nerven hat.“ Als ich damals, noch ganz im Anfang des Krieges, diesen Ausspruch erfuhr, empfand ich ihn wie das dumpfe Vorzeichen eines Erdbebens. Es war ja klar, der Kaiser meinte es nicht so, er meinte vielmehr damit etwas für Deutschland sehr Schmeichelhaftes gesagt zu haben. Er selber hatte, möglicherweise, ausgezeichnete Nerven, und die Kameraden seiner Jagden und Truppenschauen auch. Er kannte auch das alte fade Märchen vom lasterhaften und verseuchten Frankreich, und von den tugendhaften und kinderreichen Germanen, und glaubte es. Die andern aber alle, die Wissenden, vielmehr die Ahnenden, die mit den Fühlern für morgen und übermorgen — für die war jener Ausspruch furchtbar. Denn sie alle wußten, daß Deutschland keineswegs die besseren, sondern die schlechteren Nerven hatte als die Feinde im Westen. So klang denn dieser Spruch im Munde des damaligen Führers der Nation wie schauerlich-schicksalhafte Hybris, die blind ins Verderben läuft.

Nein, die Deutschen hatten keineswegs bessere Nerven als Franzosen, Engländer und Amerikaner. Höchstens bessere als die Russen. Denn „schlechte Nerven haben“, das ist der volkstümliche Ausdruck für Hysterie und Neurasthenie, für moral insanity und alle diese Übel, die man verschieden bewerten kann, die aber in ihrer Gesamtheit genau gleichbedeutend sind mit Karamasofferei. Deutschland stand den Karamasoffs, stand Dostojewski, stand Asien unendlich viel williger und schwächer offen als jedes andere europäische Volk, Österreich ausgenommen.

So hat, in seiner Weise, auch der Kaiser zweimal den Untergang Europas vorausgeahnt und sogar prophezeit.

Eine ganz andere Frage aber ist es nun, wie man den Untergang des alten Europa bewerte. Da scheiden sich die Wege und Geister. Die entschiedenen Anhänger des Gewesenen, die treuen Verehrer einer geheiligten, edlen Form und Kultur, die Ritter einer bewährten Moral, sie alle können diesen Untergang nur aufzuhalten suchen oder trostlos beweinen, wenn er eintritt. Für sie ist der Untergang das Ende — für die andern der Anfang. Für sie ist Dostojewski ein Verbrecher — für die andern ein Heiliger. Für sie ist Europa und sein Geist etwas Einmaliges, Festgefügtes, Unantastbares, etwas Festes und Seiendes — für die andern ist es ein Werdendes, Veränderliches, ewig Wandelbares.

Man kann das Karamasoff'sche Element, man kann das Asiatische, das Chaotische, das Wilde, Gefährliche, Amoralische, wie alles in der Welt, ebensowohl positiv wie umgekehrt bewerten. Die, welche diese ganze Welt, diesen Dostojewski, diese Karamasoffs, diese Russen, dies Asien, diese Demiurg-Phantasien und all das einfach ablehnen, verfluchen und namenlos fürchten, die haben jetzt einen schweren Stand in der Welt, denn Karamasoff dominiert mehr als je. Aber sie begehen den Irrtum, daß sie in all dem nur das Tatsächliche, Sichtbare, Materielle sehen wollen. Sie sehen den „Untergang Europas" kommen als eine schauerliche Katastrophe mit Donner und Pauken, entweder als Revolutionen voll Gemetzel und Gewalttat, oder als Überhandnehmen von Verbrechen, Korruption, Diebstahl, Mord und allen Lastern.

All dies ist möglich, all dies liegt in Karamasoff. Bei einem Karamasoff weiß man nie, womit er uns im nächsten Augenblick überraschen wird. Vielleicht mit einem Totschlag, vielleicht mit einem rührenden Loblied auf Gott. Es gibt unter ihnen Aleschas und Dmitris, Fjedors und Iwans. Sie sind ja, wie wir sahen, eben nicht durch Eigenschaften gekennzeichnet, sondern durch die Bereitschaft, jederzeit jede Eigenschaft annehmen zu können.

Aber nicht dies diene den Ängstlichen zum Trost, daß dieser unberechenbare Mensch der Zukunft (er ist schon in der Gegenwart da!) ja ebensowohl Gutes wie Böses tun, ebensowohl ein neues Gottesreich wie ein neues Teufelsreich begründen kann. Was auf Erden begründet wird oder gestürzt wird, darum kümmern die Karamasoffs sich wenig. Ihr Geheimnis liegt anderswo, und der Wert und die Fruchtbarkeit ihres amoralischen Wesens auch.

Diese Menschen unterscheiden sich von den andern, den früheren, den geordneten, den berechenbaren, den klaren und braven Menschen nämlich im Grunde nur dadurch, daß sie ebensoviel in sich hinein wie aus sich heraus leben, daß sie beständig mit ihrer Seele zu tun haben. Die Karamasoffs sind zu jedem Verbrechen fähig, aber sie begehen doch nur ausnahmsweise eines, denn meistens genügt es ihnen, das Verbrechen gedacht, es geträumt, sich mit seiner Möglichkeit vertraut gemacht zu haben. Hier liegt ihr Geheimnis. Wir suchen die Formel dafür.

Jede Formung des Menschen, jede Kultur, jede Zivilisation, jede Ordnung, beruht auf einer Übereinkunft über das Erlaubte und das Verbotene. Der Mensch, zwischen Tier und ferner Menschenzukunft unterwegs, hat stets viel, unendlich viel in sich zu unterdrücken, zu verstecken, zu leugnen, um ein anständiger Kerl und zur Sozialität fähig zu sein. Der Mensch ist voll von Tier, voll von Urwelt, voll von riesigen, kaum bezähmbaren Trieben einer tierischen, grausamen Selbstsucht. Alle diese gefährlichen

Triebe sind da, sind immer da, aber die Kultur, die Übereinkunft, die Zivilisation hat sie verborgen, man zeigt sie nicht, man hat von Kind auf gelernt, diese Triebe zu verstecken und zu leugnen. Aber jeder dieser Triebe kommt irgend einmal wieder ans Licht. Jeder lebt weiter, keiner wird getötet, keiner auf die Dauer, auf die Ewigkeit verwandelt und veredelt. Und jeder dieser Triebe ist an sich ja gut, ist nicht schlechter als jeder andre, nur hat jede Zeit und jede Kultur Triebe, die sie mehr als die andern fürchtet, die sie mehr verpönt. Wenn nun diese Triebe wieder wach werden, als unerlöste, nur oberflächlich und mühsam gebändigte Naturkräfte, wenn diese Tiere wieder brüllen und sich regen, mit der Klage lang unterdrückter und gepeitschter Sklaven und mit der uralten Glut ihrer Natürlichkeit, dann entstehen die Karamasoffs. Wenn eine Kultur, einer der Versuche der Domestizierung des Menschen, müde wird und zu wanken beginnt, dann werden die Menschen in immer größerer Zahl merkwürdig, werden hysterisch, haben sonderbare Gelüste, gleichen jungen Leuten in der Pubertät, oder Schwangeren. Es regen sich in der Seele Dränge, für die man keine Namen hat, die man, von der alten Kultur und Moral aus, als schlecht bezeichnen muß, die aber mit so starker, mit so natürlicher, mit so unschuldiger Stimme sprechen können, daß alles Gut und Böse zweifelhaft wird und jedes Gesetz ins Wanken kommt.

Solche Menschen sind die Brüder Karamasoff. Leicht erscheint ihnen jedes Gesetz als Konvention, leicht erscheint ihnen jeder Gerechte als Philister, leicht überschätzen sie jede Freiheit und Absonderlichkeit, allzu verliebt horchen sie auf die vielen Stimmen in der eigenen Brust.

Aber es braucht aus dem Chaos in diesen Seelen durchaus nicht notwendig Verbrechen und Wirrwarr zu entstehen. Gib dem heraufgebrochenen Urtrieb eine neue Richtung, einen neuen Namen, eine neue Bewertung, so ist die Wurzel zu einer neuen Kultur, einer neuen Ordnung, einer neuen Moral gegeben. Denn so steht es mit jeder Kultur: töten können wir die Urtriebe, das Tier in uns, nicht, denn mit ihnen stürben wir selbst -- aber wir können sie einigermaßen lenken, einigermaßen beruhigen, einigermaßen dem „Guten" dienstbar machen, wie man einen bösen Gaul vor einen guten Wagen spannt. Nur wird von Zeit zu Zeit der Glanz dieses „Guten" alt und welk, die Triebe glauben nicht mehr recht daran, lassen sich nicht mehr gerne unterjochen. Dann bricht die Kultur zusammen – meistens langsam, so wie das, was wir „Antike" nennen, Jahrhunderte zum Sterben gebraucht hat.

Und ehe die alte, sterbende Kultur und Moral von einer neuen abgelöst werden kann, in diesem bangen, gefährlichen, schmerzlichen Stadium, da muß der Mensch von neuem in seine Seele blicken, von neuem das

Tier in sich aufsteigen sehen, von neuem das Vorhandensein der Urkräfte in sich anerkennen, welche übermoralisch sind. Die dazu verurteilten, dazu auserlesenen, die hierfür reifen und vorbestimmten Menschen sind Karamasoffs. Sie sind hysterisch und gefährlich, sie werden ebenso leicht Verbrecher wie Asketen, sie glauben an nichts als an die wahnsinnige Zweifelhaftigkeit jedes Glaubens.

Jedes Symbol hat hundert Deutungen, deren jede richtig sein kann. Auch die Karamasoffs haben hundert Deutungen, meine ist nur eine davon, eine von hundert. Die Menschheit hat sich in diesem Buch an der Wende großer Umwälzungen ein Symbol geschaffen, ein Bild errichtet, so wie der einzelne Mensch sich im Traum ein Abbild der in ihm sich bekämpfenden uud ausgleichenden Triebe und Kräfte schafft.

Daß ein einzelner Mensch die Karamasoffs schreiben konnte, ist ein Wunder. Nun, das Wunder ist geschehen, es besteht kein Bedürfnis, es zu erklären. Wohl aber besteht ein Bedürfnis, ein sehr tiefes Bedürfnis, dies Wunder zu deuten, seine Schrift möglichst ganz, möglichst allseitig, möglichst in ihrer ganzen lichten Magie zu lesen. Dazu ein Gedanke, ein Beitrag, ein Einfall ist diese meine Schrift, mehr nicht.

Man glaube nicht, daß ich alle Gedanken und Einfälle, die ich zu diesem Buche äußere, bei Dostojewski selbst als bewußt voraussetze! Im Gegenteil, kein großer Seher und Dichter vermöchte je seine eigenen Gesichte bis zu Ende zu deuten!

Andeuten möchte ich zum Schlusse, wie in diesem mythischen Roman, in diesem Menschheitstraum nicht nur die Schwelle dargestellt wird, über welche Europa geht, nicht nur der bange, gefährliche Moment des Schwebens zwischen Nichts und All, sondern wie auch die reichen Möglichkeiten des Neuen überall zu spüren und vorgefühlt sind.

In dieser Hinsicht ist besonders die Figur des Iwan erstaunlich. Wir lernen ihn kennen als einen modernen, angepaßten, kultivierten Menschen, etwas kühl, etwas enttäuscht, etwas skeptisch, etwas müde. Aber mehr und mehr wird er jünger, wird wärmer, wird bedeutungsvoller, wird Karamasoffscher. Er ist es, der die Dichtung vom „Groß-Inquisitor" gedichtet hat. Er ist es, der vom kühlen Ablehnen, ja Verachten des Mörders, für den er den Bruder hält, am Ende bis zum tiefen Gefühl der eigenen Schuld und bis zur Selbstanklage getrieben wird. Und er ist es auch, der den seelischen Vorgang der Auseinandersetzung mit dem Unbewußten (darum dreht sich ja alles! Das ist ja der Sinn des ganzen Untergangs, der ganzen Neugeburt!) am deutlichsten und merkwürdigsten erlebt. Im letzten Buch des Romans ist ein höchst seltsames Kapitel, in welchem Iwan, vom Smerdjakoff heimkehrend, in seiner Wohnung den

Teufel sitzen sieht und sich eine Stunde lang mit ihm unterhält. Dieser Teufel ist nichts andres als Iwans Unbewußtes, als die aufgerüttelte Menge längst untergesunkener und scheinbar vergessener Inhalte seiner Seele. Und er weiß das auch, Iwan weiß es mit erstaunlicher Gewißheit, und spricht es deutlich aus. Und dennoch spricht er mit dem Teufel, dennoch glaubt er an ihn — denn was innen ist, ist außen! — dennoch ärgert er sich über ihn, greift ihn an, wirft sogar ein Glas nach ihm, von dem er weiß, daß er in ihm selber drinnen ist. Wohl nie in aller Dichtung ist das Gespräch eines Menschen mit seinem Unbewußten klarer und anschaulicher dargestellt worden. Und dies Gespräch, dies (trotz allem Ärger) Eingehen auf den Teufel, dies ist gerade der Weg, den die Karamasoffs uns zu zeigen berufen sind. Noch ist hier, bei Dostojewski, das Unbewußte als Teufel dargestellt. Mit Recht, denn dem gezähmten, dem kultivierten und moralischen Blick in uns ist alles Verdrängte, das wir in uns tragen, satanisch und verhaßt. Aber etwa eine Kombination aus Iwan und Aljoscha ergäbe schon jene höhere, fruchtbarere Einstellung, die den Boden des kommenden Neuen bilden muß. Dann ist das Unbewußte nicht mehr der Teufel, sondern der Gott-Teufel, der Demiurg, der, der immer war und aus dem alles kommt. Gut und Böse neu zu setzen, das ist nicht Sache des Ewigen, des Demiurgen, sondern Sache des Menschen und seiner kleineren Götter.

Dostojewskis Buch ist nicht auszuschöpfen. Ich könnte tagelang neue Züge suchen und finden, die alle nach derselben Richtung weisen. Einer, ein sehr schöner, ja entzückender, fällt mir noch ein: die Hysterie der beiden Chochlakoffs. Hier haben wir das Karamasoff-Element, die Infizierung mit all dem Neuen, Kranken, Schlimmen, in zwei Gestalten. Die eine, die Mutter Chochlakoff, ist nur krank. In ihr, deren Wesen noch im Alten und Hergebrachten wurzelt, ist die Hysterie nur Krankheit, nur Schwäche, nur Dummheit. Bei der prächtigen Tochter aber ist es nicht Müdigkeit, die sich in Hysterie verwandelt und äußert, sondern Überschuß, sondern Zukunft. Sie, in den Nöten zwischen Kindheit und Liebesreife, entwickelt ihre Einfälle und Visionen viel weiter ins Böse als ihre unbedeutende Mutter, und doch ist bei der Tochter auch das Verblüffendste, auch das Böseste und Schamloseste von einer Unschuld und Kraft, die ganz in eine fruchtbare Zukunft weist. Die Mutter Chochlakoff ist die Hysterische, reif fürs Sanatorium, weiter nichts. Die Tochter ist die Nervöse, deren Krankheit nur das Symptom edelster aber gehemmter Kräfte ist.

Ja, und diese Vorgänge in der Seele erfundener Romanfiguren sollen den Untergang Europas bedeuten?!

Gewiß. Sie bedeuten ihn so wie jeder von einem beseelten Auge beachtete Grashalm im Frühjahr das Leben und seine Ewigkeit bedeutet, und jedes wehende Blatt im November den Tod und seine Notwendigkeit. Es ist möglich, daß der ganze „Untergang Europas" sich „nur" innerlich abspielen wird, nur in den Seelen einer Generation, nur in der Umdeutung verbrauchter Symbole, in der Umwertung seelischer Werte. So ist die Antike, jene erste glänzende Prägung europäischer Kultur, nicht an Nero zugrunde gegangen, und nicht an Spartakus, und nicht an den Germanen, sondern „nur" an jenem aus Asien kommenden Gedankenkeim, jenem einfachen, alten, schlichten Gedanken, der längst da war, der aber damals die Form der Lehre Jesu angenommen hatte.

Natürlich kann man, wenn man schon will, die „Karamasoffs" auch literarisch, auch „als Kunstwerk" betrachten. Wenn das Unbewußte eines ganzen Erdteils und Zeitalters sich im Alp eines einzelnen, prophetischen Träumers verdichtet hat, wenn es in seinem röchelnden, furchtbaren Schrei geronnen ist, dann kann man natürlich diesen Schrei auch vom Standpunkt des Gesanglehrers aus betrachten. Zweifellos war Dostojewski auch ein sehr begabter Dichter, trotz der Ungeheuerlichkeiten, die sich in seinen Büchern finden, und von denen ein solider Nurdichter, wie etwa Turgenjew, frei ist. Auch Jesaia war ein recht begabter Dichter, doch ist das wichtig? Bei Dostojewski, und auch speziell in den „Karamasoffs", finden sich einige jener fast überlebensgroßen Geschmacklosigkeiten, die den Artisten nie passieren, die erst da vorkommen, wo man schon jenseits der Kunst steht. Immerhin, auch als Künstler tut dieser russische Prophet sich da und dort kund, als ein Künstler von Weltrang, und man denkt mit sonderbaren Gefühlen daran, daß dem Europa einer Zeit, in der Dostojewski all seine Sachen schon geschrieben hatte, andere Künstler für die großen europäischen Dichter galten, etwa Flaubert. Neben den „Karamasoffs" wird Flaubert zu einer kleinen artistischen Angelegenheit, in kurzem wird die Jugend Europas ihn hassen und schmähen, in ihrer elementaren Ungerechtigkeit, nur als Strafe für die Überschätzung, die ihre Väter ihm dargebracht haben. Nein, die Zeit der Artisten ist jetzt nicht, sie ist abgeblüht.

Aber ich komme da auf einen Nebenweg. Später wird es für mich Zeit sein zu untersuchen, warum mir hier, an dieser Stelle, der Flaubert störend in den Weg trat und mich aus dem Konzept brachte; auch das wird seine gute Bedeutung haben. Jetzt muß ich bei der Hauptsache bleiben. Ich wollte sagen: Je weniger Kunstwerk so ein Weltbuch ist, desto wahrer ist vielleicht seine Prophetie. Aber dennoch, auch der „Roman", auch die Fabel, die „Erfindung" der „Karamasoffs" spricht so viel, sagt so

Bedeutsames, das scheint mir nicht willkürlich, nicht von einem Einzelnen erfunden, nicht Dichterwerk. Zum Beispiel, um gleich alles zu sagen, die Hauptsache am ganzen Roman: Die Karamasoffs sind unschuldig!

Diese Karamasoffs alle vier, Vater und Söhne, sind verdächtige, sind gefährliche, sind unberechenbare Menschen, sie haben seltsame Anwandlungen, seltsame Gewissen, seltsame Gewissenlosigkeiten, der eine ist ein Säufer, der andre ein Weiberjäger, einer ein phantastischer Weltflüchtiger, einer ein Dichter heimlicher gotteslästerlicher Dichtungen. Viel Gefahr bedeuten sie, diese seltsamen Brüder, sie reißen andre Leute am Bart, sie vertun andrer Leute Geld, sie bedrohen andre Leute mit Totschlag – und doch sind sie unschuldig, und doch haben sie alle zusammen nichts wirklich Kriminelles begangen. Die einzigen Totschläger in diesem langen Roman, der fast nur von Totschlag, Raub und Schuld handelt, die einzigen Totschläger, die einzigen des Mordes Schuldigen sind der Staatsanwalt und die Geschworenen, sind die Vertreter der alten, guten, bewährten Ordnung, sind die Bürger und Tadellosen. Sie verurteilen den unschuldigen Dmitri, sie verhöhnen seine Unschuld, sie sind Richter, sie beurteilen Gott und Welt nach ihrem Kodex. Und gerade sie irren, gerade sie tun furchtbares Unrecht, gerade sie werden zu Mördern, zu Mördern aus Engherzigkeit, aus Angst, aus Beschränktheit.

Das ist keine Erfindung, das ist nichts Literarisches. Es ist weder die wirkungssüchtige Erfindungslust des Detektivliteraten (und auch das ist ja Dostojewski), noch ist es satirische Witzigkeit eines klugen Literaten, der aus dem Hinterhalt her den Gesellschaftskritiker spielt. Das kennen wir ja, dieser Ton ist uns ja vertraut, ihm glauben wir ja schon so lange nicht mehr! Aber nein, bei Dostojewski ist die Unschuld der Verbrecher und die Schuld der Richter ganz und gar keine schlaue Konstruktion, sie ist so furchtbar, sie entsteht und wächst so heimlich und in so tiefem Boden, daß man fast plötzlich, fast erst beim letzten Buch des Romans vor dieser Tatsache steht wie vor einer Mauer, wie vor dem ganzen Weh und Unsinn der Welt, wie vor allem Leid und Mißverstand der Menschheit!

Ich sagte, Dostojewski sei eigentlich kein Dichter, oder dieses sei er nur nebenher. Ich nannte ihn einen Propheten. Schwer zu sagen, was das eigentlich bedeute: ein Prophet! Mir scheint, etwa dies: Ein Prophet ist ein Kranker, so wie ja auch Dostojewski wirklich Hysteriker, beinahe Epileptiker war. Ein Prophet ist ein solcher Kranker, dem der gesunde, gute, wohltätige Sinn für die Selbsterhaltung, der Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden, verloren gegangen ist. Es darf nicht viele solche geben, die Welt ginge in Stücke. Ein Kranker dieser Art, er heiße nun Dostojewski oder Karamasoff, hat jene fremde, geheime, kranke, göttliche Fähig-

keit, deren Möglichkeit der Asiate in jedem Wahnsinnigen verehrt. Er ist Mantiker, er ist ein Wissender. Das heißt, in ihm hat ein Volk, hat ein Zeitalter, hat ein Land oder Weltteil sich ein Organ ausgebildet, ein Fühlhorn, ein seltnes, ungemein zartes, ungemein edles, ungemein leidensfähiges Organ, das andre nicht haben, das bei allen andern, zu ihrem Heil und Glück, verkümmert blieb. Dies Fühlhorn, dieser mantische Tastsinn, ist nicht grob zu verstehen als eine Art blöder Telepathie und Zauberstück, obwohl die Gabe sich sehr wohl auch in solchen höchst verblüffenden Formen äußern kann. Eher ist es so, daß der „Kranke" dieser Art die Bewegungen seiner eigenen Seele umdeutet ins Allgemeine und Menschheitliche. Jeder Mensch hat Visionen, jeder Mensch hat Phantasie, jeder Mensch hat Träume. Und jede Vision, jeder Traum, jeder Einfall und Gedanke eines Menschen kann, auf dem Weg vom Unbewußten zum Bewußtwerden, tausend verschiedene Deutungen erfahren, deren jede richtig sein kann. Der Seher und Prophet nun deutet seine Gesichte nicht persönlich, der Alp, der ihn drückt, mahnt ihn nicht an persönliche Krankheit, an persönlichen Tod, sondern an den des Ganzen, als dessen Organ, als dessen Fühlhorn er lebt. Das kann eine Familie, eine Partei, ein Volk, es kann auch die ganze Menschheit sein.

In der Seele Dostojewskis hat das, was wir sonst Hysterie nennen, hat eine gewisse Krankheit und Leidensfähigkeit der Menschheit als Organ, als Weiser und Barometer gedient. Sie ist im Begriffe, dies zu merken. Schon ist halb Europa, schon ist zumindest der halbe Osten Europas auf dem Wege zum Chaos, fährt betrunken in heiligem Wahn am Abgrund entlang, und singt dazu, singt betrunken und hymnisch wie Dmitri Karamasoff sang. Über diese Lieder lacht der Bürger beleidigt, der Heilige und Seher hört sie mit Tränen.

Die Bürgerfalle

Ein groteskes Spiel von Lucian Hermann

Der Zuschauer blickt auf das erhöhte Podium eines großen Berliner Versammlungsaales, der noch im patriotischen Kitsche prangt, als befände er sich selbst in der Versammlung. Die vordersten 3—4 Reihen sitzen auf der Bühne, mit dem Rücken gegen die Zuschauer. Das ansteigende Podium vorn eben; hier der Tisch der Versammlungsleiter, seitwärts davor das Rednerpult. Hinten, bis zur Wand, dichtgedrängt meist sehr jugendliches Volk.

Der Vorhang schnellt unter dem Lärm der Versammlung hoch. Lebhafte „Schluß-Rufe." „Keine Einigung! Kampf!" — Rufe wie: „Nieder mit die Sozialverräter! — Nieder mit Ebert-Scheidemann!" werden vom Chore beantwortet mit: „Nieder, nieder, nieder!" — „Hoch die internationale Republick der Sowjets!" — „Hoch die Rätediktatur!" mit „Hoch, hoch, hoch!" —

Der Versammlungsleiter, ein Mann von etwa 35 Jahren und einer gewissen Bohèmeeleganz ist aufgestanden, klopft, ohne seine Freude zu verbergen, an sein Glas und macht beschwichtigende Zeichen gegen das Volk, dessen Aufregung sich legt, nachdem der Leiter einigemale: „Arbeiter! — Genossen!" geschrien hat.

An dem Rednerpulte steht ein „besserer" Arbeiter von gegen 50 Jahre und blickt gelassen bald in den Saal, bald auf den Versammlungsleiter.

In der Nische eines Pfeilers, gegen den Zuschauerraum, steht Adonis in angstvollem Lampenfieber. Aus allen Taschen zieht er Broschüren und wirft Blicke voll verzweifelter Nervosität hinein.

Leiter: Arbeiter! Genossen! — Wir wollen den Vertreter der Kapitalistenklasse, der uns so schön zur Vereinigung unserer Interessen auffordert, seine „Rückwärts"-Weisheit weiter verzapfen lassen. (Die hysterische Jungfrau: „Nee, warum denn?") So schwer es einem fallen mag, sich solchen Regierungsstumpfsinn anzuhören. („Sehr richtig!" — Die hysterische Jungfrau: „Nee, warum denn?") — wir sind keine Scheidemänner, bei uns ist Redefreiheit, wir lassen auch dem Gegner das Wort. („Hört, hört!" Die hysterische Jungfrau: „Nee, warum denn?") — zumal, wenn uns der Redner mit seinen komischen Ausführungen so erheitert, wie unser Herr von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands! (Gelächter. „Sehr gut!")

Redlich (gelassen): Ihr Konzert war nett! — Es hat mich durchaus nicht gestört! — Aber, was den „Vertreter der Kapitalistenklasse" anbelangt ... (Der tiefe Baß: „Noske!") Ich bin erst dreißig Jahre organisiert, habe erst dreißig Jahre Gewerkschaftskampf mitgemacht, („Nieder mit die Gewerkschaften!") und war nie was anderes als Arbeiter. Da kann ich leider nichts dafür, daß ich nicht so schön die Interessen der Arbeiterschaft, des „klassenbewußten Proletariates" vertreten kann, wie einer von den unabhängigen Doktors, oder 'n Spartakus-Schriftsteller. (Zischen. Gelächter. Der hysterische Jüngling: „Schluß! Schluß!" — ironisch —: „Hoch die Reaktion!")

Leiter: (klopft an das Glas — spöttisch): Da haben wir den typischen „Regierungs"dank! Wir verschaffen dem Redner der kapitalistischen Reaktion die Möglichkeit, hier zu sprechen, dafür versucht er unsern Referenten oder mich zu verleumden. — Aber, von Leuten beschimpft zu werden, die sich

mit dem Kapitalismus und Ausbeutertum prostituieren, das kann unsereinem nur recht sein! — Das klassenbewußte, revolutionäre Proletariat wird diesem Herren die Antwort nicht schuldig bleiben! — („Schluß! Schluß!" Zustimmung).

Redlich: Habe ich eigentlich noch das Wort?

Leiter: Beschimpfen Sie uns nur ruhig weiter! — (Inzwischen trat ein Bekannter des Versammlungsleiters an ihn heran, läßt sich die Liste der Diskussionsredner zeigen, strahlt plötzlich auf. Hochwichtige Mitteilung an den Leiter. Der Vorstandstisch späht vergeblich in den Saal. Verabschiedung.)

Redlich: Ich habe niemand beschimpft und will niemand beschimpfen! — Aber ich darf doch schließlich feststellen, daß ich „nur" Arbeiter bin — und nicht so klug, wie die wissenschaftlich gebildeten Herrn Vorredner. — Ich gestehe ja ein, daß ich Marx nie so richtig verstanden habe, wo ich ihn gelesen habe — das Kapital —, („Dann halts Maul!") — Aber schließlich, für unsereinen genügt ja das Erfurter Programm mit den Erläuterungen von Karl Kautsky, der ja auch „Unabhängiger" ist. („Reaktion!") — Aber, wenn ich auf dem Boden des Erfurter Programmes für die Einheit des Proletariates spreche, so will ich durchaus nicht sagen, daß sich alle Arbeiter und Genossen unter die alte Parteifahne der Sozialdemokratie scharen sollen (Gelächter. „Sozialverräter!" Baß —: „Noske!"), oder daß ich „Regierungssozialisten" aus ihnen machen will. (Baß: „Bluthunde!") — Ich gestehe es offen, mir paßt auch manches nicht an der Regierung, („Nieder mit Ebert-Scheidemann!") — darum möchte ich mich gern über das bessere Neue belehren lassen, mich bekehren lassen zum — wie der Herr Referent sagte — revolutionären Proletarier. — Aber ich habe leider noch nie einen klaren Standpunkt — oder eine praktische gangbare Möglichkeit kennen gelernt, weder bei den Unabhängigen, noch bei den Kommunisten. (Gelächter. Die hysterische Jungfrau: „Diktatur des Proletariats!" — Der hysterische Jüngling: „Schluß! Schluß!") — Ja, mit solchen Redensarten treibt man keine Politik! — Wenn der Herr Referent der Regierung immer vorwirft, daß nichts sozialisiert werde . . . („Sehr wahr!") Zum sozialisieren gehört Einigkeit! — Sozialisieren heißt doch — ich habe zwar kein Latein gelernt! — vergesellschaften!? — Wo ist denn die Gesellschaft, für die heute sozialisiert werden soll? — (Unruhe). Für die Mitglieder der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands oder für die Kommunisten? (Lärm. — Baß: „Für Noske!" — „Pfui!" — „Schluß!" — „Runter von die Tribüne!" —) — Erst, wenn das Proletariat in strenger genossenschaftlicher und gewerkschaftlicher Disziplin zu einer geschlossenen, geistig und körperlich moralischen Einheit wieder

gebildet ist, wird die Sozialisierung wirklich der Allgemeinheit zugute kommen können. (Heiterkeit. „Hört! Hört!") Nur dann wird sie Erfolg haben und von Segen sein. (Ironisch: „Für die Kapitalisten!" – Lachen.) – Und wenn es hier der Herr Referent fertig brachte, als einziges Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus die Verallgemeinerung des Streiks und ausgedehnteste Sabotage zu empfehlen, („Bravo!") – so ist das einfach unerhört für einen „wissenschaftlich gebildeten" Sozialisten. (Unruhe. „Schluß!" „Runter von die Tribüne!")

Leiter (klopft an das Glas – überlegen): Der Herr Redner der Kapitalistenklasse wird mir schon erlauben, daß ich ihn unterbreche, jetzt, wo er gerade so schön beim „Sozialisieren" ist. – Aber die Gelegenheit ist zu eklatant, um seine krasse kapitalistische Bourgeoisseele vor dem klassenbewußten Proletariate an den Schandpfahl der Lächerlichkeit zu schnüren, als daß man sich das entgehen lassen dürfte. Der Mann, der die eiserne Stirn hat, sich einen Sozialisten zu nennen, sich aufs Erfurter Programm zu berufen, der Mann, der sich die Waffen des längst im reaktionären Fahrwasser des Opportunismus schwimmenden Marx-Impresarios Kautsky in die Hände spielen will, – den Mann wollen wir mit eben diesen seinen Erfurter Waffen zur Strecke bringen! – (Er blättert in einem Hefte, das vor ihm lag): Wie es so der Zufall will – hier ist das Erfurter Programm, auf dessen Boden „Sie" also stehen!?"

Redlich: Selbstverständlich!

Leiter: Hier im Erfurter Programm, erläutert von Karl Kautsky, – der Bibel unseres Herrn Redners – steht wörtlich: „Heute wird die Arbeitslosigkeit um so größer, je mehr, je länger die Arbeiter arbeiten. Der Arbeiter schafft seine Arbeitslosigkeit durch seine eigene Arbeit." („Sehr richtig!" – schließt das Buch.) Genossen! Das heißt doch: Je weniger wir arbeiten, desto geringer ist die Arbeitslosigkeit, („Sehr richtig!") – die wir aber völlig erst dann überwinden können, wenn das klassenbewußte Proletariat konsequent nichts mehr arbeitet. (Lebhafter Beifall. „Bravo!") Das ist Marxismus! – Je geringer die Arbeitslosigkeit ist, desto mehr ist selbstverständlich die Existenz eines jeden einzelnen Proletariers gesichert. („Sehr richtig!") – Das ist purster Marxismus! – Das wird sogar kein phrasendreschender Regierungssozialist, kein Scheidemann und kein Vorwärtsabonnent bestreiten, daß wir das Ziel eines jeden Sozialismus erreicht haben, – ich spreche gar nicht von unsern hohen kommunistischen Idealen! — wenn jedem einzelnen Menschen eine würdige Existenz gesichert ist! (Lebhafte Zustimmung.)

Redlich: Gewiß! – Aber . . . .

Leiter: Nichts zu aber! – Sie haben es zugegeben und reden sich nicht mehr heraus! Genossen! Proletarier! Wenn kein Arbeiter mehr

etwas arbeitet, dann kann kein Ausbeuter mehr etwas ausbeuten! („Bravo! Sehr richtig!") – Und der Sozialismus muß sich ganz von selbst verwirklichen! (Lebhafte Zustimmung.) Deshalb Streik und Sabotage!

Redlich (schreit durch den Beifall): Es ist schamlos, einem Manne wie Kautsky die Worte so zu verdrehen! – (Sehr lebhaft: „Schluß!" „Runter von die Tribüne!" „Nieder mit Ebert-Scheidemann!" – „Noske!")

Leiter: Das ist Marxismus, purster Marxismus! – („Bravo!" „Schluß!" „Runter von die Tribüne!")

Redlich (schreit): Wahnsinn! Lüge!

Leiter: Es lebe die proletarische Revolution und der internationale Sozialismus! („Hoch! Hoch! Hoch!" – „Runter von die Tribüne!" – „Schluß!")

Redlich (schlägt sich an den Kopf und verläßt unter dem Hohngelächter der Versammlung wütend das Pult. – Verschwindet).

Leiter (ruft, nachdem er ans Glas geklopft hat, Redlich nach): Schade, daß es der Herr Redner der Kapitalisteninteressen mit seinem Rückzug so eilig hat! – Denn wie mir von einem Genossen, der die Moskauer Verhältnisse genau kennt, eben mitgeteilt wurde, steht uns in einem der Diskussionsredner eine ganz besonders freudige Überraschung bevor. („Hört, hört!") Ein persönlicher Freund Lenins und Trotzkis („hört, hört!"), der erst heute aus Rußland zurückgekehrt sein kann, hat es sich nicht nehmen lassen, gleich am ersten Abend seines Hierseins den Geist des klassenbewußten, revolutionären Proletariates Deutschlands in unsrer Mitte kennen zu lernen. („Bravo!") Ich hielt mich für verpflichtet, die Genossen von diesem besonderen Ereignis in Kenntnis zu setzen. Ich erteile nunmehr unserm Moskauer Geistesverwandten, Genossen Adonis, das Wort! (Beifall. Größte Spannung. Dumpfes Flüstern und Murmeln: „Lenin-Trotzki-Adonis-Diktatur-Moskau!")

Adonis (ein Jüngling, der Deutschland von Spartakus zu befreien kam, der halb entgeistert die Abfuhr Redlichs erlebte, zuckt bei Nennung seines Namens zusammen, als hätte der Blitz neben ihm eingeschlagen. Doch reißt er sich rasch zusammen und schreitet mit Todesverachtung, wie von einem Geiste getrieben, zur Tribüne. Beifall erhebt sich. Der Leiter kommt ihm entgegen und schüttelt ihm glückstrahlend die Hand. Adonis will abwehren, aufklären, worauf der Leiter laut in den Saal ruft):

Leiter: Achtung! Spitzel! – Unser Genosse scheint zu befürchten, daß ihm durch Spitzel das gleiche Schicksal wie seinem und unserm Freunde Radek bereitet werden könnte. Ich bitte die Parteigenossen, die

Saalausgänge während der Ausführungen unseres Moskauer Freundes besonders im Auge haben zu wollen!

(Aufregung. Gegenseitiges Mustern des Publikums, das sich in einer Ovation für Adonis befreit, sobald dieser das Rednerpult betritt.)

Volk: — Keine Bange nicht! — Hoch die internationale Republik der Sowjets! — Hoch, hoch, hoch! —

Adonis (ohne den Lärm zu übertönen): Eine Verwechslung!

Volk: Hoch Lenin! Hoch die Diktatur! — Hoch, hoch, hoch!

Adonis (dazwischen): Ein Irrtum!

Volk: Hoch Trotzki-Radek! Hoch, hoch, hoch!

Adonis (verneigt sich verwirrt und verzweifelt nach allen Seiten): Ein Irrwechseltum! — — — Ein Wechselirrung! — — — Verwirrtum! — — —

Volk: Hoch die russisch-deutsche Sowjetverbrüderung! — Hoch, hoch, hoch!

Adonis (verwirrt, hingerissen von der Begeisterung des Volkes, in ekstatischem Rausche): Signal!? — Signal!? —: Arbeiter! Feuersäule! Genossen! — Wer rettet uns Spartakus? — Es stieren die Augen der Straßen irr aus den bunten Plakaten der Antibolschewistenliga. Aber schon ersticken im Generalkonsulate die Röhrenherzen kapitalistischer Giftflundern beim Studium des Bolschewismus! Und vor der stahlharten Arbeiterdiktatur zittern die Drahtzieher der sozialen Frage. — („Sehr richtig!") Das Bauchgrimmen des Kommunismus zuckt in den machiavellistischen Dukatenvögeln der Kulturretterliga. — Aber der rote Hahn kräht Fanale in den Sturm!

Genossen! — Wer euch heute abend sah, der kennt die Geheimnisse der Zukunft! Vor der Rotglühhitze eurer wissensdurstigen Proletariergehirne zerfunkt der grünlichgelbe Stangenschwefel des Bürgerneids! Und die Diamanthärte eures Klassenbewußtseins zertrümmert die topasharten Bluthunde, — (tiefer Baß: „Noske!") die korundharten Profitgeier mitsamt der apatitnen sozialistischen Scheindemokratie! — (Lebhafter Beifall: „Noske!" — „Nieder mit Ebert-Scheidemann!" — „Nieder!") — Es schmilzt die Reaktion in den Aquatorialströmungen eurer zielbewußten Flammenherzen! — („Bravo!")

Schon Schiller verkündete prophetischen Geistes im „Wilhelm Tell" den Königstigern und den Brillenschlangen: Der Apfel fällt nicht weit vom Roß! — aber erst Marx stellte den Saturnskindern das Horoskop des Kapitalprofits, und den Ausbeutern das Heptagramm der Wochentagsgötter! Genossen! Die Zeiten sind erfüllt! — Entthronte Sonnengötter purzelten mit Exaltation in die Nachtherbergen; doch Störung droht noch unserm Freudenhaus! Geviert- und Gegenschein! — („Hört! Hört!" „Sehr richtig!")

Deshalb gilt es, wie unser Referent so überzeugend nachgewiesen hat, die Vertiefung des marxistischen Sozialismus in der Rätediktatur! — Denn mit der Quadratur des ökonomischen Kreises durch Marx ist zwar die Frage des Klassenkampfes, nicht aber der Sieg der Revolution entschieden! („Sehr richtig!") — Des Schachers Urteil ist gesprochen! — Marx ist, wie unser Referent so richtig sagte, das Alpha und das Omega, weil erst er entdeckte, daß sich der Kreislauf im Wertkristall der Warenmetamorphose in umgekehrter Bewegungssphäre als Teilmetamorphose der Gesamtmetamorphose vollzieht — womit der wissenschaftliche Grundstein des Geschichtsmaterialismus gelegt und der Freiheitsbegriff des Idealismus, Nihilismus und Bolschewismus erschlossen war. — Denn erst, wenn wir marxistisch klar erkannt haben, daß sich die Verwandlungsfähigkeit der Liebesaugen in den Warenleibern spiegelt, erst, wenn wir die Operationen der Spinne bei ihrer verschwiegensten Verrichtung zu verfolgen imstande sind —, deren schlummernde Potenzen über den Weg des Arbeits- und Verwertungsprozesses zur Produktion des absoluten Mehrwerts führt —, erst dann begreifen wir die Raubgier doktrinärer Sykophanten am Körper der Lohnarbeiterschaft, erst dann verstehen wir, warum sich die lebenden Automaten der heterogenen Manufakturen zur Kooperation der Teilarbeiter beim Heringsfang verbünden. („Sehr richtig!") Dann wissen wir auch, warum mit der Revolution Seniors letzte Stunde in historischer Berühmtheit geschlagen hat! — Die kapitalistische Produktion der ideologischen Zungendrescher spaltet den Akkumulationsfond des Pauperismus in den Invalidenhäusern, — ganz abgesehen von den sogenannten Verhältnissen, die im Zirkulationsprozeß unabhängigen Spielraum haben. — Wer das nicht erkannt hat, begreift nicht die Politisierung der Kinderschule auf der hohen Warte sozialistischen Vollmenschentums.

Genossen! Ich hätte die sinnlich übersinnliche Sphäre des wissenschaftlichen Marxismus nicht gestreift, wenn nicht sie uns die Granaten drehte zum Befreiungskampf, wenn nicht sie der Schleifstein unsrer Gehirne wäre zur Diktatur und Weltrevolutionspolitik. — Denn es hütet Spartakus allein in Deutschland den Stein der Weisen und birgt im Felleisen den Dietrich zum Tore der Menschheitsbefreiung! („Bravo!") — Die Zeiten sind erfüllt! — Genossen, Lenin lebt! — Er schüttelt die Posaunen und opalisierenden Sphinxen des jüngsten Gerichtes aus den sibyllinischen Holunderbüschen seiner schönen Wertseele. Und vor dem Tönen der bolschewistischen Memnonsäule fliehen die Bönhasen, Beutelbären, Hamstergigerl und Wüstenschiffe in die Fata Morgana der Abteien und Spielhöllen, stürzt sich die Kamarilla der Bluthunde und Offiziersgorilla mit dem Menschenschacher durch die Mannesmannröhren in den

Brunnenschacht und ertrinkt im Meerschaum des asphaltierten Marskanals. (Bewegung.)

Mögen die Sozialverräter heute noch als Liftboys der kapitalistischen Bourgeoisie in den Eingeweiden der Revolution auf- und niederrutschen, o Tänia, Tänia! — mag die Krätzmilbe dieser Reaktionsfanatiker in das Morgenrot der Kopf- und Handarbeiter hexagonale Rhomboeder fressen, — es nutzt sie alles nichts! — Das klassenbewußte Proletariat ist sich des Golgathawegs bewußt, der es am Kalvarienberge zum Acheron führt! (Lebhafter Beifall. „Bravo! Hoch die Diktatur!") Denn Spartakus wacht und speit seine Feuer ewig, wie der Ätna und der Cotopaxi, und wird mit Minenwerfern und mit Gas den Skandal der Zuhälter der Konterrevolution löschen, selbst auf den Galapagos* und den Freundschaftsinseln. („Bravo!" Lebhafter Beifall.) — — Ein Funkspruch Tschitscherins verkündet neuen Sieg! („Hört! Hört!") Tananarivo stürzt unaufhaltsam die brennenden Weihwasserbecken ins Meer des Proletariats! („Bravo!") — Die roten Heere der Baschkiren und Kalmücken schwirren Wassertanz vor Trinidad! („Bravo!" — Sankt Ägidius bläst ins Horn und erschlägt die Lügenpest der Brüllaffen, Siebenschläfer und Faultiere mit der Wertmateriatur des Stoffwechsels am Pol! („Bravo! Hört, hört!") — Ihr hörtet von Narowa, Newa und Petschora!? Bei diesem Perihel sollte der Dudelsack des Kapitalprofits nicht platzen? Ein Borstenigel, Bisamschwein, wer jetzt nicht mitmacht! (Bewegter Beifall.)

Genossen! — Die Stunde naht, wo der Antimonglanz der alten Parteien im eignen Fahlband erstickt, und der Magneteisenstein der Gewerkschaften auch seinen letzten Fetisch aufs Leihhaus tragen muß! („Nieder mit die Gewerkschaften!") Sie steigt auf die Stunde, da die Blinden rufen: Spartakus, Donnerkeil, knickt Riesenschachtelhalme alter Organisationen! — Spartakus, Plesiosaurus, überdauert Verkohlen zwitterblütiger Schuppenbäume der USPD! — Spartakus, Horthüterdrache, wiegt im Schnabel allein das Radiumsembryo der Zukunft. („Bravo!")

O Zinngeschrei des Kapitalismus! O Lügenpest, wiehernd in den Wucherkloaken der Regierung! — O Aloe, Aloe! Schwärzester Verrat! Nutznießerin der Gewalt- und Korruptionswirtschaft! Vielfraß mit Totenkopf und Schwerterschwanz, im Trauermantel schleichend am Sumpfe amtlicher Spitzelwirtschaft! — O weiße Lilie, rotes Ordensband und Tausendgüldenkraut! Berechnung kalt wie Glaubersalz! Die Gattung Knötrich kennen wir! — Und so was nennt sich Sozialisten. Vollendete Grundsatzlosigkeit, die eisenstirnig bei den Machthabern der Entente um

* Bitte falsch auf zweitletzter Silbe zu betonen.

Gnade winselt, um alle Macht der Reaktion der Liquidation des Weltkrieges in die Hand spielen zu können. („Sehr richtig." Erregte Zustimmung.) Plänen der Sozialverräter trollen? (Erregte Verneinung.)

Ihr seht ja selbst, wohin das führt! Champagnerflaschen wachsen aus den Städten in den Mond! – Schneekönig und Gemahlin trällern auf Tschibuk und Wasserpfeife, versunken im Gebet und Unkenteich! – Die alte Majestät raucht aus der unterwühlten Tropfsteingrotte den Fuchsschwanz und die Akelei! Hört ihr Herblindi – Heerverblender in dem Bienenhaus? – Hört ihr den Helmlaut Krethi – Plethis? – Hört ihr den Kriegsruf Noske – Pinke – Pinke? – Fühlt ihr an euerm Herzen die Vakuum-Reiniger der Midgardsreaktion? – Wollt ihr denn warten, bis im Schwerterglanz herein Sevattius bricht?

Den Schatz in unserm Blute! Wachet auf! – Ist Revolution ein Austernhimmelbett? Trägt Spartakus nicht selbst Ringinseln aus Korallen in dem Haar? – Umkreist nicht seinen Omphalus das Viergestirn der Lenin-Trotzki – Radek Litwinow?! (Erregte Bewegung. – Hellster Sopran, rasch wie eine Schwalbe: „Tschitscherin – Tschitscherin. – Tschitscherin!" – „Ruhe! Ruhe! Ruhe!")

(Geheimnisvoll): Wißt! Vor dem Bolschewismus wich der Wolkenlenker Ahasver
Haidarabat vorbei zurück zum Ararat.
und kann die Ruh nicht finden. Denn der Götterberg
hat sich dem Bolschewismus selbst verbündet
und lernt die Weisheit des Marximus jetzt bei Spartakus! –
Warum denn irren Erden Inseln in dem Sternennebel?
Was lauscht der Regenbogen so gespannt?
Und warum öffnet aufgeschreckt Milchstraße nun ihr Tor?:
Von euch, Genossen! woll'n sie neue Botschaft hören!
Vergaßt ihr denn der Beteigeuze Wanderlied,
begleitet von dem Geist der Diktatur,
Glasorgeln, Glockenblumen, Ferngeschützen? – (Bewegung.)
(Rührselig): Vergaßt ihr alle gute Tat des Spartakus für euch? –
Wer zog sich selbst den Heilgenschein vom Haupt
und fütterte damit die armen Kinder?

Volk (erschauernd): Spartakus!

Adonis: Gedenkt ihr der nacksam'gen Zapfenträger?
Wer hat sie aus der vierten Klasse Not befreit?
Wer löschte alle Grenzen der drei Reiche
und nahm den Silberglanz von den Delphinen?
Wer riß dem Kaschelot den grauen Ambra aus dem Darm?
Wer molk Seekühe in dem Heliotropen-Meer

und gab die fette Milch den Wöchnerinnen –
selbstlos?! Golgathaopfer fürs Proletariat! –

Volk (erschauernd): Spartakus! Spartakus!

Adonis: Dies wißt ihr, wißt der Wohltat tausend mehr,
die alle am Kalvarienberg euch schenkte Spartakus: – – –
Genossen! Aber wer regiert – man sollt's nicht glauben!
mit seinen Garden immer noch den Ablativ?!

Volk* (rollend und gurgelnd, wie Meer in einer Grotte): Noske! – Bluthund! – Schule-Mule-Pule-Wule! – Ja der Bluthund frißt Kapitalprofit! – Karakorum! – Revolution! – Ruhe! – Nieder mit die Regierung Ebert-Scheidemann. – Nieder, nieder, nieder! – Ruhe! Ruhe! Ruhe! –

Adonis (steigert sich in die letzte Ekstase): Was wartet Ihr, Genossen,
mit der Tat? –
Ist Spartakus denn nicht die Pilgerfahrt im roten Kugelblitz?
Wir wollen Funken sein! Cyklon! Taifun und Hurrikan!
Vorwärts Genossen! Herzen, Edelsteine, Jugend, auf!
Arbeiterschaft, Marxismus! – Aragonit und Revolution!
Auf! Auf! Idealismus, heilger Ibis, Proletariat und Golgatha!
Menschheitsbefreiung, Orinoko, Arbeitslose, Wohlfahrtspflege!
Auf! Auf! Aquamarin, Arbeiter- und Soldatenräte!
Auf Fackelträger! Opferfreudge Deserteure, Dynamit!
Auf! Saphir und Persönlichkeit zur Diktatur!
Sturmtruppen, Weihaiwei, Smaragden auf! Guardafui!
Vollmenschen auf! Singschwäne auf! Entscheidungsklassenkampf!
Vorwärts, Genossen! Auf! Polargezeit! Befreiungsschlacht!
Himálaia die Forderung! Und Chimborasso Sieg! (Volk: kaum noch zu
halten: „Bravo!" „Sßt!" „Ruhe!")
Der Sieg ist unser! – Diktatur des Proletariats!
Hoch Spartakus! Hoch Bolschewismus! Hoch Weltrevolution!!

(Während dieser wie in Derwischekstase geschrienen Worte rast armschwenkend ein Türhüter herein und auf den Versammlungsleiter zu, der mit steigender Freude und Bewunderung den rhetorischen Triumphzug des Adonis verfolgte und nun – wie alle Anwesenden – im Banne der Revolutionsverzückung des Adonis ist.)

Türhüter (schreiend): Noskegarden! Noskegarden!

Leiter (wird aufmerksam, schreit armschwenkend): Noskegarden!!

(Inzwischen tauchte schon ein Leutnant auf und hört noch die letzten Sätze des Adonis. Das Volk wird von der Faszination des Redners mit-

---

* cf. Regiebeilage.

gerissen und deliriert.) (Das brausende „Hoch"gebrüll des Volkes steigert sich zu einem Konzert verzückten Triumphes. Solisten: Sopran. 1. Mississippi! – 2. a) Eritrea. b) Atakama! – Alt. 1. Weihaiwei! – 2. (zu Sopran.) Opodeldok! – Tenor. 1. Beresina! 2. Guardafui! – Bariton. Orinoko-Colombo! – Baß. 1. Karakorum-Revolution! 2. Kukuruz! – Der Rekordbaß und seine Primadonnenpartnerin abwechselnd. Noske! – Bluthund! – Gruppen: 1. Ja der Bluthund frißt Kapitalprofit! – 2. (Frage und Antwort.) Himálaia? Himálaia? – Chimborasso! Chimborasso! – 3. Nieder mit die Regierung! – Nieder, nieder, nieder! – Nieder mit Ebert-Scheidemann! Nieder, nieder, nieder! – Nieder mit Noske! Nieder, nieder, nieder! –

(Inzwischen gestikulierte der Versammlungsleiter wild, schlug ans Glas und schrie unentwegt: „Ruhe! Noskegarden! Achtung!" – Die im Saal Sitzenden sehen die Hopliten, verstehen den Leiter und unterstützen ihn mit: „Ruhe! Noskegarden! –" Der Leutnant (Revolvertaschen offen) ist mit einem Teil seiner Schwerbewaffneten (Handgranaten) im Sturmhelm vorgerückt, geht auf dem Podium zum Leiter.)

Leiter (unentwegt): Ruhe! Genossen! Nicht provozieren lassen! (Bei größter Erregung tritt Ruhe ein.) Genossen! Nicht provozieren lassen! – Noske überbietet sich selbst in seinen schamlosen Provokationen des unbewaffneten Proletariates! – Genossen! Wir sind als friedliche Proletarier hierher gekommen ohne Waffen! – Wir dürfen uns nicht provozieren lassen! Jetzt nicht! Hier nicht! Auf keinen Fall! – Aber, was uns der Kriegsknecht auch mitteilen mag, eines geloben wir: Mit Zins und Zinseszins sollen die Herren zurückbekommen, was sie uns antun! – Schwört es!

Volk (wutkochend, mit erhobener Rechten): Wir schwören!

Leiter: Ruhe! Disziplin! (Er mustert mit unendlicher Verachtung den Leutnant, der sich pflichtbewußt neben ihm aufstellte und einen Befehl aus dem Ärmel zog, den er nun übergibt, während zwei stämmige Grenadiere sich hinter Adonis stellen.)

Leiter (ohne das Papier zu öffnen): Na! – Was gibts!?

Leutnant: Befehl der Regierung, hier anwesenden russischen Bolschewisten Anophis zu verhaften. Kein Mann verläßt den Saal, bevor massenverhetzender Agitator dingfest gemacht. (Unruhe. Pfiffe. „Halt die Schnauze!" „Lausejunge!" „Handgranaten untern Asch!")

Leiter: Ruhe! Genossen! – (zum Leutnant) Anophis? – Meinen Sie nicht Amenophis?

Leutnant: Ah! Amenophis? – Irgend so'n russischer Name!

Leiter: Na, da gehn Se man ins Neue Museum, da sind die Herren Amenophis abgestiegen!

Adonis (wie aus einem Traum erwachend): Mich verhaften!? Die wollen mich verhaften! – (für sich): Ich sprach ja für Spartakus! – O, meine verfluchte Zerstreutheit!

Leutnant (der Adonis unablässig fixierte): Da haben wirs! – (kommandiert): Führen Sie den Mann ab! – (zum Leiter): Es hätte übrigens des Zugeständnisses eben gar nicht mehr bedurft! – Was ich persönlich hier hörte von diesem bolschewistischen Schwein, das charakterisierte diesen Herrn zur Genüge! – 'n Abend! – (ab.)

Adonis (unterdessen vor sich hin): O meine verfluchte Zerstreutheit! – O meine verfluchte Zerstreutheit! –

(Inzwischen führten die Kriegsknechte nicht gerade sanft den Befehl aus. Das Volk grollt auf. Pfiffe. „Bluthund!" „Schädel ein!" „Schlagt ihn tot!" „Rache!" „Hoch Adonis!" „Hoch!!!!" „Ruhe!" – (Der Leiter springt auf den Tisch und schreit.)

Leiter: Ruhe! Genossen! – Disziplin! – Hier nicht! Wir schwören: Unser Genosse Adonis wird bald wieder in unsrer Mitte sein!

Volk: Wir schwören! – Waffen! –

Leiter: Ruhe! – Mit Zins und Zinseszins! –

Volk: Bluthund! – Waffen! –

Adonis (der durch die sich hinter ihm schließende Postenkette abgeführt wird, muß über die ganze Aufmachung lachen und schreit heiter): Auf Wiedersehen!

Leiter: Auf Wiedersehen!

Volk: Bluthund! Waffen! –

(Der Vorhang deckt den Lärm der Versammlung.)

Anmerkungen

„Der Kunstkenner"*

Wenn Friedlaender nicht selber einer wäre und einer unsrer allerbesten dazu, so könnte dieses Büchlein, dieser Vortrag, ein wenig zu bitter sein. Man käme dahin zu sagen: Da Kunstwissenschaft also gar keine Wissenschaft ist, da nicht einmal Friedlaender ein Kennerurteil wissenschaftlich begründen kann, ist ja alles Trug und Einbildung und es ist hoffnungslos, vor unbekannten Kunstwerken Diagnosen zu stellen. Aber da, der es sagt, gerade Max J. Friedlaender ist, der sogar bei niederländischen Bildern um 1525 die verschiedenen Meister auseinanderkennt, dürfen wir uns wieder etwas beruhigen. Man kann doch immerhin ziemlich weit kommen. Morelli hatte eine überraschende Methode, aber sie versagte glücklicherweise oft und wo Morellis Bildertaufen sich als richtig erwiesen, waren sie nicht mit Hilfe dieser Methode gefunden, sondern mit Intuition, Divination, Qualitätsgefühl, oder wie man diese Kraft sonst nennen will. Nur, daß diese Kraft nur bei solchen Menschen funktioniert, die sich durch historische „Kennerarbeit" dahin gebracht haben, zu reagieren wie eine Stimmgabel, wenn der betreffende Ton, etwa der Ton Memling, angeschlagen wird.

Max J. Friedlaender ist im Laufe der letzten zehn Jahre langsam einer unsrer allerbesten Kunstschriftsteller geworden. Er kann einen Essai schreiben, wie nur wenige in unsrer Litteratur. (Es kommt wohl daher, daß er wirklich etwas zu sagen hat.) Prägnant und konzentriert und auch bei verwickeltem Problem durchaus klar. Dabei nicht ohne Humor und manchmal boshaft stilisiert. Es stehen ausgezeichnete Bemerkungen reihenweise in dem Büchlein, Dinge, die man sich gesagt sein lassen muß und an denen man viel lernen kann. Hinter aller Schärfe des Gedankens aber lebt etwas, ich will nicht gerade sagen, wie Wärme, aber doch wie tiefe Einsicht und Güte. Friedlaender regt sich heute nicht mehr darüber auf, wenn ein kleiner oder großer Kenner einen persischen Jagdteppich „um 1509" datiert. Für dergleichen Dinge, die uns Jüngere, die wir unter der Diktatur des Nichts-als-Kennertums zu sehr gelitten haben, doch immer wieder von neuem aufregen, hat Friedlaender nur ein flüchtiges und belustigtes Lächeln. Vielleicht mit Recht. Er glaubt, die wahre Kennerschaft kommt doch trotz allem, trotz aller Einzelirrtümer, trotz mancher Charlatanerie und Autoritätendünkels, letzten Endes voran. So, wie Rembrandt, durch die Arbeit der Kenner, für uns auch ästhetisch etwas andres geworden ist, als er für unsre Väter war, so werden auch wir vielleicht unsren Kindern ein sorgsam durchgearbeitetes und gründlich präpariertes Material hinterlassen, aus dem sie dann neue Werte prägen mögen.

In der Ausstattung des Büchleins hat der sonst so sichere Geschmack des Verlegers Bruno Cassirer, wenn ich mich nicht irre, ausnahmsweise einmal keinen glücklichen Tag gehabt. Liebermanns famose Umschlagzeichnung erscheint mir ein wenig grau und unscharf im Strich, und die Drucktype dürfte doch für die kleine Seite etwas reichlich groß sein; es ist ja allerdings besonders schwer Schriften von geringem Umfange zugleich intim und ansehnlich herauszubringen. Und im ganzen sieht das Büchlein dennoch, seinem Charakter entsprechend, auch äußerlich essaihaft aus.

E. Waldmann

* Von Max J. Friedlaender.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Europa und die Weltpolitik
von August Müller

Heerführer und Diplomaten lieben die Methoden der Priester, die Völker dadurch mit scheuer Ehrfurcht vor ihren Arbeiten zu erfüllen, daß sie diese mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben. Der schlechte Ruf der sogenannten Geheimdiplomatie ist in viel höherem Grade auf die Anwendung dieser Methode, als auf die wirklichen Geheimnisse, die sie verbirgt, zurückzuführen. Denn nur selten bleiben diplomatische Vereinbarungen denen verborgen, gegen die sie sich richten. Harmlose Leute, die durch Beziehungen, Frühstücks- und Konversationstalente und eine gute Bügelfalte in die diplomatische Karriere gedrängt wurden, leben in der populären Vorstellung meistens als eine Mischung von Machiavelli, Talleyrand und Fouché. „Der Mann aus dem Volk," so äußerte sich einmal Sir Edward Grey, „setzt bei der Diplomatie meistens mehr Weitblick und Handeln auf lange Sicht voraus, als diese, sich gern von den Anforderungen des Tages treiben Lassende, in der Regel besitzt."

Wenn das deutsche Parlament in den ersten fünfundvierzig Jahren seiner Existenz auf die Gestaltung der auswärtigen Politik einen noch geringeren Einfluß ausübte, als er in der verfassungsrechtlichen Schwäche des Reichstags begründet war, so sind die Ursachen hierfür in dem in Deutschland besonders stark entwickelten Respekt vor der diplomatischen Kunst zu erblicken. Die Reichstagsdebatten über die auswärtige Politik entbehrten nicht einer gewissen Komik, besonders in der nach-bismarckschen Zeit. Sachverständige in außenpolitischen Fragen befanden sich selten unter den Reichstagsabgeordneten. Als vom Genie des Meisters schon lange kein Hauch mehr die deutsche Außenpolitik befruchtete, hüteten die Diplomaten wenigstens in der Form die Bismarcksche Tradition, und dem Reichstage fehlte es sowohl an Willen als an Sachverständigkeit, um sein Kontrollrecht auf die Sphäre der Beziehungen Deutschlands zu den übrigen Mächten auszudehnen. Kritiklos und vertrauensselig nahm er die meistens recht farblosen und absichtlich nichtssagenden Regierungserklärungen entgegen. Oppositionelle Töne fanden gewöhnlich nur die Sozialdemokraten, und deren Begriffe über auswärtige Politik wurden mehr von

ihrer Weltanschauung als von der Kenntnis der tatsächlichen Zusammenhänge beeinflußt. Erst die Katastrophe des Weltkrieges enthüllte dem deutschen Volke die Unzulänglichkeit der deutschen Diplomatie. Welches aber die letzten Gründe des alles vorstellbare Maß überschreitenden Dilettantismus in der deutschen Außenpolitik waren, haben wir schaudernd erst begriffen, seidem wir den Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und seinem Freunde Niky kennen.

Der Weltkrieg hat uns aber nicht nur die Unzulänglichkeit der Leiter der deutschen Außenpolitik, sondern auch die eigentlichen Beweggründe des diplomatischen Spiels enthüllt. Die Requisiten der deutschen Diplomatenkunst: persönliche Freundschaften, monarchische Solidarität, kleine und große Intrigen und eine gekünstelte Bündnispolitik zerrannen in nichts vor den eigentlichen Bestimmungsgründen des Völkerhasses und des Wettbewerbs der Nationen um die Herrschaft über mehr oder minder große Teile des Planeten. Entscheidend für die zahlreichen Beziehungen, Gegensätze und Konflikte, deren Gesamtheit wir unter dem Begriff der auswärtigen Politik der Staaten zusammenfassen, sind die geographischen Verhältnisse der Staaten und deren wirtschaftlich soziale Bedürfnisse. Politische Traditionen, Rassen-Fragen, Gegensätze der Nationalitäten, des Verfassungslebens und Sympathien und Antipathien, die in allerhand ideologischen Vorstellungen wurzeln, treten hinter den wirtschaftlichen Beweggründen der Völkerkämpfe zurück. Vielfach sind die ideologischen Vorstellungen nur Produkte der wirtschaftlichen Interessengegensätze, die allerdings durch geschickte Propaganda zu Mitteln der auswärtigen Politik gemacht werden können, deren unmittelbare Wirkung oftmals stärker empfunden wird, als der wirtschaftliche Interessengegensatz, dem sie entspringen. Nichts hat sich bitterer gerächt, als die Vernachlässigung aller völkerpsychologischen Vorstellungen durch die deutsche Kriegsführung. Der Kriegsverlauf und der Friedensschluß ist durch die Meisterschaft, mit der die Entente auf dem Instrument der Stimmungsmache spielte, vielleicht ebenso entscheidend beeinflußt worden, wie durch die militärischen Kräfte. Die Unfähigkeit, diese Waffe zu handhaben, war auf deutscher Seite so groß, daß die paar kümmerlichen Versuche, die gemacht wurden, um die gleiche Methode zugunsten der Mittelmächte anzuwenden, nur die Wirkung der feindlichen Propaganda verstärkten. Die deutsche Heeresleitung und die deutsche Diplomatie dürfen sich in die Schuld an dieser verhängnisvollen Unterschätzung psychologischer Faktoren teilen, wobei das größere Maß von Schuld den militärischen Stellen zuzumessen sein dürfte.

Die Verkleidung wirtschaftlicher und national-egoistischer Ziele in ideelle Vorstellungen ist aber ein Mittel, das auch Gefahren in sich birgt. Dann

nämlich, wenn es in so ungeheuerlichem Maße mißbraucht wird, wie das seitens der Entente geschah. Der Friedensvertrag von Versailles steht in allzu großem Gegensatz zu den schönen Zielen: Völkerbund, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Kampf gegen den Militarismus, Freiheit der Nationen und wie die Schlagworte alle heißen mögen, mit denen die Entente die eigenen Volksgenossen mit Kampfesfreude, die Neutralen mit Sympathien erfüllte. Die Entente hat während des Krieges die Macht moralischer Ideen als Kampf- und Siegesmittel benutzt; der Mißbrauch, den sie nach errungenem Sieg damit getrieben hat, muß schließlich zu ihren Ungunsten wirken, wenn die Besiegten es nunmehr lernen, der Völkerpsychologie die gebührende Beachtung zu schenken. Frankreich wurde 1871 nach seiner Niederlage zum Liebling der Welt. Für das vergewaltigte Deutschland können ähnliche Vorteile aus seiner gegenwärtigen Lage entspringen, wenn es versteht, das verletzte Rechtsgefühl zu seinen Gunsten wirksam werden zu lassen. Eine kluge und weitsichtige Stellungnahme zu den europäischen Problemen kann zum entscheidenden Mittel für Deutschland werden, um damit Freunde und Helfer zu werben.

Letzten Endes ist der Grund zum Weltkrieg in jenen Zeiten gelegt worden, in denen das britische Imperium der alten Freihandelsdoktrin den Abschied gab und jener Theorie über das Zusammenleben der Völker folgte, die unter der Bezeichnung „Imperialismus" dem politischen Sprachschatz einverleibt wurde. Auch die Freihandelsdoktrin entsprach keineswegs nur lauteren und reinen Vorstellungen der englischen Volksseele. Alle Völker denken egoistisch; keines aber so folgerichtig, wie das englische. Es erhob den Freihandel zum leitenden Grundsatz, nachdem Europa durch ein Menschenalter währende Kämpfe mit einem Ruhebedürfnis erfüllt worden war, das England gestattete, im Frieden die Früchte seines Sieges über Napoleon Bonaparte zu genießen. Kein Rivale bedrohte seine Herrschaftsstellung. Seine finanzielle Oberherrschaft war unbestritten, die Industrie, die dank seiner Kohlen- und Eisenfelder mächtig emporgeblüht war, machte England zur Werkstätte der Welt; die Textil-Industrie schien jeder Konkurrenz überlegen, Handel und Schiffahrt gediehen auf Grund der unbeschränkten Herrschaft über die Meere. Der Freihandel entsprach den wirtschaftlichen Bedürfnissen des damaligen England und deshalb errang er sich die allgemeine Anerkennung. Kluge und weitsichtige Beurteiler des Wirtschaftslebens erkannten aber schon frühzeitig, daß mit dem Freihandel das letzte Wort nicht gesprochen war. 1868 bereits proklamierte Dilke das Ideal von Greater Britain. 1883 entstand zwar erst in Seely der Theoretiker des britischen Imperialismus, aber die äußere Entwicklung des britischen Weltreichs war schon früher

imperialistischen Vorstellungen entgegengereift. Ein ständig in der Zunahme begriffenes Kolonialgebiet erhöhte die englische Wirtschaftskraft und wurde stets wertvoller als Siedlungsgebiet für den Überschuß an Bevölkerung im Mutterland oder als unerschöpflicher Rohstoff- und Nahrungsmittellieferant. Ein Netz von Festungen, die die Meeresstraßen beherrschten, von Kohlen- und Kabelstationen, vollendeten die Herrschaft über die Meere und über mehr als ein Drittel der Erdoberfläche. Nie zuvor hat die Welt ein gleich großes, ein gleich wertvolles und ein gleich planmäßig organisiertes Herrschaftsgebiet gesehen, als Großbritannien mit seinen Kolonien. In dem Maße, in dem die englische industrielle Vorherrschaft durch das Entstehen anderer Industrie-Staaten in der Alten und Neuen Welt erschüttert wurde, mußte der Gedanke an Werbekraft gewinnen, das englische Imperium zu einem sich selbst genügenden, *autarkischen* Wirtschaftsgebiet auszugestalten. Wie alle großen Ideen, so brauchte auch diese Zeit zu ihrer Reife, und es verging ein Menschenalter, bis die englische Volksvorstellung so stark vom Glauben an die imperialistische Idee erfüllt war, daß Chamberlain es wagen konnte, die Periode der gewaltsamen Konsolidierung und Arrondierung des Imperiums durch das Vorgehen gegen die Burenstaaten einzuleiten.

Um die Jahrhundertwende war die industrielle Herrschaft Englands stark erschüttert worden durch das ziemlich gleichzeitige Entstehen zweier Konkurrenten auf dem Weltmarkt. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland begannen allmählich mit ihrer Kohlen- und Eisenproduktion diejenige Englands zu überflügeln. Deutschland schuf seine Handelsflotte, es störte durch seine Kolonialpolitik, die dem Weg von Kapstadt bis Kairo Hindernisse in den Weg legte, den Ausbau des englischen Kolonialgebiets, und wurde noch unangenehmer empfunden, als es auch eine Kriegsflotte baute. Der Aufschwung des englischen Handels ging relativ langsamer vor sich, insbesondere in Europa verdrängte Deutschland in zunehmendem Maße den englischen Mitbewerber. Das tatsächliche oder angebliche „dumping" der deutschen Industrie führte zur Senkung der Profitrate, an die die englischen Unternehmer gewöhnt waren. Aus England wanderten in jedem Jahre dreihunderttausend Menschen aus, allerdings in der Regel in die eigenen Kolonien, weil auf dem begrenzten Boden der Heimat mit geringem landwirtschaftlichen Ertrage eine ihnen genehme Beschäftigung mangelte. In der gleichen Zeit brachte es Deutschland fertig, aus einem Auswandererland zu einem Einwandererland zu werden, das jährlich etwa eine Million fremder Arbeiter in der Landwirtschaft und im Bergbau beschäftigte. Immer stärker wurde so die Erschütterung des bisherigen industriellen und merkantilen Übergewichts in England empfunden, und immer un-

freundlicher wurde die Beurteilung, die Deutschland als der Hauptkonkurrent erfuhr.

Zwei Vorstellungen britischer Politik erstarkten an diesen weltwirtschaftlichen Umgestaltungen. Zunächst die bereits erwähnte Tendenz zur innigeren Verbindung des Mutterlandes mit den Kolonien und zur Schaffung eines durch Vorzugszölle miteinander verbundenen großbritischen Imperiums. Mit dieser Idee mußten notwendigerweise koloniale Gebietsfragen verbunden sein. Der schwache Punkt des britischen Weltreichs befand sich an der Stelle, an der Afrika und Asien zusammenstoßen. Ägypten war zwar besetzt, aber noch nicht endgültig dem englischen Herrschaftsgebiet einverleibt. Die türkischen Pläne Deutschlands, das Bagdadbahn-Projekt, die persische Frage, wurden nunmehr deshalb besonders aktuell, weil alle diese Probleme eine Gefährdung des Mittelpunkts englischer Weltmachtstellung: Indiens bedeuteten. So reiften die Wünsche nach einer Gestaltung der Herrschaftsverhältnisse in Persien, Kleinasien und Ägypten, durch die der Suezkanal in englische Hand gebracht und die Herrschaft von England über Ägypten endgültig besiegelt wurde. Die Kap-Kairo-Bahn sollte sowohl den indischen als auch den afrikanischen Besitz Englands sichern; deren Bau stand als Hindernis das deutsche Ost-Afrika im Wege. Der Weltkrieg hat alle diese Fragen zugunsten Englands gelöst. Der Ring, den die englische Herrschaft um den Stillen Ozean gelegt hat, ist nunmehr geschlossen. Man kann rückblickend aus der durch den Krieg vollendeten kolonialen Organisation des britischen Imperiums auf die starken Anreize schließen, die der frühere unvollendete Zustand dem Tatendrang englischer Imperialisten und Welteroberer darbot.

Die zweite, durch die Entwicklung der Weltwirtschaftsverhältnisse zur Anwendung drängende politische Vorstellung der Engländer ist die des sogenannten europäischen Gleichgewichts. Das englische Kolonialgebiet und die insulare Lage des Mutterlandes haben in England zur Ausbildung des Dogmas von der unbegrenzten Herrschaft über die See geführt. Mit einer geradezu naiv anmutenden Selbstverständlichkeit betonen alle Parteien in England, daß eine Teilung der Herrschaft zur See mit irgendeinem anderen Volke für Großbritannien eine Unmöglichkeit sei. Da ein in Europa übermächtiger Staat leicht zur Ausbildung einer Seegewalt schreiten kann, die der englischen Meeresherrschaft gefährlich wird, gehört es daher zu den Grundsätzen britischer Politik, die jeweils stärkste Festlandsmacht als den Feind zu betrachten und sie bei günstiger Gelegenheit so zu schwächen, daß sie die Träume von Flottenpolitik und Seeherrschaft aufgeben muß. Mit dem Ende des Jahrhunderts war Deutschland Objekt britischen Handelsneides und britischer Befürchtungen um die Seeherrschaft geworden. Großbritannien bereitete daher die

Schwächung Deutschlands vor, die ihm im Weltkrieg zwar nach großen Opfern, aber doch auch so vollkommen gelungen ist, daß zunächst von Deutschland der britischen Weltherrschaft keine Gefahren mehr drohen.

Die Vorstellungen, von denen der britische Imperialismus sich leiten läßt, haben auch andere Staaten mit imperialistischen Zielen erfüllt. Die Vereinigten Staaten von Amerika halten das sich selbst genügende Wirtschaftssystem in Gemeinschaft mit Südamerika für erreichbar. Das vorkriegerische Rußland glaubte mit seinem asiatischen Kolonialgebiet die Autarkie durchführen zu können. Japan mit benachbarten ost-asiatischen Gebieten folgte ähnlichen Gedankengängen. Keines dieser Imperien ist aber an wirtschaftlicher Bedeutung und an kriegerischer Expansionskraft mit dem englischen Imperium zu vergleichen. Es ist indessen erklärlich, daß Deutschland mit seinen komplizierten Wirtschaftsverhältnissen, die auf der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen und auf der Ausfuhr von Halb- und Fertigfabrikaten aufgebaut sind, aus den Abschließungstendenzen der übrigen Mächte die entsprechenden Konsequenzen ziehen mußte. Die Vorstellung eines von der Elbe bis zum Euphrat reichenden, Mitteleuropa, den Balkan, die Türkei und Kleinasien umfassenden, zusammenhängenden Wirtschaftsgebiets, das unter der industriellen und politischen Suprematie Deutschlands stand, entsprang dem Bedürfnis, das deutsche Wirtschaftsleben auch dann am Leben zu erhalten, wenn die imperialistischen Abschließungstendenzen der anderen Weltmächte praktische Gestalt annehmen sollten. In diesem durch die Verhältnisse Deutschland aufgenötigten Projekt mußte aber England eine Bedrohung seiner indischen und ägyptischen Interessen erblicken, und so wurde der Kreislauf geschlossen, der vom Imperialismus zum Weltkrieg führte. Wer die entscheidenden Triebkräfte der Weltkatastrophe ausfindig machen will, stößt immer auf das eine Volk, in dessen Interesse es zum Weltkrieg kommen konnte, auf Großbritannien. Es entspricht durchaus dem ungeheuren Gewinn, der England winkte, wenn es Sieger im Streite blieb, daß es die Rolle des Protagonisten im Weltkriege übernahm. Sein Gewinn entsprach seinem Einsatz: Greater Britain ist der einzige Sieger im Weltkriege.

Der Weltkrieg vernichtete einen wirtschaftlichen Mechanismus von großer Feinheit. Ein Jahrhundert unermüdlicher Arbeit hatte die Welt so zweckmäßig organisiert, wie es unter dem Antrieb der freien Konkurrenz möglich erschien. Europa war der Nutznießer des Systems und Herrscher über den Planeten. Im Verhältnis zur Produktionskraft seines Bodens übervölkert, half sich Europa durch die Einfuhr von Nahrungsmitteln und durch die Ausfuhr von Fabrikaten, die zu ihrer Herstellung allerdings

vielfach auch noch der Einfuhr von Rohstoffen bedurften. Am ausgeprägtesten war dieser Charakter der Volkswirtschaft in Deutschland, Belgien, der Schweiz und Deutsch-Österreich. Er gilt aber etwas abgeschwächt für den ganzen Kontinent. Zählt man den Geldwert der Gesamteinfuhr der europäischen Staaten im Jahre 1911, das europäische Rußland mit eingeschlossen, jedoch ohne die britischen Inseln, zusammen, so erhält man einen Einfuhrwert von 43433000000, dem ein Ausfuhrwert von 37011000000 gegenübersteht. In dieser Wertsumme ist auch der zwischenstaatliche Verkehr der europäischen Staaten untereinander eingeschlossen, sie müßte also erheblich reduziert werden, wenn man die außereuropäische Ein- und Ausfuhr feststellen wollte. Die Bedeutung Europas als Wirtschaftseinheit und als Glied der Weltwirtschaft wird aber sehr deutlich durch die mitgeteilten Ziffern veranschaulicht. Die siebeneinhalb Milliarden Passivität im Handelsverkehr zeigen ferner die Rolle des Kontinents als Geldverleiher an die übrige Erde; als Sitz der im Ruhestand lebenden Kaufleute, Industriellen und Finanziers, die draußen in der weiten Welt ihr Vermögen gemacht hatten; und als Kulturzentrum, zu dem jährlich viele Millionen pilgern, um dort Wissen und Kulturgefühl zu erwerben. Denn die Hauptposten in der Geldsumme, mit der der Überschuß der Wareneinfuhr über die Warenausfuhr beglichen werden mußte, waren Zinsen für in Außer-Europa angelegte Kapitalien und Überschüsse aus Schiffahrt und Reiseverkehr. Die Bedeutung Europas als Wirtschaftsgemeinschaft war ebenso groß, wie seine Bedeutung als Zentrum der Weltkultur, als Pflanzstätte von Kunst und Wissenschaft, und als technisches und wirtschaftliches Zentrum der Welt. Dank des komplizierten Wirtschaftsmechanismus war es möglich, auf einer Fläche von 9120000 qkm auf dem Kontinent eine Bevölkerung von 367 Millionen zu erhalten. Die überseeische Auswanderung des europäischen Kontinents war verhältnismäßig gering, sie belief sich in den Jahren vor dem Krieg auf etwa eineinhalb Millionen. Der Fremdenzustrom, der allerdings nur zu einem Teil dauernde Niederlassung in Europa bezweckte, überstieg die überseeische Auswanderung um ein Bedeutendes.

Die Ziffern, welche die großbritannische Wirtschaftsmacht illustrieren, sind mit voller Absicht hier nicht wiedergegeben, weil es sich darum handelt, die Bedeutung des Kontinents mit Ausschluß von Großbritannien für die Weltwirtschaft darzulegen. Denn das britische Imperium ist keine europäische Macht. Auf den Inseln, die als das westlichste Gebiet Europas sich in den Atlantischen Ozean erstrecken, wohnen nicht einmal mehr zehn Prozent der zum britischen Imperium gehörenden Bevölkerung. Der Flächenraum des vereinigten Königreichs beträgt sogar nur etwa ein Prozent des britischen Herrschaftsgebiets. So bedeutend

auch der Verkehr zwischen den britischen Inseln und dem europäischen Kontinent ist, England ist viel zu sehr Weltmacht, um sein Schicksal mit dem des europäischen Kontinents zu verbinden. Die Briten fühlen sich daher auch nicht als europäisches Volk, Europa ist wie die übrige Welt für sie nur Objekt; das Gefühl einer europäischen Gemeinbürgerschaft und einer europäischen Solidarität lebt im englischen Volke nicht. Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so hätte ihn die Gestaltung des Friedensvertrages zu Versailles erbracht.

Durch die interessante Schrift von J. W. Keynes ist die Welt darüber unterrichtet worden, wie der Frieden von Versailles zustande gekommen ist. Man darf wohl sagen, daß das Maß von Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und von frivoler Ausnutzung einer übermächtigen Position in den Monaten, in denen der Friedensvertrag geschaffen wurde, alles Vorstellbare übersteigt. Die innere Unlogik des Friedensvertrages und die durch ihn bewirkte Zerstörung der europäischen Wirtschaftsverfassung läßt sich nur erklären aus dem ungeheuren Übergewicht, das in der vorbereitenden Friedenskonferenz, dank der Kurzsichtigkeit der Franzosen und dem weltfremden Doktrinarismus des Präsidenten Wilson, den britischen Vertretern zugefallen war. Diejenigen Partien des Friedensvertrags, die am konsequentesten durchgeführt sind, die auf sorgfältige Vorbereitung schließen und die am wenigsten von der Unlogik erkennen lassen, die das Gesamtwerk auszeichnet, sind denn auch die im englischen Interesse liegenden. Die Balkanisierung Europas soll ein für allemal England von der Möglichkeit befreien, daß in Europa eine „seegoing nation“ von Ausmaßen und Machtgrundlagen entsteht, die England gefährlich werden kann. Der Raub der deutschen Schiffe, die Vernichtung der meisten deutschen außen-europäischen Handelsbeziehungen vollenden die englische handelspolitische Suprematie. Frankreich ist in viel geringerem Maße bedacht worden als England. Sieht man ab von dem Erwerb von Elsaß-Lothringen und der Erweiterung der französischen Eisen- und Kohlenwirtschaft durch die gewonnenen Gebiete, so bleibt für Frankreich weiter nichts übrig, als die Anwartschaft auf Entschädigungsverpflichtungen der besiegten Zentralstaaten, die deshalb niemals erfüllt werden können, weil die im britischen Interesse erfolgte Vernichtung der deutschen Wirtschaftskraft die Voraussetzung zur Erfüllung der dem Friedensvertrag entspringenden Leistungen aufgehoben hat. So hat Großbritannien zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Es hat durch die Beseitigung des deutschen Wirtschaftsrivalen seine Weltherrschaft gesichert und zugleich die französischen Hoffnungen im Keime erstickt. Der Umstand, daß Frankreich auf der Seite der Sieger steht, verhindert nicht, daß es nach wie vor der Vasall Englands auf dem Kontinent bleibt.

Die Erfahrungen, die seit dem Inkrafttreten des Friedens gemacht werden konnten, zeigen deutlich die Abhängigkeit des gesamteuropäischen Schicksals von dem Wohlergehen Zentral-Europas. Von Monat zu Monat wachsen die Schwierigkeiten des Kontinents; Neutrale, Sieger und Besiegte sehen sich Aufgaben gegenüber, deren Lösung um so unwahrscheinlicher wird, je tiefer das Übel einfrißt, das mit dem Weltkrieg begann. Die entscheidende Position Europas in der Welt ist ein für allemal vorüber, und das prophetische Wort Napoleons nähert sich seiner Erfüllung, daß der Stille Ozean das zukünftige Mittelmeer darstelle. Der komplizierte Wirtschaftszusammenhang der Welt ist auseinandergerissen, die politischen Kraftzentren sind nach außereuropäischen Ländern verschoben. Das britische Imperium hat eine ungemeine Zunahme an Kraft und Macht erfahren. Sein Gebiet ist abgerundet. Seine Verteidigungsfähigkeit ist durch die Verbindung von Kalkutta mit Kapstadt so stark gewachsen, daß eine Erschütterung dieses Systems durch Waffengewalt nicht mehr vorstellbar ist. Aus den acht Großmächten, die ehemals das Schicksal der Welt beherrschten, sind drei Weltmächte geworden: Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan. Die Aufzählung zeigt schon die Verschiedenheit der Machtverhältnisse zwischen diesen drei Konkurrenten. In einsamer Höhe thront das britische Imperium, fertig in seiner äußeren Gestalt, ausgestattet mit allen zur Weltherrschaft nötigen Machtfaktoren und erfüllt von einem sich mit religiöser Überzeugungskraft äußernden Glauben an die Mission Englands, die Welt unter britischer Führung zu einigen und so den Weltfrieden herzustellen. Gefahren können in der nächsten Zeit dem Bestand des britischen Weltreichs nicht durch äußere Feinde erwachsen. Ein in den asiatischen Kolonien sich äußernder nationaler Drang bereitet wahrscheinlich den Machthabern in London allerhand Schwierigkeiten; man darf diese Dinge jedoch nicht überschätzen, denn noch ist die Parole „Asien den Asiaten" nicht so stark geworden, daß dadurch die englische Herrschaft in Indien bedroht werden könnte. Eine kluge Behandlung des türkischen Problems wird die Gefahren, die von den Mohammedanern drohen, ebenfalls beseitigen. Das steigende Bedürfnis der großen Siedlungskolonien unter englischer Oberhoheit nach größerer Selbständigkeit wird in immer größerem Maße befriedigt, so daß ein Auseinandersprengen des Imperiums durch Selbständigwerden von Kanada, Australien und Südafrika für die nächste Zeit auch nicht zu erwarten ist. Rußland, der Rivale in Asien, ist zur Ohnmacht verurteilt und die angeblichen Versuche, durch eine Anpassung bolschewistischer Ideen an nationalistische Tendenzen in Asien das Weltreich zu sprengen, von denen so viel die Rede ist, darf man nicht überschätzen. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei mehr um Gerüchte, denn um Tat-

sachen; selbst wenn sie systematisch betrieben werden, können sie den Vorteil nicht wettmachen, den das britische Reich dadurch gewonnen hat, daß es in einer Zeit, in der der russische Koloß von innerpolitischen Krämpfen durchzittert wird, sich konsolidieren und die durch den Ausgang des Weltkrieges neu gewonnenen Kraftzentren ausbauen kann. Das Mißverhältnis der Kräfte zwischen England und Rußland wird auf lange Zeit hinaus zu ungunsten des letzteren stark verschoben bleiben.

Zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten besteht keine, an die tiefsten Interessen rührende Rivalität. Die Phantasie mancher Weltpolitiker neigt dazu, gewisse Unstimmigkeiten zwischen beiden Völkern zu übertreiben und vage Hoffnungen für das Schicksal Europas daran zu knüpfen, die sich nicht erfüllen werden. Die amerikanische Union hat auf dem amerikanischen Kontinent noch so große Aufgaben zu erfüllen, daß sie schon aus diesem Grund wenig Neigung zeigen wird, sich in andere Welthändel einzumischen. Dazu kommt die nationale Verwandtschaft beider Völker, deren Bedeutung im Weltkrieg doch genügend gewürdigt werden konnte. Japan ist die dritte Weltmacht. Sie hat sich während des Krieges erheblich gestärkt. Der Erwerb von Schantung ermöglicht Japan die Schaffung einer Kriegsindustrie, die das Verteidigungssystem unabhängig von andern Ländern macht. Gelingt es diesen Briten des fernen Ostens, als mongolische Vormacht anerkannt zu werden, so würde sich dadurch die Kraftquelle dieses Volkes zwar erheblich steigern, aber eine ernste und unmittelbare Gefahr droht auch von hier aus dem britischen Weltreich nicht. Europa ohne England muß sich ein für allemal damit abfinden, daß sein Einfluß auf das weltpolitische Geschehen von der beherrschenden Stellung, die es vor dem Kriege einnahm, verdrängt worden ist. Die großen weltpolitischen Entscheidungen der Zukunft werden Europa nicht unberührt lassen, aber es wird in viel stärkerem Maße ihr Objekt denn ihr Subjekt sein. Ganz und gar unerfüllbar sind aber die Phantasien über kriegerische Auseinandersetzungen, bei denen Europa seine frühere beherrschende Position durch Vernichtung der englischen Machtstellung wiedererlangen könnte. Daß es auf dem Kontinent noch zu Streitigkeiten mit der Waffe kommen kann, ist selbstverständlich, wenn auch nicht wünschenswert. Die Vernichtung der militärischen Kraft der Zentralmächte hat aber jede Aussicht auf einen erfolgreichen Waffengang mit den Mächten, die, wie die übrige Welt, so auch Europa beherrschen, beseitigt. Den katastrophalen Folgen des Weltkriegs für den europäischen Kontinent kann der alte Erdteil nur entrinnen, wenn er in sich selbst die Kraft zu einer Beseitigung der Differenzen, die ihn erschüttern, und damit zu einer Neugestaltung seines Schicksals aufbringt.

Das europäische Problem wird entscheidend von drei Faktoren bestimmt: von der geographischen Gestalt des Kontinents, von der Nationalitätenfrage und von der Kompliziertheit der Wirtschaftsverfassung des Erdteils. Ob es gelingt, mit Hilfe der technischen Leistungsfähigkeit Europas wie in den Zeiten vor dem Kriege die Ernährung seiner Bevölkerung zu sichern, ist fraglich. Gelingt es nicht, so muß eine Verringerung der Bevölkerungsziffer und eine Rückbildung zum Agrarstaat die notwendige Folge sein. Für die nächsten Jahre ist Europa in noch viel geringerem Grad in der Lage, sich selbst zu ernähren, als vor dem Kriege. Denn überall ist der Ertrag der technischen und landwirtschaftlichen Arbeit in starkem Rückgang begriffen. Niederösterreich und Wien können manchem unserer europäischen Gebiete, insbesondere dem deutschen, als Warnungszeichen dienen. Die Zuschüsse aus dem Osten des Kontinents, die der Westen zur Befriedigung seiner Ernährungsbedürfnisse früher erhielt, sind ganz in Wegfall gekommen. In Deutschland kann man den Rückgang der landwirtschaftlichen Produktionskraft auf dreißig bis vierzig Prozent beziffern. Was das bedeutet, kann man richtig nur ermessen, wenn man sich daran erinnert, daß die Einfuhr an Nahrungsmitteln und Hilfsstoffen der landwirtschaftlichen Produktion in Deutschland vor dem Kriege ein Fünftel des Gesamtwerts der eigenen Agrarproduktion betrug. Die Folgen des Friedensvertrags haben die Ernährungsbasis Deutschlands an sich verschlechtert. Geradezu trostlos ist aber der Ausblick in die Zukunft, wenn man die Verhältnisse auf dem Lande näher kennt und weiß, daß alle Voraussetzungen zu einer baldigen Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion fehlen. Es ist nicht ein Fünftel, sondern mindestens ein Viertel der Bevölkerung Deutschlands, die heute selbst bei Reduzierung der Rationen nicht mehr vom Ertrag der heimischen Landwirtschaft leben können. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so trostlos, sieht es in verschiedenen anderen, europäischen Gebieten aus.

Die Welt schreit nach Waren, und die Möglichkeit, durch vermehrte Ausfuhr industrieller Produkte die Mittel zu schaffen, mit denen die vermehrte Einfuhr von Nahrungsmitteln bezahlt werden kann, besteht jedenfalls für die nächsten Jahre. Aber auch die technische Leistungsfähigkeit Europas ist erheblich zurückgegangen. Es ist ferner durchaus nicht ausgemacht, daß die Nahrungsmittelproduktion der überseeischen Agrarländer ausreicht, um die vermehrten Einfuhrbedürfnisse Europas zu decken. Der Weltkrieg hat auch auf die Nahrungsmittelherstellung in überseeischen Ländern sehr ungünstig eingewirkt, beinahe überall rechnet man mit dem Rückgang der Erträgnisse, aber in den meisten Ländern mit einer Zunahme des Verbrauchs. Noch verhängnisvoller für Europa kann die Tendenz in außereuropäischen Ländern werden, die während des Krieges eine starke

Förderung erfahren hat: bisherige Absatzgebiete für europäische Industrieartikel durch Übergang zu eigener Herstellung dem früheren europäischen Lieferanten zu verschließen. In dem amerikanischen Gebiet ist eine starke Vermehrung der industriellen Produktion eingetreten, Ostasien wird, besonders wenn es unter den Einfluß Japans gerät, seine industrielle Kraft in ungeahntem Maße vermehren. Man muß sich daran erinnern, welch einen ungeheuren Aufschwung Japan in kurzer Zeit genommen hat, um die Möglichkeiten zu erkennen, die hier schlummern. In dem ersten Menschenalter nach seiner Übernahme europäischer Wirtschaftsmethoden hat Japan eine Bevölkerungsvermehrung von über zwanzig Prozent erfahren. Die Produkte seines Ackerbaues; seiner Seidenzucht, seiner Teeproduktion und seiner gewerblichen Tätigkeit vermehrten sich von 1883 bis 1893 um rund tausend Prozent. Werden die fünfhundert Millionen Chinesen in diesen Entwicklungsgang hineingetrieben, so muß dieses begabte Volk gleiche oder vielleicht sogar größere Ergebnisse erzielen. Wie dann noch eine Aufnahmefähigkeit des ostasiatischen Marktes für europäische Produkte und die Lieferung von Reis, Sojabohnen und anderen Nahrungsmitteln und Rohstoffen im Austausch gegen europäische Industrieprodukte möglich sein soll, ist nicht vorstellbar. Namentlich, wenn man sich erinnert, daß auch die unter viel günstigeren Bedingungen produzierende und vom Weltkrieg nicht bis in die Grundfesten erschütterte amerikanische Industrie als Konkurrent Europas auf dem ostasiatischen Markt immer stärker auftritt. Deutschland ist zwar das kräftigste Wirtschaftsgebiet Europas vor dem Kriege gewesen, aber doch immerhin nur ein Teilgebiet. Es führte Nahrungsmittel und Hilfsstoffe der Landwirtschaft vor dem Kriege im Werte von zweiunddreiviertel Milliarden ein. Seine industrielle Leistungsfähigkeit beruhte, wenn die Metallindustrie unberücksichtigt bleibt, auf der Einfuhr von Rohstoffen. Allein die Textilindustrie und das Bekleidungsgewerbe, die schon 1907 2,4 Millionen Menschen beschäftigten, bedurften einer Einfuhr von einundeinhalb Milliarden Mark. Ebenso wichtig ist die Einfuhr von Ölfrüchten der verschiedensten Art, die die Grundlage unserer Seifen- und Margarineindustrie bildeten und zu gleicher Zeit ein hochwertiges Viehfutter ergaben. Kupfer führten wir 225 000 Tonnen ein, an Häuten und Fellen für 400 Millionen Mark, dazu für 60 Millionen Mark Reis, für 219 Millionen Mark Kaffee, für 67 Millionen Mark Kakao, für 105 Millionen Mark Hölzer, alles Produkte, die bezahlt wurden mit deutschen Industrieerzeugnissen. Übertragen wir diese Verhältnisse auf Europa, so wird ohne weiteres die ungeheure Schwere des europäischen Problems erfaßbar.

Vermehrt werden die Schwierigkeiten durch die Tatsache, daß das europäische Elend die tatkräftigsten und für unsere Volkswirtschaft unentbehr-

lichsten Kräfte zur Auswanderung drängt. Regulieren läßt sich dieser Auswandererstrom nicht. Er wird dahin ziehen, wo sich ihm die günstigsten Bedingungen bieten und wird die Tendenz der außereuropäischen Länder, sich eine eigene Industrie zu schaffen, stärken. Früher hatte Europa einen gewissen Vorteil durch höhere technische Leistungsfähigkeit und geringeren Lohn gegenüber Amerika und den Kolonialgebieten. Dieser Vorteil ist durch die Kriegsfolgen beseitigt worden. Auch die Umwandlung des amerikanischen Schuldnerstaats in einen Gläubigerstaat ist eine der Kriegsfolgen, die die industrielle Kraft Amerikas stärkt und die Europas schwächt.

Zu diesen wirtschaftspolitischen Gefahren für das europäische Schicksal treten die der nationalen Zersplitterung entspringenden hinzu. Kräfte, die zum Wiederaufbau benutzt werden könnten, werden durch die Nationalitätenkämpfe brachgelegt. Die Entwicklung nationaler Volkswirtschaften wird gestört, weil die Gestaltung der Grenzverhältnisse die einheitliche Ausnutzung gegebener Wirtschaftsenergien unmöglich macht. Der Versailler Vertrag hat dieses unselige Erbteil der europäischen Entwicklung zum Schlimmeren gewandt und damit die Schwierigkeiten erhöht, die den europäischen Wiederaufbau bedrohen. Der enge Zusammenhang der nationalen Differenzen mit der geographischen Gestaltung des Kontinents liegt auf der Hand; er braucht nicht weiter verfolgt zu werden.

Optimisten glauben, die allgemeine Solidarität der Kulturnationen werde sich schließlich so stark erweisen, daß das europäische Schicksal durch eine gemeinsame Aktion aller Kulturvölker zum Besseren gewandt werden könnte. In der Tat bedeutet die Verarmung Europas, seine etwaige Rückbildung zum Agrarstaat, eine Schädigung der übrigen am Welthandel beteiligten Länder. Aber es gehört zur Erkenntnis dieser Zusammenhänge eine Überwindung national-egoistischer, sich an gegenwärtigen Vorteilen nährenden Anschauungen durch Erfassen der Schädigung der Gesamtheit der Kulturwelt infolge des europäischen Schicksals, die nicht ohne weiteres erwartet werden darf. Dazu kommt insbesondere für England die Möglichkeit, den Ausfall auf dem europäischen Markt durch intensivere Ausnutzung der im eigenen Imperium schlummernden Wirtschaftskräfte wieder einzuholen. Auch der amerikanische Kontinent enthält so vielseitige und aussichtsreiche Entwicklungsmöglichkeiten, daß er, wenn er ihnen nachgeht, Europas Schicksal mit einem gewissen Gleichmut betrachten kann. Man soll daher die Interessen-Solidarität der Kulturwelt nicht allzu hoch einschätzen. Es kann leicht sein, daß alle Hoffnungen, die darauf gestützt werden, eine Enttäuschung erfahren. Jede Nation ist sich selbst die nächste, und Überfluß herrscht nach den Zerstörungen des Weltkrieges in keiner von ihnen. Deshalb sollte Europa weniger von der

Hilfe der anderen erwarten und nachdrücklicher die Frage stellen, was der europäische Kontinent von sich aus tun kann, um dem Verhängnis, das ihn bedroht, entgegen zu wirken. Diese Frage ist die Schicksalsfrage für unseren Kontinent, den alten.

Das größte Hindernis zur Bildung einer europäischen Gemeinbürgerschaft bildet die Nationalitätenfrage. Die hier ruhenden Schwierigkeiten hat der Weltkrieg zunächst vergrößert. Rein theoretisch läßt sich denken, daß der Nationalstaat nicht das letzte Wort der Geschichte ist. Man kann sich Staatenverbindungen vorstellen, die eine höhere Form des Gemeinschaftslebens darstellen, als das Nebeneinanderleben nationaler Einheiten, die infolge der den nationalen Gegensätzen entspringenden Streitigkeiten Kräfte verschwenden, die besser gemeinsamen Aufgaben dienstbar gemacht würden. Bescheidene Anfänge solcher Staatenverbindungen zeigen sich zum Beispiel in der Schweiz, die es verstanden hat, das Zusammenleben dreier Nationen in einem Gemeinwesen ziemlich reibungslos durchzuführen. Sicherlich haben historische und politische Verhältnisse stärker auf dieses Resultat hingewirkt, als wirtschaftliche Überlegungen. Andererseits darf nicht verkannt werden, daß auch die Schweiz von nationalen Kämpfen nicht verschont bleiben könnte, wenn tatsächlich der Trieb zur Verbindung nationaler Splitter mit dem Block der nationalen Gesamtheit die alles übersteigende Kraft besäße, die ihm von den Vertretern des Nationalitätsgedankens zugeschrieben wird. Zweifellos kann eine kluge, überlegte und das nationale Bedürfnis respektierende Politik viele der Schwierigkeiten überwinden, die in anderem Falle aus dem Vorhandensein einer Irredenta entspringen.

Aber die Lösung des europäischen Nationalitätenproblems muß ja nicht auf der Zusammenziehung mehrerer Nationen in einen Staat beruhen. Es lassen sich sehr wohl Wirtschaftseinheiten denken, die gemeinschaftliches Zusammenwirken mit der Befriedigung nationalen Strebens verbinden. Der Versailler Vertrag hat den Versuch gemacht, durch eine andere Gestaltung der europäischen Landkarte die nationalen Probleme zu lösen. Jeder weiß, daß dieser Versuch mißglückt ist, er hätte auch mißglücken müssen, wenn nicht brutale Macht und Herrschaftsinstinkte, sondern der lauterste Wille zur Gerechtigkeit den Verfassern der Friedensbedingungen die Feder geführt hätte. Denn die bunte Karte der europäischen Nationalitäten trotzt jedem Versuch, eine Aufteilung des europäischen Gebietes vorzunehmen, die die Befriedigung des nationalen Interesses mit der Schaffung wirtschaftlich lebensfähiger Gebilde verbindet. Wer nicht ganz daran verzweifelt, daß die Menschheit logische Schlußfolgerungen aus wirtschaftlichen Tatsachen und historischen Erfahrungen zu ziehen in der

Lage ist, der darf die Hoffnung hegen, daß gerade der Mißerfolg der Versailler Friedensmacher zu Überlegungen über das europäische Nationalitätenproblem führen kann, die letzten Endes auf ihre Überwindung durch Schaffung wirtschaftlicher Gemeinschaften und Vereinbarungen gerichtet sind. Bedarf die gesunde Völkervernunft noch eines Ansporns, um ihren Willen auf Beseitigung des übelsten Erbteils europäischer Geschichte zu richten, so wird dieser gegeben sein durch die bereits geschilderten Wirtschaftsnöte, vor die Europa durch die neueste Weltentwicklung gestellt wird. Ohne eine Revision des politischen Denkens der europäischen Völker ist keine Heilung der europäischen Gebrechen denkbar. Schafft die übrige Welt fest umrissene Wirtschaftsgebiete mit dem Ziel möglichst großer Selbständigkeit und möglichst geringer Abhängigkeit von anderen Wirtschaftsgebieten, so gibt es für Europa nur einen Weg, den Konsequenzen dieser Entwicklung zu entrinnen, und das ist die Nachahmung dieses Beispiels. Ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten bestehen für Industrie und Landwirtschaft in einem geeinten Europa. Das gemeinsame Interesse der Selbsterhaltung erfordert den Zusammenschluß zu einer Einheit, die zwischen den Wirtschaftsbedingungen der verschiedenen Staaten Europas einen organischen Zusammenhang schafft. Gegensätze zwischen den einzelnen Gliedern dieser Staatenverbindung bleiben; es muß nur Sorge getragen werden für Austragung der Konflikte in Formen, die das gemeinsame Interesse am Zusammenarbeiten aller Glieder der europäischen Staatenfamilie wahren. Der Gedanke, militärisch und wirtschaftlich einander bis auf den Tod zu bekämpfen, müßte natürlich aus dem Bereich des europäischen Denkens verschwinden. An Stelle der Konkurrenz sollte der Grundsatz gegenseitiger Ergänzung treten, und der berechtigte, unüberwindliche Egoismus der Völker sollte seine Befriedigung nicht im Niederzwingen der Konkurrenten, sondern in der Schöpfung von gemeinsamen Werken finden, die für alle Beteiligten eine Bereicherung ihres materiellen Daseins bedeuten. Der Gedanke klingt utopischer, als er wahrscheinlich ist. Wie lange ist es her, daß deutsche Stämme es als eine Selbstverständlichkeit erachteten, daß sie mit den Waffen in der Faust einander gegenübertraten. Ein Menschenalter hat genügt, um in allen Deutschen das Verständnis für die Barbarei der Bruderkämpfe untereinander zu erwecken. Weshalb sollte man daran verzweifeln, daß ähnliche Gefühle auch unter den Gliedern der europäischen Völkerfamilie entstehen und daß Formen gesucht und gefunden werden, die den Bruderkampf zwischen ihnen eben so unmöglich machen, als er zwischen den Gliedern der deutschen Stammesverwandtschaft geworden ist? Gemeinsame Not und gemeinsamer Druck wirken nachhaltiger als sentimentale Erwägungen und als chauvinistische Überlegungen. Da es ein anderes Mittel, um den katastrophalen

Folgen des Weltkrieges für Europa zu entgehen, als die Schaffung einer europäischen Gemeinbürgerschaft nicht gibt, so muß man den Glauben nähren, daß die Not die Anwendung des Rettungsmittels erzwingt.

Frei von allen Sentimentalitäten nutzt England seinen Sieg aus. Während englische Publizisten Deutschland gut zureden und es des Wohlwollens Englands versichern, berauben die Exekutoren des Versailler Vertrages Deutschland seiner Schiffe, seiner Hafenmaterialien und seiner Verbindungen mit dem Ausland. Noch ist nicht die leiseste Milderung des Friedensvertrages in denjenigen Bestimmungen auch nur in Aussicht gestellt, durch deren Ausführung England genützt wird. Es soll hier kein neuer Haßgesang gegen die britischen Weltherrscher angestimmt werden, und noch weniger verfolgen diese Ausführungen den Zweck, die Utopie einer militärischen Auseinandersetzung mit den Briten zu pflegen. Aber klar sehen muß das deutsche Volk, und es würde sich nur trügerischen Illusionen hingeben, wenn es von englischer Hilfe mehr erwartet, als das Dasein eines britischen Untertanenvolks. Mag sein, daß die britische Herrschaft sich milde äußern wird, wenn der deutsche Konkurrent endgültig am Boden liegt und britischer Macht und Größe dadurch dienstbar gemacht werden kann, daß er sich bereit erklärt, zu gegebner Zeit den Degen Englands abzugeben. Selbstbewußtes Nationalgefühl muß aber diese Idee ein- für allemal ablehnen. Den britischen Hungerkrieg gegen deutsche Frauen und Kinder, die brutale Zerstörung der deutschen Wirtschaftsmacht, darf kein Deutscher jemals vergessen. Lieber arm und entbehrungsreich soll sich die deutsche Zukunft gestalten, als materiell erträglicher aber unter britischer Oberherrschaft. Das ist ein Gebot nationaler Ehre und zugleich die einzige Haltung, die mit allen Zukunftsmöglichkeiten zu vereinbaren ist.

Sein Anlehnungsbedürfnis muß Deutschland im Kreise der europäischen Völker zu befriedigen versuchen. Ohne den Wiederaufbau Deutschlands ist die Sicherung der europäischen Zukunft nicht denkbar. Nicht nur seine geographische Lage, seine wirtschaftliche Kraft, sondern auch seine Organisationsgabe machen Deutschland zum Zentrum des gesamten Europas, ohne es natürlich zum Herrn desselben zu machen. Solche Erwägungen müssen ein für allemal ausgeschaltet bleiben; das geeinte Europa wird entweder eine Gemeinschaft von Gleichen, oder es wird nichts sein. Nach dem Westen zu muß man sich die Dinge von selbst gestalten lassen. Frankreich verspürt jetzt schon die Anfänge der englischen Methode, seine Gunst der stärksten kontinentalen Macht zu entziehen. Der französische Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Er verblutete zur Ehre und zum Vorteil der Briten, und jetzt wird er erfahren, daß es leichter war, als Glied einer ungeheuren Übermacht Kohlen- und Erzfelder

zu erwerben, als im Wettbewerb mit England diese Grundlagen der Industrie zu entwickeln. Ganz ungeniert nutzt England Frankreich gegenüber seinen Kohlenbesitz aus, indem es durch Monopolpreise einen Teil seiner Kriegskosten von den Franzosen bezahlen läßt. Soweit Frankreich genötigt ist, andere von England monopolisierte Rohstoffe zu beziehen, wird es die gleichen Erfahrungen machen. Seinen Anteil am Schiffsraub macht man ihm schon streitig, und wenn es Hilfe sucht, um seine schwere finanzielle Bürde zu erleichtern, so zuckt der englische Weltbankier bedauernd die Schultern und fragt nur: Was kannst du armer Teufel bieten? Der hysterische Haß gegen Deutschland, der Frankreich erfüllt, versperrt ihm aber den einzigen Ausweg aus seinen Nöten: das Zusammenwirken mit Deutschland und dem übrigen Europa. Zunächst ist damit zu rechnen, daß die französische Republik sich an Deutschland schadlos zu halten sucht, und damit sind die Aussichten auf ein Zusammenwirken zwischen Deutschland und Frankreich zur Lösung der Schwierigkeiten, die für beide Teile gleich groß sind, verbaut. Die französische Verständnislosigkeit ist das größte Hindernis für die Einigung Europas.

Günstiger sind die Aussichten im Osten. Rußland und Deutschland sind so aufeinander angewiesen, das eine Land stellt eine so natürliche Ergänzung des anderen dar, daß sich hier die Gemeinschaftsarbeit bald entwickeln wird. Die künstlichen Schranken, die die Entente diesem Streben durch die Gestaltung der deutschen Ostgrenze entgegengestellt hat, werden sich schwächer erweisen als der starke Wirtschaftsdrang, der Deutschland mit dem Osten zusammenführt. Nur von hier aus kann die europäische Gemeinwirtschaft ihren Ausgangspunkt nehmen. Gelingt die gegenseitige Ergänzung Zentral- und Osteuropas, so ist der Kern geschaffen, um den sich allmählich die übrigen Teile Europas gruppieren können, wobei vermutlich die an der Peripherie des Erdteils gelegenen Gebiete zuletzt dem Zwange zur Gemeinschaftsarbeit erliegen werden. Das Entscheidende ist daher die Schaffung des Kerns; seine Ausdehnung wird sich mit logischer Konsequenz vollziehen. –

Es gehört viel Optimismus dazu, eineinhalb Jahre nach Beendigung des fürchterlichsten Krieges, der je auf der Erde tobte, seine Hoffnung auf das Walten politischer Vernunft zu setzen. Aber mächtiger als Gesetz und Moral ist die Not. Auf sie müssen wir bauen, wenn wir die Hoffnung aufrecht erhalten wollen, daß es Europa gelingen könnte, das Gespenst des Hungers und der Entvölkerung, das ihm droht, zu bannen. So fremd sind die Ideen der Völkersolidarität unserem Zeitalter ja auch nicht, wie früheren Epochen der Geschichte. In allen europäischen Ländern gibt es starke sozialistische Bewegungen, deren Hauptglaubenssatz internationales

Zusammenwirken zur Beseitigung drängender Nöte ist. Der Weltkrieg hat nur scheinbar diesen Glauben unterdrückt. Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, so wird er eine Renaissance erleben und stärker als zuvor die Solidarität der Kulturvölker betonen. Überall in Europa hat die Arbeiterbewegung durch den Weltkrieg an Macht und Einfluß gewonnen. Die lawinenhaft anwachsenden sozialen Schwierigkeiten, die eine Folge der zerstörten Wirtschaftsbasis Europas sind, müssen den sozialen Bewegungen neue Kräfte zuführen. Deutschland steht vor der größten Not; in seinem Schoße muß daher auch am nachdrücklichsten der Wille zur europäischen Verständigung reifen. In keinem Lande ist das Verständnis für nationale Eigenarten anderer stärker entwickelt, als in Deutschland. Die bittere Erfahrung, die ihm der Friedensschluß bereitete, wird bewirken, daß eine Synthese zwischen wohlverstandenem, nationalem Interesse und durchführbarem, internationalem Zusammenwirken entsteht, und damit die Geistesrichtung, die erforderlich ist, um die Gedanken der europäischen Gemeinbürgerschaft in die Praxis umzusetzen. Die Möglichkeiten zu anderen außenpolitischen Aktionen sind Deutschland durch die im Weltkrieg entstandenen Mächtegruppierungen genommen. Möge es daher seinen Ehrgeiz darin erblicken, am Aufbau eines geeinten Europas die diplomatischen Talente zur Geltung zu bringen, denen das weite Gebiet der Weltpolitik zur Zeit verschlossen ist.

Die Krähen

Novelle von Hermann Stehr

I

„Du, Manja, komm mal her," sagte Professor Weitfeld zu seiner Frau, die vom Balkon aus erregt mit einer Dame sprach und ihn deswegen nicht hören konnte. Aber auch wenn sie ganz still dort gestanden hätte, wäre es ihr unmöglich gewesen, die mit Anstrengung gedämpfte Stimme ihres Mannes über das große Studierzimmer hin zu verstehen. Deswegen ging die Unterhaltung der beiden Frauen lebhaft weiter.

„Ja, denken Sie nur, Frau Professor," hörte er die starke, nicht unangenehme Kommandostimme der auf dem Wege Stehenden laut heraufschallen, „denken sie bloß das Glück, innerhalb von drei Tagen dreißig Kilometer vorwärts und das in einer Breite von 150 Kilometer, einhundert fünfzig Kilometer." „Ein hundert . . . .", wiederholte seine Frau bewundernd.

„Ja, einhundertfünfzig — macht fünfzehnhundert Quadratkilometer Geländegewinn, siebzigtausend Gefangene, Soissons gewonnen, die Vesle überschritten, die Ardre, der Damenweg im Fluge unser, gefüllte Munitionslager, Wagenparks, Flugzeugplätze. Ist nicht zu sagen, nicht zu fassen! Na und nicht zum wenigstens die geradezu ungeheuerlichen Proviantstapel. Berge von Konserven, Mehl, sogar Schokolade. Wie wär's Frau Professor, mit einer Kiste Schokolade?"

„Ach, ich bitte, verschonen Sie mich, Frau Forstmeister. Ich habe sonst einen schlechten Tag."

„Glaube ich. Ich auch. Heißt, hätte ich auch. Wenn mein Fritz nicht mit in dem Schlamassel wäre. Denken Sie!"

„Also, Ihr Junge ist mit dabei! Wissen Sie das genau?"

„Natürlich! Er steht ja doch in der Kronprinzenarmee."

Der Professor, der am anderen Fenster stehend, der Unterhaltung zugehört hatte, wandte sich mit verfinstertem Gesicht ab und schaute wieder durch die Baumkronen hinaus aufs Land.

Das Gespräch hinter ihm ging leidenschaftlich weiter. Endlich hielt er es nicht mehr länger aus und rief laut und ungeduldig:

„Manja, bitte, komm mal her."

Darauf hörte er seine Frau sagen.

„Verzeihen Sie, Frau Forstmeister. Mein Mann ruft aus dem anderen Zimmer. Also ich komme bestimmt heute nachmittag hinüber zu Ihnen."

„Aber Wort halten. Verstanden, Verehrte! Grüßen Sie Ihren Herrn Gemahl und sagen Sie ihm, daß mein Mann sicher ist, in acht Wochen mindestens ist alles aus."

„Gott ja, wenn's wahr wäre!"

„Ja, nicht wahr! Diese ewige Blutarbeit! Nein, man hält es kaum mehr aus! Also auf Wiedersehen heute nachmittag!"

„Auf Wiedersehen!"

Die Balkontür knackte zu und seine Frau kam zu ihm herüber, legte die Hand auf seine Achsel und begann leidenschaftlich von dem „glänzenden, beispiellosen Erfolge der Kronprinzenoffensive" zu reden. Sie schwelgte in Friedens- und Zukunftshoffnungen und redete immer überstürzter von dem Ruhm und Glanz Deutschlands nach dem Kriege, seinem Weltaufstieg, seiner Macht und daß es eine königliche Freude sei, ein Deutscher zu sein. Weitfeld hatte regungslos zugehört und auch jetzt, da seine Frau mit einem bitteren Zittern in der Stimme ans Ende gekommen war, rührte er sich nicht und antwortete nicht mit einem Laut, sondern fuhr nur fort, durch die Kronen der Bäume hinaus aufs Feld zu sehen, hinter dem die schön bewegte hohe Wogenwand des Riesengebirges blau vorüberzog.

„Na, was meinst du denn eigentlich, Mann?" sprach sie verärgert. „Du bist wie ein Brunnen mit Drehvorrichtung. Ohne Mühe kriegt man nichts herauf."

„Sieh mal da hinüber," sagte er leise.

„Wo denn? — In den Linden?"

„Nein, weiter im Felde draußen, hinter dem Streifen Getreide."

„Dort? die Wiese?"

„Nein, noch etwas weiter hinter dem Acker. Ich meine den kleinen Buckel, mit dem das Feld in den Himmel steht."

„Na ja, schön. Dort sind drei Düngerhäufchen und auf dem mittelsten sitzt eine Krähe."

„Eben die meine ich", sagte Weitfeld mit einem leise ironischen Lächeln. „Siehst du, sie wendet bedächtig und weise den Kopf bald rechts bald links und rafft immer wieder an ihren Flügeln. Die heiße Luft flittert um sie und macht ihr Bild ungewiß und bebend, wie eine Einbildung. Siehst du's?"

„Wie sollte ich nicht? Aber das ist doch eigentlich nicht sehr seltsam, wenn du . . . aber, bitte, laß mich doch schon ausreden! Nein! Das ist gar nicht seltsam. Ganz und gar nicht." Das Gesicht der Frau wurde von Röte des Unwillens überflackert und sie lehnte sich gegen die Wand der Fensternische. Weitfeld betrachtete mit großen, ruhigen Augen diesen Versuch der Auflehnung, ließ eine mißbilligende Pause eintreten und sagte dann mit überlegener Liebenswürdigkeit:

„Ich bitte, Manja, deine Ungeduld heute noch etwas mehr als sonst zu zügeln. Es handelt sich wirklich um eine wichtige Klarstellung in einer wichtigen Sache — — auch für uns beide. Wollen wir da nicht ruhig und gründlich verfahren? Du kannst ja dann immer noch anbringen, was du gegen mich zu sagen hast."

„Wenn du es erlaubst. Nicht wahr? Haha! — Na, aber gut. — Was wolltest du sagen?"

„Liebe! Ich bitte dich. Auf einer glühenden Platte wächst kein Samenkorn, sagt der Araber, und mit einem bitterlich erregten Herzen kann man nicht denken. Willst du mich nicht mit gelassener Aufgeschlossenheit anhören?"

„Ach, sieh doch, nun fliegt die Krähe fort und die drei Düngerhäufchen sind allein übrig geblieben. Ich denke, da hat die ganze Sache auch keinen Sinn mehr. — — Wenn du nicht heut die große Auseinandersetzung herbeiführen willst, von der du seit langem sprichst."

Der Professor ließ die rechte Hand langsam vom Fensterrahmen niedergleiten, nahm die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt gedankenvoll die Stube hin.

„Wie die Krähe, ganz wie die Krähe," murmelte er leise.

„Was sagst du?" fragte sie hinter seinem Rücken drein.

Der Professor machte in der Mitte der Stube halt und zu ihr zurückkehrend sagte er ruhig: „Ich meinte die Krähe. Siehst du, Manja, als ich sie vorhin entdeckte, vorhin sah, hatte ich die Empfindung, das Tier sitze schon seit Ewigkeit auf dem Düngerhäufchen und drehe langsam und weise den Kopf hin und her und mir war es, ich stehe seit Ewigkeit und sehe dem Tier zu. Ich hatte das Bewußtsein von Zeit und Raum verloren und erschrak vor der kleinlichen Geste des Menschenlebens — — — auch dem hinter mir."

Die letzten Worte, durch eine Pause getrennt, sprach Weitfeld mit schwerem Ton.

„So. Damit meinst du das Gespräch zwischen der Frau Forstmeister und mir?" fragte die Frau betroffen.

„Ja", lautete Weitfelds entschiedene Antwort.

„Aber wir sprachen vom Kriege."

„Ja, ja. Ich weiß. Eben deswegen."

„Nein, das kann nicht sein! Mann, so höre doch schon! Es sterben Millionen und Millionen werden zu Krüppeln. Und du sagst, das sei nicht mehr, als ob eine Krähe den Kopf hin- und herwende. Mensch!"

Frau Weitfeld sprang auf ihren Mann zu, packte ihn mit beiden Händen und schüttelte ihn. Ihr voller Busen wogte und ihre Stimme zitterte. „Das ist ja Wahnsinn! Das ist ja Wahnsinn!," wiederholte sie, bis ihr Tränen in die Augen traten. Dann ließ sie ihn los, setzte sich auf einen Stuhl ans Fenster und weinte lautlos in ihre Hände. Professor Weitfeld war blaß geworden. Aber er nahm nur die Hände auf dem Rücken wieder zusammen, tat keinen Schritt auf seine Frau zu, sondern sah nur lange mit zusammengezogenen Brauen das leise Rucken ihrer Schultern an. Dann sagte er leise: „Jawohl, du hast recht. Es ist Wahnsinn, nämlich hinter diesem Kriege einen Sinn zu suchen."

Dann wartete er auf Antwort.

Aber seine Frau löste die Hände nicht vom Gesicht.

Deswegen schritt der Professor leise an seinen Schreibtisch, setzte sich in seinen Stuhl, stützte die Arme auf dessen Lehnen und sah sinnend vor sich hin in die Stube, in der es so still geworden war, daß man die Fliegen mit leisem Picken an die Fensterscheiben stoßen hörte.

„Welchen Sinn hat es, daß Rußland entstanden ist und welchen, daß es nun zerfällt? Weißt du es? Weiß es in Wahrheit ein Mensch, ein einziger auf der Welt? Ich weiß es nicht."

Weitfeld sprach, als sei er allein und rede mit sich.

„Tausende und Abertausende Freiheitsbegeisterte sind dort in den Höllen

Sibiriens verschmachtet und am Galgen erwürgt worden und nun wüten die, die unter der Zarenknechtung gelitten haben, mit denselben Mitteln, ganz denselben, die sie ehemals zur Empörung getrieben haben, gegen ihre Mitmenschen. Hat das etwa einen Sinn?"

Seine Frau riß das Gesicht aus den Händen und sagte feindselig: „Was gehen mich die Russen an?"

„Hm. – Ja. –" erwiderte nach einigem Sinnen der Professor. „Hast recht. Aber, wenn wir Deutschen den Russen gegenüber menschliche Erwägungen als nicht für angebracht erachten, wie wollen wir uns denn entrüsten, daß Franzosen, Engländer und Amerikaner uns nicht mehr unter die Menschen rechnen?"

Die blonde Frau am Fenster wußte darauf nichts zu erwidern, stützte die Hände an steifen Armen auf die Knie und sah finster vor sich hin mit ihrem blassen, erschütterten Gesicht, auf dessen Wangen noch Tränen standen.

„Wir haben diesen Krieg nicht gewollt, nicht angefangen", sagte sie nach einer Weile dumpf.

„Ach, Weib, lassen wir doch dies Reden aus Zeitungen. Christus ist an dem Christentum, wie es heute ist, nicht schuld und dennoch schreibt es sich von ihm her. Warum bricht eine Quelle von einer bestimmten Stelle aus der Erde? Wie entsteht ein Gewitter? Wie wächst ein Blatt? Wir erfinden die Gründe nachträglich dazu. Stimmen tut's nie. Und wie es mit den Dingen der Natur steht, so verhält es sich mit den Dingen der Menschen. Und welches war der Sinn des Ptolemäischen Reiches? Warum entstand und verging der Staat Montezumas? Weshalb blühte Peru? Alle diese großen Geschehnisse sind heute nicht so wichtig als das Picken der Sommerfliegen an die Fenster dieser stillen Stube.

Liebes Weib, und übermorgen in hunderttausend Jahren wird dieser Krieg, in dem wir leben, auch so gewesen sein und müßige Menschen werden von dem Sinn, dem mutmaßlichen Sinn dieser Katastrophe fabeln, ohne an ein Ende zu kommen, so wie wir uns vergeblich darum bemühen."

„Und was willst du damit sagen?" fragte die Frau. „Du wirst es gleich hören. Wenn hunderttausend Menschen ‚Ah' schreien, bleibt es doch ‚Ah'. Hat ein einzelner diesen Laut ausgestoßen, so ist er dadurch nicht verwandelt worden. Wir aber glauben, wenn hunderttausend ‚Ah' schreien, wird jeder einzelne verwandelt. Und wenn ein Mensch den andern mordet, nennen wir das ein Verbrechen. Der Mord von Millionen aber soll eine Tat sein, über die ich mich freuen soll. Davon erwartest du in Zukunft Glanz und Größe.

Meine liebe Manja, ist solches Denken nicht Wahnsinn und ist es das Denken, muß es da nicht auch das Handeln sein?" Die Frau hatte

sich geräuschlos erhoben, mit der Rechten krampfhaft die Stuhllehne umklammert und sah ihren Mann mit dem Ausdruck des Entsetzens an. Der Professor schaute mit schmerzvollem Gesicht lange zu ihr herauf und bewegte dann, als nicke er sich traumhaft zu, den ausgehagerten zerbohrten Kopf mit einem gütig-bitterlichen Lächeln um die Lippen.

„Siehst du, Liebe –, und ich? Ich springe nun nicht auf dich zu, wie du es vorhin getan hast, rüttle dich an der Schulter und schreie: „Ist das nicht Wahnsinn? –" Aber ich bitte, setze dich, ich will dir sagen, warum ich durch den Anblick der Krähe auf all das gekommen bin, was ich jetzt zu dir gesprochen habe. Als ich nämlich den grauschwarzen Vogel in dem flimmernden Licht draußen im Felde sitzen sah, kam mir ein Erlebnis in den Sinn, das ich auf meiner letzten Sinai-Reise gehabt habe. Wir kamen aus dem Wadi Feirân und bogen ins Wadi Mokâtteb ein. Das Tal der Schriften. Je weiter wir in diese flache, sandige Mulde eindrangen, desto mehr häuften sich die Inschriften auf den Steinen der Hänge, die sich nie zu größerer Höhe aufschwangen. Zum großen Teil sahen wir nabbathäische Schriftzüge, dazwischen waren auch bildliche Darstellungen primitivster Art, wie sie Kinder oder ganz rohe Völkerschaften herzustellen pflegen. Aber die trockene Luft hatte alles in dem weichen Stein wunderbar erhalten, obwohl mehr als zweitausend Jahre seit ihrer Entstehung vergangen waren.

Das Wadi hinreitend, machte mich mein alter Abu ben Mahmud auf frische Spuren im Sande aufmerksam. Ich stieg neugierig ab und untersuchte die Abdrücke europäischer Fußbekleidung. Dann sagte ich mir, daß es doch ganz gleichgültig sei, wer vor kurzem neben seinem Kamele hier hingegangen sei, richtete mich auf und ließ meinen Blick betrachtend an den mit Inschriften übersäten Wänden entlang gleiten bis dort hinaus, wo das Wadi von einer Bodenwelle verengt und fast versperrt war.

Wie ich so von der flimmernden Glut über dem Gestein mein Auge langsam in das makellose Blau des unendlichen, tiefen Himmels hebe, steht, wie aus der Erde gewachsen, ein reitender Beduin auf dem Rücken des Hügels. Sein grauweißes Pferd bläst den Atem durch die Nüstern und hebt das Bein, um es niederzustoßen. Der Reiter hat sich lugend vorgebeugt. Sein Kopf mit einem weißen Tuch umwunden, seine lange Flinte quer vor sich liegend, so sieht er uns eine Weile an. Und wie ich ihn so gegen den Himmel stehen sah in seiner wilden Kühnheit und stahlharten Entschlossenheit, durchzuckte mich der Gedanke, das sei ein Krieger jenes längst vergangenen Königreiches, aus dessen Zeit die Schriftzüge an den Steinen zurückgeblieben waren. Die Luft schien von dem schwachen Lärm ferner kriegerischer Waffen zu zittern. Die eingegrabenen Zeichen auf den Steinen sahen auf einmal seltsam frisch aus,

als seien sie vor Tagen, nicht vor Jahrtausenden eingegraben worden und ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Reiter herangesprengt wäre und auf einen Stein deutend, zu mir gesagt hätte: Siehst du den Mann mit dem Rüssel hier auf dem Throne sitzen? Niemand anders als der verfluchte Rebell ist es gewesen, dessen Schwert dieses Bild in den Stein ritzte, um unsern erhabenen Herrn und seine Krieger zu verhöhnen. Noch ist das Wadi erfüllt von dem Pesthauche seiner Horde, die hindurchzog. Mein Tier selbst ekelt es in der Luft, die diese Verworfenen verdorben haben, denn es bläst den Atem wie Gift von sich, das es eingesogen hat und schüttelt sich, daß es mich beinahe vom Rücken wirft. Aber wartet nur, ihr Ausgestoßenen, ehe die Nacht dreimal diese Wüste gefühlt hat, liegen eure Köpfe stumm umher wie die Steine dieses Wadi hier.

Ich war noch von dieser phantastischen Einbildung umfangen, als der Mann, den ich so als Krieger geträumt hatte, mit seinem Pferde schon neben mir und dem alten Mahmud stand. Es war ein Mann von dem Stamm der Djebeliye und auf der Jagd nach einem Panther, der die nicht zu ferne Oase seit Tagen beunruhigte. Bald kam er mit Mahmud in ein Gespräch und versprach, uns eine Ziege zur Abendmahlzeit in seinem Dorfe verkaufen zu wollen, das wir noch vor der Nacht zu erreichen gedachten.

Siehst du, Manja, so sind alle Zeiten wie ein Hauch vor dem Ewigen in uns, vor der Seele. Und wir sollten so töricht sein, den Hauch zu übertreiben, der eben jetzt an uns hinstreicht, wenn auch mit dem Donner aus tausend eisernen Rohren?"

Die Frau saß mit im Schoß gefalteten Händen und sinnend gesenktem Kopf da. Sie atmete schwer, sprach aber kein Wort, erhob sich geräuschlos nach einer Weile und trat einige Schritte auf ihn zu, als wollte sie ihrem Mann eine ruhige, gesammelte Antwort geben. Plötzlich riß sie die Hände empor, preßte sie gegen die Schläfe und schrie verzweifelt und gequält: „Niemals! Nein! Nein! Nicht, nicht!" So stürzte sie aus der Tür, lief wie gehetzt den Flur hin und stürmte die Stiege hinauf.

Weitfeld sah ihr mit allen Zeichen der Enttäuschung nach, erhob sich dann langsam, schloß die Tür, riegelte sie noch von innen ab und begann in der Stube auf und niederzuwandeln.

2

Anfangs war sein Gang unruhig, sein Schritt ungleich. Er fuhr sich oft mit der Linken an seinen leicht ergrauten, ehemals blonden Spitzbart und zog ihn bis zu dem letzten Härchen durch die bebenden Finger seiner schmalen, durchsichtigen Hand.

Allgemach wurde sein Schritt lang und leise und sein schlanker Körper beugte sich jedesmal ein wenig, wenn der Fuß den Boden verließ.

Nachdem er so wohl eine Stunde in seinem Zimmer hin- und hergeschritten war, blieb er so langsam stehen, wie eine Uhr, die ausgelaufen ist. Die Schwünge des Perpendikels werden kleiner, müder und endlich haucht die Unruhe das letzte kaum vernehmliche Knacken aus. Weitfeld bedeckte seine hohe zergrübelte Stirn mit der Hand, wie um sie durch einen kühlen Umschlag zu beruhigen und schloß dabei die Augen, als gelte es, das Minieren eines geheimen Schmerzes zu stillen und murmelte nach langem Besinnen: „Es gilt, sich loszuringen von der Vergewaltigung durch das Äußere. Denn das Problem des Lebens dreht sich darum, die Tätigkeit immer tiefer in uns selbst zu verlegen. Das ist der einzige Weg zur Freiheit, die einzige Möglichkeit, daß diese ewige Grundforderung des Menschen endlich zur Tatsache wird."

Dann ließ er die Hand sinken und sah in einer Art verblüfften Staunens ins Wesenlose, wobei er den Mund wie zum Pfeifen spitzte und so große, starre Augen machte, daß seine Brauen fast in die Hälfte der Stirn hinaufgeschoben wurden.

„Ja a a a," sagte er, den angehaltenen Atem auslassend, „einer auf dieser verwirrten Erde muß doch damit den Anfang machen. Und warum in aller Welt soll ich nicht derjenige sein?"

Darauf sah er an den Wänden seines Zimmers entlang, die bis nahe an die Decke mit Bücherregalen vollgestellt waren, bekam davon ein spöttisches Lächeln in seine Züge, ging langsam hin und zog vor die bunten goldbedruckten Bände die graugrünen Vorhänge. Die Messingringe glitten schwirrend über die Eisenstäbe und er wiederholte sich fortwährend leise die Mahnung: „Aber um Gottes willen, nicht wieder denken. — Nicht — wie — der den — ken."

So ging er murmelnd von einem Regal zum andern. Zuletzt zog er auch noch die leichten Vorhänge an der Balkontür und allen Fenstern zusammen, setzte sich in dem gelbgrünen Dämmern an den Schreibtisch und vertiefte sich in den Anblick eines Blattes, auf das er einen Kreis gezeichnet hatte, an dessen innere Peripherie ein Fünfeck und darein wieder ein Dreieck gelegt war. Die erste Figur war mit blauer Farbe, die zweite mit brauner, das Dreieck mit grüner Farbe ausgetuscht. Es war die Art, wie er sich seit Monaten auf die Neumelodie, auf die menschlichen Universalkräfte stimmte. Er saß in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Unterarme mit flach ausgestreckten Händen auf den Oberschenkeln liegend. So sah er unverwandt mit versinkendem Gesicht auf die Zeichnung. Von Zeit zu Zeit schloß er lange die Augen, um die Vorstellung der Figuren „bis zur vollkommenen Präponderanz in die Tiefe einzusaugen".

Nach etwa einer Stunde hörte er vorsichtig an die Tür klopfen, und das Dienstmädchen rief, als sie geantwortet und dann das Klopfen wiederholt hatte: „Herr Professor, die gnädge Frau lassen sagen, es ist angerichtet."

Weitfeld rührte sich nicht.

Eine Weile darauf trippelten Kinderschritte über die hölzerne Stiege, kamen auf den Zehen an die Tür, hielten auf der Schwelle an und nach einem Atmen durchs Schlüsselloch und unterdrücktem Kichern, klopfte es wieder zaghaft und eine Knabenstimme sagte furchtsam: „Vater, die Suppe wird kalt."

Weitfeld zog die Brauen unwillig zusammen, erhob sich und sagte:

„Mädi und Bubi!"

„Ja", gab es von draußen doppelstimmigen Bescheid.

„Sagt der Mutter, ich meditiere und will nicht gestört sein, bis ich mich selbst melde. Hast du's verstanden, Jörg?"

„Ja, Vater."

„Bis ich mich selbst melde und vergeßt mir nach dem Essen nicht die Befestigung."

„Nein, Vater."

„Gut. Also auf Wiedersehen."

Die Kinder wirbelten befreit den Flur hin über die Stiege hinauf und er hörte bald im Eßzimmer über sich die Stühle rücken.

Er aber ging, streckte sich auf dem Liegesofa aus und schloß die Augen. Ein traumleises Sausen war in seinem Kopfe, so wie er es während seiner Orientreisen in den Tropen oft erlebt hatte, wenn er schlaflos zur Nacht in der Wüste den feinen Sand gegen die Wände seines Zeltes treiben hörte.

Nach langem wurden die Stühle über ihm wieder gerückt. Dann war es still und Weitfeld wußte, daß seine Kinder nun die von ihm gedichtete Befestigung sprachen, die er ihnen mit viel Mühe beigebracht hatte. Und als sitze er bei ihnen und müsse ihnen über die schwierigen Stellen hinweghelfen, sprach er halblaut und mit pedantisch genauer Akzentuierung die Worte seiner Verse, über sich ins grüne Dunkel:

„Durch die Speise neu entzündet,
führt es uns zu neuer Wandlung.
Weiter werde stets geründet
unser Leben durch die Handlung.

Das Geschaffne sei geschaffen
abermals in unserm Geiste,
bis das tätige Erraffen
mündet in das Allerfreiste.

Niemals darf in eignen Grenzen
fangen sich des Menschen Streben,
denn zu immer höh'rem Glänzen
drängt es restlos unser Leben.

Schwinge also neuentzündet
immer weiter mich, Genoßnes,
bis das Dasein leicht sich bindet
frei in heut noch Unerschloßnes."

Droben ging es dann hin und wieder, bald mit schweren Schritten, daß die Deckenlampe leicht klirrte, wohl die Dienstmädchen; bald mit leichtem Hüpfen, vermutlich die Kinder. Er lauschte den Schritten und sann dabei dem Inhalt seiner Verse nach. Als es ganz still geworden war, richtete er sich halb auf und sagte fast laut wie ein strenges Gebot die letzten beiden Zeilen in die Totenstille seiner Stube:

„Bis das Dasein leicht sich bindet
frei in heut noch Unerschloßnes,"

sann lange gegen die Diele, nickte sich ernst entschlossen zu, legte sich wiederum und war nach wenigen Augenblicken eingeschlafen.

3

Als Weitfeld erwachte, merkte er an dem angeröteten Licht, das durch das duftige Grün der Vorhänge fiel, daß es schon gegen den Abend hin gehe. Er setzte sich auf und als erhebe er sich vom Nachtschlaf und bedürfe, um in den Tag hineinzufinden, des Wissens um die Träume, die ihn durch den Schlaf geführt hatten, wandte er sich mit seinem Denken zurück. Aber er sah nichts als den Zwiespalt mit seiner Frau, überlegte sich ihr Betragen und seine Worte und merkte, daß die Argumente, die er vorgebracht hatte, in Rücksicht auf seine große, neugewonnene Überzeugung, recht dürftig und etwas wirr ausgefallen waren und daß, gemessen an der Höhe seiner Idee, seine neue Lebensführung auf Außenstehende vielleicht komisch wirken konnte, ja, wer weiß, sogar mußte.

Allein es konnte doch nicht anders sein. Der Boden, auf dem er sich bewegte, war neu, deshalb war es nicht verwunderlich, daß er sich, vor sich selber sogar, vorerst etwas seltsam gebärdete. Denn um eine neue Menschenzeit heraufzuführen, war es ja wirklich nicht unbedingt notwendig und angemessen, das Mittagessen zu übergehen und dann den ganzen Nachmittag zu verschlafen. Die Exaltation seiner Frau, besonders ihr Schreien und Davonlaufen, das Gelächter seiner Kinder hinter der Tür, alles war ganz natürlich. Er erhob sich lächelnd und sagte sich, daß das Problem der vollkommenen Angemessenheit oder besser Kongruenz zwischen der inneren Welt und der äußeren Lebensführung für einen

Menschen nie zu erreichen sei. Aus dieser Inkongruenz stammte überhaupt alle Denkbarkeit, alle Sichtbarkeit, alle Wahrnehmbarkeit, und das bildete den Grund für die Tatsache, daß jeder, auch noch der ehrwürdigste Mensch, bei genauem Zusehen eine komische Figur sei.

Lachend dehnte er die Arme über sich und sagte laut: „Aber deswegen ziehen wir die Hand nicht vom Pfluge zurück!"

Dann öffnete er die Vorhänge an allen Fenstern, auch an der Balkontür, daß das volle Licht der geneigten Sonne ins Zimmer strömte, horchte ins stille Haus hinaus und trat dann an den Schreibtisch, um sich noch einen Augenblick in das Orientierungsblatt, die Zeichnung der drei geometrischen Figuren, zu vertiefen. Befriedigt legte er sie weg.

O nein, der Erfolg war unleugbar. Seit Wochen hatte er sich wieder in die Hand bekommen und war nicht mehr der Tummelplatz ewiger Unruhe, des Schreckens, grausigen Schmerzes und einer lastenden Sorge.

Er war einfach aus dem blutigen Kreis herausgetreten.

So muß es sein, murmelte er, schloß den Schub des Schreibtisches und verließ das Haus an der hinteren Seite. Beim Niederschreiten von den wenigen Stufen, die in den Garten führten, umnebelte ihn wohl ein leichter Schwindelanfall. Ein floriges Schwimmen zog über sein Hirn und die über den schmalen Kiesweg geneigten Büsche verloren ihre deutlichen Umrisse und sahen wie eine grüne Wasserwoge aus, die lautlos auf den gelben Sand niederfloß. Der Professor legte seine kühle Hand auf die Stirn, faßte den Weg mit festen Schritten an und trat, schon wieder ganz frei und sicher, durch das kleine Pförtchen auf den Dorfweg, der am Ufer des Zackens entlang lief. Er hatte die Empfindung, seine Frau sehe ihm von dem Fenster ihres Zimmers nach. Aber er drehte sich nicht um, sondern erinnerte sich, daß Manja ja heute nachmittag zu Besuch bei der Forstmeisterin sei. Also hatte ihn dies rätselhafte Gefühl des Betastetwerdens auf seinem Rücken wohl getäuscht, und es war nur „ein dislozierter, vagierender Gedanke der Unruhe, der sich dort in der Täuschung eines sinnlichen Reizes manifestierte". Mit einem merkwürdig von innen spürenden Blick, halb schon zum Weiterschreiten gewendet, betrachtete er das rote, hohe Ziegeldach der Forstmeisterei, das sich neben seiner Villa zwischen den weitästigen Kronen alter Laubbäume sehen ließ und blitzartig grell stand die Erinnerung an einen Vorgang vor seinem Geiste, der ein halbes Jahr zurücklag. Es war ein harter Vormittag gewesen mit unbarmherzig klarer, winterlicher Frostsonne. Bäume und Sträucher ein einziges weißes Wogen. Die Schritte der Fußgänger knirschten und unter den Kufen der Schlitten drang ein hohes Wimmern hervor und zog verhauchend hinter den Gefährten her. Am Fenster seines wohldurchwärmten Schlafzimmers stehend, hatte er in diesen neu

beschneiten, bitterkalten Dezembertag hinausgesehen und nach einer Weile den alten Käse, den Allerweltsbastler von Johnsbach, bemerkt, der in den Häusern der Begüterten und bei den sommerlichen Erholungsgästen des Ortes das Amt eines Dienstmannes versah. Mit einem kleinen Schlitten, den er behutsam hinter sich herzog, wand er sich aus der hinteren Tür des forstmeisterlichen Gartens auf den Weg, schloß das Pförtchen, daß die Haspe laut klirrte, trat an das Schlittlein und betastete umständlich die Stricke, mit denen eine breite, flache Holzkiste darauf festgebunden war. Dann trottete er mit seinem rührigen Zuckeltrab den Zackenweg weiter wasserab, warf, bei Weitfelds Gartentürchen angekommen, einen Blick auf des Professors Haus, als habe er ein Anliegen, hielt sich aber kaum einen verlangsamten Schritt auf und schritt dann geschäftig fürbaß. Durch irgendeine rätselhafte Wendung seines Innern war damals dem Professor dieses Betragen des Alten seltsam vorgekommen und wie auf der Lauer liegend, hatte er nun erst recht Posto gefaßt, um zu beobachten, was weiter geschehen werde. Nach Verlauf von kaum zehn Minuten war seine Frau in leidenschaftlicher Aufgeregtheit aus demselben hinteren Gartenpförtchen der forstmeisterlichen Besitzung getreten, durch die eben der alte Dienstmann Käse davongegangen war, hatte den Zackenweg hinuntergesehen, als luge sie dem hurtigen Greislein nach und dann, in ein übermütig wirbelndes Rennen verfallend, flog sie förmlich durch den Garten in ihr Haus zurück, als sei sie ein toller Backfisch und nicht die seit zehn Jahren verheiratete Frau des Universitätsprofessors Josef Weitfeld. Auf der Stelle des weißbeschneiten Zackenweges aber, wo Käse gestutzt und an der seine Frau einen Augenblick hinter dem Davongefahrenen dreingeschaut hatte, dem Pförtchen gerade gegenüber, ließ sich eine kleine Weile darnach mit klammem, mißmutigem Flug eine Krähe nieder, blies ihre Federn zu einer grauschwarzen Kugel auf und äugte mit schiefem Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite nach Nahrung aus.

Die Erinnerung an diesen Vorfall bemächtigte sich des Professors blitzartig aus dem Hinterhalt und war mit einer so drohenden Wichtigkeit geladen, daß er kopfschüttelnd weiter ging und sich vergeblich fragte, was das für einen Sinn habe.

Als er an der ersten Brücke über den Zacken angelangt war, blieb er grübelnd stehen und die Vermutung fiel ihn an, daß dieser Vorgang möglicherweise der rätselhafte Grund sei, weswegen ihm heute vormittag bei dem Gespräche zwischen seiner Frau und der Forstmeisterin die Krähe auf dem Düngerhäufchen weit draußen im Felde so merkwürdig erschienen sei. „Das können wir ja gleich sehen, was dahinter steckt," sagte er zu sich und warf einen Blick über die Brücke, auf der, vom andern Ufer her, eben ein etwa zehnjähriges Mädchen auftauchte und auf ihn zukam.

Das Kind, wohl aus einem ärmlichen Hause stammend, hing schlank und welk wie ein lebendiges Leichlein in dem geflickten kurzen Röckchen und als sie bei ihm stand und seine Frage gehört hatte, ob nicht hier herum der alte Käse wohne, gab sie ihm mit einer so leisen, fröstelnden Stimme den gewünschten Bescheid, indem sie mit der ausgestreckten Hand über den Fluß in das Gewirr von kleinen Häusern wies, daß der Professor sein Herz in einer bitteren Klemme fühlte, weil er merkte, wie dies unschuldige Kind von den Folgen des Krieges ausgemergelt war. Deswegen setzte sich der überwüchsige, lange Körper Weitfelds nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, mit einem zerstreuten Nicken des Kopfes, ohne Dank und Gruß in der angegebenen Richtung in Bewegung, sondern er zog den ausgestreckten Arm des Kindes herab, drückte ihm zwei Zehnpfennige in die Hand und sagte mit ausdrucksvoller Stimme dabei die ersten beiden Verszeilen seiner Befestigung:

Durch die Speise neu entzündet
führt es uns zu neuer Wandlung,

nickte ihr noch einmal bedeutsam zu und schritt dann über die Brücke, ohne sich um die Verblüffung des Mädchens zu kümmern, das bald dem hageren, langen Manne mit dem leicht tauchenden Oberkörper nachsehend, bald die beiden schwärzlichen Geldstücke betrachtend, eine leichte Lustigkeit ins Gesicht kriegte und dann lachend und singend den Weg am Flüßlein hinuntersprang.

Weitfeld ging das Gewirr der Hühnersteige zwischen den kleinen Häusern in umfriedeten Gärten hin, wich aus, wo es gar nichts auszuweichen gab, sah sich aufmerksam um, wo nichts Merkwürdiges zu sehen war, lächelte fremde Gesichter gewinnend an, maß gleichgültige Menschen mit drohenden Augen und hatte immerfort die Empfindung wieder näher an seinem wunden Herzen, daß er die Hand aus einem zermalmenden Getriebe ziehen müsse, das um ihn raste und mit tausend eisernen Zahnrädern nach ihm schnappte.

Endlich stand er vor dem Häuschen Käses, das wie eine große Schildkröte, breit und grau im Grün kauerte, wie die anderen Anwesen auch, mit altersschwachen Schindeln gedeckt und nur einer Reihe Fenstern, kaum kinderhoch über der Erde. Als er über das kleine Vorplätzchen schritt, das nicht größer war als eine ausgebreitete Reisedecke, dachte er: Wenn ich aber nicht will, bleibe ich heil trotz allem Unheil. Mit diesem Huschen im Kopf trat er schon in die einzige große Stube des Hauses, die, sehr geräumig, sehr niedrig und peinlichst sauber, ganz im grünen Dämmern der umbuschten Fenster lag. Der alte Käse, wohl eben von einem Gange zurückgekehrt, saß an dem weißgescheuerten riesigen Tisch, strich sich mit der einen Hand den Schweiß von der Stirn, mit der

andern langte er in die Hosentasche nach seinem Geldbeutel, um seinen Tageserlös zu überzählen. Die grüne Tellermütze mit dem messingenen Dienstschild hatte er auf dem Tischblatt hingeschoben. Als der eintretende Professor in der Tür erschien, die aufstand, zog er die Hand, die nach dem Beutel fahren wollte, zurück, langte nach der Mütze, seiner Amtstracht, rückte an seinem schon recht eingehutzelten Körper, als wolle er sich erheben, und noch ehe Weitfeld gegrüßt hatte, sagte er mit einem dienstwilligen Lächeln: „Scheen gun Amd auch und was wär gefällig, mein Herr, wenn ich fragen dürfte?" Aber nun erkannte er den Eintretenden erst und fügte schnell hinzu: „Ach, Sie seins, Herr Professor?"

„Ja," antwortete Weitfeld, „ganz recht. Ich bins" und trat an den Tisch, den kleinen Käse achtsam beäugend, der wie ein graues Menschenhäufchen auf seinem Stuhle hockte.

„Sie sind der Dienstmann Käse, nicht wahr? Ja. Ich seh's. Ganz recht. Wenn ich nun zu ihnen komme, so ist es eigentlich nicht notwendig, daß ich zu ihnen komme, weil es in einem Gedicht treffend heißt: „Niemals darf in eignen Grenzen fangen sich des Menschen Streben." Allein Sie haben vorigen Winter vor Weihnachten für meine Frau ein Paket nach Berlin auf die Post gebracht. Von Forstmeisters aus. Nicht wahr?"

Der alte Dienstmann war verblüfft. „Hmm. Wie meinen Sie? Ganz recht. Ein Paket. Nee, nee. Das stimmt. Vor Weihnachten. Nu freilich. Gell ja, Mutter, vor Weihnachten war's, wo ich das Bild . . . Das is meine Frau."

Frau Käse, auch klein, greisig, aber noch rundlich und rührig, war während des Gestammels ihres Mannes in der Stubentür erschienen und trat nun neben den Professor an den Tisch. Es begann sogleich zwischen dem alten Ehepaar ein langer Austausch von unwichtigen Nebensächlichkeiten, nur aus dem Grunde, weil beide fürchteten, die ganze Angelegenheit berge in irgendeiner Falte eine Gefahr oder wenigstens einen Nachteil für sie.

Weitfeld hörte eine Weile schweigend zu. Dann griff er in die Tasche, legte einen Fünfziger auf den Tisch und sagte bestimmt:

„Schon gut. Ich danke. Meine Frau hatte dazumal kein Kleingeld. Es waren noch fünfzig Pfennig Rest geblieben. Hier sind sie."

Beim Anblick des Geldes ging ein Erhellen über das Gesicht des alten Dienstmanns.

„Nee nee, wenns aso is, da, of deutsch gesagt, Herr Professor, da stimmt alles. Freilich, freilich." Mit diesen Worten nahm er das Geld geruhig unter seine Hand.

Weitfeld schloß die Augen und kehrte sein plötzlich blaßgewordenes, leidendes Gesicht gegen die Decke. Dann murmelte er: „Die Krähe."

„Was sagten Sie?" fragte Frau Käse, die erstaunt sein seltsames Betragen betrachtete.

Aber Weitfeld hatte sich schon wieder in der Hand. „Die Sache stimmt also," sagte er gramvoll. „Sie haben die fünfzig Pfennige für das Bild bekommen. Guten Abend."

Er machte kehrt, bückte seinen langen Körper unter der niedrigen Tür und verschwand mit seinem tauchenden Gange im Gebüsch der Hühnersteige nach der Zackenbrücke zu.

Der alte Käse hatte sich erhoben und sah dem Davongehenden vom Fenster aus nach.

„Studiert is nich gut und überstudiert schon gar nich," sagte er und kraute sich dabei am Hinterkopf. „Das is ein Pferd mit fünf Beinen, Mutter, der Professor aus Berlin," setzte er, sich umdrehend, seine Bedenklichkeit fort.

„Was geht denn das dich an, he?" fragte seine Ehehälfte abweisend.

„Nee, nee, Mutter, ich zerbrech mir auch den Kopp nich. Aber, verstehst du, bei mir stimmte es doch mit der Frau auf den Pfennig und nu kommt der Herr, legt mir 'nen Fünfziger her und macht sich wieder naus und zu alledem verführt er Reden und macht Augen, als wenn er reen een Rauchfang im Leibe hätte."

„Ach, Käse, das geht dich doch gar nichts an," erwiderte die Frau. „Es is Krieg. Es geht draußen drüber und drunter, in jedem Dorfe und in jedem Koppe. Du bist Dienstmann und wenn dir jemand mehr gibt, da nimmst du's und hältst's Maul."

„Nu nee. Freilich nich. Werd ich nich. Ha! Was der Professor und seine Frau mit'nander haben, geht mich nichts an. Nee, nee. Da hast du recht, Mutter. Freilich nich."

Immer so mehr in sich hineingrummelnd, als zu seiner Frau sprechend, die auch schon gar nicht mehr nach ihm hinhörte, hatte sich der Alte über die Stube getrödelt. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sagte: „Nee, nee, Mutter. Wenn der Putz von der Kirche fällt, so geht das den Glöckner nichts an. Weeß ich alleene." Auflachend trat er aus dem Hause, lehnte sich über den Zaun und schaute nach dem Professor aus, den er eben über die Zackenbrücke gehen sah, den Kopf so geneigt, als sei die niedrige Balkendecke noch immer über ihm.

4

Der Abend war indessen weiter vorgerückt. Das Riesengebirge, dieser wohlklingende, hohe, schöngeschwungene Zug von Bergen, lag in windstillem Lichte, das voll einer milden Verhülltheit und zugleich einer kränklichen Grelle war, einer Grelle, die man wie das sich nahende Fieber

einer offenen Wunde nicht mit den Augen wahrnahm, sondern mit dem inneren Schauen empfand. Da und dort über den klaren Himmel verstreut standen opaleszierende Rundwolken in vollkommener Regungslosigkeit von schwachem Erröten überhaucht wie aufgeschreckte ratlose Gesichter, aus bösem Traum emporgefahren. Das Gebirge aber wechselte wie aus innerem Antriebe seine Farben, bald rauchgrau überhaupt, bald tiefblau versunken, bald von stumpfem Rot überlaufen, so daß es seine Festigkeit verlor, zu verschwinden, aufzutauchen und dann wieder unaufhaltsam fortzuströmen schien.

Weitfeld blieb auf seinem Wege einigemal stehen, wandte sich um und versank in die Empfindung dieser lautlosen Weltallsunrast der Höhe, schüttelte den Kopf und ging dann, wieder im Bohren sich nur vor die Füße sehend, weiter. „Seltsam," murmelte er, „höchst seltsam." Und dann sann er eine Strophe aus seiner Befestigung:

Das Geschaffne sei geschaffen
abermals in unserm Geiste.

Damit trat er in einer Bewegung, die ebenso rastlos und gespenstisch wie die am Himmel in seiner Tiefe vor sich ging, von der Mitte des Weges an den Zacken, bog sich über das Geländer und starrte mit den zerflossenen Augen eines innerlich Aufgelösten auf das Wasser, das in leisen Wellen glänzend vorbeizog.

Ein feldgrauer Soldat, dessen ein Bein verkürzt und dessen anderes steif war, schleppte sich an zwei Stöcken mühselig vorbei. Weil er den vornehmen Herrn so angestrengt auf das Wasser hinunterschauen sah, humpelte er auch heran, um herauszukriegen, was es denn Merkwürdiges da gebe. Als er eine Weile hinuntergeschaut hatte, bekam er solche Stiche in sein zweimal zerschossenes Bein, daß er leicht aufstöhnte. Da fuhr Weitfeld herum, sah sein schmerzverzogenes Antlitz und erbleichte, faßte sich aber und fragte gütig und sanft: „Sagen Sie mal, hören Sie auch das eigentümliche, dumpfe Rumpeln von Wellen? Es muß da unterirdisch sich ein Wasser in den Zacken ergießen. Denn solche Ströme unter der Oberfläche gibt es, die zudem oft stärker sind als die oberen, in die sie münden, die unsere Mühlen treiben und so und allen Krimskrams."

Die letzten Worte hatte er schon wieder ganz für sich, ganz im Dunkel seiner inneren Aufgestörtheit gesprochen.

Der Soldat musterte ihn mit einem kritischen Blick, ruckte die Achseln, spuckte ins Wasser und sagte gleichgültig: „Ach nu."

Weitfeld stierte gespannt auf die Wellen, fuhr nach einer ganzen Weile herum und fragte:

„Wie? – Und zu sehen ist doch nichts, rein nichts. Wenn man auch noch so genau aufpaßt. Kein Mensch bemerkt doch eigentlich etwas Verdächtiges. Seltsam, höchst seltsam, seltsam."

Ohne auf den Soldaten weiter zu achten, ging er, den Kopf gesenkt, auf- und abtauchend weiter.

„He, Kamrad, he!" rief ihm der Feldgraue jetzt nach.

Der Professor blieb stehen und schaute vollkommen abwesenden Gesichts zurück.

„Gelt, Sie sind verschüttet gewesen?" fragte der Soldat und bemühte sich, eilig heranzuhumpeln.

Weitfeld, der vor Selbstbesessenheit die Worte des Feldgrauen nicht verstand, schüttelte den Kopf, winkte mit der Hand ab und ging, sofort wieder seinen Schluchten verfallend, weiter.

„Manja, meine Frau ... es hat mich offenbar alles nichts genutzt ... ja ... meine Frau ... haha ... ich weiß es ... natürlich ... so und auch nicht ..." murmelte er lautlos vor sich hin.

Dann trat er in eine kurze Straße, die sanft bergan stieg.

Nach wenigen Minuten stand er vor der Villa des pensionierten Konsuls Griepenstein. Als er in den kleinen Garten trat, sah er den sechsundsiebzigjährigen Greis in weit zurückliegender Haltung auf einem Stuhl sitzen und voll seliger Verlorenheit in die Krone des Ahornbaumes hinaufstarren, auf deren oberster Spitze eine Schwarzamsel in das Glühen des roten Abends flötete. Sein Gesicht war von einem kurz gehaltenen, völlig weißen Bart eingerahmt und trug weit vorgeschrittene Merkmale seniler Kindhaftigkeit. Mit der Spitze des rechten Fußes gab er den Takt zum Vogelliede und mit den Fingern beider Hände trommelte er auf dem Eisenblechblatt des Gartentischchens, das vor ihm stand, einen Militärmarsch.

Weitfeld war vorsichtig durch das Türchen eingetreten, warf einen Blick auf den entrückten Greis, der gerade hellauf lachte und lief dann mit den Augen überall umher.

Als er die Tochter Griepensteins nicht gewahrte, wollte er sich schon wieder zurückziehen. Aber beim Umstellen seiner Füße knirschte der Sand. Da fuhr der Konsul auf, sah den etwas verdutzten Professor und kam ihm mit ausgebreiteten Armen stürmisch entgegen.

„Ach. Hoho, welche Überraschung? Gehorsamster, allergehorsamster Diener, lieber, lieber Herr Professor!" sprudelte er überstürzt. „Scharmant, scharmant! Hören Sie doch bloß die lieben Vögelchen. Die wissen's. Die habens gespürt. Gott, ich sitze schon eine halbe Stunde, lasse den Himmel über mir musizieren und denke an mein liebes Vaterland. Im roten Abendgold ... im roten Abendgold ... im roten ... ja ..."

Weitfeld kam so zu keinem Laut, wurde von dem lebhaften Greis an das Tischchen geführt und auf einen Stuhl gedrückt.

Das war nun anders, wie er es erwartet hatte. Der Greis achtete nicht im mindesten auf den Zustand des Professors, sondern begann sofort

eine endlose, äußerst erregte Auseinandersetzung mit sich selbst über die Nöte und das Glück Deutschlands, besonders das gegenwärtige Glück und die Attacke in die Sonne, die hoffentlich alle halben und ganzen Waschlappen auf immer abtut, „evident mitten entzweireißt, auf Nimmerwiederzusammenflicken". Dann machte sich der alte Soldat ingrimmig über den Fürsten Lichnowsky her, der gerade mit der Veröffentlichung seiner Londoner Gesandtentätigkeit den Mittelmächten so arge Verlegenheit bereitet hatte, nannte ihn einen diplomatischen Säugling, sprang von dem Grafen Beer mitten in die Strategie Clausewitzens, Moltkes und Schlieffens und plätscherte hier eine Weile zwischen veralteten Zitaten und Lehren umher. Zwischendurch unterbrach er sich immer, berührte Weitfelds Arm, lächelte ihn von untenher mit spitzbübischer Kindlichkeit an und fragte: „Nicht? Hab ich nicht recht? Oder sind Sie anderer Meinung, sagen Sie es ruhig. Wer so alt wie ich geworden ist, der kann so leicht nicht umgeblasen werden, hahaha! Nein. Also, wie ich eben sagte ..." und dann ging es in der alten Art wieder weiter.

Der Professor saß ganz still, schaute durch das Geblätter der Bäume den Himmel sich immer tiefer entzünden, fühlte sich halb wie schlafend und dachte: wenn doch bloß diese Malva käme, damit es sich entscheidet — der vermaledeite Griepenstein, der Idiot, ist die reine Salzsäure.

„Hab ich nicht recht, Herr Professor?" fragte der Konsul eben wieder.

„Ja," antwortete zur Verblüffung des Greises Weitfeld endlich, sah ihn gütig an und dachte, jetzt hab ich's satt. Laut setzte er fort: „Vollkommen Ihrer Meinung, Herr Konsul. Es ist, wie Sie soeben richtig bewiesen haben, durchaus dasselbe, wenn ein Wahnsinniger schlägt, als wenn er von einem andern Wahnsinnigen geschlagen wird."

„Erlauben Sie gütigst, Verehrter. Sie müssen sich verhört haben. Ich sprach eben von den Vorteilen der verkehrten Front," warf Griepenstein ein.

„Eben deswegen. Und ich wandte nur das Faktum der Verkehrtheit auf ein anderes Gebiet an."

Dem Konsul stand der Mund auf und ratlos lächelnd sagte er: „Ach so. Hmhm. Bitte sagen Sie es noch mal, Verehrter."

Weitfeld aber saß schon wieder still mit unbeweglich gramvollem Gesicht, so, als hätte er sich noch nicht an Griepensteins eigner Unterhaltung beteiligt. Nach einigen Augenblicken jedoch fühlte er, daß der Greis zu ihm gesprochen habe und sagte:

„Recht gern, Herr Konsul. Sie wissen doch auch von dem perpetuierlichen Phänomen der seltsamen Bewußtseinsakustik gegen alle Leute des Schicksals. Trotzdem es allen denkenden Menschen bekannt ist, daß alle geistige Apperzeption nur ein Perfektum, nie, niemals ein Präsens

ist, so überrascht es den Menschen doch immer aufs neue und zwar nicht immer angenehm, das Schicksal erst wahrzunehmen, wenn es schon geschehen ist. Und wenn wir uns zur Wehr setzen, mein verehrter Krieger, so bekämpfen wir nicht ein gegenwärtiges Übel, sondern nur die Folgen eines schon vergangenen."

Der Professor war, während er dies sprach, aufgestanden, denn er hörte Schritte im Garten herkommen.

„Ja, ja. So ist die Sache, lieber Herr Konsul," sagte er leise und klopfte ihn lachend auf die Schulter. Griepenstein blieb zusammengekauert und fragte stotternd: „Da meinen Sie, wir wüßten nicht, worum wir kämpfen. Oder wie? Ich versteh Sie nicht."

In diesem Augenblick trat Fräulein Griepenstein aus dem Gebüsch. Weitfeld überhörte des Konsuls Bedenklichkeiten. „Ah, da ist ja Fräulein Malva!" rief er aus. „Guten Tag, Fräulein Griepenstein. Sie sehen ja ganz glühend aus. Sie kommen gewiß vom Malen. Ich kenne das von Manja. Ihr Gesicht ist dann auch immer, als sähe sie ins Abendrot," und er ging ihr rasch entgegen.

„Guten Abend, Herr Professor," sagte das alte Mädchen etwas schleppend. „Sehr angenehm, daß Sie uns mal besuchen. Ja. Malt Ihre Manja auch wieder mehr?"

In diesem Augenblick fuhr der alte Konsul, der bisher grübelnd dagesessen hatte, mit großer Entrüstung auf, zog seine Tochter zur Seite und flüsterte ihr ins Ohr: „Du, der Professor ist übergeschnappt." Dann kehrte er sich zu Weitfeld, machte lächelnd einen tiefen Diener, winkte devot mit der Hand und sagte äußerst liebenswürdig: „Ergebenster Diener, verehrter Herr Professor!" Darauf verschwand er im Gebüsch, von wo bald darauf sein lautes Gelächter erscholl.

„Ja, mein Vater ist heute geradezu ausgelassen wegen der beispiellos großartigen Westoffensive," sagte Malva Griepenstein, ihm nachsehend. „Er ist ordentlich jung geworden."

„Da haben Sie recht, Fräulein, richtig jugendlich."

„Nicht? Und dann ist er immer dankbar, wenn er sich zu jemand aussprechen kann. Denn ist er lange allein, spürt man's, daß ihm Egons Tod doch noch recht zu schaffen macht."

Die Malerin lenkte, während sie in ihrer mehligen Art so sprach, ihre langsamen Schritte gegen den Gartenausgang, weil sie der Meinung war, Weitfeld wollte wieder nach Hause.

Der Professor folgte ihr, immer einen halben Schritt zurückbleibend, sah mit blassem Gesicht zu Boden und stach bei jedem der Schritte genau um die Sohle seines Stiefels mit dem Stock einige Löcher in den Sand.

„Wo ist Ihr Bruder gefallen?" fragte er halblaut, ohne den Kopf zu erheben.

„Bei Baranowitchi als Batteriechef," antwortete die Malerin. „Ja. Eine glänzende Zukunft ... und nun? Wenn es nur Mutter nicht so geworfen hätte, möchte es noch hingehen."

Sie standen vor dem Ausgangspförtchen. Der Professor hob jetzt sein Gesicht und fixierte Malva Griepenstein so scharf, daß sie, nach ihrer Gewohnheit den großen immer speichelnden Mund schloß und mit ihren etwas geröteten wimperlosen Augen neckisch blinzelte.

„Was wollten Sie sagen, Herr Professor?" fragte sie süß, weil er noch immer in ihr Gesicht starrte.

„Ich bin nämlich deswegen nicht hierhergekommen," sagte Weitfeld endlich leise und erblaßte unter schwachem Zucken seines Gesichts noch mehr.

„Nicht? Ich dachte, Ihnen wäre vor patriotischer Freude auch das Haus zu eng geworden, und Sie hätten mit dem Freunde Ihres Vaters ..."

Weitfeld unterbrach sie fast rauh.

„Nein," sagte er, „ich bin wegen Ihnen gekommen und nun Sie da sind, werfen Sie mich auf diese geräuschlose Art sofort wieder auf die Straße," und lachte.

„Ach nein, Sie scherzen, Verehrter," erwiderte das alte Fräulein errötend, „und dabei sagen Sie die Bosheit noch mit so todernstem Gesicht. Also, bitte, sagen Sie mir ..."

Während Malva das etwas überstürzt sprach, schloß sie das Pförtchen und ging schnell in den Garten zurück.

Weitfeld folgte ihr.

„Ganz und gar keine Malicen, liebes Fräulein," sagte er hinter ihr her. „Nein. Wenn die Berliner Ihre Bilder bewundern, so ist es doch keine Bosheit, wenn ich als Johnsbacher sie auch mal sehen will."

Jetzt blühte Malva auf. Ihre schlaffe Art verschwand. Sie ging elastisch dem Hausaufgang zu: „Ach, ich wußte gar nicht, wie reizend Sie sein können, und da sagt Manja immer, Sie scherten sich gar nicht um ihre Malerei. Sie gestatten, daß ich Ihnen vorangehe. Wir müssen schnell machen. Es ist gerade gutes Licht. Bitte, hier, Herr Weitfeld!"

Eifrig ging Malva voraus. Die letzten Worte sprach sie etwas gedämpft und schlüpfte dann auf den Zehen in ihr großes Malzimmer, eilte dort geräuschlos zur Tür ins nächste Zimmer und schloß sie vorsichtig.

„So," sagte sie dann aufatmend, „Mutter sitzt nebenan im Lehnstuhl und gegen Abend schläft sie immer eine Stunde."

Weitfeld legte Hut und Stock auf den Tisch und nahm auf einem Stuhl unter verstehendem Nicken Platz, während Malva Griepenstein die Staffelei mit dem großen Bilde aus der Abendglut rückte. Es war eine Parklandschaft bei Mondenlicht, im Hintergrund mit den schattenhaften Massen eines Schlosses, aus dessen Fenstern Klümpchen roten Lichtes stachen, im Ganzen ein aufdringlicher, fetter Schinken.

„Offen gestanden, Manja schätzt Sie ja sehr, Fräulein Malva, wie Sie selbst wissen," sagte Weitfeld, und trat bald näher zu dem Bilde, bald fixierte er es, scheinbar scharf, aus der Ferne. Dabei sprach er gedämpft, gemessen und verbindlich. „Ja, wirklich famos, die verschwimmenden Baumkronen, die der Wind peitscht. Ja, was ich sagen wollte, Manja schätzt Sie doch sehr. Allein sie meint, wenn Sie ihre breite Malweise zugunsten eines präziseren, zusammengefaßteren Striches aufgeben würden, so würden sich Ihre Erfolge noch steigern."

Er nahm den Kneifer ab und sah scharf zu ihr hinüber. Was er erwartet hatte, trat ein. Sie erbleichte und brach leise in höhnisches Lachen aus.

Denn seit sie Erfolge hatte, war die sonst so gleichmütige, fast indolente alte Jungfrau äußerst verletzlich geworden. Sie hielt ihre Bilder für Kunstwerke und behauptete, nur an erste Kenner zu verkaufen, obwohl durch Vermittlung betriebsamer Menschen, die neuen Reichen der Hauptstadt, die Kriegsgewinnler, allein ihre Abnehmer waren. Über Ausstellungen rümpfte sie die Nase und fuhr fort, pompöse, bunte, romanhafte Landschaften zu malen.

„Ja, Manja, Ihre liebe Frau. Hahaha!" lachte sie beißend. „Da soll sie nur ihre Bilder mal vor richtige Kenner bringen und sie wird sehen, wer recht hat."

„Eben deswegen, liebes Fräulein, bin ich hergekommen, um mir aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden. Ich finde Ihren Strich frisch, fast von furioser Leidenschaftlichkeit. So, daß man meint, ein anderes Wesen habe dieses Bild gemalt, nicht Sie, diese liebe, sanfte Malva."

„Nicht? Und wie gefällt Ihnen das geisternde Mondlicht?" fragte sie geschmeichelt.

„Sehr gut und wie reich nuanciert! Nein. Da hat Manja unrecht. Aber sie ist nicht zu bekehren von ihrer Art. Außerdem gibt sie ihre Bilder immer nur an Freunde, die ihr dann aus Artigkeit und Höflichkeit auch nur schaden."

Fräulein Griepenstein sah den Professor überrascht in das zerbohrte Gesicht, dessen Ausdruck immer leidender wurde.

„Ich meine es wirklich so, wie ich es sage," sprach er ihr ungläubiges Stutzen beantwortend. Dann nahm er wieder am Tische Platz und

fuhr fort: „Sie müssen wissen, daß ich für ernstes, organisches Arbeiten bin, wenn Manja die Malerei nun schon als Hauptaufgabe ihres Lebens betrachtet."

Malva lachte boshaft.

„Darf ich Ihnen offen meine Meinung sagen?" fragte sie dann und setzte sich ganz nahe zu ihm.

„Ich bitte sogar darum," antwortete der Professor, spürte, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat, und fuhr sich leicht mit dem Taschentuch übers Gesicht.

„Sie haben vollkommen recht," sagte Malva und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Dieser Anhang von Bekannten und Freunden mit ihrem Halleluja bei allem, was von Manja kommt, schadet ihr geradezu. Vor allem dieser Assessor Körten. Der Mann überschlug sich ja geradezu, als ich ihm zu Ostern auf dem Görlitzer Bahnhof das kleine Bild Manjas gab. Richtig wie unsinnig vor Glück war er. Ohne es nur gesehen zu haben, nannte er Manja und Liebermann und Klinger und Thoma und wer weiß wen, in einem Atem."

Während Malva das in großer Erregung redete, sah sie den Professor automatenhaft lächeln, trotz dieser Heiterkeit aber sein Gesicht immer gramvoller werden. Dann erhob er sich geräuschlos und steif.

Fräulein Griepenstein sah, daß er in der Stube hingehen wollte, aber plötzlich wie gelähmt war.

Dazu lachte er in einer solchen Lustigkeit auf, daß sich Malva an den Verdacht ihres Vaters erinnerte, der den Professor übergeschnappt gefunden hatte, und rief: „Gott, was ist Ihnen denn? Sie taumeln ja, Herr Professor!"

In Angst steigerte sich ihre Stimme fast zum Schrei.

Weitfeld streckte den Arm aus und tat ein paar taumelnde Schritte nach dem Ofen hin, fortwährend tapfer lachend.

Aus dem Nebenzimmer erklangen kurze Schluchzlaute, wie das hohle Jappen eines abgetriebenen Jagdhundes: „hu — hu — hu — hu — hu".

„Was ist denn das?" fragte Weitfeld, der den Ofen erreicht hatte und sich daran lehnte.

„Ach wissen Sie, das ist ja eben das Furchtbare. Sie ist gelähmt und seit Egons Tod nicht mehr bei Besinnung. Sobald sie erwacht, weint sie so machtlos und abgerissen Tag und Nacht um Egon. Aber was war Ihnen denn auf einmal?"

„Es ist weiter nichts," antwortete er sich erheiternd. „Ich vertrage die Kriegskost nicht und werde eben manchmal hungermatt. Aber nun ist schon alles wieder gut. Schade, daß wir in unserer Unterhaltung so gestört worden sind. Nein, ich gebe ihnen vollkommen recht in Ihrer

Ansicht über meine Frau. Ich danke ihnen und werde auf Manja zu wirken suchen."

Während er sprach, jappte die arme Irre im Nebenzimmer fortwährend eintönig-schluchzend:

„Hu – hu – hu – hu –"

Der Professor nahm in sorgfältiger Achtsamkeit Stock und Hut an sich, horchte auf das Weinen der Greisin und ging mit gramvoller Mutlosigkeit auf dem Gesicht davon.

5

Auf dem Nachhausewege geriet der Professor in Gedanken auf die Felder nach Wernersdorf zu, flüchtete vor einem Trupp Kriegsblinder, die, von einer Schwester geleitet, ein Schullied singend, gegen den Hermsdorfer Bahnhof zu gingen, und kam, bis zur Erschöpfung abgetrieben, spät in der Nacht in seinem Hause an. Alles schlief schon. Ohne Licht anzuzünden, tappte er die Treppe zum oberen Stockwerk empor, suchte im Speisezimmer nach Eßbarem und verschlang gierig alles, was man ihm auf dem Tisch zurechtgestellt hatte. Alles das tat er in völliger Dunkelheit, weil er fürchtete, in der Helle den Sturm seiner leidenschaftlichen Gedanken und sich und seinen Zustand grell zu erkennen, was er vermeiden mußte, weil es seinem neugefundenen Lebensprinzip widersprach, sich von der Relativität scharfer, rein intellektueller Erkenntnisse leiten zu lassen. Er wollte alles von seiner letzten, göttlichen Instanz, von seiner Seele her, entscheiden lassen, nicht in Willkür handeln, sondern nur auf den unbeeinflußten Anstoß seines Schicksals hin wirken. Als er durch den Flur zu seinem Schlafzimmer ging, das neben seinem Arbeitszimmer lag, empfand er seinen Körper als eine dämmrige Lichtgarbe in der Finsternis und schloß aus diesem unbegreiflichen Phänomen, daß er mit dieser neuen, ihm selbst rätselhaften Wehrhaftigkeit auf dem rechten Wege sei.

Während des Auskleidens überlegte er, daß die Verwirrung der meisten Menschen in ihrem Dasein an der Irritabilität durch sie selbst liege, daß zwar keiner auf Erden über seinen eignen Schatten springen könne, die meisten aber darüber stolpern und zu Falle kommen. Der Schatten unseres Wesens aber sind unsere Gedanken über uns selbst. Ihnen ausweichen heißt, der Lebenszerstörung aus dem Wege gehen und jenseits aller Kurzschlüsse der Kausalität zur Einheit zu gelangen.

Mit dieser neuen „Befestigung" stieg er ins Bett, zog die Decke über sich und versank, ehe er sich zweimal gedreht hatte, in einen merkwürdigen Traum, der die ganze Nacht dauerte.

Zuletzt erwachte er mit einem Schrei.

Es war schon spät am Morgen.

Die Sonne erfüllte sein ganzes Zimmer und seine Kleider lagen so

über die ganze Diele zerstreut, als habe er sich gestern abend im Umhergehen ausgezogen und wo er stand, jedes einzelne Kleidungsstück achtlos zu Boden fallen lassen.

„Hab ich geträumt?" fragte sich der Professor und übersah, ungläubig den Kopf schüttelnd, den Unrat der Kleider, der sich über den Fußboden ausbreitete.

„ . . . vielleicht schon ehe ich ins Bett stieg, während ich noch um den Tisch ging," setzte er den Zweifel fort.

Nein, das konnte nicht sein, denn er erinnerte sich noch scharf der neuen Befestigung seiner neuen Lebensansicht. Oder wenn das nicht der Fall war, so lagen tatsächlich seine Kleider wie immer wohlgeordnet auf dem Stuhl am Fußende des Bettes und das, was er da auf der Diele sah, war nur eine Einbildung. Er griff auf den Stuhl und fand, daß er leer sei.

„Ja, mein Gott!" sagte er erregt und wollte aus dem Bett steigen, um sich zu überzeugen, ob das auch wirklich Kleider seien, was dort auf dem Fußboden lag. Aber merkwürdig. Er vermochte Arm und Bein nicht zu bewegen. Es war, als seien sie ihm weggehackt oder weggefahren worden.

„Hab ich das geträumt?" fragte er, an seiner Wahrnehmung wieder zweifelnd. Aber mit eins stand der ganze Traum bis in alle Einzelheiten grell vor seinen Augen, tauchte auf und war in der nächsten Sekunde wieder verschwunden.

Die Folge dieses Vorganges bestand darin, daß er nun wirklich wie verstümmelt im Bett lag; starr und erschüttert. „Nein," sagte er leise, „das war kein Traum, das war natürlich eine Wahrheit, die so verborgen ist, daß sie sich nicht anders als in rätselhaften Schlafbildern meinem Geiste zeigen konnte. – Und zeigte sich etwas, so muß während des Schlafes ein anderes in mir gesehen haben. Und ist sehen nicht waches Leben? Gut. So bedeutet also Schlaf nur eine andere Art wach sein und leben." Und als er mit seinem erdfernen Bohren bis hierher gelangt war, fühlte er sich innerlich wieder in zwei Welten zerfallen wie im letzten Teil seines Traumes, an dem er ins Wachsein seines äußeren Blickes aufgeschreckt war. Und die Kleider auf der Diele erschienen ihm als ein unsinniger Rückstand seines Wesens, in den zurückzukriechen er sich nicht getraute.

Er wickelte die Schlafdecke eng um sich, legte sich auf den Rücken und sah mit großen, verlorenen Augen lange zur Decke.

„Hm," murmelte er nach langer Weile. „Toxicatmicus. Na ja. Vielleicht. Toxicocolica. – Ist schon möglich. Toxirolog. Das wird's sein. Ja, ja."

Und er zog die rechte Hand unter der Decke vor und besah sie lange, wie das Glied eines ihm fremden Menschen, hinter dessen verborgenes Daseinsgeheimnis er gekommen war.

„Aber, warum ist es gerade mir beschert, hinter das Gift des Lebens zu kommen?" fuhr er nun, aber nur in Gedanken fort und steckte die Hand wieder unter die Decke.

In der Stube über sich hörte er seinen Buben und sein Mädchen eilfertig laufen, ungeduldig nach irgend etwas schreien, und hinter ihnen drein kamen lange mühselige Schritte, und eine tiefe, altersbrüchige Stimme redete beruhigend und ermahnend zugleich.

Dann wirbelten die Kinder polternd die Treppe herab, riefen im Laufen: „Auf Wiedersehen, Threse!" und schlugen dann die Tür zu, daß das Haus zitterte. Draußen brachen sie in Gelächter aus, das sich wie ein neckischer Zwiegesang anhörte und dann, immer schwächer werdend, in der Ferne verschwand.

„Auf jeden Fall," damit setzte Weitfeld seine unterbrochenen Gedanken fort, „Gift ist da. Entweder in meinen Augen, in meinen Gedanken oder in dem Leben Manjas."

Davon wurde er so still, als sei er vor Entsetzen gestorben.

Nicht mit einer Fiber wagte er sich zu rühren.

Nach vielleicht einer Stunde, während welcher er fortwährend in diese verworrene Dunkelheit gestarrt hatte, riß er sich auf, schleuderte die Decke von sich und schrie, was sein Hals hielt:

„Und ich soll in diese Narrenlumpen da kriechen, als ob nichts geschehen sei und wie ein Clown darin umherhüpfen? Ich, der Professor Weitfeld? — Das geschieht nicht! Bei meiner ewigen Seligkeit, nicht!"

Mit einem gellenden Hohngelächter sank er wieder um, zog die Decke über sich und lag, gespannt ins Haus lauschend, wieder totenstill wie vorher.

Im oberen Stockwerk wurde eine Tür aufgerissen. Die Stimme der Frau Weitfeld rief überstürzt und ängstlich ein paar mal nach der alten Therese, ohne Antwort zu erhalten. Dann kam die Professorin fliegend die Treppe herabgelaufen, riß die Tür zu Weitfelds Schlafzimmer auf und rief:

„Um Gottes willen, was . . ." mußte wohl die Unordnung in der Stube erblickt haben, brach den Ausruf ab, drückte sich hinaus, wartete einen Augenblick auf der Schwelle und kam dann zögernd wieder herein.

„Ja, sag mal, ich hab mich doch nicht getäuscht. Das war doch deine Stimme! Und hier, die Kleider? Was ist dir denn geschehen, Schnurr?" sagte sie mit einer leisen Überwindung in der Stimme, an der geschlossenen Tür stehen bleibend, deren Drücker sie in den Händen behielt.

Weitfeld saß jetzt aufrecht im Bett, ließ die nackten, sehr mageren, sehr behaarten Beine heraushängen und sah aufmerksam an ihnen hinab, ohne zu antworten.

„Ich bin einer Idiosynkrasie unterlegen," sagte er endlich mit seiner alten Sanftmut. „Verzeihe, daß ich dich erschreckt habe."

Dann hob er den Kopf und sah nach ihr hin.

„Du bist schon wieder im Malkittel," sagte er darauf, mit einer kaum merklichen Trauer. „Hmm. Hm. Ja, was man liebt, dem kann man nur durch Fleiß gerecht werden."

Darnach senkte er seinen Blick wieder auf die nackten Beine und wartete auf eine Entgegnung Manjas.

Aber Frau Weitfeld war zu verblüfft, nach dem wilden Geschrei einen vollkommen ruhigen Menschen inmitten der Auflösung seiner über alles geliebten Ordnung in einer Art reden zu hören, als sitze er nicht im Hemd auf dem Bett, sondern tadellos angezogen am Tisch und gebe sich dem gesammelten Bestreben nach einer bedeutsamen Konversation hin.

Deswegen schwieg sie ratlos, ließ die Hand vom Drücker sinken und trat einen fast unhörbaren Schritt tiefer in das Zimmer.

Weitfeld saß immer noch gebeugt auf dem Bettrand, hielt aber nun die Augen geschlossen und wartete auf eine Entgegnung seiner Frau.

Als Manja mit keinem Laut sich um die Weiterführung seiner Absicht bemühte, öffnete er die Lider einen Spalt, tat einen halben, verstohlenen Blick nach ihr hin und deutete ihren lautlosen Schritt in die Stube als Geneigtheit, das Gespräch weiter fortzuführen.

Deswegen strich er mit beiden Händen an den blondbehaarten Unterschenkeln seiner Beine hinab und sagte:

„Da das Gift, das Sokrates getrunken hatte, zu wirken anfing, begannen seine Beine zu erkalten. Er aber ermahnte seine Freunde, für ihn dem Gott einen Hahn zu opfern."

Er sprach ganz ruhig, mehr zu sich und lächelte, dabei gedankenvoll mit dem Kopfe nickend.

Dann sah er seine Frau groß an.

Sie war blaß geworden und starrte entsetzt auf ihn. Doch nur einen Augenblick dauerte ihre Schrecklähmung. Dann stürzte sie auf ihren Mann zu, rüttelte ihn an den Schultern und schrie in höchster Furcht: „Mann, um Gottes willen, was ist dir denn? Was hat's? Was soll das bedeuten?"

Weitfeld sah sie, immer lächelnd, ruhig an und sprach: „Rege dich nicht auf, Manja. Geh und schließ die Türen. Wir müssen miteinander reden. Das, was wir gestern begonnen haben, ist fortzusetzen. Beruhige dich. Ich bin nicht Sokrates und ich habe nicht Schirling getrunken. Denn sonst hätte ich nicht vorhin geschrien."

Als Manja keine Anstalten traf, seiner Aufforderung nachzukommen, sondern ihn nur furchtsam, fast in einer Art Grauen, betrachtete, erhob sich der Professor, ging mit langen ruhigen Schritten an ihr vorbei, schloß die Türen, zog die Schlüssel ab, legte sie auf seinen Nachttisch und kehrte dann an seinen alten Platz auf dem Bettrand zurück.

„Du kannst jeden Augenblick die Schlüssel nehmen, aufschließen und davongehen. Ich habe es nur getan, damit wir vor Störungen sicher sind. Denn du kennst die Art der alten Therese, unangemeldet in jedes Zimmer zu treten. — — Ich bitte, Manja, setz dich dort auf den Stuhl. Sei unbesorgt. Ich habe kein Gift genommen, das heißt realiter nicht und bin vollkommen meiner Sinne mächtig," sagte er in seiner gewohnten langsamen Güte. Und da Manja noch immer unschlüssig stand, wiederholte er etwas dringender:

„Ja, bitte, Manja."

Bei diesen fast kategorisch gesprochenen Worten vollführte Weitfeld mit den nackten Füßen eine Gebärde, wodurch er sonst mit seinen Händen einem bedeutsamen Wunsch Nachdruck verlieh. Er kehrte die Fußsohlen gegeneinander und paßte die gespreizten Zehen genau aneinander. Und machte jene Gebärde an dem großen Gelehrten einen lustigen Eindruck, so wirkte sie, nun von den Füßen nachgeahmt, mehr als komisch. Weitfeld, auf dem Bettrand sitzend, sah nicht anders wie ein bejahrter Affe aus, der in der Einöde seines Käfigs an einem eingebildeten Baumstamm den Gestus des Kletterns übt. Kaum hatte seine Frau das wahrgenommen, als sie, plötzlich aller Beklemmung über das unbegreifliche Gebahren ihres Mannes ledig, in das übermütigste Gelächter ausbrach und rief:

„Das ist ja reinweg zum Piepen, Schnurr."

Weitfeld hob sein gramvolles Gesicht und frug mit melancholischem Erstaunen, vorwurfsvoll und gedehnt:

„So, Manja, meinst du?"

„Natürlich," antwortete sie, entledigte sich ihres Malkittels, warf ihn im großen Bogen zu Weitfelds Kleidern auf die Diele und schloß: „Gewiß, wenn du die Unterredung so willst, zieh ich meine Sachen auch aus und wir machen Adam und Eva."

Damit trat sie ans Fenster, öffnete einen Flügel und ordnete sich ihre Frisur, um ihre Erregung zu meistern. Dem Professor fuhr als Entgegnung die Frage durch den Kopf: „Vor dem Sündenfall natürlich?" Aber er unterdrückte die Bosheit, stemmte die eingeknickte Rechte auf den Oberschenkel und wiederholte die alte Aufforderung: „Ich bitte, Manja, nimm Platz."

Trotz des nachsichtigen Lächelns trug das Gesicht des Professors den Zug verzweifelten Grames wieder tiefer, und Manja war es abermals

etwas unheimlich. So zog sie sich einen Stuhl ans Fenster und mit höhnischer Feierlichkeit darauf Platz nehmend, sagte sie spöttisch: „Gott, ich sitze ja schon. Ist's so recht, Herr Professor?"

Aber Weitfeld achtete schon nicht mehr auf seine Frau, faltete die Hände, legte sie auseinander, zog an den Fingern und hielt in angestrengtem Überlegen, auf welchem Wege er seiner Frau das beibringen solle, was zu sagen sei, den Kopf tief geneigt, daß seine Frau, trotz der Unsicherheit ihres Gemüts unwillig herausplatzend, rief:

„Das ist ja geradezu zum Blödsinn kriegen. Ich versteh alles nicht, warum du brüllst, die Kleider in der Stube umherstreust und halbnackt auf dem Bettrand wie ein Fakir sitzt. Das ist ja richtig zum Wiehern. — Du. — Weitfeld!! — Um Gottes willen, warum hast du denn gestern abend Hut, Stock und Überzieher auf die Schwelle zum Speisezimmer gelegt?"

Weitfeld unterbrach das Überlegen und fragte in ruhigem, fast sachlichem Erstaunen:

„Ja, hab ich das?"

„Nicht bloß das. Stiefel und Strümpfe lagen auch auf der Treppe und zwar wie! So als seien sie dir im wilden Preschen von den Füßen gefallen, auf den untersten Stufen ein Stiefel, ein paar Stufen weiter ein Strumpf und so auf dem zweiten Podest . . ."

Weitfeld ließ sie nicht ausreden und sagte mit Gram gefurchtem Gesicht und hohler Stimme:

„Jaja, Manja, ich glaub's. Alles glaub ich. Es ist auch gar nicht anders denkbar."

„Aber Mann! Ich wenigstens begreif das nicht!"

Frau Weitfeld lehnte sich auf dem Stuhle zurück und bedeckte sich bei diesem schmerzvollen Ausruf die Augen mit der Hand.

„Nein, das kannst du nicht. Deswegen habe ich dich auch zu mir gebeten. Das hängt — ich meine alles, was du geschildert hast — das hängt sicher mit dem Traum zusammen, in dem ich diese ganze Nacht gelegen habe.

Ich will mich bemühen, ihn dir zu erzählen.

Habe, bitte, Nachsicht mit mir.

Also, ich will sehen, ob ich ihn wieder zusammenbringen kann. Ich befand mich in einem unabsehbar langen Eisenbahnzuge, der durch die mondhellste Nacht fuhr. Bei vollem Bewußtsein hockte ich zusammengeringelt, steif, durchfröstelt, in dumpfer Beklemmung, aber zugleich tief schlafend, in einem Abteil dritter Klasse. Um mich herum lagen viele andere Männer in derselben schwermütigen Daseinslethargie des Schlafes; aber sie waren nicht zu erkennen.

Ich saß in meinem eigenen Schlaf wie in einem Glashaus, bemerkte alles an mir, in mir und in meiner Umgebung, war aber vollkommen gebunden."

„Merkwürdig", sagte Frau Weitfeld.

„Ja, es wird noch merkwürdiger", stimmte der Professor mit einem Kopfnicken zu. „Dann und wann hörte ich einen der vielen Mitreisenden aus seinem Traum heraus stöhnen, einen andern inbrünstig rufen. Diesen unverständlich lallen, jenen lachen und dann einen gequält aufschreien.

Dabei stampften die Räder in immergleichem Takt. Aus der Art der Geräusche konnte ich mir ein ungefähres Bild von der Beschaffenheit der Landschaft machen, durch die wir fuhren. Jetzt verlor sich das Brausen des Zuges leise in den Weiten einer großen Ebene, nun lärmte es tosend von Steinwänden zurück, nun verdunkelten es nahe Wälder zu einem gleichförmigen Gesang von Urweltsbässen, etwa wie wir es einst in der Alpensymphonie von Richard Strauß gehört haben. Weißt du, Manja, an jenem Abend in der Philharmonie?"

„Ich erinnere mich. Aber wie war's weiter."

„Nein, ich meine jene Aufführung, wegen der ich damals mit Assessor Körten . . ."

„Haha, jaja. Ich weiß schon. Also. Es war wie ein gleichförmiger Gesang von Urweltsbässen. Ungeheuer interessant."

„Nein, verstehe wohl, Manja. Ich denke an die Aufführung, die Nickisch dirigierte und von der dieser Assessor . . ."

„Aber natürlich. Ich weiß ja schon. Also, bitte, weiter. Wie von Urweltsbässen. Leiser, monotoner Gesang. Aus vollbelaubten, riesigen Kronen. Ich versteh."

Weitfeld saß gereckt da und sah auf seine Hände, die blaß auf den Oberschenkeln lagen, ausgestreckt, welk und zergrübelt. Sein Erzählen stockte, und er rührte sich nicht.

Als er dann mit einem Ruck den Kopf hob und Manja mit scharfem Blick fixierte, war die Farbe ihres Gesichtes um einen Ton blasser geworden und die Lider ihrer Augen hatten sich gesenkt, daß die blauen Sterne von den langen, weißblonden Wimpern verdeckt wurden.

„Siehst du, Manja, so war's", sagte er leise, mit gequälter Befriedigung in der Stimme. „Aber ich fahre in meiner Erzählung fort. Und dann klirrte die Fahrt auf eisernen Brücken schrill auf, knallte manchmal wie ein Kanonenschuß und ging dann wieder in ewig leeres Werkelgeräusch über. Wie das ja im Leben auch geschieht. Denn Träume spiegeln unser Dasein. Und mein Traum liegt wohl auch im Schatten meines Lebens. —

Ich fuhr und fuhr und hatte die Empfindung, das daure schon Wochen, Monate und Jahre. Der Zug war endlos. Ein ganzes Volk

lag schlafend in ihm verladen und wurde ins Ungewisse gefahren. In eine andere Welt. Über die Grenzen des Daseins hinaus."

Er unterbrach sich. Denn seine Frau saß, mit einer Falte in der Stirn, geneigten Hauptes und sah auf ihre verschränkten Hände, offenbar mit ihren Gedanken wo anders.

„Manja", sagte Weitfeld. „Ich erzähle meinen Traum."

„Ja, ja. Ich höre zu. Sprich nur weiter", antwortete sie mit leisem Aufschrecken, hob den Kopf und sah ihn mit spöttischem Lächeln an.

„Weißt du," sprach Weitfeld weiter, „und wie ich so die ganze Fahrt erlebte, wach und schlafend zugleich, auf der harten Bank zusammengeringelt, fröstelnd, erkannte ich blitzartig, daß ich und wir alle in dem Zuge ins Chaos gefahren wurden. Und meine Beklemmung wuchs ins Unerträgliche.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus, sprang auf und bahnte mir einen Weg zum Fenster, über Rücken und Beine Schlafender und die Köpfe und Achseln Zusammengekrümmter schreitend.

Dies mein Abschütteln der Lethargie, mein Auffahren aus einer alles verschlingenden Dumpfheit hatte sich wie ein Lauffeuer der Seele aller Insassen des endlosen Zuges bemächtigt. Soweit ich hören konnte, entstand in allen Wagen ein Getöse erwachender Menschen. Jeder wollte zuerst am Fenster sein. In stummem, verbissenem Drängen knäulte sich alles zusammen.

Da — unvermutet brach in meinem Wagen ein erzenes Rasseln los und nicht bloß die Fenster, nach denen sich alles hinschob, gingen herunter, sondern die ganze Wagenwand klappte mit einem so plötzlichen Ruck nach außen auf, daß die nach ihr drängenden Männer sich nicht mehr halten konnten, sondern langsam hinausfielen. Durch irgendein unseliges Gesetz des unseligen Zuges, dem durch nichts zu entrinnen war, gerieten die Abgestürzten unter die Räder, die sich mit fast perverser Wollust in die Menschenkörper einwühlten, da ein Bein, einen Arm, einen Kopf abtrennten, Leiber aufrissen, Körper mitten durchschnitten, kurz alle Art nur erdenklicher Verstümmelungen an den Menschen vornahmen.

Indessen war auch die gegenüber liegende Wagenwand aufgeklappt und während sich das Abteil in dieser gräßlichen Weise auf der einen Seite leerte, stiegen auf der anderen Seite im vollen Fahren immer neue Reisende ein, die Augen geschlossen, das Gesicht blaß und still, hypnotisierte oder kataleptische Männer gingen unaufhaltsamen, ergebenen Schrittes an mir vorüber und fielen wie die andern unter die gefräßigen Räder.

Wie in unserm Abteil, so geschah es in allen Kabinen des unendlich langen Zuges, und der Bahndamm, das Land neben ihm war besät mit

blutenden, in Schmerzen zuckenden, todgeweihten Männern. Nein, die ganze Erde. Denn in allen Richtungen der Weite hörte man das Schnauben und Stampfen fahrender Züge.

Ich hatte mich bisher unter Aufbietung aller Kräfte an einem vorspringenden Balken halten können. Endlich, von Grausen über so viel Furchtbarkeit überwältigt, wurde auch ich schwach. Doch ich hätte mich immerhin noch eine Weile halten können. Aber einen der von der anderen Seite eingestiegenen Männer, einen gemästeten, blonden, unangenehm aussehenden Kerl, verließ auf dem Wege zu seinem sicheren Unglück die Schlafsucht. Er riß seine Augen auf und mich erblicken, einen wilden Schrei des Hasses ausstoßen und sich auf mich werfen war eins. Von dem Prall verlor ich den Halt und in Wut verknäult, denn ich wehrte mich verzweifelt, fielen wir hinaus und kamen wie die andern alle auch unter die Räder."

Der Professor hatte leiser und leiser gesprochen. Jetzt machte er, von der Erinnerung an die Situation seines Traumes wie überwältigt, eine Pause.

Und seine Frau sagte, stier auf die Diele vor sich hinsehend:

„Gräßlich . . . pfui . . . so was träumen!"

Als sie aber den Kopf hob und nach ihrem Manne hinschaute, ging ihr Schauer in Schreck über. Denn Weitfeld saß nicht mehr. Er stand, am ganzen Leibe wie vor Frost zitternd und sah sie mit grauweißem Gesicht und starren, jedoch flackernden Augen unverwandt und bohrend an. Dabei wiederholte er fast tonlos ihre Worte:

„Gräßlich — nicht wahr, Manja! Pfui, so was zu träumen! Aber so was leben . . . wie nennt sich wohl das? — He, Manja?"

Er machte den Eindruck eines Menschen, bei dem der Wahnsinn ausgebrochen ist und senkte, nachdem er die Frage beendet, ganz in der Art Irrer, die einen Anfall überstanden haben, den Kopf und schaute leer und schlaff auf seine nackten Füße. Frau Weitfeld erhob sich unhörbar und streckte die Hand nach den Schlüsseln auf dem Nachttischchen aus, um mit einem Sprung an ihm vorbei sich aus dem Zimmer zu retten.

Weitfeld hob das Auge und sagte kalt:

„Laß die Schlüssel liegen. — Ich rate es dir. — Wir sind noch nicht fertig."

Und als sie noch immer stand, fügte er ebenso hinzu:

„Setz dich und höre weiter."

Dann, ohne sich um die Ausführung seines Befehles zu kümmern, sank er zum Sitz auf sein Bett nieder und begann sich wieder seine Unterschenkel zu reiben. Dabei sagte er unter höhnischem Auflachen: „Der Traum ist nämlich noch nicht zu Ende. Mußt du wissen . . . hahahaha . . ."

Dann, innehaltend, redete er gebückt und überstürzt aus eingeengter Brust mit halber Stimme, so, als sei er ganz allein im Zimmer:

„Durch Summierung der sichtbaren Verwicklungen ist immerhin eine geistig überschaubare, genaue Differenzierung der Vorgänge zwecks Einsicht in die lebendigen Tatsachenverhältnisse möglich. Da sich aber die intellektuelle Synthesis nie mit der Synthesis des Lebens deckt, bleibt letzte Klarheit ein schmerzvolles Spiel bloßer Annäherungen."

Dann sprang er auf, rang die Hände und rief schmerzvoll bittend:

„Manja! . . . Manja! . . . Manja!! . . ."

Frau Weitfeld brach in schluchzendes Weinen aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Der Professor sah ihre vollen, schönen Schultern beben und zwischen ihren Fingern quoll das goldgelbe Gelock der etwas in Unordnung geratenen Haare.

Auf den Zehen trat er zu ihr, zog mit schonender Gewalt ihre Hände vom Gesichte und sagte, sie in den seinen haltend:

„Ja, lieber Mensch, es geht um Tod und Leben mit uns."

Und da sie nicht antwortete, sondern mit gesenktem Gesicht lautlos fortweinte, ließ er langsam ihre Hände wieder seinem Griff entgleiten und fuhr, den Inhalt der Erschütterung und seinen Traum weiterführend, ruhig zu sprechen fort: „Weißt du, ich fiel vom Wagen und mir wurden von den Rädern Arm und Bein und Kopf abgefahren. So daß nur der Rumpf übrig blieb. Aber ich konnte doch nicht sterben, genau so nicht wie die andern Menschen, die gleich mir von den Rädern zermalmt worden waren. Der Zug fuhr weiter und ließ uns Verstümmelte liegen. Wir aber, als alles still war im Lande, erhoben uns und wie wir, eine endlose Kette Zerfetzter, dagelegen hatten, so begannen wir, eine endlose, schauerliche Prozession, durchs Land zu pilgern, dabei, je weiter wir vorrückten, bemächtigte sich unserer eine große Inbrunst, und ehe noch einer wußte, was dies Gefühl in ihm zu bedeuten habe, sangen alle begeistert: ‚Deutschland, Deutschland über alles'.

Ich, der am Ende des blutigen Zuges mich auf geheimnisvolle Weise, ohne Arme und Beine, fortbewegte, sang am lautesten von allen, trotzdem ich doch keinen Kopf hatte. Aber aus meinen blutleeren Adern, aus meinem wunden Herzen, meinen Gedärmen brauste und sang es. Jede zuckende Fiber meines entstellten Rumpfes hatte eine schrille aber hymnische Stimme. Noch jetzt im Wachen ist es mir, als fühlte ich in meinem Leibe den rhythmischen Nachhall jenes Traumliedes zittern. Es war das Furchtbarste, was ich je gehört habe, und als ich mich umdrehe, bemerke ich, daß ich doch nicht der letzte des Zuges bin. Denn hinter mir kam der blonde, gemästete Kerl, der mich aus dem Wagen gestoßen,

mit mir unter die Räder gefallen und doch vollkommen heil geblieben war. Das Maul aufgerissen, daß der impertinente, aufgewichste Schnurrbart zitterte, sang er, wie wir Krüppel alle: ‚Deutschland, Deutschland über alles'. Er sang es bacchantisch, mit tanzendem Gange, und die Frau, die, inbrünstig von ihm umschlungen, an seiner Seite ging, jubelte ebenso und jedesmal, wenn die Blicke der beiden auf mich armseligen Rumpf fielen, der nur mit seinen blutleeren Adern und seinem halbtoten, ausgepumpten Herzen singen konnte, brachen sie in schallendes Gelächter aus.

Hahahaha! – Hahahaha . . . haha . . . und wie ich genauer hinsah, wer die Frau sei, die an der Seite Körtens – ja denke, der Kerl war niemand als der Assessor Körten . . . an der Seite Körtens geht, armverschlungen, eins miteinander, vollkommen eins, wer diese Frau sei – – – erkannte ich dich . . . – Manja! – und erwachte vor Schrecken."

Der Professor hatte leiser und immer leiser gesprochen und war von der Eindringlichkeit seiner Erzählung mit dem Oberkörper seiner Frau entgegengeschoben worden und nun, da er am Ende, wie nach einem langen Lauf bergan, schweratmend schwieg und vorgereckten Halses, mit blassem, zusammengezogenem Gesicht und weitgeöffneten Bohraugen, wie mit allen Fibern seines Wesens auf sie eindrang, sah er wie ein aus tiefem Schlafe Aufgeschreckter aus, der in finsterer Nacht bis ins Herz getroffen, etwas Furchtbarem sich gegenübersieht, das er nicht erkennt. In der Stube war es drückend still wie nach einem Knall.

Frau Manja hatte mit dem leisen Schluchzen aufgehört und stierte, auch vorgebogenen Leibes, mit weiten Augen unverwandt auf einen Fleck der Diele.

Dann nickte sie lautlos diesem Geheimnisvollen zu, worauf sie geschaut hatte, erhob sich unnatürlich leise und trat mit zugefallenen Augen ans Fenster.

Sie stürzt sich hinaus, fuhr es Weitfeld, der lauernd alles beobachtet hatte, durch den Kopf und als sie eben wie mit abgeschlagenem Arme nach dem Fenstergriff langte, sprang der Professor hinter sie, drückte ihr den Arm nieder und sagte mit gütigem Vorwurf leise: „Manja! Nicht doch!"

Sie bebte am ganzen Leibe wie im Frost. Aber jetzt, da er sie berührte, löste sich der Fieberbann ihrer Seele. Mit einem Schrei umschlang sie den Nacken des Professors und brach dann in fessellloses Schluchzen aus.

„Josef . . . Weitfeld . . . Mann, Mann . . . mein Gott . . . ach Gott. Weitfeld . . . mein guter, lieber Mann. . . . das hab ich ja gar nicht geahnt, daß du so leidest . . . daß du mich so liebst, so nach mir verlangst . . . Aber mein Gott, wie sollt ich auch? – Das konnte ich doch nicht wissen . . . wenn du . . . ich bitte dich um alles in der Welt, glaub mir das eine . . .

jetzt, jetzt, in diesem Augenblick weiß ich, daß mein Tiefstes nicht eine Sekunde dir untreu geworden ist... nie, nie... du goldener, bester, geliebter Schnurr... willst du es glauben?..."

So stotterte sie zusammenhanglos zwischen den Stößen des Weinens, bald in Verzweiflung, bald im Jubeln, fiel ihrem Mann um den Hals, ließ ihn los, ging mit ausgebreiteten Armen ein Stück in das Zimmer, setzte sich, sprang auf, kurz, überließ sich dem Gefühlswirbel einer Erlösten, die nach langer Dunkelhaft fessellos ins Licht schwärmt und eher die Farbe der Verrückung und krankhaften Überschwangs an sich trägt als den Schimmer glückhafter Verklärung.

Weitfeld hatte sein Weib beim ersten Losbruch sorgsam umfangen und sich bemüht, sie vom Fenster weg nach dem Stuhl hin zu führen.

Als aber das beglückte Weib wie ein Frühlingssturm über ihn geriet, ihn mit Küssen fast erstickte, fahren ließ, durch die Stube fegte und wieder an seinen Hals stürzte, erkannte er, für ihr Leben sei nichts zu fürchten, gab seine Bemühungen um sie auf und begann, seine Kleider zusammenzusuchen und sich anzuziehen. Er tat dies Geschäft gründlich, mit zusammengezogener, bitterer Aufmerksamkeit und hörte indes auf das Schwärmen, die Selbstanklagen, den Jubel und die Trauer Manjas, von der sie durch das Zimmer getrieben, hin und wieder auf den Stuhl gedrückt und dann wieder an seine Brust geführt wurde.

Alles, was sich seit Jahren geheim in ihrem Herzen angehäuft hatte, wurde von der Überflutung befreit und stürzte schäumend und ungeordnet, gleich Stauwassern aus ihr:

„Siehst du, ich sage dir, wenn du nicht den Rappel gekriegt hättest, stante pede aus Berlin zu gehen, deine Professur, deine Laufbahn, deinen Ruhm, dein ganzes Leben im Stich zu lassen..."

Weitfeld, der eben seine Weste vom Boden aufzuheben im Begriff war, warf sie unwillig wieder auf die Diele und murmelte unwillig: „Ach was Gelehrtenlaufbahn und Ruhm. Einfach lächerlich..."

„Na aber, Schnurr... Es ist ja wunderbar, daß dir alles vor der einen Tatsache der gekränkten Liebe belanglos vorkommt... wunderbar, ich bin glücklich... Josef, Josef, Gott, mein Seppi..."

Manja glühte, umschlang den Mann wieder mit ihren Armen, schmiegte sich wie eine saugende, lodernde Flamme in ihn, daß in dem langen, mageren, zergrübelten Mann das Feuerpulsen endlich auch erwachte. Er biß wohl in Gegenwehr die Zähne aufeinander; aber das Weib spürte, wie sie von seinen Armen immer brünstiger und immer tragender umfangen wurde und süchtig lispelte sie:

„... du Seppi... mein einzig geliebter Mann... glaube mir, nicht das mindeste ist zwischen mir und dem Körten vorgekommen... Seppi...

Seppi ..., weißt du, weil du dich doch gar nicht um mich gekümmert hast, hab ich ihm Bilder geschickt, wir haben Briefe gewechselt und alles offen mit Vermittlung der Griepenstein, alles dick aufgetragen, um dich zu reizen, zu verwunden, zu stacheln. Aber du schläfst ruhig drüben, ich hüben, läßt deinen Ruhm vermodern, meditierst, machst Schimmelhokuspokus, bist wie ein hölzerner Götze ... ich war verzweifelt, Seppi ... ich wußte nicht ... Gott, Gott sei dank, Schnurr ... Seppi, nimm mich! –"

Auf dem Wege zum Bett, sagte die Frau all das furios, wie unter einem heißen Gebläse, ihrer selbst nicht mehr mächtig nach der jahrelangen Entbehrung jeder Zärtlichkeit.

Des Professors Atem ging stoßweise und er mußte schon gewaltsame Schlingbewegungen machen.

„... Sei nur still, Manja ... beruhige dich ..." flüsterte er mit der borkigen Stimme von Männern, die im Begriff stehen, vom Feuer des Geschlechts versengt zu werden. Das Farbenspiel begann auch schon vor seinen Augen, die zum Schlaf der Ekstase sich schlossen. Lichträder tanzten, rote Pfeile züngelten durch Schwarz.

Allein plötzlich stürzte er mit dem Flugzeug seiner Erotik aus der lodernden Luft, denn im Schwarm der Farbenjagd stand plötzlich sein Kreis mit dem eingezeichneten Fünf- und Dreieck in den Weltallsgrundfarben grün, blau und braun vor ihm. Er stand wie angenagelt in seinem Innersten und etwas, noch bitterer, wie Verachtung ging von ihm aus.

Da löste sich sein Griff von seinem heiß hinschmelzenden Weibe und mit übermenschlicher Anstrengung reckte er sich blaß vor der aufgeschreckten Frau auf, die ihn verstört ansah und schüttelte den Kopf.

Nach Fassung ringend, leise und demütig verschämt sagte er:

„Nein, Manja, verzeih, das wollt' ich wahrhaftig nicht sagen. Darum handelt es sich nicht bei mir. Nein. Wirklich. Verzeih'. Bitte, gib mir die Hand."

Damit führte er die aus allen Himmeln Gestürzte auf ihren Stuhl.

Dann trat er einige Schritte von ihr weg, wandte sich von ihr ab, senkte den Kopf, bedeckte seine Augen mit den Händen und verharrte eine lange Weile so, ohne sich zu rühren, in Versunkenheit und Schweigen. Als er sich endlich umwandte, saß seine Frau halb abgekehrt auf dem Stuhl und hatte den Kopf in die auf der Lehne gestützten Arme vergraben. Weitfeld glaubte, die höhere Schwungernüchterung, von der er erfaßt und widerstandslos ins Meditieren gezwungen worden war, habe sich telepathisch von ihm auf Manja übertragen und mit glückhafter, fast furchtsamer Schonung, sagte er:

„Manja – du ... ach so, du bist noch im Versinken. Verzeih!"

Und eilig und völlig geräuschlos vollendete er seine Toilette.

Doch seine Frau verharrte regungslos in der abgewandten Vergrabenheit.

Da strich er sich grübelnd ein paarmal mit zwei Fingern den Nasenrücken, hielt überlegend inne, warf einen langen großäugigen, hypnotischen Blick auf sie und als das nicht half, sie zu erwecken, fuhr er einigemal mit den Händen, vom Kopf angefangen, ihre Gestalt in der Luft nach.

Manja aber lag in der Nacht der bitteren, weiblichen Scham, in einer fressenden Lähmung, betäubt, und das Blut tobte durch ihre Schläfe.

Auf den Strümpfen näherte sich nun der Professor unentschlossen und unhörbar einige Schritte, hielt aber dann inne und begann leise zu sprechen, leise und schonend wie man zu Erwachenden zu sprechen pflegt:

„Siehst du, Manja, nun sind die Tore auch für dich aufgegangen, durch die es mich vor Jahren geführt hat. Es war schwer. Aber es ist gelungen. Gottlob. Bleib ruhig liegen. Ich kenne das. Alle tiefe Erkenntnis beginnt mit tiefer Betäubung.

Laß mich dem Aufblühen deiner Seele helfen. Aber zwinge dich nicht, zu hören. Sobald es dich indigniert, darfst du mir nur ein stummes Zeichen geben und ich schweige und ziehe mich zurück."

Er wartete und betrachtete aufmerksam die Schultern und den Kopf seiner Frau, ob sich eine abwehrende Bewegung in ihnen rege.

Manja lag regungslos über die Stuhllehne gebeugt. Weitfeld setzte sich darum lautlos auf einen Stuhl etwas von ihr entfernt, betrachtete sie noch ein wenig auf das genaueste und nickte dann befriedigt.

„Ja, bleib so," sagte er, „es ist immerhin eine entsprechende, produktive Haltung. Die Präponderanz des geistigen, des Gehörssinnes, wird dir dadurch erleichtert. Der Augenkreis verschwindet in der Horizontlosigkeit seelischer Apperzeption. Beziehungsweise . . . aber das ist hier Nebensache. Also, um zunächst ein Mißverständnis wegzuräumen, muß gesagt werden, daß die Verstrickungen einer Meinung zu lösen sind, denen du tiefer verfallen scheinst, als ich selbst darunter diese Nacht im Traum und den gestrigen Nachmittag gelitten habe. Ich meine das Wahnfaktum meiner Eifersucht auf diesen Assessor Körten, dem du sein Andringen an dein Wesen durch eine Bereitwilligkeit erleichtert hast, welche von deiner Seite nur in der Rücksicht ihrer Reizwirkung auf mich gespielt worden ist.

Habe ich dich so recht verstanden?"

Der Professor sah einen Ruck durch den Körper seiner Frau gehen, so als wolle sie sich zu leidenschaftlicher Erwiderung erheben. Doch es blieb bei dem kurzen Aufbäumen. Im nächsten Augenblick lag sie noch regungsloser, mehr wie eine welke, ausgerissene Staude, und er sah nicht einmal mehr den Atem in ihrem Rücken beben.

Weitfeld faßte diese Gebärde seiner verzweifelten Frau als Bejahung seiner Frage auf und fuhr darum fort: „Gut. So liegt also die Sache. Nun gerät man aber immer in nicht lösbare Verwickelungen, wenn man eine Frage nach den rein subjektiven Bedingungen zu beantworten versucht. Denn das Individuum ist ebenso sehr die Anarchie wie die Mechanik. Und wenn wir auf die Menschheit im Ganzen sehen, so bemerken wir, daß die Verhältnisse auf Erden wohl stets die gleichen bleiben, wenn die Modalität ihrer Formen auch unendlich ist.

Die Art der Wesen verändert sich innerhalb der Epochen nicht. Die Gattungseigenschaften sind stabil. Sie kommen mit dem Wesen zur Welt, die darauf gar nicht stolz sein dürfen, denn das ist nicht ihr subjektives Eigentum. Ich weiß, daß ich damit in schroffem Gegensatz zur Evolutionslehre stehe. Aber das ficht mich nicht an. Ich habe sie durchschaut, als das ins Kosmische, Grandiose betriebene menschliche Utilitätsprinzip, das wir gewaltsam ins Weltall projizieren.

Trotz all dieser Redereien bleibt die Krähe eben die Krähe, wendet heut wie vor Jahrhunderttausenden den Kopf rechts und links, ruckt die Flügel, äugt schief, bald zum Himmel, bald auf das Düngerhäufchen, auf dem wir beide sie gestern beobachtet haben.

Es wäre Torheit, darum zu hadern.

Und auch die Menschen leben und sterben meistens in dem Käfig der Stände und Geschlechter, in die sie geboren werden. Die Lebendigen ziehen immer die abgelegten Kleider der Leichen an, und der Schneider Harun al Raschids und der Kaiser Wilhelms des Zweiten sind ein- und dieselbe Figur.

Aber, meine liebe Manja, diese Mechanik, die durch die Jahrtausende als eine öde, gerade, graue Flucht geht, sie begreift auch ebenso in sich das Verhältnis der Geschlechter zueinander, also das Verhältnis zwischen Mann und Weib.

Gemeinhin bezeichnet man diese Seite der kosmischen Mechanik, der die gemeinen Menschen unterliegen, als göttlich.

Doch alles Physische ist nur Emanation des Geistigen und Ausdruck seines inneren Formzustandes. Dieser kann wiederum nicht von sich her, sondern nur von der höheren Instanz, der Seele, geschätzt oder gewertet werden.

Damit sind wir in dem Reich der göttlichen Anarchie, in dem Gebiet des zweckfreien Wissens, jenseits aller irdischen Individualschranken. Wer in diese Weite eingegangen ist, befindet sich jenseits des mechanischen Zwanges aller Modalitäten, also auch der Modalität des Geschlechts und wird ihr nur ein Recht auf sich als einer geistigen Entsprechung einräumen, die wohl eine Form, doch nie das Ziel an sich ist."

Weitfeld war unversehens in die heißen, unterirdischen Wogen untergetaucht, von denen sein Leben seit Jahren getragen wurde. Es hatte ihn von seinem Stuhl getrieben und, bald vor sich hin zu Boden starrend, bald seine Augen ins Grenzenlose hinaushebend, ging er mit seinem langen, tauchenden Schritt erregt auf engem Raume in der Stube auf und nieder.

Er war so mit seinen Ideen beschäftigt, daß er aufgehört hatte, den Eindruck seiner Worte auf Manja zu beachten. Jetzt, von seinem leidenschaftlichen Hingang zurückkehrend, sah er sie nicht mehr in der Haltung tiefer Versunkenheit halbgewendet auf ihren Armen über die Stuhllehne liegen, sondern er fand sie in leidenschaftlicher Erregtheit, nein, in einer Art verbissener Starre, fast auf dem Rande des Stuhles aufrecht sitzen, die Füße wie zum Sprung fertig zurechtgerückt, die Hände so wild im Schoß gefaltet, als sei sie eine aus größter Höhe Fallende, die sich verzweifelt an einem Seil hält, und ebenso wild entschlossen war auch der Ausdruck ihres verfärbten, eingefallenen Gesichtes.

Weitfeld erblickte in dieser Haltung den Ausdruck ihrer Ergriffenheit über seine Aufschlüsse. Er hatte das oft bei seinen hingebendsten Zuhörern im Auditorium erlebt und es Erkenntnisbestürzung getauft. Wenn seinem Geist die Erschütterung des andern bis zu diesem Grade gelungen war, bedurfte es nur noch geringer Mühe, den Sieg einer neuen These vollkommen zu erreichen.

Er blieb also stehen, sah beglückt auf seine liebe, erschütterte Frau, hob triumphierend die Hand und rief:

„Ja ja, liebe Manja, so und nicht anders steht es vor den Augen des hohen Unbeirrten: Man muß sich für zu gut halten, daß der gemeine Geschlechtstrieb die paar uralten, brutalen Akkorde aus unserm Dasein herausschlägt."

Auf diesen Ausbruch hin löste Manja die Verschlingung ihrer Hände, umfaßte wie in einer unnatürlich qualvollen Schmerzempfindung ihre Knie, hob das Gesicht und sah ihn vollkommen verstört an.

Dann bewegte sie das Haupt verneinend und hauchte ein paarmal: „Nein . . . nein . . ."

„Ja, Manja," rief Weitfeld beteuernd, „ja, sage ich dir. Wenn du willst, fühl! Überzeuge dich meinetwegen manuell. Auch der letzte Hauch ist aus meinem Sexus geschwunden."

Mit einem Wehlaut ließ die Frau langsam den Oberkörper niedersinken und barg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Furchtbar ... furchtbar ..." murmelte sie dabei und schauerte zusammen.

„O nein, nicht furchtbar, nicht furchtbar," rief der Professor förmlich ekstatisch, „herrlich, liebe Manja, herrlich, sage ich dir. Über allen stehen

wir dadurch. Nun wirklich zwei, die den Ehrennamen homo sapiens in der Tat verdienen. Ich, sofern ich Mann bin, bin dir, insofern du Weib bist, von nun an nichts mehr schuldig und umgekehrt. Mit dieser niedern, tierhaften Instanz sind wir endgültig fertig. Damit haben wir von nun an nichts mehr zu schaffen. Wir sind göttlich. Denn an die Seele und Gott reicht auch nicht ein Schimmer des Sexualnexus."

Nach diesem erneuten Ausbruch hob Manja langsam und starr ihren Oberkörper. Ihr Gesicht war fremd und ruhig. Sie sah ihren Mann nicht an, sondern hielt den Blick an ihm vorbei, unverrückt auf die Ecke des Zimmers gerichtet.

„Und deine Gänge gestern nachmittag zu dem Dienstmann Käse und zu Malva Griepenstein?" fragte sie hart.

„Geb ich zu, eine letzte atavistische Anwandlung."

„Und diese wilde Nacht mit dem wilden Traum und dein Schreien diesen Morgen?" fuhr sie unbeirrt weiter fort.

„Ja, was willst du denn damit? Über dieses Faktum sind wir doch längst hinaus, Manja! — In Goethes zweiter Schweizerreise kommt eine Darlegung von der Art vor, wie Maultiere schroffe Abhänge nehmen. Sie laufen schnell vor, dann bleiben sie plötzlich und zwar oft an den gefährlichsten Stellen . . ."

Manja krümmte ihre Lippen in einem spöttischen Lächeln und unterbrach ihn:

„Schon gut. Und so bist du also auch aus Berlin neunzehnhundertfünfzehn nicht wegen mir fortgegangen. Das heißt nicht aus Eifersucht gegen Körten?"

„Nein, haha, weiß Gott, im letzten Grunde nicht wegen diesem oberflächlichen Doktor Nichts. Haha! Nein, ich hatte das Leben unter meiner Kollegenschaft, unter diesen Krämern der sogenannten Wissenschaft, satt."

„Das sind jetzt drei Jahre her?" fragte sie immer härter und tonloser weiter.

„Ja, ganz recht, drei Jahre. Stimmt," antwortete Weitfeld unsicher werdend. „Manja, ich bitte dich . . ." Aber sie ließ ihn nicht vollenden.

„Zehn Jahre dauert unsere Ehe," fuhr sie mit einem Frösteln in der Stimme fort, setzte wie verschmachtet einen Augenblick aus und vollendete dann gepeinigt: „Und drei Jahre getrennt. Drei ganze — volle — lange Jahre."

Dabei erhob sie sich von dem Sitz, ohne ihre Augen von der Ecke des Zimmers abzukehren.

„Und das soll so weiter dauern Jahr um Jahr. Jahr um Jahr. Bis in den Tod."

„Aber liebe Manja, so hör doch schon," rief Weitfeld dringend und doch auch von einer Furcht angerührt. „Nicht grau, nicht leer, nicht

ereignislos. Nein, im Gegenteil. Siehst du es denn nicht ein? Die Gemeinschaft der Leiber ist nun überwunden. Die höchste, göttliche Form der Ehe beginnt nun. Nunmehr gilt es, auf der Basis der individuellen Vertiefung, unter Ausmerzung des zerebralen Micals aus dem Mutterboden der spirituellen Energie durch Differenzierung und Potenzierung unserer Persönlichkeit eine höhere, geistige Einheit zu erringen."

Da verließ die tapfere, liebe Frau die Kraft. Sie begann zu taumeln, griff nach der Lehne und sank an dem Stuhle in die Knie, das Gesicht wieder in den Händen vergrabend.

Weitfeld verstand sie in seiner fanatischen Verblendung noch immer nicht.

„Jawohl, liebste Frau," rief er schwärmerisch, „recht hast du. Zum Taumeln, zum Knien ist es. O, und unsere Kinder erst! Manja, was uns Ende und Höhe ist, das soll ihnen Tal sein. Sie sollen in ihren Höhen Gewandungen tragen, liebe, liebste Menschenfrau, von denen du und ich noch gar nichts ahnen. Dann wird kein Menschenhaß mehr sein auf Erden, kein Krieg, kein Fluch der Völkerfeindschaft . . ."

Manja hatte zu schluchzen begonnen. Trotz ihrer Gegenwehr steigert es sich. Mit den Händen, die zu Fäusten geballt waren, preßte sie das Taschentuch gegen den Mund. Aber das Weinen steigerte sich zum Krampf. Ihr Körper wurde von Stößen verzweifelten Schluchzens geschüttelt und schreiend stotterte sie: „Aber . . . Mann . . . Ma . . . a . . . nn . . . so höre doch schon . . ."

„Immer weine du, Liebste. Aus unserm Schmerz, aus unserm Ringen wird die neue Welt geboren," rief er in wilder Verzückung. Dann trat er zu ihr, beugte sich und fragte: „Was hat es? Was sagst du? Ich versteh dich ja nicht."

Da wurde die Frau mit einemmal totenstill. Die Welt war ein gläserner Sarg und man hörte wieder nichts als die Sommerfliegen ratlos an die Scheiben picken.

In diese Totenstille sprach die Frau, das Gesicht fest auf das Rohr des Stuhlsitzes gepreßt, leise und mit Schauern:

„Ich war schon einmal bei Körten und habe mich an ihn verloren. Mann! – Mann!!"

Weitfeld zog die Hand zurück, die er begütigend auf ihre Schulter gelegt hatte, trat einen Schritt von ihr weg und schaute einen Augenblick betroffen auf seine hohle Hand. Nur einen Augenblick dauerte dies Stutzen. Dann flog die alte Berauschtheit über ihn. Stürmisch trat er auf sie zu, faßte sie unter den Achseln, und im Bemühen, sie emporzurichten, redete er überstürzt auf sie ein:

„Aber laß doch das. Das gehört ja dem alten, abgelebten Leben an. Darüber gräm dich nicht. Das ist abgetan. Jetzt stürzt der Strom der Seele . . ."

Aber mit einem Aufschrei des Entsetzens riß sich die Frau von ihm los, versetzte ihm mit der Faust einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte und schleuderte ihm den Ausruf ins Gesicht: „Pfui! Pfui!!"

Dann raffte sie jäh den Schlüssel vom Nachttischchen, stürmte durch die Tür und schlug sie hinter sich zu.

6

Trinker geraten bei übermäßigem Alkoholgenuß durch den Rausch in den zweiten Zustand der Nüchternheit, in eine grelle, fast hektische Überklarheit des Denkens, in einen Zustand, in dem von den Bewegungen ihrer Überlegung der letzte Schatten des Mitleids und der Parteinahme auch gegen sie selbst verschwindet.

So etwa erging es dem Professor Weitfeld in den ersten Augenblicken, als ihn seine Frau verlassen hatte und er sich, von dem Gipfel seiner höchsten Begeisterung gestürzt, allein im Zimmer sah.

Das ganze Haus war von dem Knall, mit dem Manja die Tür hinter sich zugeworfen hatte, wie von einem Schuß mitten ins Herz getroffen, plötzlich getötet worden, und er stand in dem atemlosen Schweigen einer Totenkammer, ohne zu begreifen, wie alles das gekommen und vorübergegangen war. Er hörte ihre Schritte die Treppe hinauffliegen, droben auf dem Flur stolpern, sich aufraffen, weiterhuschen und hinter einem abermaligen Türenknall, wie mit einer Explosion verschwinden.

Darauf betastete er mit der Hand die Mitte seiner Brust, wo ihn der Stoß seiner Frau getroffen hatte, nickte sich schwer und wie in einem Wissen zu und trug dann den Stuhl, an dem Manja weinend gekniet hatte, in die dunkelste Ecke der Stube. Das Taschentuch, das sie im Krampf des verzweifelten Schluchzens zerrissen auf den Boden hatte fallen lassen, rührte er nicht an. „Mag es als corpus delicti liegen bleiben. Denn wenn ich sie morgen auf ihre Exaltation aufmerksam mache, wird sie es wieder nicht Wort haben wollen. Und alles war wieder nichts, als ‚seniler Einsamkeitskram von mir'", so sprach er leise vor sich hin, als er von dem Winkel seiner Stube in deren Mitte zurückkehrte und lächelte höhnisch, blassen Gesichtes und unendlich bitter. So übersah er sein großes Zimmer in einer Art hilfloser Überheblichkeit, als stehe er in einer Wüste mit unendlichem, verdämmerndem Horizont an allen Seiten.

Und bei all dieser bitteren, höhnischen, überheblichen Ruhe lag ihm ein wilder, furchtbarer, nein, ein bestialischer Schrei im Halse, gegen dessen Ausbruch er mit Anstrengung kämpfte, weil er sicher fühlte, daß er sich dann zunächst mit den Fäusten und Füßen auf die geschlossene Tür stürzen, sie einschlagen müsse und dann gezwungen sei, wie ein Wahnsinniger im Hause zu toben, auf die Straße zu laufen, das ganze Dorf in

Aufruhr zu versetzen, „die ganze verfluchte, besudelte Welt geiler Menschenhunde zu vernichten — zu vernichten — vernichten . . .“

Ohne es zu wissen, waren seine Gedanken zu lauten Worten geworden, deren Nachhall er jetzt, jäh aufschreckend, nicht anders als falle er eine Strecke durch die Luft, in der Stube nachklingen hörte, und sich selbst fand er wie im Kochen atmend, mit geballten Händen auf die Tür starren.

Er schüttelte mit mißbilligendem Lächeln den Kopf über seine „innere Fessellosigkeit“ und fuhr sich mit der Rechten von der Stirn her über das Gesicht, um die Verzerrung eines bösen Krampfes wegzuwischen.

„Es ist ja lächerlich,“ sagte er dabei in plötzlich ausbrechender Lustigkeit, „totaler Unsinn, mich so aufzuregen.“

Aber da gewahrte er den Malkittel seiner Frau auf der Diele und mit eins brach die Wildheit wieder los:

„Dieser verfluchte, verfluchte Malkittel liegt auch noch da und sie weiß es doch, daß mich die Unordnung rasend machen kann.“

Weitfeld stürzte sich auf das Kleidungsstück, hob es auf, warf es gegen die Diele, daß die Knöpfe klirrten, stieß es mit den Füßen vor sich hin und schrie fortwährend: „So eine Schweinerei! So eine verfluchte Schweinerei dulde, dulde . . . dulde ich . . . un . . ter . . . kei . . nen . . . Umstän . . den . . .“

Über das ganze Zimmer schubste er mit den Füßen den Malkittel Manjas, bis er ihn unter sein Bett geschleudert hatte.

Er taumelte vor Zorn, daß er sich mit der Hand auf das Nachttischchen stützen mußte.

Dann streckte er seine Hand aus, betrachtete lange aufmerksam ihre innere Fläche und murmelte, sich mit aller Macht zu seiner alten Sanftmut zwingend, leise, fast weinerlich gütig:

„Das . . . das geht doch nicht . . . Weitfeld . . . nein . . . nein . . .“

Er mußte aber den unbestimmten Gedanken der Beruhigung, zu dem er hinfinden wollte, unterbrechen, denn er hörte draußen auf dem Flur vorsichtige Männerschritte sich seiner Tür nähern, sah an sich hinunter, merkte, er sei noch in Strümpfen und horchte mit einer kleinen Beklemmung, ob es an die Tür klopfe. Dann wollte er auf den Zehen in sein Studierzimmer gehen und lautlos die Tür hinter sich zuziehen.

Aber das Klopfen unterblieb.

Nachdem er noch einen Augenblick gewartet und die Überzeugung gewonnen hatte, daß niemand draußen stehe, holte er sich seine Schuhe von der Schwelle herein, setzte sich auf den Stuhl am Bett, auf dem seine Kleider zu liegen pflegten und begann, sie sich gebückt anzuziehen, eine unpraktische Gewohnheit, die er aus seiner Knabenzeit behalten hatte.

Das heißt, er stellte seine Schuhe nicht auf den Stuhl, sie zuzuschnüren, sondern besorgte auf viel mühseligere Weise das Geschäft, indem er, bis zum Boden gebeugt, eilig die Senkel durch die Ösen schlang, nachdem er die Schuhe an die Füße gezogen hatte. Als er die Arbeit am rechten Fuß zu Ende gebracht hatte, mußte er sich aus der gebückten Haltung aufrichten, denn er bekam einen Schwindelanfall. Ja, schon als er mit gerecktem Oberkörper und geschlossenen Augen eine Weile gesessen hatte, schwankte und huschte das ganze Zimmer noch immer um ihn.

„Das ist die ungewöhnliche Aufregung," dachte der Professor, „der ganze Knäuel unaustragbarer Halbwahrheiten, in die ich nur geraten bin, weil ich mich wieder in diesen Relativitätsschwindel des Denkens eingelassen habe."

Damit öffnete er abermals die Augen, um zu erkunden, ob sich die Kongestion verzogen habe.

Ja, das stimmte nun alles wieder. Das Muster der Tapete stand sicher auf dem graublauen Grunde. Keines der dunklen Pünktchen rührte sich mehr. Die Portiere vor der Tür in sein Studierzimmer hing wieder regungslos. Daneben, auf der Radierung von Aust, „Die Landecker Bielebrücke", sah er scharf den heiligen Nepomuk auf der Mauereinfriedung des Brückenweges thronen.

Aber als er so untersuchend mit den Blicken immer weiter nach links rückte und an die dunkle Ecke gekommen war, in die er vorhin den Stuhl Manjas gestellt hatte, mußte er wegsehen und wieder die Augen schließen.

Da saß ja ein Feldgrauer im Mantel auf dem Stuhl, die Beine auseinandergeworfen, mit herausfordernd gerecktem Oberkörper und die eingeknickte Rechte aufs Knie gestemmt.

„Eine Selbstsuggestion", dachte Weitfeld und verharrte mit geschlossenen Augen eine Weile.

„Öffnen Sie die Augen, Herr Professor", redete ihn eine Stimme an, deren höflicher Ton höhnisch-verächtlich klang.

Weitfeld zuckte jetzt erschreckt zusammen, erinnerte sich aber, gelesen zu haben, daß bei Wachsuggestionen auch Gehörstäuschungen vorkommen können, nahm die rechte Hand über die Augen, lehnte sich im Stuhle zurück und beschloß, in Ruhe den Anfall vorübergehen zu lassen.

Aber da begann die Stimme wieder zu sprechen:

„Herr Professor, Sie haben vorhin Ihre verehrte Frau, die es am längsten gewesen ist, auf die niedrigste, gemeinste Weise behandelt. Dazu besaßen Sie den traurigen Mut. Ja. Aber jetzt, da ich gekommen bin, um dafür Genugtuung von Ihnen zu fordern, bedecken Sie feig Ihre Augen und tun, als sei ich nur eine Erscheinung."

Es war unverkennbar das überheblich schnurrende Organ des Assessors Körten, das er da hörte.

‚Da hol doch alles der Teufel', fuhr es wütend in Weitfeld in die Höh, so als sei die Stimme und das Bild nicht das Gespenst seines überreizten Wesens, sondern wirklich der verhaßte Liebhaber seiner Frau, der auf unbegreifliche Weise, da er sich die Schuhe von der Schwelle hereingelangt hatte, hinter ihm ins Zimmer geschlüpft war.

Der Professor spreizte ein wenig die Finger der Hand, mit der er seine Augen bedeckt hatte und lugte durch die Spalten, um zu sehen, ob die Gestalt noch immer auf dem Stuhle vorhanden sei.

Der Assessor saß in der gleichen Haltung, noch eher herausfordernder wie vorher, dort. „Es ist ja purer Blödsinn am hellichten Tage", murmelte Weitfeld. „Ich habe schlecht geschlafen, dazu die aufregende Unterhaltung mit Manja und der leere Magen. Das ist alles."

Damit erhob er sich, kehrte dem gefährlichen Winkel den Rücken, setzte den linken Fuß auf den Stuhl und begann, den anderen Schuh zuzuschnüren. Kaum hatte er damit begonnen, so fing der Assessor hinter ihm an, wieder auf ihn einzureden, aber nun mit so verletzendem Hohn, daß es Weitfeld schon nach den ersten Worten vor Zorn den Atem versetzte.

„Haha! Lächerlich! Sie wenden sich ab. So machen Sie, Herr, lieber innerlich kehrt. Lassen Sie diesen Schwindel der Internationalität, diesen Hokuspokus mit der Überpersönlichkeit des Menschen. Ziehen Sie richtige deutsche Stiebeln an die Füße und marschieren sie los. So machen Sie sich selber und die ganze Nation lächerlich."

Was ist denn das für ein Saft für Säuglinge, den Sie da in dem Petersdorf zusammengebraut haben?

Zum Speien! – Und wegen dieses Lutschers gaben Sie ihre Professur auf. Sie, die Hoffnung und der Stolz der deutschen Philologie, Sie, der Autor des epochalen, dreibändigen Werkes „Das Tal der Sprachen".

„Donner und Doria!" schrie Weitfeld in höchster Aufregung, schnellte in die Höh', packte den Stuhl mit beiden Händen an der Lehne und hieb ihn auf den Fußboden, daß es dröhnte. Dann schritt er langen Ganges auf die Tür seines Studierzimmers zu, ohne einen Blick nach dem Stuhl zu werfen, aber immerhin so wuchtig und verachtungsvoll, daß es nicht ohne Eindruck bleiben konnte, wenn ja das schlechterdings Unfaßbare dennoch Tatsache war, daß dieser Körten sich hinterrücks hereingeschlichen hatte und dort saß.

Der Professor riß die Portiere auseinander und verschwand in seinem Studierzimmer.

„So ein Unsinn! So eine Verrücktheit", murmelte er fliegend, fast atemlos. „Und das muß mir passieren? Mir! In diesen Extrementen muß ich wühlen! Ich?"

Er begann sofort mit fiebernder Eile um den Schreibtisch zu traben. „Weiß ich, daß alles aus ist. Soll sie auch haben. Mit Haut und Haaren soll er sie haben ... mit Haut und Haaren. – Gott sei Dank, daß es so gekommen ist. Jawohl. Ich hab einen Engel gehabt, sozusagen. Von gestern morgen ab. Von der Krähe ab. Gesegneter Vogel. Wahrhaftig! – Welche tiefe Symbolik, auf einem Düngerhäufchen saß sie. – Ja, wirklich prophetisch. – Moder ist nun alles, auf das ich gebaut habe. – ... Moder ... Unrat ..."

Er setzte sich auf den Schreibtischstuhl und fuhr fort, nur die zwei letzten Worte zu sprechen. Die Ellenbogen auf die Armlehnen gestützt, den Kopf zur Erde gekehrt, prägte er sich den Zusammenbruch seiner Existenz ein, indem er immer langsamer und leiser nur die zwei Worte sprach. Ohne daß er wußte, was mit ihm geschah, liefen ihm die Tränen über die Wangen.

Dann versank er in stummes Brüten.

7

Das Starren mündete fast reißend, wie fallendes Wasser in einen Teich stürzt, in Schlaf. Auf den untergelegten Armen ruhend, den Mund wie in erstorbenem Schrei weit offen, die Hände vom Geifer der Müdigkeit übernäßt, so schlief er.

Das Mittagsgeläut weckte ihn nicht; das tobende Nachhausekommen seiner Kinder rührte nicht an ihn. Das Dienstmädchen klopfte. Erst kam der kleine Georg, pickte zaghaft und immer stärker an die Tür und rief fein: „Papa, essen kommen! Mama läßt sich entschuldigen. Sie hat Migräne, Papa!" Dann, als er keine Antwort bekam und sein Schwesterchen herzugeeilt war, wagten die Kinder sogar, die Tür einen Spalt zu öffnen und ihr Gesetzlein furchtsam hereinzuflüstern.

Als sie den Vater regungslos über den Tisch geworfen, wie tot schlafend sahen, rannten sie in wahnsinnigem Schreck zur alten Therese und meldeten, daß der Vater unten sitze und gestorben sei, denn er atme nicht wie ein Mensch, sondern bloß noch wie eine Maschine.

Therese, das alte, liebe Hausmöbel, trocknete sich die Hände an der Schürze, spedierte sie tapfer lächelnd ins Eßzimmer vor ihren Teller und stieg dann unter Kopfschütteln und bitterem Lächeln in das untere Stockwerk.

Ihr vorsichtiges Klopfen, behutsames Eintreten, alles half nichts. Der Professor lag wie mit abgeschlagenem Kopfe auf seinen Armen, der Mund stand wie im Schrei offen, der Geifer lief ihm von den Lippen und als die Alte endlich wagte, ihm lind die Hand auf die Schultern zu legen und zu flüstern: „Kommen Se och, Herr Professor. Oder legen Se sich wingste eis Bette," erbleichte das Gesicht des Schlafenden noch

mehr, verzerrte sich in verzweifeltem Gram und ein leises Stöhnen, aber aus den letzten Tiefen der Brust, rang sich mit unverständlichen Worten vom Munde. Da merkte Therese wohl, daß hier ein Schicksal zurechtgerückt werde. Sie zog sich aufs tiefste bekümmert, behutsam zurück und schloß geräuschlos die Tür.

Weitfeld schlief weiter, Stunden um Stunden. Gegen vier Uhr nachmittag wurde sein Atem leichter. Der Ausdruck verzweifelten Grames verschwand von seinem Gesicht. Der Mund schloß sich.

Endlich richtete er sich auf, erblickte den Geifer auf seinen Händen, wischte ihn mit dem Taschentuch ab, sah sich in seinem Zimmer, wie in einem fremden Raume um, schüttelte den Kopf, legte sinnend die Fingerspitzen seiner beiden Hände aneinander und erhob sich dann mit einem zähen, wie schlaftrunkenen Ruck, trat in sein Schlafzimmer und sah nach dem Stuhl in der dunklen Ecke, wo der Assessor Körten vorhin gesessen hatte. Er war leer.

Schweigend schloß Weitfeld die Tür und trat zurück in sein Zimmer.

Ganz hoch im Unendlichen über sich hörte er etwas wie das schwache Brausen von Flügeln, die sich vorüberrissen, endlose Schwärme von Vögeln.

„Die Krähen. Immer die Krähen," murmelte er leidvoll verwundert.

Dann setzte er sich an den Schreibtisch, nahm ein dickes, abgegriffenes Buch, das in rohes Leinen gebunden und oben und unten mit eben solchen Bändchen zugeknöpft war, entfaltete es und begann nach kurzem Überlegen folgendes einzutragen:

„Wir alle, die grau wurden im Grübeln, wissen endlich um die Relativität der letzten, logisch klar zu fassenden Gründe und können und dürfen es gleichwohl nicht lassen, uns von der Kausalität im Kreise treiben zu lassen. Denn solange Menschen leben, deren Herz nicht wie eine Kümmeldolde des Feldes von jedem Winde geplündert, sondern wie eine kostbare Glocke an verschwiegenem Ort nur von geläuterter Hand — von unserer, unserer reinsten Hand — zum Klingen gebracht werden kann, so lange solch karge und reiche, solch sieghaft-zerstörte, zerstörende Menschen unter der Sonne leben, werden sie immer wie Sankt Augustinus am Ufer des Meeres gehen und mit Hartnäckigkeit versuchen, den Ozean des weltgeheimnisvollen Glückes mit der kleinen engen Hand ihrer Tage für diese Erde zu bewältigen."

Dann strich er das letzte Wort aus und schrieb dafür das Wort „retten" war auch damit nicht zufrieden, legte die Feder hin und murmelte dabei: „Nein, so geht's nicht!" und stützte einen Augenblick den Kopf in beide Hände.

Nach einigem Sinnen langte er abermals zur Feder, riß einen leidenschaftlichen Strich unter das eben Geschriebene und begann das Folgende in sein Tagebuch einzutragen:

„Alle Menschen haben wohl eine Ahnung, daß sie mit den anderen auf eine tiefere, seelische Art als die von Handel und Geschäft, von Notdurft und Nutzen verbunden sind, geben es aber nur für den engen Kreis ihrer nahen Freunde und bei jenen Menschen zu, an die sie sich durch eine tiefe Leidenschaft der Liebe oder des Hasses gekettet fühlen. Auf welchen Kräften ihrer tiefsten Natur diese Allverbundenheit der Seelen beruht, das Eingehen auf diese Erkenntnis lehnen fast alle aus der sehr richtigen Empfindung ab, daß ihnen dann die Wahllosigkeit und Ungebundenheit des gewohnten Lebenswandels unmöglich gemacht würde. Und so begnügen sie sich damit, über wundersame Berückungen der Sinne, kuriose Träume und seltsame Anwandlungen des Gemütes angenehm oder schreckhaft zu erstaunen oder als gebildete Menschen sich eben mit Hamlet zu beruhigen. Aber auch tiefere, schwerere Naturen bemerken auf dieser Seite des Lebens nur selten die tausendfältigen Formen menschlicher Existenz, die so nach allen Richtungen geknüpft sind, daß sie auch dem großen, gelassenen Geiste das Gefühl der Unendlichkeit der irdischen Lebensgestalt beibringen."

Weitfeld hatte immer langsamer und unwirscher geschrieben. Nun legte er die Feder wieder weg und murmelte gelangweilt:

„Ach, wozu denn das jetzt noch?"

Dann schob er das Buch über den Tisch, legte sich auf die Arme und war nach einigen Sekunden wieder von dem totenähnlichen Schlaf befallen.

Gegen Abend erwachte er mit einem Auffahren wie stürmisch emporgerüttelt. Der Himmel war schwach gerötet, wie ein Auge, das zu lange ins grelle Licht gestarrt hatte.

Weitfeld sprang vom Stuhl, trat ans Fenster, warf einen jähen Blick hinaus, kehrte an den Tisch zurück, überlas das Geschriebene, lachte höhnisch, riß die Blätter aus dem Buch und stopfte sie sich mit den Worten in die Seitentasche: „Blech! Quatsch! Das ist vorbei. Ja, ja, mein Körten, nun marschieren wir."

Darauf ging er ein paarmal durchs Zimmer. Das unentschiedene Tauchen war aus seinem Schritt vollkommen verschwunden. Er ging mit reißendem Federn und sein Gesicht hatte den Ausdruck, der fanatischen Asketen eigen ist. Mit einem Ruck unterbrach er plötzlich das Jagen vor der Tür zu seinem Schlafzimmer.

„Schluß! Schluß!" rief er mit böser Entschiedenheit.

Dann nahm er aus dem Schreibtisch sämtliches Geld, steckte es zu sich und ging mit langen Schritten eilend ins Schlafzimmer, aus dem er nach kurzer Zeit in Wadelstrümpfen, im Sportanzug, den vollgepackten Rucksack über den Schultern heraustrat.

Auf dem oberen Flur traf er Therese, die gerade aus der Küche kam.

„Wo ist die gnädige Frau?“ fragte er ruhig.

„Im Zimmer eingeschlossen,“ antwortete sie zaghaft und erschreckt, wegen seines blassen Gesichts und seiner starren und doch flammenden Augen.

„Gut“, sagte er. „Geh ins Eßzimmer. Ich hab mit dir etwas zu reden. Die Kinder sollen auch dort sein. Aber sofort.“

Dann blieb er stehen und zeichnete mit dem Stock irgend etwas auf den Fußboden.

Therese rief die Kinder aus ihrem Zimmer und ging mit ihnen bestürzt ins Speisezimmer.

Als der Flur ruhig war, holte Weitfeld tief Atem, trat an die Tür zum Zimmer seiner Frau, klopfte stark und als drinnen gerufen wurde: „Wer ist da?“ sagte er mit bebender Stimme: „Manja, mach auf.“

„Nein, niemals,“ rief seine Frau jach, aber mit verquollener unförmlicher Stimme, „niemals! Du bist nicht mehr mein Mann. Du bist nur ein Zuhälter des Geistes, ein . . . ein . . .“ Das andere ging in wehem Weinen unter, alles andere, das wie eine einzige lange Beschimpfung klang. Weitfeld biß sich auf die Lippen und sah zu Boden. Als es drinnen still geworden war, schaute er den Flur hin, neigte den Kopf nahe an die Tür und sagte: „Nun. Ich wollte dir auch nur melden, daß du für immer frei bist. Leb so wohl du kannst. Da du nicht mit mir gehst, muß ich ohne dich gehen. Leb wohl, Manja!“

Dann wartete er noch einen Augenblick.

Es blieb still im Zimmer und Weitfeld schritt langsam hinüber ins Speisezimmer.

Dort saßen die beiden Kinder furchtsam auf Stühlen und sahen ratlos und verscheucht auf ihren Vater, der nach dem Eintritt auf der Schwelle stehen blieb und sie lange mit seinen Augen umfing. Die Kinder senkten vor seinem Blick die Köpfe.

Als Weitfeld das bemerkte, nickte er in bitterem Sinnen und strich sich langsam mit der Hand über die Stirn.

„Ja,“ sagte er dann wie aus langem, schwerem Traum erwachend. „Wißt ihr, Jörg und Sissi. Ich muß ins Gebirge. Ich bin überarbeitet und muß allein sein. Folgt der Mama recht gut und seid immer lieb. Vergeßt mich auch nicht ganz. Lebt wohl – einstweilen. Ich muß sehen, daß ich fortkomme. Ehe die Nacht einbricht, muß ich oben sein. Lebt wohl, lebt wohl, Kinder.“ Damit umarmte er sie, als wolle er sie zerbrechen und küßte sie inbrünstig, die wie erstarrt alles mit sich geschehen ließen.

Als er von ihnen wegtrat, legten sie die Arme auf den Tisch und begannen leise zu weinen.

Weitfeld winkte Therese mit den Augen und sie folgte ihm auf den Flur.

Dort stand er und sah der Alten eine Weile überlegend, prüfend, vielleicht in einem letzten Schwanken seines Entschlusses ins Gesicht.

„Weißt du, Therese," sagte er dann leise und langsam, lachte aber plötzlich grell auf.

„Ach, was! Leb wohl und damit gut," rief er übermütig, drückte ihr die Hand und sprang förmlich die Treppe hinunter, eilte durch den Garten und war bald verschwunden.

Als Therese aus ihrer Betäubung erwachte und wußte, was vorgegangen war, lief sie wohl die Treppe hinab, ihm nach und schrie förmlich: „Herr Professor! – Herr Professor!"

Aber der Garten war leer. Das Pförtchen stand auf und nichts, als nur die Spuren seiner Füße im Sande, war von ihm zu sehen.

8

Als der Professor schnellen Schrittes sich dem Rande des Dorfes genähert und nach Überschreitung der Chaussee das geneigte Wiesengelände betreten hatte, das sich schnell gegen die Vorberge hob, war es gerade jene höchste Zeit der abendlichen Schönheit, in der manchmal das gesamte Land zu Füßen des Riesengebirges nur noch von dessen Schimmer durchleuchtet, von dessen Verklärung wie unwirklich gemacht wird. Wie eine magische, überirdische Exaltation glühte es grell und glasig hinter einem rötlichen Duft, der gleichwohl nicht wie der Reflex der schon hinter dem Hochstein sinkenden Sonne, sondern wie der Atem des Bergzuges selbst wirkte, der einmal in seiner selbständigen Schönheit sich zeigte, während er sonst immer von der Gnade des Tagesgestirnes lebte.

Weitfeld blieb, als dieser Zauber der Höhe eintrat, auf dem schmalen Steige, den er unter die Füße genommen hatte, wie auf einen Anruf aus den Lüften stehen, stürzte sich mit inbrünstigem Schauen in diese tausendfarbige Phantasmagorie über sich, schwang mit einer fast jubelnden Wildheit seinen Stock über dem Kopfe und rief wie erlöst ganz laut: „Jawohl! Jawohl! Nun drauf und dran."

Ein paar Holzfäller, die mit Knüppeln auf den Achseln einen benachbarten Steig aus dem Walde niederstiegen, sahen nach ihm hin, tauschten ein paar spöttische Bemerkungen und trennten sich dann, jeder einem anderen Holzhüttchen zustrebend, die unter einigen Obstbäumen versteckt lagen. Weitfeld achtete nicht auf sie, sondern setzte mit langen, gierigen Schritten seine Flucht fort. Er war bald in dem Walde über der Mathildenhöh verschwunden und trat kaum nach dreiviertel Stunden auf die kleine wiesige Hochfläche, in die, nach dem Hochgebirge zu, das Dörfchen Wiesenfeld sich verliert.

Ohne Rast überschritt er schon im Dämmern und dem blassen Geistern des aufgehenden Vollmondes den kleinen, waldumfriedeten Plan, betrat den Leiterweg und stürmte dann unaufhaltsam dem Kamme in der Gegend der großen Schneegruben zu.

Damit erlosch eigentlich die Spur, ich meine die sichere Spur dieses bedeutenden Gelehrten im Riesengebirge für lange Zeit. Mit seinem Eintritt in den Hochwald an diesem Abende verschwand er aber nicht von der Erde. Doch ist es nicht zu entwirren, durch wieviel innere und äußere Wandlungen, Dunkelheiten und Verzerrungen er bedrückt, verfinstert und entstellt wurde, bis zu dem Zeitpunkte, an dem er in der grellen Glut wilder, fessselloser Ereignisse öffentlich auftauchte und für Wochen die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich zog. Aber es ist sicher nicht wahr und auf das Konto aller üblen, leidenschaftlich-gehässigen Enthüllungen und böswilligen Aufschlüsse über das Wesen und die Lebensgewohnheiten Weitfelds zu setzen, womit die aller Mittel entblößte und verlassene Frau des Professors gleichsam überall zu Markte ging; es ist nicht wahr, daß er, kaum aus dem Hause getreten, sich unter einen Schwarm Arbeiter gemischt habe, die aus der nahen Papierfabrik kamen, um durch aufreizende Reden ihren ohnedies vorhandenen politischen Radikalismus noch zu erhitzen, ja sie geraden Weges zum tätigen Widerstande gegen die endlose Fortsetzung des sinnlosen Blutvergießens aufzustacheln. Die Arbeiterschaft dieses volk- und industriereichen Bergdorfes stand immer im Rufe verwegener Widersetzlichkeit. Tatsache ist es, daß in der Nacht dieses Tages, an dem die Flucht des Professors Weitfeld aus seinem Hause und seinem bisherigen Leben stattfand, es war ein Sonnabend gegen das Ende des Monats August 1918, in der Nähe des Gasthauses „Zum blauen Helm" ein wildes Johlen, Schreien und Pfeifen entstand. Unter den Rufen: „Schlagt sie tot, die Kriegsgewinnler und Menschenschinder", ergoß sich ein Haufen meistens junger Arbeitsburschen in die Gassen vor die Häuser der Vornehmen und Reichen. Überall heulten die Trupps dieselbe Parole: „Nieder mit dem Krieg!" und begannen dann Fenster und Türen mit Steinen zu bombardieren. Der herbeigeeilte Gensdarm wurde verprügelt, man zerbrach ihm das Seitengewehr, entriß ihm den Revolver, ehe er schießen konnte, knallte johlend die Waffe leer, warf sie in den Zacken und spedierte unter Gelächter den armen Sicherheitsmann über die hohe Ufermauer und gerade an einer tiefen Stelle nach, daß er pudelnaß wieder heraushumpelte. Aber mit dem plumpsenden Aufschlagen seines Körpers auf den Wasserspiegel, schnitt Geschrei und Aufruhr jäh ab und die Unruhstifter waren in der finstern Mitternacht wie vom Erdboden verschwunden.

Der gestäupte Gensdarm behauptet nun, die Anführer der Tumultanten

seien zwei Soldaten des Grenzschutzes gewesen, Landstürmer bayrischer Nationalität, die wirklich an diesem Tage nicht in ihr Quartier zurückkehrten, sondern spurlos verschwanden.

Es waren dieselben Soldaten, die am selben Tage nach der Ablösung von ihrem Postengange auf dem Kamm etwas nach zehn Uhr nachts mit Geschrei und Kolbenstößen an die Tür in dem Gasthaus „Zur großen Linde" in Wiesenfeld Einlaß gefordert hatten. Der Besitzer des Anwesens war seit zwei Jahren in Rußland gefallen und der einzige Sohn stand vor Verdun in der Kronprinzlichen Armee. So führte die Witwe mit ihrer einzigen Tochter und einer Magd allein die Wirtschaft. Als sie das Andringen der Männer hörten, das mehr einem Überfall von Räubern glich, kamen die drei fraulichen Wesen überein, noch einigen Widerstand zu leisten, zu versuchen, die Erregten in Güte zum Weitergehen zu bewegen und vor allem auszukundschaften, wer sie seien und was sie wollten.

Das pfiffige Dienstmädchen übernahm die Verhandlung mit den Männern und hatte es schon bald heraus, daß es die beiden biederen Bayern seien, die immer über den anderen Tag, bald auf dem Wege nach dem Kamm, bald auf der Rückkehr von dem Dienst auf dem Gebirge auf ein Weilchen in der Linde einkehrten und ob ihrer raunzigen Gutmütigkeit und der ehrlichen Wut über das „sakrische verfluchte Saubier" allen ein spaßiges Vergnügen bereiteten. Kaum, daß die Dienstmagd erfahren, wer die beiden Räuber seien, als sie lachend ihnen die Tür öffnete, weil sie sicher war, die Erregten schon bald wieder in ihr altes knurriges Schmunzeln zu scherzen. Allein sie täuschte sich. Die Soldaten benahmen sich nicht etwa wie Trunkene, nein, eher wie Übergeschnappte, aufs höchste gereizte Irrsinnige und begannen sofort ein drohendes Kauderwelsch „von der Herrschaft des Menschen", „dem Unsinn aller Gewalt und aller Könige", „dem Fluch des Krieges" und noch vielem anderen, hieben mit den Seitengewehren auf den Tisch und verlangten sofort Wein und Essen, soviel im Hause sei, widrigenfalls sie „dös ganze Gerümpel" kurz und klein schlagen würden und wer Miene zum Widerstand mache, den schößen sie bei Gott sofort über den Haufen. Dabei fuchtelten sie bald mit den Faschinmessern, bald hantierten sie an den Flinten herum. Das Dienstmädchen mußte bald einsehen, daß mit ihrer Schlauheit nichts auszurichten sei und schleppte in der Angst alles herbei, was die Wütenden forderten. Aus der dunklen Ecke neben der Tür achtete sie indes auf ihr erregtes Gespräch, in dem immer und immer „die Korallensteine", eine Felsgruppe auf dem halben Wege nach dem Kamm und ein langer, „gebüldeter" Herr eine Rolle spielten. Es sei alle. Das Volk müsse das Heft in die Hand nehmen. Nicht eher, bis alles von der alten Ordnung

zerschlagen sei, könne an das neue Reich der neuen Menschen gedacht werden, solche und ähnliche Reden führten die beiden, lachten zwischenhinein aus vollem Halse, tranken, sich gegenseitig anfeuernd, zu und stapften, ohne sich um das Mädchen und die Bezahlung zu kümmern, mit der Beteurung davon, schon heute mit dem Umschmeißen des ganzen Krempels zu beginnen. Unter der Tür kehrte sich einer um und schärfte dem Mädchen noch ein, niemand etwas von dem zu verraten, was hier geschehen sei, sonst kämen sie wieder und machten „die ganze Bagasche einen Kopf kürzer". Im Garten schlugen sie ihre Gewehre an einem Baum kurz und klein und rannten dann den Berg hinab nach Johnsbach zu, daß die Steine des Weges ihren Schritten nachrollten.

Um die Mitte derselben Nacht brach der Tumult in Johnsbach aus und als der Amtsvorsteher dieses Ortes Kenntnis von dem Vorgange in dem „Gasthaus zur Linde" erhalten hatte, bildete sich bei ihm die Überzeugung, ein fremder Agitator unterwühle die Gesinnung der Grenzsoldaten und gleich darauf stieg der dringende Verdacht auf, dieser Unruhstifter sei niemand als der Professor Weitfeld, der seit langem sich so seltsam betragen, dem Konsul Griepenstein und andern Personen gegenüber verfängliche und direkt umstürzlerische Ansichten geäußert und seine Frau verlassen habe. Durch ihre freiwilligen Aussagen über seine Ideen, die allem Hohn sprachen, was nicht nur den Deutschen, sondern jedem Menschen als heilig galt, wurde es vollends zur Gewißheit, daß es niemand als Weitfeld gewesen sei, der in der Nacht an den Korallensteinen die Grenzsoldaten zum öffentlichen Aufruhr und zur Fahnenflucht beredet habe.

Um das bis in die Tiefe mürbe Volk nicht noch mehr zu erschrecken und dem geheimen Lodern in so mancher Brust nicht zum Ausbruch zu verhelfen, vertuschte der Amtsvorsteher möglichst den nächtlichen Radau und stellte ihn als die kindische Lärmsucht knabenhafter Rüpel hin. Im stillen betrieb er das Vigilieren nach dem entwichenen Professor und veranlaßte den Kommandeur des Grenzschutzes zu einer verstärkten Streife nach dem mutmaßlichen Übeltäter den ganzen Kamm hin, von Schmiedeberg angefangen bis zur Senke hinter dem Reifträger. Aber man wurde seiner nicht habhaft, obwohl es sicher ist, daß sich Weitfeld noch in den folgenden Tagen auf dem Gebirge aufgehalten hat.

Denn der Wirt der Schneegrubenbaude hörte am Tage nach dem Johnsbacher Rummel gegen Morgen, aber noch in der Finsternis, stolpernde Schritte um das Gebäude, wie den Gang eines Übermüdeten, und war schon daran, aufzustehen, um den Verlaufenen hereinzuholen. Bald darauf fing es an zu reden, wie es ihm war, bald eine hohe, bald

eine tiefe Männerstimme, bald näher, bald ferner, und dann löschte der stärker einsetzende Wind das Stimmengemurmel ganz aus.

Deshalb glaubte er, es handle sich um einen Trupp Schmuggler von Böhmen her, die fast jede Nacht auf Schleichwegen hier vorüberkamen und, einmal über der Grenze, zu kurzem Verschnaufen ihre hochgeladenen Hucken absetzten. So schlief er wieder beruhigt ein, wenn es auch nicht zum vollständigen, tiefen Traumversinken kam, sondern nur gleichsam ein Schlafschwirren war, das ihm das Hirn benebelte und allerhand halbe Bilder an ihm vorüberriß.

Im ersten Morgendämmern erwachte er wieder. Und als er den Kopf hob, empfand er es wie den Nachhall schwachen Klopfens in seinem Ohr. Er stieg aus dem Bett, zog sich die Hosen an, ging ans Fenster, um einen Blick nach dem Wetter zu tun und sah einen grämlichen Morgen frostige Nebelfetzen vorüberblasen. Deswegen warf er noch eine Jacke um und stieg dann, etwas unwirsch und schlafbenommen, vorsichtig über die Treppe hinunter.

Richtig, als er die Tür öffnete, wäre er fast auf eine Menschenhand getreten. Denn über die drei Stufen war ein Mann heraufgeworfen in der Haltung eines zu Tode Erschöpften, den seine Kräfte verlassen hatten, wohl als er mit letzter Anstrengung am Zugang zur Baude angekommen war und gerade die Hand nach dem Türgriff ausstrecken wollte. Er trug einen grüngrauen Sportanzug, sein Kopf, von dem der kleine Filzhut abgeglitten war, ruhte auf dem vollgepackten Rucksack, und der Wettermantel war oberflächlich über den Körper gezogen worden. An den langen, weißen Händen und dem mageren, scharfgemeißelten Kopf, dem Schuhwerk und dem herabgefallenen Hornklemmer, der auf der taunassen Steinschwelle neben der dünnen etwas geknickten Nase lag, erkannte der Wirt, daß es sich um einen Mann der besseren Stände, vielleicht um einen Gelehrten, handelte.

„Heda!“ rief er nun gedämpft, beugte sich und rüttelte den Fremden sanft an der Achsel. Der rührte sich nicht. Deswegen sagte der Wirt sein „Heda!“ noch lauter, noch näher an den Ohren, rüttelte noch kräftiger an ihm und schrie fast: „Wo wollen Sie denn hin? Sie können doch nicht hier in der Kälte liegen bleiben. Was is ihn denn, heda! Da hören Sie doch. Sie! Sie sind ja auf der Schneegrubenbaude!“ Da stieß der Mann ein langes, schmerzvolles Achzen aus, richtete langsam seinen Oberkörper auf, schauerte zusammen, starrte abgewandten Gesichtes lange in den Nebel, der aus den Gruben brodelte und oben von dem Winde auseinandergerissen wurde, und kehrte dem Wirt dann ein so gramverwüstetes Gesicht zu, mit so in die Höhlen gestoßenen Augen, daß er nicht wie ein Schlaftrunkener, sondern eher wie ein Irrsinniger aussah. Und was er sagte, deutete der Wirt auch auf Verstandesverrückung.

Denn nachdem der Fremde den Gutmütigen eine Weile dringend, als müsse er sich mit den Blicken durch eine Dunstschicht arbeiten, angesehen hatte, brach er in ein höhnisches, grelles Lachen aus.

„Schämen Sie sich, Sie," sprach er darauf mit zusammengezogenen Brauen, „schämen Sie sich, daß Sie ein Mensch sind! Da stehen Sie hier dick und feist und schlafen in warmen Betten und drunten in aller Welt sterben die Menschen in Blut. Rasen wie Bestien. Betrügen einander, machen die Städte zu Kehrichthaufen. Warum packen Sie nicht soviel Felsenstücke, wie Sie erraffen können und wälzen sie hinunter, werfen alles in Trümmer. Denn diese Welt muß untergehen. Diese Ordnung stammt aus der Hölle. Haben Sie den Mut zum letzten in Ihrer Brust, zur Anarchie des Himmels, den Sie in sich tragen ..."

Der Fremde sprach mehr in Konvulsionen, mit heiserer, ausgeschriener Stimme.

Langsam trat der Wirt von dem Unheimlichen weg ins Haus zurück und eilte die Treppe hinauf, um mit Hilfe seines Sohnes sich des offenbar Irren zu bemächtigen, damit er nicht etwa in seinem Wahn in den Grubenabgrund gerate.

Was er laufen konnte, sprang er über die zwei Treppen unters Dach, rüttelte den Burschen und schrie: „Auf Gustav! raus und zieh dich schnell an. Drunten vor der Tür liegt ein Wahnsinniger." Aber es war ein schweres Stück Arbeit, den Schlafenden wach zu kriegen.

Und als die beiden endlich herunterkamen, waren die Stufen leer und trotz langen Suchens und Rufens fand man keine Spur des seltsamen, unheimlichen Fremden.

Da glaubten sie, er habe sich in die Schneegruben gestürzt.

Doch als in der vollkommenen Helle alles abgesucht wurde, entdeckte man auch hier nichts.

Der Wirt wurde von dem am andern Tage heraufgeeilten Kommandeur des Grenzschutzes vernommen, die Wachsamkeit der verstärkten Truppe erhöhte sich und nach einigen Tagen sahen zwei Soldaten, die auf dem Plan vor der Spindlerbaude standen, einen langen, hageren Mann durch die Latschen an der großen Sturmhaube ziellos hin- und hergehen. Sie riefen ihm zu, stehen zu bleiben und einer riß sogar das Gewehr schußfertig an die Backe. Kaum aber, daß den Mann der Laut des Rufes getroffen hatte, duckte er sich und lief in langen Sätzen kreuz und quer durch das Knieholz, aber immer in der Richtung nach der österreichischen Grenze. Die Soldaten rannten ihm zwar unter Aufbietung aller ihrer Kräfte nach, den Berg hinauf. Als sie aber an die Stelle kamen, wo er sich unter den Latschen noch eben bewegt hatte, war rundum nichts zu sehen und zu hören. Nur ein Steinschmätzer stieg nicht weit davon

mit seinem kurzen, schrillen Triller in das urweltliche Kammschweigen hinauf und im Weißwassergrunde siedete es traumhaft aus dem Tannendunkeln wie leises Wellengeriesel. Zuletzt, eine Woche später, will ihn eine Touristin gesehen haben, deren Beobachtungen sich allerdings nur im Rahmen des Bildes bewegen konnten, das sich die Leute im Laufe der Tage von dem „wilden Professor" geschaffen hatten.

Sie kam im Abenddämmern aus dem Tale der Mummel von Harrachsdorf her an der Wossekerbaude vorüber und schritt tapfer zu, um noch vor dem Einfinstern in der alten Schlesischen Baude zu sein.

Als sie die Kammhöhe erreicht hatte, tat sie noch einen Blick nach dem Krkonosch zurück, der im Dunst des Abends wie ein riesenhaftes wiederkäuendes Tier auf einer rauchenden Wiese lag. Während sie so die Gegend übersah, aus der sie gekommen war, begann in der Richtung auf die sanfte Einsattelung nach dem Reifträger hin, eine Männerstimme „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen. Der Gesang klang wie schneidender Spott, brach schon nach den beiden ersten Verszeilen ab und ging in ein grelles Hohngelächter über. Als sie den Kammweg hinschaute, gewahrte sie einen hohen schlanken Mann, der zwischen rüstigem Ausschreiten alle Augenblicke stehen blieb und die Knieholzstauden mit wütenden Stockschlägen bearbeitete, als wären es seine Feinde.

So mit Singen, gellem Lachen, Anhalten und Kämpfen trieb er es eine ganze Weile, bis er Hut, Stock und Rucksack von sich warf und erschöpft in die Latschen sank.

Die Frau wurde von Grauen und Mitleid ergriffen und als gar aus der Gegend, wo er sich niedergelassen hatte, ein paarmal lautes Schluchzen und Aufstöhnen erklang, würgte es die Horchende in der Kehle und voll Furcht und Angst rannte sie ins Tal hinunter.

Das war das letztemal, daß der Professor Weitfeld auf dem Gebirge gesehen worden ist. Dann verschwand er aus jener Gegend und aus Schlesien.

Nach dem revolutionären Novemberzusammenbruch Deutschlands in demselben Jahre tauchte er in Berlin als Führer jenes linken Flügels der unabhängigen Sozialdemokratie auf, die im Fortschreiten der nationalen Auflösung zu Kommunisten wurden.

Es ist noch im Gedächtnis aller, die jene Ereignisse mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, welche verderbliche Rolle er als Führer in den Berliner Kämpfen um den Schlesischen Bahnhof, in den Monaten der Blüte des Braunschweiger Kommunismus und während der blutigen Rätediktatur in München gespielt hat.

Sein fanatischer Idealismus war so rein und so verbrecherisch wie der Eisners und Landauers.

Er fand auch ein ähnliches Ende wie diese Männer. Bei dem Kampfe der roten Armee gegen die in München eingedrungenen Truppen der Reichswehr, die Weiße Garde, focht er an der Spitze der Kommunisten, die sich verzweifelt am Sendlinger Tor gegen die Übermacht wehrten. Dort hat er auch durch eine Kugel den Tod gefunden und ist in einem Massengrab verscharrt worden.

Die Einschätzung der antiken Kunst

von Franz Dornseiff

Die antike Kunst ist heute nicht beliebt. Es gibt eine große internationale archäologische Zeitschriftenliteratur voll von Untersuchungen, Veröffentlichungen von Neufunden, wundervolle Reproduktionswerke. Aber das bleibt alles in einem engen Kreis, der fast ausschließlich aus Fachleuten besteht. Man muß schon manchen Jahrgang unsrer illustrierten allgemeinen Kunstzeitschriften durchsehen, bis man auf etwas Antikes stößt. Fragt man nun einen der archäologischen Fachmänner, was sie heute über die griechische Kunst meinen, so werden sie oft Auskünfte erteilen, aus denen hervorgeht, daß man auf diese Frage verkehrterweise vor hundert Jahren eine Antwort gehabt habe, daß aber heute die Wissenschaft solche Allgemeinheiten nicht liebt. Die Archäologen lehnen es gern ab, in der griechischen Kunst eine Einheit zu sehen, und erblicken in dieser Bescheidung voll Stolz einen Fortschritt über die Zeit um 1800, wo man wenig gutes Antike kannte und oft wahllos verklärte. Unsre Anschauung sei ungleich reicher, weil sie die Zeitalter auseinander halte und jedes für sich genieße. Sie sagen nicht alle so streng wie jener Gelehrte: „Ich kenne kein Griechentum, ich kenne bloß Jahrhunderte," aber die meisten werden keine zu starken Einwendungen machen.

Wer so spricht, übersieht eines: man vergleiche einmal Donatello, Bernini mit antiken Statuen, und Aigineten, Praxiteles und Pergamener rücken zu einer einzigen Familie zusammen. Freilich: der Wissenschaftler hat die selbstgewählte Pflicht, die Bäume und nicht den Wald zu sehen, Botanik ist unmöglich, wenn sich der Mensch mit dem Wald als Landschaft oder als Gelände beschäftigt und nicht mit der einzelnen Pflanze. Man kann vom Fachmann, vom Kunstgeschichtler nicht verlangen, daß er vor jedem Stück, bei dem er etwa bestimmen möchte, welche Abwandlung der polykletischen oder polygnotischen Kunstrichtung da vorliegt, immer wieder zunächst einmal das Griechische daran ausschöpft, was

vielleicht den Laien zuerst und sehr stark beeindruckt. Aber wer von antikem Mittelalter und Barock spricht und den Generalnenner Griechisch vernachlässigt, durch den alles dividiert werden muß, wird übertreiben. Denn es ist nicht zu übersehen, daß es das Griechische gibt, daß wenigstens jede Zeit die Antike als ein Ganzes irgendwie empfindet. Sie sieht bestimmte Dinge, wählt und bildet danach ihre Vorstellung.

Der Philolog und Historiker sträubt sich gegen jeden ihn mit erfassenden Urtrieb seiner Zeit natürlich als etwas Außerwissenschaftliches. Er wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, den ihm sichtbaren geistigen Strömungen seiner Zeit Einfluß auf seine Forschung einzuräumen, aber erreicht damit nur, daß er einen ziemlich genauen Gegensatz oder eine sonst überwundene Vorstufe des eben gerade erkennbar gewordenen, das heißt schon in die Vergangenheit getretenen Zeitgeistes darstellt. Das verhindert nicht exakte Forschungsergebnisse, aber in seinen Wertungen und Akzentsetzungen ist hundert Jahre später jeder Wissenschaftler, jeder Archäologe als einzuordnen, als in die Sehnsüchte seiner Zeit mitbefangen zu überschauen.

So ist auch unser Zeitempfinden gegenüber der Antike etwas ganz Bestimmtes und Einheitliches. Wir wollen es nur nicht Wort haben, weil wir es noch nicht übersehen können. Dabei ist die Tatsache, daß wir in einer Zeit leben, in deren Kunst zum Beispiel van Gogh, Cézanne, Hodler große Namen sind, wichtiger als daß wir statt zwanzig archaischer Vasen vielleicht tausend haben. Unser Empfinden für das Antike wird da durch allerhand Außerwissenschaftliches mehr bestimmt als durch die Fortschritte der archäologischen Arbeit.

Die Relativität und Zeitbedingtheit der bisherigen Vorstellungen von antiker Kunst ist deutlich. Ein starkes bewußtes Empfinden gegenüber der antiken Kunst als etwas Neuentdecktem, Neugesehenem, als dem Zeichen einer fremden größeren, schöneren Welt, meldet sich in der europäischen Geistesentwicklung genau an dem Punkt, wo man es a priori ansetzen würde, nämlich zu der Zeit, wo der letzte große gewachsene europäische Stil starb, das Rokoko. Winckelmann ist ein Mensch, der die ausgeleierte Gestalt dieser letzten großen Form des ancien régime nicht mehr ertrug. Seitdem ist kein Stil in diesem Sinn mehr gewachsen, infolgedessen wurde die Kunstgeschichte so wichtig.

Winckelmann fand die Stendaler Spätrokokokunst der protestantischen Kirchen und dergleichen, den sogenannten Zopfstil, mit Recht häßlich, und stellte die Antiken, die ihm Oeser in Leipzig gezeigt hatte, als Muster hin. Das waren die üblichen Favoris der Antikenliebhaber seit 1506, wo man den Belvedere im Vatikan eingerichtet hatte: Apollon, Laokoon, Torso, die Dioskuren usw. Die empfand Winckelmann als großen Stil

und, was uns bei diesen Werken so schwer fällt zu sehen, als edle Einfalt und stille Größe. Winckelmann hat da zweifellos etwas gesehen, was in der antiken Kunst wirklich vorhanden ist, was die Zeit vor ihm nicht gesehen hatte und was wir heute entweder nicht mehr sehen oder für nicht so wichtig halten. Und zwar hat er bekanntlich Eigenschaften gesehen, die für unser Auge in älterer, etwa phidiasischer griechischer Kunst, die er noch nicht kannte, da sind und in den ihm teuren Manieristenwerken und Kopien nur noch schwach erscheint. Das erklärt sich. Wenn ich heute zum erstenmal einen Chinesen sehe und kennen lerne, so werde ich natürlich wichtige Eigenschaften des Chinesen überhaupt an ihm feststellen können, auch wenn mein Chinese ein geringes Stück seiner Gattung ist. Dann wird leicht im Jahr 1990 ein Ordinarius der Sinologie zeigen können: Der hat damals von dem Chinesen aus Schanghai vom Jahre 1918 Dinge behauptet, die wir nur aus der Mingzeit kennen.

Jedenfalls wurde Winckelmanns Kunsterlebnis zu einem europäischen Ereignis, einem Hauptanstoß für ein allgemeines Antikisieren über das Kapitol in Washington hinaus bis weit nach Mittel-Amerika hinein – ob auch in Sidney griechische Tempel als Börse, Theater oder Museum stehen, weiß ich nicht – ein Beweis dafür, wie irrational dergleichen Dinge sind. Sie liegen zu einer Zeit in der Luft oder, wenn sie das nicht tun, dann beweist sie kein Gelehrter ins Dasein.

Das Wesentlichste und Wirksamste an Winckelmann war nicht der Gelehrte. Am Beginn des deutschen Griechentraumes steht ein Sehnsüchtiger. Er spricht mit einer Sprache, deren beredte Schönheit in ganz Europa gehört wurde, von den weißen Männerstatuen, die sein παιδικὸς ἔρως anbetet. Diese Erotik, die die antike Männerliebe in der bildenden Kunst mit den Instinkten des Wahlverwandten herausfühlte, sollte man ruhig nennen. In der Form seiner Sehnsucht ist er ein Kind des Dixhuitième, des weiblichen „Jahrhunderts der Schwärmerei, der zerbrochenen Ideale und des flüchtigen Glücks" (Nietzsche). Mit der „Größe" meint es Winckelmann nicht allzu tragisch. Auch er liebt die „Grazie", Lieblingswort und Idol des achtzehnten Jahrhunderts. Er findet sie bei der Antike und Raffael und vermißt sie an Michelangelo. Über Brust und Muskeln des Torso von Belvedere sagt er: „Dies alles zeigt sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigsten Reichtum ihrer Schönheit ausgegossen. So wie die lustigen Höhen derselben sich mit sanften Abhängen in gesenkte Täler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern, so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel und Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäander, krümmen, die weniger dem Gesichte als dem Gefühle offenbar werden." Man

sieht, Ossianischer Gefühlserguß, Wertherisch empfindsames Hinschmelzen in einer Landschaft, gemildert durch die „Grazie".

Die klassizistische Welle am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist rein formengeschichtlich nicht zu begreifen, kein Wölfflin wird eine innere nicht umkehrbare Entwicklung des Sehens wie von der Renaissance zum Barock aufzeigen können, die etwa von Watteau zu Raffael Mengs führt. Der Klassizismus ist vielmehr die Begleitkunst jenes neuen Humanitätsbegriffes, in den die Abkehr von den großen Systemen des mathematisch-baumeisterlichen siebzehnten Jahrhunderts in Staat, Wissenschaft, Philosophie über „Vernunft" und „Natur" schließlich einmündete, wodurch der Menschengeist und seine Geschichte in den Mittelpunkt des Fühlens und Denkens rückt. Diese tiefe Strukturveränderung ist die Grundvoraussetzung für alles. Auch 1789 liegt auf derselben Linie, der Klassizismus präludiert der Revolution.

Diese Epoche fühlt eine Verwandtschaft zu einem von ihr postulierten idealen, antiken dritten Stand, der ihr helfen sollte gegen Adel und Geistlichkeit. Überall werden die antiken Bürgertugenden verherrlicht, was sich auch in mancherlei Dingen in der französischen Revolution zeigt: Rat der Fünfhundert, Konsul, Ehrenlegion, Brutusromantik, das Schloß in Compiègne wurde ein prytanée usw. Ganz lustig in diesem Zusammenhang ist der Anfang der Klopstockschen Ode „Wink" von 1778. „Der Grieche sang in lyrischem Ton Bürgergesetz." Klopstock hat irgendwo gelesen, daß es in der antiken Musik Nomoi gab, das heißt Weise, Gesetz im Sinn der Meistersinger. Aber so stark zwingt eine Zeitströmung, alles in dem einen Sinn zu deuten, daß er unbedenklich das Bürgergesetz in lyrischem Ton singen läßt.

Die Winckelmannsche Vision von der Antike als dem versunkenen Paradies einer etwas süßlich-edlen bürgerlichen Menschlichkeit, einem zu weißem, ja nicht bemalten Renaissancemarmor gewordenen platonisierenden Humanitätsideal ist als Wunschgebilde auch in dieser Richtung bezeichnend. Die antikisierende Kunst von damals doziert, die als schlicht empfundene Antike entsprach der Rousseauschen Natur, die die lebenslustigsten Marquisen zum Stolz auf Mutterschaft und Selbststillung verführte, und dem demokratischen Geschmack für das Normale. Griechenland bleibt von da aus für lange Zeit die schöne Natur.

Der Klassizismus war eine gesamteuropäische Angelegenheit. In dem Standpunkt gegenüber der Antike muß man jedoch die Nationen trennen. Die Franzosen und Engländer empfinden die antike Kunst (nur von dieser spreche ich, von den Vorstellungen über antike Literatur, von den Zu- und Abneigungen gegenüber Griechen und Römern ein andermal) durchaus nicht ebenso wie wir. Die Franzosen schätzen an der antiken

Kunst französische clarté und limpidité, französische Anmut, eine gesunde ratio, das Liebe, Süße, ein unbefangenes heiteres Verhältnis zu amour und naturalia. Sie sehen nicht wie wir in der Antike einen Gegensatz zu ihrer eigenen Veranlagung, sondern Vorläufer, wozu sie in der stolzen Reihe von französischen Künstlern der großen, reinen, festen, klassischen Linie Poussin, Prudhon, Chassériau, Ghuys, Ingres, Puvis de Chavannes, Denis guten Grund haben. Wenn man französische Abbildungen von Antiken in Zeitschriften, Illustrationen antiker Szenen, Luxusausgaben, Karikaturen etwa in der Vie parisienne sieht, so ist man immer wieder betroffen, mit welch sicherem Blick sie selbst unter rotfigurigen Vasenbildern das herausfinden, was pariserische Eleganz hat. Hellas ist ihnen das Ideallland des deshabillé.

Die Engländer auf der andern Seite erkennen in den sauber geschnittenen griechischen Gesichtern, den gymnastisch trainierten Leibern und in der attischen diskreten Zurückhaltung, der σωφροσύνη, εὐφροσύνη, etwas Englisches, das einem gewissen Oxforder dandysm nahesteht — in Deutschland literarisch durch Walter Pater etwas bekannt geworden. Sie schätzen die archaische αἰδώς, schöne reservierte boys. Die griechischen Statuen sind schöne stille Puppen zum Anbeten wie ihre jungen Mädchen. Der Nimbus der Klassizität in ganz Europa umgibt sie, mithin sind sie denkbar good family. So ist das Antikensammeln der englischen Lords gemeint. Aber das ist nur eine immer weniger werdende Oberschicht. In guten Profilen und Seelenruhe sind die Engländer den Griechen so ebenbürtig, daß das angelsächsische Herz bei den Antiken leer ausgeht. Die mourning woman aus dem British Museum sieht man oft abgebildet, aber vor der Hope von Watts in Öldruck, dem armen girl, das auf einer Kugel sitzend mit verbundenen Augen an der letzten Lyrasaite zupft, muß sie natürlich zurückstehen.

Deutsch ist es, wenn Winckelmann neben der edlen Einfalt und stillen Größe die Unbezeichnung des Schönen hervorhebt, die Abstraktheit der Formen. Er sieht in den griechischen Statuen etwas Gedankliches Tiefes, zu dessen Erklärung er den rhetorischen Ästhetenplatonismus aus Ciceros Orator zu Hilfe nimmt. Das ist das eminent deutsche philosophische abstrakte Eindringen in eine Sache ohne besonders gut arbeitende Fühler. Auch Goethe hat diese lehrhafte Liebe zu den Antiken. Von da her ist die deutsche Antikenliebe seit der Goethezeit stark an Gipsabgüsse verschwendet worden, die ja auch dem Innern des Weimarer Goethehauses ein — soll man es sagen? — gymnastiales Gepräge geben. Eine neue Formel für die antike Kunst, die die „edle Einfalt und stille Größe" ersetzt, ist nicht gefunden worden. Auch Nietzsche hat da kaum etwas geändert, weil Nietzsche — abgesehen von Claude Lorrain — kaum ein Wort über

bildende Kunst geschrieben hat. Wenn Emil Waldmann in einem Aufsatz „Die Antike und wir" (Neue Rundschau 1913, 1297) behauptet, die Griechenauffassung Nietzsches sei durch die im neunzehnten Jahrhundert entdeckte griechische Skulptur bestätigt worden, so ist das zu bestreiten. Winckelmann sah die Griechen als Zeitgenosse von Greuze zu sanft, Nietzsche erklärte sich seine Liebe zu den Griechen ausschließlich auf Grund der Literatur zuerst vom Bayreuther Tristan und Siegfried her damit, daß sie wild orgiastisch seien, später liebte er sie, zum Teil von Jakob Burckhardt angeregt, als äußerlich kühle, innerlich glühende und zerrissene l'art pour l'art-Menschen, Parnassiens, die sich schwer zur Form durchringen wie Flaubert, oberflächlich aus Tiefe, oder von seinem Willen zum Übermenschen aus als schönes, böses Tier. So sind denn auch Versuche, die griechische bildende Kunst mittels Nietzsche dem Laien nah zu bringen, ziemlich verunglückt.

Aber das neunzehnte Jahrhundert hat doch manches geändert. Die das Mittelalter verklärende Romantik, dann die Anekdotenmalerei und der Impressionismus fanden die Antike, die man natürlich unbewußt mit der Empirekunst und Direktoiremode gleichsetzte, kalt, matt, regelmäßig, glatt, ausdruckslos, blutlos, konventionell, akademisch, thorwaldsenhaft, leer, langweilig, zu schön, zu wenig realistisch. Zu den von Winckelmann gepriesenen Renaissancelieblingen waren noch in der Empirezeit die pompejanischen Wandgemälde und die Elgin marbles hinzugekommen und hatten stark gewirkt. In der Folgezeit haben von neuen Antiken den Weg zum Herzen des Publikums gefunden die Venus von Milo, die Tanagräerinnen, der Apoxyomenos, der Hermes des Praxiteles, also Süßes und Genrehaftes.

Interessant ist es, was man um 1830, wo sich vom Klassizismus her alles noch brennend für alles Antike interessierte, mit dem machte, was man damals unmöglich verstehen konnte. Die Ägineten, gute archaische Plastiken, wurden von Thorwaldsen verdorben und wegen ihres sogenannten Äginetenlächelns mitleidig gönnerhaftes, geflügeltes Wort. Und die archaischen Vasen fand man so fremd, ja mystisch — sie waren unglücklicherweise in Gräbern entdeckt worden —, daß sie eine krause, ich möchte sagen hilflos bohrende Kunstmythologie (Gerhard, Panofka) auslösten. Gewiß ist in Rechnung zu stellen, daß damals die Zeit der Schellingschen grübelnden Naturphilosophie und der baufreudigen Geschichtsbetrachtung der Hegelianer war.

Die Romantik hat die Schönheit des Torsos entdeckt. Winckelmann umschmeichelt den Torso von Belvedere mit seinen Sätzen und schwelgt am Gewölbe seiner Brust und dem Spiel seiner herkulischen Muskeln. Aber der Torso als Torso sagt ihm nichts, seltsamerweise, denn er ist ein Mensch der Zeit, die ihre Parks durch künstliche Ruinen geschichtlich

vertieft. Erst seit der Romantik unterliegen wir alle dem Fernzauber patinierter Torsi, dem Fluidum geschichtlicher Bewegtheit, das von ihnen ausgeht. Ein verstümmeltes altes Werk zu ergänzen geht uns gegen das innere Gefühl. Das wäre der Zeit von Renaissance bis Rokoko ganz unverständlich gewesen. Ein antiker Mensch gar würde jemanden, der ein zerbrochenes Marmorbild einem unbeschädigten, eine verrostete Bronze einer blanken vorzöge, für gestört gehalten haben. Von Hadrian bis Augustin wäre vielleicht stellenweise eine mildere Beurteilung zu erwarten gewesen. Wenn Thorwaldsen um 1830 die Ägineten ergänzt — wir sind geneigt zu sagen, verhunzt — so wirkt er nicht einmal als Winckelmannianer, sondern noch durchaus als Hofmann im Renaissancesinn. Lange vorher hatte übrigens Canova den Auftrag des Lord Elgin, die Parthenonskulpturen zu ergänzen, mit sehr würdiger Begründung abgelehnt. Darin, daß Thorwaldsens Äginetentat die letzte Ergänzungssünde blieb, zeigt sich ein Wandel. Ein geschärftes geschichtliches Gefühl für das Einmalige, Unersetzbare, die Ehrfurcht und das Abstandsempfinden vor dem tatsächlich vorhandenen Monument und der Persönlichkeit des Schöpfers, dann der romantische Sinn für das Unbegrenzte, das die ergänzende Phantasie daran anknüpft, für das Werdende.

Unsere Zeit hat dann die archaische Kunst entdeckt. Das heutige Kunstwollen, dessen Abgott die starke, jede gleichgültige Wirklichkeit verzehrende Geste ist, die Kunst als Schrei, eine Sehnsucht nach Ausdruck, der die von übersinnlichem Gehalt zerdrückten und ausgerenkten mittelalterlichen Standbilder an Stilisierung eben gerade genügen, diese Einstellung findet die Antike zu realistisch, zu richtig, europäisch, normativ, raffaelisch, vollkommen und reif, zu unkompliziert, verniedlichend, ungeistig, zu rundherum abgetastet, zu wirklichkeitsnah, zu wenig Schrei, Ausdruck, Musik, lobt sich die Ägypter, wenn es schon etwas so Altes sein soll. Greco ist aber jedenfalls vorzuziehen, gegen ihn gesehen ist auch der archaischste Grieche, was strenge, starke Stilisierung anbetrifft, ein Dilettant. Über archaische Griechen läßt sich zur Not reden, aber im allgemeinen sind sie zu wenig Gebärde und Plakat. In diesem Kunstgefühl, von dem ich hier eine äußerste Grenze zeichne, gibt sich der Überdruß an der unendlich oft richtig allzurichtig dargestellten Wirklichkeit kund. Das bereitet sich schon früh vor. Die Entdeckung der Gotik, dann die der Quattrocentisten durch die englisch-puritanisch, ja franziskanisch gestimmten Präraffaeliten Rossetti, Burne-Jones, Morris sind Vorzeichen. Sie haben uns die frühe gebundene Linie lieben gelehrt. Das brachte die Abkehr vom naiven Realismus der Springer, Lübke in der Kunstbetrachtung, der eine wichtige Seite der Kunstentwickelung in einem Fortschritt zum Richtigen, zum höchsten erreichbaren Grad von Naturwahrheit sah, wovon sogar

Julius Lange noch nicht frei ist (siehe sein Urteil über Giotto). Dafür haben wir Photographie und Kino. Heut sieht jeder, daß die Stilisierung als eine aus anderen Quellen gespeiste Kraft der reinen μίμησις entgegen wirkt, ja sich selber Zweck ist. Besonders seit Adolf Hildebrandt, Riegl, Wölfflin, Worringer, Hausenstein wird niemand mehr einen strengen Stil wie etwa den der Agineten als Eierschalen oder Kinderkrankheit auf dem Weg zur Klassik ansehen.

Der Hermes von Olympia 1877, der so oft als abgeschnittene Gipsbüste vor rotem Plüsch oder Palmenblatt eine Zierde besserer Haushaltungen gebildet hat – man hielt den Kopf anscheinend für ein Werk von Thumann oder Kaulbach – war der letzte aufregende Antikenfund für eine deutsche gebildete Welt, die sich als Träger und Fortsetzung der etwas blaß gefaßten Überlieferung Weimar anzusehen liebte. Eine Verwandtschaft zwischen diesem schlagerartigen Erfolg von Ernst Curtius und der Dichtung der Geibel, Lingg, Heyse läßt sich nicht leugnen. Dann schwand das allgemeine Interesse. Für ein Publikum, das überhaupt noch keine große fremde Kunst kannte, wie das der Goethezeit, waren Antikenfunde Offenbarungen. Aber man hat nach und nach die Gotik, die Quattrocentisten, die Ostasiaten, Greco, Islam usw. entdeckt, man reist viel, da erregt eine mehr oder minder bedeutende Verschiebung an der Vorstellung von antiker Kunst kein Aufsehen.

Trotzdem hat sich gemäß dem neuen Kunstgefühl, für das ich als beliebige Beispiele die Namen Marées, van Gogh, Hodler, Marc, Maillol, Klimt nenne, eine neue Auswahl für wichtig gehaltener Antiken gebildet. Es ist allmählich öffentliche Meinung, daß die antike Kunst durch den delphischen Wagenlenker, den ludovisischen Thron, den Idolino, den Apollon vom Olympiagiebel, die stark zerstörten hellenistischen Torsi des Jünglings von Subiaco und des Hypnos und die schwarzfigurigen Vasen vertreten wird. An dieser Lage, für die manche Aussprüche und Spuren an Plastiken von Hildebrandt, Maillol, Klimt anzuführen wären, ist die fortschreitende Altertumswissenschaft nur soweit mitschuldig, als sie diese Stücke bei Ausgrabungen mitgefunden hat. Maßgebend sind Vorgänge in der geistigen Struktur unserer Zeit, die man in 100 Jahren spielend leicht aufzeigen wird. Wie unwissenschaftlich diese Dinge vor sich gehen, zeigt die erstaunliche Tatsache, daß das gescheite neunzehnte Jahrhundert bis vor etwa 20 Jahren für das Barock in der offiziellen Kunstbewertung vollkommen stumpf und blind war. In Bamberg zum Beispiel sah man bloß den Dom, wie Goethe seiner Zeit in Assisi bloß Häßlichkeit zu tadeln fand, wo wir heute schwelgen.

Wenn also mitunter gesagt wird, daß der Klassizismus um 1800 nur minderwertige antike Kunstwerke vor Augen gehabt habe und das sei

schade, sonst wäre dieses Kunstzeitalter schöner und reicher geworden, so kann ich das nicht glauben. Der Rang des anregenden Werkes ist bloß dann so wichtig, wenn es sich um reine Nachahmung handelt. Wenn dagegen das Kunstgefühl einer Zeit nach etwas begehrt, so findet sie auch in der Kopie oder dem geringen Stück, was sie sucht, es nimmt die Klaue und wartet nicht bis der ganze Löwe kommt. Und wenn das nicht der Fall ist, so läßt eine Welt von leicht zugänglichen herrlichsten Originalen die Zeit kalt. Das Archaische tut unseren Kunstwünschen wohl und der seit der Vorkriegszeit verspürten Sehnsucht nach überpersönlichen Bildungen, nach dem Kollektivistischen. Aber das wird sicher wieder verblassen. Die Analogie mit den archaistischen Plastiken aus der römischen Kaiserzeit drängt sich auf. Heute wird unter allerlei wissenschaftlichen und weltanschaulichen Geburtswehen der Künstler irgend etwas zur Welt gebracht, was als Wiedergeburt irgendeines Kunstwollens ausgegeben wird: assyrische, ägyptische Riesendenkmäler, Villen wie byzantinische Kirchen, sassanidische dekorative Malereien, Sambesistatuen und dergleichen — und es sieht auch wirklich mitunter ein paar Wochen oder Monate so aus. Kaum dreht man den Rücken, so wird das meiste reißend schnell schlecht und sinkt in irgend etwas Jugendstilartiges zurück. Wir können gar nicht wissen, ob nicht auch bei den archaistischen Werken der antiken Spätzeit irgendwelche intellektuellen romantischen Entbindungskomplikationen zum mindesten in den Seelen der Besteller vorangegangen sind. Moden haben immer ihre guten Gründe.

Bei der antiken Kunst kann das Archaische gar nicht das Beste sein, strengen Stil können die Griechen nicht besser als andere. Es liegt in jedem stark bindenden Stil eine Abstraktion, etwas Intellektuelles Außer-Übersinnliches, mittelalterlich Gotisches, dessen Wertschätzung immer wieder zu Angriffen auf die armen so unintellektuellen untranszendentalen Griechen führt, weil eben das Archaische nicht die Stärke der Griechen war. Wer Archaisches, Gebundenes sucht, geht besser nicht zu den Griechen, sondern zu den Ägyptern, zur Negerplastik, zu den Asiaten, ins Mittelalter. Wer es trotzdem gerade bei den Griechen sucht, zeigt damit, daß ihn noch etwas anderes dorthin lockt. Und was das ist, dürfte auch deutlich sein.

Wer heute aus unserem expressionistischen, journalistischen, militaristischen, intellektualistischen, imperialistischen, sozialistischen Leben plötzlich vor antike Originale tritt, dem ist es, als ob er aus einem Maschinenhaus, in dem er als kleine Spule angestellt ist, endlich einmal einen Augenblick heraus darf. Ich habe das deutliche Gefühl einer Erlösung. Das reine, namenlos mächtige Sein dieser Dinge ist einfach erschütternd, man erschrickt vor einem Daimonion. Ist es nun die edle Einfalt und stille Größe, auf

die ich wieder empfindsam hereinfalle oder die vielberufene Goethe'sche Heiterkeit? Ich glaube nicht. Alle vier Begriffe Winckelmanns edel, Einfalt, still, groß enthalten Spitzen gegen schlechten Barock und Rokoko und sind nicht frei von moralischem Beigeschmack. Wenn wir danach hungern, das haben wir anderswo auch. Edel — was man (auch Winckelmann) so edel nennt — edler als die Griechen sind die Engländer Burne-Jones, Watts, auch Feuerbach, wer Einfalt sucht, wird eher zu Fra Angelico, Stefan Lochner und manchen mittelalterlichen Miniaturen gehen. Stiller als die Griechen sind die holländischen Maler von Kircheninterieurs, vieles Buddhistische, romanische Klöster in Italien, und groß wie die Griechen sind die Ägypter, Michelangelo und die Kathedralen.

Es ist schwer in Worte zu fassen, was an der griechischen Kunst des sechsten bis vierten Jahrhunderts so fabelhaft selbstverständlich und doch so einzig ist. Auch gebändigte Leidenschaft als Formel für die Griechen scheint mir nicht unbedingt glücklich zu sein. In diesem Oxymoron, das die Ganzheit, Dichte und Spannung des Seins griechischer Gestalten ausdrücken möchte, tobt zu vernehmlich der große Einsame von Sils-Maria. Er wäre übrigens sicher der erste gewesen, dergleichen eine niaiserie allemande zu nennen, was es ja auch ist, wenn ein anderer darauf gekommen wäre. Es sind eher Ausdrücke am Platz, die Vorzüge wohlgeratener, junger, rassiger, gepflegter Leiber und eine gehaltene Art sich zu geben bezeichnen, woran die deutsche Sprache arm ist. Es gibt ein paar griechische unübersetzbare Wörter, die diese Luft um sich haben: ἀγλαός, κεὐανθὴς φυά, χάρις, σώφρων, κεδνός (für manches Grabrelief.) Ein λόγος eine Klugheit, die eine sinnliche Eigenschaft ist, der ἄωτος schöner Sinnlichkeit, ein bei der Sache oder vielmehr beim Menschen bleiben aus unvergleichlich glücklichen wohl(εὐ)-geratenen Instinkten heraus. Dieses Gefüllte der menschlichen Körperformen hat keine andere Kunst, keine gibt diese volle Befreiung von allen modernen . . . ismen, dieses wundervolle Aufatmen unseres Körpers. Die Antike kennt keinen Raum, keinen Horizont, kaum analysierende Psychologie, sie sieht und denkt Dinge und Leiber. Sie mag nicht die Ferne, das Unendliche, die Zukunft, das ἄπειρον, das alles hat für sie keinen Zauber. Der Leib war der Gott für diese südlichen Augenmenschen, mein σῶμα sagt der Tragödienheld gern statt ich.* Das Göttliche war noch nicht durch Juden, vorderasiatische Mysteriendienste, die Christen Paulos, Luther, Ignatius in spezialistische Bearbeitung genommen und in irgendein Jenseitiges, Ewiges, Grenzenloses abgezogen

* Zu den beiden letzten Sätzen siehe Oswald Spengler, „Der Untergang des Abendlands. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte." Wien und Leipzig 1918. „Der Leib war der Gott" ist von Stefan George.

hinaufgedacht und -gebetet, der Leib, das „Irdische" noch nicht verachtet, verblaßt, verdünnt und entleert. Ich glaube, als polarer Gegensatz zu den meisten treibenden Kräften unserer Zeit in dieser Richtung hat die antike Kunst gute Aussichten. Auch der germanische Zug nach dem Süden wird sich sicher wieder melden.

Das Mahlerfest in Amsterdam

von Oscar Bie

Ich möchte es der Welt bekanntgeben: im Mai findet in Amsterdam das erste Friedensfest statt, ein internationales Musikfest auf der Grundlage deutscher Kunst. Zum ersten Male werden die Völker zusammentreffen, nicht um sich totzuschlagen, nicht um über die Folgen des Totschlagens zu beraten, sondern um diejenige Kunst zu genießen, die sich schon während des Krieges bei den besseren Menschen aller Rassen außerordentlich bewährt hat und auch für die Zukunft Trost bedeutet, Versöhnung, Gemeinsamkeit, Kultur und das wahre Gut. In Amsterdam werden sämtliche Mahlerschen Werke durch mehrere Wochen hindurch unter Mengelbergs Leitung aufgeführt. Man weiß, was Mengelberg für Mahler bedeutet, Mahler für Holland, Holland für die Welt. Es gibt keine Zufälle. Von allen Nationen werden Delegierte zur Stelle sein. Man wird sich die Hand reichen. Zum erstenmal wird ein Lied der Engel ertönen, paradiesisch unschuldsvoll, letzter Satz Mahlerscher Symphonien.

Das Unternehmen ist wunderbar vorbereitet. Der Prinzgemahl der Niederlande zeichnet als Protektor. Baron Roell, der Gouverneur der Provinz Nordholland, ist Vorsitzender, Ehrenvorsitzender der Kultusminister. In dem speziellen Komitee arbeiten Frau Benkas von Ogtrop, die Präsidentin des berühmten Tonkunstchores, ferner Herr Freger, der Verwalter jenes Konzertgebouw, das eine der segensreichsten Musikinstitute der Welt geworden ist, und endlich Curt Rudolf Mengelberg, der Vetter des Dirigenten, der eigentliche spiritus rector und Propagator des Festes, der auch die dazu gehörige Literatur in großem Maßstabe besorgen wird. Unter Mitwirkung allererster Solisten wird dieses Musikfest besonders in der Darbietung der Achten eine der gewaltigsten Veranstaltungen sein, die die Musik erlebt hat. Nicht bloß im Format, sondern vor allem inhaltlich, in der Betonung ernster Ideale, in der Bedeutung für die Entwicklung der Zukunft. Man wird sich nicht auf Mahler beschränken.

Es sind internationale Kammermusikmatineen geplant. Der hochstehende russische Geiger Alexander Schmuller reist eben hin, die Internationalität der Aufführung durchzuarbeiten. Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich, England, Amerika, Schweiz, Skandinavien rücken ihre Instrumente zusammen, stimmen und spielen in Holland. Am 6. Mai beginnt das Klagende Lied. Am 21. Mai schließt die achte Symphonie, die den lateinischen Hymnus veni creator spiritus mit dem zweiten Teil Faust vereinigt. Weltläufe.

Willem Mengelberg, großer Dirigent, vielleicht des besten europäischen Orchesters, feiert bei dieser Gelegenheit seine ersten fünfundzwanzig Berufsjahre. Man hat hier kaum eine Vorstellung, was er für Mahler in Holland geleistet hat. Ich muß eine staunenswerte Statistik beifügen. Seit 1903, als Mahler seine erste Symphonie nach Mengelbergs Proben zum erstenmal dort selbst leitete, ist dieses Werk von Mengelberg bis 1919 zweiunddreißigmal aufgeführt worden. Die zweite Symphonie, hier übrigens viel populärer, achtzehnmal. Die Dritte einundzwanzigmal. Die Vierte, hier wenig gespielt, neunundzwanzigmal, darunter einmal in Rom. Die Fünfte zehnmal, die Sechste viermal. Die Siebente, hier kaum gekannt, dreizehnmal. Die große Achte zehnmal. Die Neunte achtmal. Das Lied von der Erde fünfundzwanzigmal.

Die besondere Vorliebe Mengelbergs für Mahler macht ihn nicht einseitig. Seine Programme sind mustergültige Auslesen. In diesem Winter bringt er einen historischen Zyklus vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bis zu den Jüngsten, in siebenundzwanzig Konzerten. Strauß und Debussy halten sich neben Mahler. Für Strauß trat man schon vor zwanzig Jahren heftig ein. Er widmete sein „Heldenleben" Mengelberg. Aber die Mahlerabende sind immer Feste, ähnlich wie hier, und auch dort, die Matthäuspassion. Die vierte Mahlersche konnte in einem Konzert zweimal gespielt werden. Wobei ich erwähnen will, daß Scherchen neulich hier in der Volksbühne die Schönbergsche Kammersymphonie zweimal hintereinander spielte. Dazwischen erklärte er sie mit Worten.

Mahler hing an Holland wie an einer Mutter. Er hing an diesem Orchester, dessen Vorzug unter Mengelberg eine äußerste Individualisierung der Spieler war. Ich vermute, daß er von diesem Orchester unmittelbar angeregt worden ist und bei mancher Wendung der Kompositionen an diesen Klang dachte. Es ist eine merkwürdige und wundervolle Tatsache, daß dieser komplizierte Künstler in der ernsten und massiven Kunst Hollands eine Befriedigung und Erlösung fand, und wie wir nun sehen, nach allen Qualen der Weltgeschichte seinen internationalen breiten Weg in die Zukunft. Er ist dort der Beethoven unsrer Zeit genannt worden. Er war innerlich, tief, explosiv, unmittelbar, freiheitssüchtig, aber

kompliziert durch das, was man unsere Zeit nennt, durch eine Bewußtheit, die zu einer göttlichen Ironie umschlagen durfte, und durch einen Aufwand der Mittel, der ein technisches Resultat bedeutete, den Versuch einer Vergeistigung des modernen gewaltigen Mechanismus. Beethoven ist Tragik. Die alte Tragik bildete sich zwischen dem Gesetz der Klassik und dem endlichen Ausbruch des romantischen Naturalismus. Die neue Tragik besteht zwischen der Kraft des inneren Ethos und diesen Komplikationen einer bewußten und technischen Kultur. Mahlers Schmerzen, die Schmerzen des modernen Menschen, reagieren sich ab in einer kindlichen Sehnsucht nach Volkslied, Soldatenmarsch, Heiligenlegende, Abenteuer des fahrenden Gesellen, Natur, Frühling, durch den Gespenster des Todes heranschleichen wollen — singt sie hinweg! Singt über den Tod, trinkt im Frühling, zieht ein in den Himmel, im Rausche der Friedensträne, wo die Engel wie auf alten Bildern Schmerz in Süßigkeit verwandeln... Musizieren! Musikant sein, spielen aus Freude an Musik, spielen aus tausend Nöten des Herzens, die jede ihre eigene Stimme haben, ihr eigenes Instrument, die nebeneinander laufen, selbständig alle und ohne die Bindungen der Konvention, ohne dumme und verlegene Füllungen, ohne Kissen der Harmonie, ohne Wolken der Akkorde, letzte Polyphonie und Kontrapunktik der Seele — ohne konventionelle Füllung die Musik, ohne konventionelle Füllung der Mensch. Das war Mahler, das wird er sein. Ein Stück aus unserm Fleische, ein Hauch von unserm Glück. Er bindet Altes und Neues, indem er uns bindet. Die Jungen sehen zu ihm auf. Wenn endlich sein ganzes Werk in Amsterdam ertönen wird, werden alle genießen, aber die Besten werden verstehen: das Dokument der Zeit.

Nein und Ja

Roman von Otto Flake

2

(Fortsetzung)

Während Lauda sich zum Abend umzog, vernahm er im Garten die Stimmen der Gäste; man redete englisch, französisch und deutsch in reiner, schweizerischer und fremdländischer Aussprache. Als er ans Fenster trat, bemerkte er Graumann, den Mann, von dem Hanna geschieden war, so beleibt und lebhaft wie ehemals in München. Er war froh, ihn zu sehn, er hatte ihn gern, und es war ein bekanntes Gesicht.

Graumann unterhielt sich mit einem untersetzten Herrn, der Schweizer Dialekt sprach und aussah, als sei er gewöhnt, vor Volksversammlungen auf der Rednertribüne zu stehn, nicht eben wählerisch in Gesten und Argumenten. Da öffnete sich das Gebüsch, in dem d'Arigos Büste stand, und es trat ein junges Paar heraus, gleich durch herrenhafte Schlankheit – Volk mußte empfinden: sie sind schön.

Das Mädchen war Miß Lilian, die Lauda geentert hatte, der Mann gab ihm ein seltsames Wort ein: Bruder, nicht im übertragnen Sinn, sondern im physischen. Er sah seinen eignen Kopf, vielleicht war das Profil geschnittner, kameenhaft griechisch, und der Körper durch Sport durchgearbeiteter, aber am ähnlichsten der Hauch einer Geistigkeit, die untertan zu werden ablehnte – fast hochmütig bei diesem und in dem kleingeformten Kopf viel Eigensinn. Er vermutete, daß es d'Arigo war, und sich erinnernd, daß Miß Lilians Jacht Caramba hieß, reimte er Beziehung von ihr zu dem Künstler, von dem Hannah gesagt hatte, daß er Deutschspanier sei.

Lauda ging hinunter, begrüßte den Mann, der an dem Tag, an dem er mit Hannah auf dem bayrischen See gewesen war, den Browning vor ihn gelegt und gesagt hatte: „Damit könnte ich mich erschießen, oder Sie, oder erst Sie, dann mich, keins von den drei, ich hatte nur daran gedacht." Zeichen seiner Sachlichkeit auch, daß er im Haus seiner Frau verkehrte. Hannah trat hinzu, nahm Laudas Arm, ihn mit den Gästen bekannt zu machen.

„Es ist, Lilian als Freundin d'Arigos für sich gerechnet, eine einzige Frau dabei," sagte sie, „dort das ältliche Mädchen, Madeleine Betz, Elsässerin von deutscher Mutter, eingebornem Vater; solches Mischverhältnis bestimmte sie, war ihr vor dem Krieg Glück und Vorzug, jetzt ist es ihre Qual. Sie war in Paris und Berlin zu Haus, fand ihre Aufgabe darin, Fäden zu knüpfen, wurde als Pazifistin in Deutschland nur von literarischen und einigen bürgerlichen Kreisen aufgenommen, in Frankreich höflicher und mondainer behandelt, Männer der Öffentlichkeit schätzten sie dort."

Lauda ließ Hannah ausreden, aber Madeleine Betz war ihm bekannt. Er empfand sich selbst nicht als Elsässer, obwohl er in Straßburg aufgewachsen war, vor der Auswandrung des Vaters nach Holland. Noch einmal danach hatte es eine Zeit gegeben, wo er sich für elsässische Möglichkeiten interessierte, und was Madeleine Betz zu einem Programm erhoben hatte, war für ihn Versuchung gewesen: Vermittlung zweier Völker zu dienen. Er hatte damals, ein Semester opfernd, die Straßburger Gesellschaft studiert; aber was er vorfand, war eine Bourgeoisie, die Inzucht trieb, ein verblaßtes Salonideal pflegte, geistig in den Ideen aus der Zeit

vor der Amputation lebend, sie durch gelegentliche Reisen nach Frankreich bestärkend. Er hatte geurteilt, dieses Kleinbürgerland ohne eigne Tradition, von je dazu verurteilt, von einem Erobrer verwaltet zu werden, sei nicht geeignet, Pfeiler der Brücke von Frankreich nach Deutschland zu sein — Urteil, das vielleicht voreilig war, aber ihn bestimmte: er hatte darauf verzichtet, Wirkung in der Provinz zu werden, und war nach Berlin gegangen.

„Auch ein Lothringer ist anwesend," sagte Hannah, wies auf einen untersetzten Mann, der mit dem gleichgebauten Schweizer redete, „hast du Blick dafür, daß sie nicht nur dasselbe Format haben, sondern auch Gleichheit der Bewegungen und der lauten Sprache? Sie sind beide Sozialisten, beide Volksredner von erprobter Wirkung, die weniger geistig als elementar ist. Der Schweizer ist Doktor Nüßli vom Zürcher Blatt, augenblicklich ein wichtiger Mann, weil er sich bemüht, die Partei für die Taktik der heimreisenden Russen zu gewinnen. Der Lothringer ist Virgile Spieß, Vertreter eines Industriebezirks im Reichstag, wandte sich am vierten August sofort gegen den Beschluß der deutschen Sozialisten, die Kredite zu bewilligen, kam über die Grenze, erklärte, der Frankfurter Vertrag sei hinfällig geworden, Elsaß-Lothringen werde zu Frankreich zurückkehren — der erste Deserteur aus Grundsätzlichkeit, den du siehst. Um die Sozialisten gleich zu erledigen, so ist noch Thomas Schreiner da, der zu den Unabhängigen gehört und schwankt, ob er nicht Kommunist im Sinn Kropotkins sei, dessen Bücher seine Bibel sind, sodann Doktor Shiller, ein Deutschamerikaner, der nun in Zürich Fühlung mit Mitgliedern der deutschen Opposition sucht, und Mitrofan, einer der heimreisenden Russen, der ohne Einladung kam, mit dem Auftrag, darüber zu wachen, daß ich mich meinem Versprechen nicht entziehe."

Es war weder schwer, den blonden Amerikaner herauszufinden, noch den Russen mit dem Popenhaar. Blieben zwei Herrn, der eine magrer Methodist, der andre kleine ein Poet romanisch-melancholischer Prägung.

„Der wie ein Methodist aussieht," sagte Hannah, „ist Fünfkorn, ein deutscher Journalist, der seiner Gesandtschaft unbequem ist, er ließ sich, um der drohenden Einziehung zu entgehn, von der militärischen Nachrichtenstelle hierher schicken, warf alsbald die Maske ab, machte Enthüllungen über diese Spionageeinrichtung, wurde Spezialist in den verschiednen Weiß- und Gelbbüchern, wies, Antipode Davids in Berlin, die Schuld Deutschlands am Krieg nach, vertritt bedingungslos die Ansicht, daß die Entente die Sache der Gerechtigkeit führt, wünscht Fortführung des Kriegs, bis der deutsche Militarismus wie ein Reptil ausgerottet ist, beginnt Mittelpunkt aller Bestrebungen zu werden, die ein Organ für nicht kaiserliche deutsche Demokraten schaffen wollen und wird

es vermutlich mit Hilfe Shillers, das heißt amerikanischen Propagandagelds gründen. Der Poet, wie du sagst, ist neben d'Arigo der einzige, der der Politik ganz fern steht, Haupt einer neuen Gruppe, von der ich dir neulich sprach, den sogenannten Ungegenständlichen. Er ist Portugiese, nennt sich Lisbao, und wird nach seiner Gewohnheit aus dem Manuskript vorlesen."

Die Gastfreunde Hannahs blieben acht Tage versammelt, selbst Nüßli kehrte nicht in die Züricher Redaktion zurück, er ließ sich seine Post schicken. Da auch die andern Politiker die Verbindung mit der Welt organisierten – Graumann hatte seine Sekretärin mitgebracht und stellte sie und ihre Maschine zur Verfügung – konnte Virgile Spieß sagen, man habe sich zu einer dritten, privaten Zimmerwalder Konferenz vereinigt; die Tage waren mit Debatten gefüllt.

Spieß war der einzige, der sich den Ideen von Zimmerwald und Kiental von allem Anfang an entgegenstellte und ihre Notwendigkeit leugnete. Für ihn bedurfte die Haltung der französischen Sozialisten, bei denen er, die deutschen verlassend, Anschluß gefunden hatte, keiner Rechtfertigung: sie hatten die Kredite zur Landesverteidigung bewilligt, und Landesverteidigung im klaren, eindeutigen Fall eines Angriffs war, seit es Sozialismus gab, von allen Parteiprogrammen und Parteitagen anerkannt worden; er berief sich auf Jaurès, mit dem er bei ungezählten Pariser Aufenthalten verkehrt und jene Formel ausgearbeitet hatte, daß Frankreich auf den Revanchegedanken verzichte, wenn Elsaß-Lothringen deutscher Bundesstaat mit allen Rechten der Autonomie werde.

Die deutschen Sozialisten waren für Spieß nicht in der gleichen moralischen Lage wie die französischen; wohl wurde ihr Land von Rußland bedroht, aber es hatte die letzte Möglichkeit einer Verständigung vereitelt, weil es von dem Gedanken eines Präventivkriegs hypnotisiert war, und die Partei hatte die Kredite bewilligt, trotzdem sie bereits von dem Einfall in Belgien, also einer Völkerrechtsverletzung ersten Rangs, wußte, und sie hatte bedingungslos bewilligt, während die Minderheit der französischen Genossen sich nur bis zu dem Augenblick band, wo der Feind aus dem Land vertrieben war. Spieß sah keine Notwendigkeit, eine Konferenz einzuberufen, um die Frage zu besprechen, wie die zerrissne Internationale auf neuer Grundlage wiederhergestellt werden konnte. Es gab für ihn neben der großen Schuldfrage eine sozialistische Schuldfrage; ihre Anerkennung durch die deutsche Partei bedeutete die Beilegung des Bruderzwists – sein Programm für die Zeit nach dem Krieg.

Er war den Argumenten unterlegen, die von den in der Schweiz lebenden russischen Sozialisten aufgestellt worden waren. Lenin, Trotzki,

Radek, denen dann auch Axelrod zustimmte, erklärten, die Schuldfrage interessiere klardenkende Sozialisten nicht, der Krieg sei zugleich Produkt des Kapitalismus und Mittel ihn zu zersetzen. Die Zeit sei gekommen, die Antwort auf die alte Grundfrage, Evolution oder Revolution zu geben, sie heiße Revolution, saubre Abgrenzung der sozialistischen Gedankenwelt gegen die bürgerliche, zu der es keine Brücken gebe — radikale Gegnerschaft, Unversöhnlichkeit. Daß das absolutistisch-kapitalistische Deutschland über das demokratisch-kapitalistische Frankreich siege oder umgekehrt, sei gleichgültig, auch die Landesverteidigung gegen einen Angreifer liege außerhalb des sozialistischen Denkens. Ob die Kosaken an der Oder ständen oder die Ulanen bei Noyon, habe nur den Sinn, daß jedes Mittel recht sei, um die Verhältnisse auf die Spitze zu treiben, Verteidigungs- oder Angriffskrieg sei für Sozialisten schlechthin Krieg, das Abzulehnende. Proklamation der abstrakten Idee, hinter der nicht mehr Weltfremdheit stand, sondern im Gegenteil die schärfste, logischste Berechnung, der entschlossne Wille, alle Wirren der bürgerlichen Welt auszunützen, das Ziel auf dem direktesten Weg zu erreichen.

Die Beschlüsse der Konferenzen hatten mit einer Verurteilung der französischen und deutschen Genossen geendigt und mit der Ablehnung des Prinzips der Landesverteidigung, diene sie zur Abwehr eines erfolgten Angriffs (Frankreich) oder der Wahrung der Neutralität (Schweiz). Dieser Proklamierung der nur-revolutionären Taktik trat, zwischen Zimmerwald und Kiental, der schweizerische Parteitag von Aarau bei, erstaunlicher Beschluß, wie Spieß nun in Diskussionen mit Mitrofan ausführte.

Spieß war schlogfertig, angreiferisches Temperament, und in seinem Kopf stand mit erstaunlicher Klarheit jedes Datum, jeder Zeitungsartikel, jede grundsätzliche Äußerung eines der führenden Sozialisten gebucht, war gegenwärtig. Er trieb Mitrofan in die Enge, indem er nachwies, daß auch Lenin bei irgendeiner Gelegenheit das Selbstbestimmungsrecht anerkannt, der Schweizer Grimm, Präsident der Konferenzen, nach Kriegsausbruch die Verteidigung der Neutralität empfohlen hatte, der Schweizer Parteitag in Aarau sich über die Folgen seiner Resolution nicht klar war, in allen Hirnen Widerspruch herrschte, jeder zwischen der Frage Evolution oder Revolution hin- und herschwankte, die französische Minderheit, von Zimmerwald heimgekehrt, die Kredite weiter bewilligte.

Mitrofan gab sich nicht besiegt. Was er nicht leugnen konnte, leugnete er nicht, zog sich auf den Standpunkt zurück, daß eben eine radikale Umformung des Denkens begonnen habe, schöpfte aus diesem Gedanken Kraft, stieß vor, fanatisierte sich, entwickelte den ungeheuren Gewinn an Energie wenn jede Verbindung mit dem evolutionistischen Prinzip aufgegeben wurde, ließ die Schönheit und Geschlossenheit logischer Kettenreihn

aufblitzen: das Ziel ist alles, die Mittel nicht zu wollen, bürgerliche Sentimentalität, die Macht in der Hand des Proletariats die wahre Grundlage eines lückenlosen Aufbaus der neuen Gesellschaft.

Für Lauda ergab sich folgendes Bild: straffe Rotation um eine als Achse dienende Idee bei Spieß, dasselbe bei Mitrofan; die andren zersetzt in der Mitte. Fragte sich, welcher von beiden Ideenkosmen die Zukunft hatte. Spieß vertrat die alte Taktik, glaubte nicht, daß der Krieg nötige, sie zu ändern. Es war aber nicht schwer zu ahnen, daß dieser Krieg, ungeheuerste Erschüttrung bestehender Welt, nicht ohne Wirkung vorübergehn werde. Der Entschluß der deutschen Partei, sich mit dem kaiserlichen System zu verbünden, bedeutete eine Verschiebung, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, und Lauda zweifelte, sich an Liebknechts Prozeß erinnernd, nicht daran, daß die Mehrheitssozialisten das von Spieß geforderte Bekenntnis zur Schuldfrage ablehnen würden.

Es vollzog sich in ihm, auf seine Weise, gereinigt, aber darum doch verwandt, dasselbe, was sich in Menschen vollzieht, wenn Feststehndes und Vertrautes angegriffen wird — Mensch geht zum Neuen über. Und er empfand die Lockung, die in der Proklamierung der absoluten Idee enthalten war. Ein Krieg mußte kommen, um das zu erleben; Ideologie wurde Möglichkeit, zum ersten Mal unternahm der Geist den Versuch, die Umwege der Natur abzuschneiden, langsame Entwicklung, die sich nach dem Gesetz des Gegensatzes vollzog, souverain zu überspringen. Er sprach mit Mitrofan, erfuhr, daß es die Partei der Bolschewiki schon seit Beginn des Jahrhunderts gab, wünschte zu hören, wie sich die heimreisenden Russen die Verwirklichung dachten.

„Es ist kein Zweifel," sagte Mitrofan, „daß wir Kerenski stürzen. Wir benutzen dabei einfach die Tatsache, daß er das des Kriegs müde Volk zwingt, den Krieg weiterzuführen. Eine Revolution, die den Zar stürzt, übernimmt nicht den vom Zarismus begonnenen Krieg. Ist die Macht in unsrer Hand, dann schließen wir Frieden um jeden Preis, es kann uns gleichgültig sein, ob Polen und die Ostgrenze an die Deutschen fällt, denn wir warten ab, bis diese Gebiete und mit ihnen Europa von unsrem Beispiel fortgerissen wird. Dieser Friede wird sehr einfach sein: dank unsrer Propaganda werden die Soldaten die Gräben verlassen und nach Hause gehn.

Danach, dritte Etappe, ordnen wir die neue Gesellschaft nach dem strengsten Zentralismus, womit ich natürlich den der Idee meine, die den der Verwaltung nach sich zieht. Wir sind nicht wie der Bourgeois oder mit ihm verbündete Nationalsozialisten an gegebene Verhältnisse gebunden, wir schaffen sie neu. Es ist klar, daß solche Erschaffung einer Welt nicht etwa aus dem Nichts, sondern, was schwerer ist, aus der Anarchie der

kapitalistischen Privatwirtschaft, freien Konkurenz, Ständeverschiedenheit, nicht möglich sein wird ohne eine Übergangszeit der Diktatur, deren Sinn darin besteht, der Idee der Einheitlichkeit und der Ordnung zum Sieg zu verhelfen. Das Ziel heißt Abschaffung der Klassen, das Mittel ist, der bisher rechtlosen und zahlreichsten Klasse, also der Majorität, die Gewalt zu übertragen. — eine Paradoxie, die doch nur das Mittelstück zwischen Vergangenheit und Zukunft darstellt. Wir werden also die Bürger entwaffnen, die Arbeiter und Bauern bewaffnen, und das Provisorium so lange durchführen, bis der Bürger freiwillig oder gezwungen die neuen Verhältnisse anerkennt."

„Werden Sie die Nationalversammlung berufen?" fragte Lauda.

„Es steht auf unsrem Programm, aber ich will Ihnen offen gestehn, daß ich nicht zu denen gehöre, die glauben, daß die kapitalistischen Kreise ohne Gewalt zu gewinnen sind."

„Was würden Sie in diesem Fall tun?" sagte Lauda und war auf die Antwort gefaßt, aber nicht auf die schneidende Unerbittlichkeit, mit der sie gegeben wurde und die für seine Vorstellungskraft wie ein Licht war, das rückwärts auf die Diskussionen derer fiel, die, noch in der Fremde, schon in dem Augenblick lebten, in dem sie die Nachfolger des Zaren würden — märchenhafter Wechsel im Schicksal hungernder Verbannter.

„In diesem Fall," antwortete Mitrofan, „werden die andren sich wie ich entschließen müssen, noch einmal die Mittel des alten Machtstaats zu benutzen, um den Staat der durchgeführten Gerechtigkeit zu gründen: Belagerungszustand, Armee und Terror. Für Schonung ist kein Raum, verwirklichen wir die Idee nicht, ist sie für hundert Jahre erledigt. Jetzt oder nie. Fühlen Sie, welcher Abgrund uns von Leuten wie Spieß trennt? Unsre Hirne sind verschieden wie zwei Weltkörper, in ihnen lebt das Neue nicht, in uns erzeugt es Ketten von Assoziationen, es ist die größte geistige Stimmung, die je in Menschen war."

Lauda verstand. Assoziationen bilden, mathematische Reihen entwickeln, Logik triumphieren lassen, war für das Lebewesen, dessen Hirn an die Kausalität geschmiedet war, der tiefste Genuß, so tief wie die Lust, die Achse Gott zu finden, um die sein Mikrokosmos schwingen konnte. Es kam vermutlich, Folge des Kriegs, eine Zeit, in der der Kausalitätsrausch elementar durchbrach, die freigewordnen Körperchen des alten Kosmos — als Beispiel eines solchen bot sich immer der preußisch-militaristische an — mit der Inbrunst von in das All geschleuderten Atomen den neuen Kristallisationspunkt suchten: religiöser Vorgang mit dem Triumph aller derer, die nicht in sich kreisen, sondern nach dem Zwang, dem Druck, dem Gebot ungeheurer Atmosphären lechzen. Und schon fanden sie den Gott: die Logik, die zum Dämon wurde, stärker als sie, ihnen Gewalt

antuend. Grundgesetz im Reich der Ideen: das Hirn erzeugt sie, der Gezeugte wächst dem Zeuger unter den Händen zum Herrn, ist er Herr, wird er Dämon; wer Ideen nicht mehr besitzt, wird von ihnen besessen. Die Zeit kam so der Beseßnen, in denen die dynamische Wut des in die Existenz schießenden Weltwillens war. Man konnte Weltuntergangsstimmung haben. Und in der Tat, diese Mutation war Weltuntergang.

Es war nicht richtig, den Begriff Mutation auf die kleinen Störungen, fünfhundertmal am Tag, anzuwenden, die jedesmal eintraten, wenn der geringste Eingriff der Außenwelt in unsre Welt erfolgte — diese Schwankungen wurden rasch überwunden. Mutation war eine Störung der Lagerungsverhältnisse. Wenn diese Russen die Macht erlangten, dann brach ein religiöser Wahnsinn aus, den die Psychologen nur darum nicht erkennen würden, weil das Wort Gott nicht fiel, dem aber alle zuströmten, die nicht so selbständig waren, daß sie auf den Krampf der Demut und Unterordnung verzichten konnten, alle, in denen die unterirdischen Spannungen zerrten — und wer war ohne solche Spannung, von der Hannah gesprochen hatte? Jakobiner, Terroristen, Inquisitionshenker, sie waren die Religiösen im primären Zustand, Zurückgekehrte zur Zeitlosigkeit vor aller Zivilisation.

Mitrofan und Lauda saßen sich an Hannahs türkischem Rauchtischchen gegenüber; es zog jeder, Auskunft erteilt, Gespräch beendet, seine innren Kreise. Madeleine Betz kam vom Klavier, wo sie Mitrofans Rede angehört hatte, zu ihnen; melancholisch ihr Versuch, den Pazifismus zu retten, für sie genügendes Heilmittel der kranken Menschheit.

„Pazifismus," sagte Mitrofan, „ist eine rein bürgerliche Angelegenheit; seine Ohnmacht besteht darin, daß dieselbe Gesellschaft, die aus der kapitalistisch-imperialistischen Idee der unbeschränkten Machtvergrößerung geboren ist, in Verabredungen einwilligen soll, die eine Hemmung dieses Triebs bedeuten. Jeder starrt in Waffen, aber man will vereinbaren, daß sie nicht benutzt werden; man will die auf Raub und Gewalt gegründete Existenz von Staaten verschiednen Rangs in einem gegebnen Augenblick zum status quo erklären: wer viel hat, behält es, wer wenig hat und klein ist, begnügt sich damit. Eine Horde hungriger Hunde kommt überein, friedlich nebeneinander zu leben — glauben Sie, daß Mißtrauen und Raubtiergelüste plötzlich unterdrückt werden können? Was machen Sie mit den Offizieren, den Diplomaten, dem ganzen Geist, mit dem die Gesellschaft durchsetzt ist? Fühlen Sie denn nicht, daß diese Änderung so radikaler, grundsätzlicher Natur wäre, daß sie gar nicht durch materielle Verabredungen, sondern nur durch Auflösung der seelischen, moralischen Verfassung erzeugt werden kann? Es ist seltsam, daß die Menschen immer flicken, immer überleiten wollen. Wenn sie noch eingeständen, daß

sie so aus Angst vor der Unbequemlichkeit und der Schädigung persönlicher Interessen argumentieren — nein, sie stellen die Kulissen großer Ideen auf, sagen, Gleichheit und Gerechtigkeit verlangten, daß niemand Zwang erleide, die Ändrung freiwillig vollzogen werde. Da aber niemand freiwillig auf Macht und Geld verzichtet, so bedeutet das demokratische Prinzip der Friedlichkeit in Wahrheit nichts, als daß nichts Ganzes geschieht, alles beim alten bleibt. Reformen innerhalb der kapitalistischen Welt sind möglich, sogar Deutschland kann republikanisch werden, aber sie werden kapitalistisch bleiben. Ersetzung des kapitalistischen Fundaments durch das sozialistische ist nur durch das Eisen des Pflugs möglich."

„Sagen Sie ruhig, durch Blut und Eisen," antwortete Madeleine Betz, „warum scheuen Sie, die Formel Bismarcks zu gebrauchen? Das Mittel, das Sie wählen, ist nichts andres als der variierte preußische Militarismus, das Ziel, das Sie wollen, nichts andres als eine Abart des zentralistischen Zwangstaats, schlimmer als der Bismarcks."

„Ich kann Ihnen zynisch zugeben, daß Sie recht haben, oder ich kann mit einem Herzenston der Not sagen, daß es keine andre Möglichkeit gibt, die Wirklichkeit nach einer Idee zu formen."

Lauda dachte: „Wie, wenn bei diesen Dingen der Sozialismus, die Republik, die Demokratie, der Kapitalismus, also praktische Fragen, gar nicht Kern, sondern Projektion, Symbol, Veranschaulichung sind? Wenn es sich um ganz etwas andres handelt, um den Kampf dynamischer und unmaterieller Energien? Mit dem materiellen Begriff Atom kommt Wissenschaft nicht mehr aus, sieht sich widerwillig genug gezwungen, in ihnen, die doch das sichtbare System der Elemente ergeben, raum- und zeitlose Phänomene rein dynamischer Natur zu sehn. Es ist erlaubt, in Ideen eine Analogie zu den sichtbaren Körpern zu ahnen, sie Manifestation von Kräfteverhältnissen, ihren Kampf Manifestation von Kräftekämpfen zu nennen — wir (als Körper) ein Vorwand unbekannter Vorgänge, unsre Ideen Vorwand von Machtkämpfen zwischen Entfeßlung und Bindung. Mitrofan sagt: der radikale Sozialismus und glaubt, er wolle damit das Glück der Gesellschaft, aber in Wahrheit muß er einem Gebot seines innren Kosmos gehorchen, der offenbar der geschloßnen Rotation widerstrebt, auf der Suche nach einer neuen ist. Madeleine Betz sagt: ungewalttätige Entwicklung und drückt damit aus, daß sie den elementaren Explosionen ausweicht. Ich von mir stelle fest, daß ich nach einigen Minuten gar nicht auf den materiellen Inhalt ihrer Worte acht gebe, sondern die Schwingungsvorgänge in ihnen empfinde, Gravitationsgesetze in ihnen fühle — meine alte Definition, daß Phantasie Fähigkeit ist, die Lagrungsgesetze eines fremden Organismus zu empfinden. Welch eine phantastische und mehr, grauenhafte Sache ist also menschliche Geschichte und Geistigkeit:

einer sucht den andren zu überzeugen, daß man zur definitiven Lagrung durch Entfeßlung des rasenden Drehns gelange, der andre ihn, daß man nur vorsichtige Modifikation vornehmen dürfe – Illusion beides, denn die Welt ist, als Schauplatz der rasenden Partikelchen, nie definitiv, Rasen ist Selbstzweck. Es steht frei, die beiden und mit ihnen alle andren, mich eingeschlossen, nach Belieben als arme Narren oder tragische Helden zu betrachten."

Er hörte Madeleine Betz zu Mitrofan sagen: „Wenn Sie so zu mir sprechen, funkelnd vor Energie, verbissen vor Entschlossenheit, empfinde ich etwas, was Sie nicht verstehn werden, die Abneigung der Frau vor der Vitalität des Manns, dieser triumphierenden, zu sinnlichen Herausforderung. Ich sah Offiziere auf Urlaub im Familienkreis, sie waren gütig gegen die Ihrigen, höflich gegen Fremde, aber wenn die Rede auf gewisse Augenblicke ihrer Tätigkeit im Feld kam, auf Exekutionen fremden Lebens, grauenhafte Verletzungen, dann trat in ihre Augen das Unheimliche: die Freimaurerei der Männer, die das Morden betreiben, von der sie zu den Frauen sagen: es ist nichts für euch. Dieser Ausdruck ist auch in Ihren Augen, Mitrofan, wenn Sie von der revolutionären Tat sprechen, und das beweist, daß Sie, Sozialist, für den es keinen Unterschied der Geschlechter gibt, männlicher Freimaurer sind, die Sphäre der männlichen Grausamkeit vor mir abschließen und das heißt vor allen, die menschlich sind.

Was Sie Diktatur zugunsten einer Idee nennen, ist der diktatorische Wille schlechthin, Sie richten nicht auf das neue Reich, sondern variieren nur das alte, in dem es Herren und Sklaven gibt. Was Sie Paradoxie nannten und worin Sie eine eminente Überlegenheit sehn, ist nur die Volte, die Sie schlagen, um Ihr Spiel nicht aufzudecken, vor andren und vor sich. Menschen glauben so überlegen zu sein, daß sie den Punkt bestimmen können, wo eine Idee verabschiedet wird, in Ihrem Fall die Idee der zum letztenmal angewandten Gewalt – die Idee wird Ihnen über den Kopf wachsen, Sie immer weiter treiben, und am Ende werden Sie so blutbefleckt dastehn wie ein preußischer General, der in einem Dorf zweihundert Menschen niederschießen ließ. In Ihnen werden die Iwane Ihrer Geschichte wiedergeboren werden."

Zum Berg steigend sah Lauda Fräulein Betz auf einer Bank, beobachtete, wie sie ein Buch öffnete, wieder sinken ließ.

„Ich kann nicht mehr lesen," sagte sie, „es ist alles Lüge oder alles gemacht. Wer garantiert, daß in diesem zarten Dichter, den ich in der Hand halte, nicht wie in Mitrofan die Bestie erwacht, deren Triebe um so grausamer werden, desto geistiger die Form ist, in der sie auferstehn?"

Lauda gestand sich, daß sie zu den Frauen gehörte, die er unter gewöhnlichen Umständen nicht aufgesucht hätte. Physischer Charme der Frau fehlte ihr, es blieb nur übrig, den geistigen zu suchen. Daß nur Zufall dazu bewog, empfand er als Ungerechtigkeit, die sie gewohnt sein und dank ihrer Intelligenz festgestellt haben mußte. Er erriet Bitterkeit in ihrem Urteil über Leute, von denen sie sprachen; Bitterkeit wurde nicht selten zu kleiner Gehässigkeit, die ihr Genugtuung verschaffte —, es war nebensächlich, er war sich unklar, welcher Grad von Energie dazu gehörte, so einsam zu sein, auf Herzensbeziehung zu verzichten, sie bei andren Frauen zu beobachten, Altjüngferlichkeit entgegenzusehn. Hinter solcher Energie stand wohl viel Güte, Glaube an Vermenschlichung, der nun durch den Krieg auf härteste Probe gestellt wurde. Er erinnerte sich, Artikel von ihr gelesen zu haben, Melancholie und Zähigkeit seltsam vermischt, geheime Ermahnungen an sich selbst, nicht verbittert zu werden.

Es war nicht leicht, ihr Vertrauen zu gewinnen, sie mochte mit differenzierten und mißtrauischen Nerven empfinden, daß Mann, der nicht ganz vom Reiz des Geschlechts absehn konnte, falsch vor ihr war, sein Interesse das einer Stunde.

„Die Welt ist vom Mann gemacht," sagte sie, „kein Vorwurf feministischer Art, Vorwurf erst, wenn er die Wahrheit leugnet. Männlicher Geist ist dem Götzen Tat untertan, er will durch Handlung und Umwandlung der Zustände reformieren. Nutzloses Beginnen, Umweg bloß, die Andrung ist nur durch Umwandlung des Herzens möglich. Hängt das Glück der Menschheit vom Triumph des Sozialismus ab? Ich komme Ihrem Einwand zuvor und frage mich selbst, hängt es vom Pazifismus ab? Nicht vom äußren der Verabredung, nur von der innren Vorbereitung und Bereitwilligkeit, deren Symbol danach die Tat ist, nicht mehr. Sind Männer, männliche Männer, zu solcher Geistigkeit fähig? Ist Geist Wirkung des weiblichen Teils im Menschen? Wer sieht klar? Wir wissen nichts von den Mischungsverhältnissen in uns. Ist es überhaupt erlaubt, von einem weiblichen und männlichen Prinzip zu sprechen?"

„Gewiß nicht, es wäre ein Dualismus, der zwei absolute Regulative annimmt, eins ist schon zweifelhaft."

Weitergeführtes Gespräch enthüllte das, was man die Stimmung nennen konnte, die diese Frau von sich selbst hatte. Sie stand in der internationalen Frauenbewegung, referierte, saß vor, schrieb, gehörte zur führenden Schar. Für ihre angelsächsischen Kolleginnen lag das Problem einfach, war praktischer Art: die Frau wurde von der Gleichberechtigung künstlich ferngehalten, es galt sie zu erzwingen, Zweifel über eine geistige Verschiedenheit der Geschlechter fochten nicht an. Die Kontinentale,

Mitteleuropäerin, fühlte anders. Die Verschiedenheit war da, es war nicht nur Zufall oder Böswilligkeit, daß der Mann die Geschichte gemacht hatte. Sie gab es zu, aber was besagte es? Nichts. Sie war überzeugt, daß der Mann, der der eigentliche Schöpfer war, dieses Schöpferische von den Müttern erhielt, den Trägern des namenlosen und wesentlichen Funkens; nicht die Energie war geistig, sondern die Erregbarkeit, die Fähigkeit, beunruhigt zu werden, weiterzudenken, Sehnsucht zu haben, Phantasie und Vorstellungskraft im weitesten Sinn. Die Frau war der stille Triumphator der Welt, nicht anerkannt, anonymer Mächtiger, Salz des Bluts. Es aussprechen, unendlich schwer, weil Aussprechen die Einheit zerstörte, mit dem Gegensatz arbeitete, denn Aussprechen hieß auch: angreifen, einen Gegner erfinden. Nah lag, solches Wissen um das Wesen der Frau wie ein schönes, tiefes Geheimnis zu hüten, aber das Leben zwang, aus der Anschauung in die Arena der Fordrung zu treten. Widerstreben in ihr, manchmal Müdigkeit angesichts der Worte und Proklamationen, und Einsamkeitsgefühl in der, die kompliziert fühlte, vereinfacht handeln sollte.

„Die Liebesbereitschaft," dachte Lauda, „spricht so in ihr, sie möchte selbst Mutter sein, den Funken weiter geben. Es bleibt ihr versagt, weil – ihrem Arm und Busen ein paar Rundungen fehlen." Aber wenn man sich ganz in einen Mensch versenkte, stieß man immer auf den einen Grundkonflikt: Verhältnis von Tat und Beharren, Handeln und Sein; dieses Verhältnis war kein andres, als das primäre von Erzeugen und Erzeugtwordensein; das Erzeugte verlangte, etwas für sich zu werden, dem Prinzip, durch das es Leben erlangt hatte, Widerstand zu leisten, aus dem Kreislauf auszuscheiden.

Was wir Güte nannten, war die Anerkennung des Rechts auf eigne Existenz, von einem Lebewesen ausgesprochen, das doch keinen Einfluß auf die Tatsache seiner Existenz hatte. Wer Güte sagte, ging von der vollzognen Existenz aus; wer Energie sagte, von der noch nicht vollzognen.

Wer wie Mitrofan Energie, Rücksichtslosigkeit, Diktatur, Machtwille sagte, ging von der Tatsache des Urwillens aus, der Existenz erst schafft; darum war in ihm die Grausamkeit und Mißachtung der Einzelexistenz, dieses bereits selbständig Gewordnen.

Was war eine Lehre, die über die Einzelexistenz hinwegging, andres als ein Einbruch des Elementaren in das Geordnete: Ruhe einer Generation, Wunsch einer Generation, ihr kurzes Leben nicht selbst zu zerstören, wurde für nichts erachtet und die Natur, allerdings nur eine der Natur untergeschobne Absicht, künftiges Glück genannt, über den Augenblick gesetzt. Der letzte, äußerste Glaube dieser russischen Diktatoren mußte sein, sie seien Träger der Natur, Bevollmächtigte mit der Verfügung

über Leben und Tod – Cäsarenstimmung, alle Mittel erlaubt um des höhren Zwecks willen.

Verborgenster Gedanke, von Lauda längst gesucht, begann sich zu enthüllen: das Leben, dort betrachtet, wo es in die Erscheinung schoß, verurteilte sich zu einem unlösbaren Konflikt: um sich zu manifestieren, brachte es Existenzen hervor, die ihm also nur Vorwand, Kristallisationspunkt, waren; die Existenzen wurden selbständig, waren da, traten in Gegensatz zu ihrem Erzeuger, dem nur an unaufhörlichen Weitermanifestationen gelegen war.

Banal ausgedrückt trat die Unvereinbarkeit von Tod und Leben ein, philosophisch ausgedrückt der Gegensatz von Monismus und Dualismus – dieser von jenem erzeugt. Wo ein unversöhnlicher Gegensatz war, war Leid, das Leben war Leid, Leid philosophisch erwiesen; die Paradoxie der Existenz ward sichtbar, was man auch so ausdrücken konnte, daß der „Wille" sich selbst aus der Hand gab; die Tat war etwas andres als der Drang zu ihr.

Abends, allein, kam er auf die Auffassung zurück, die Fräulein Betz von der Frau und der Mutter hatte. Geistigkeit als femininer Zustand, das erinnerte ihn an Gedanken, die gelegentlich in ihm aufgetaucht waren. Aber Geist war auch nichts als verwandelte Energie, also das männlichste aller Phänomene. Das wies darauf hin, daß die Unterschiede der Geschlechter nicht primärer Natur sein konnten. Zwei Gegensätze lösten sich auf, wenn man sie als Differenzierung eines dritten ansah, das besser das Erste, vor der Spaltung Gelegne genannt wurde.

Ging man davon aus, daß die Welt nur ein Ding im Fluß war, dann verschwand der letzte Rest jener Teleologie, die zwei Extreme als feste Pole ansah – es gab nur Bewegung nach den Polen hin, nicht die Pole selbst, wie es nicht Seele, sondern nur Seelenhaftes gab.

Die Pole waren höchstens sekundärer, geschichtlicher Natur. Männlich und weiblich konnten nur Aggregatzustände sein, wie Wasser, Dampf, Eis Variationen waren, unterschiedlich nur an Dichtigkeit. Erhob sich die heikle Frage, ob Weiblichkeit der flüssigere oder komprimiertere Zustand war. Ohne Zweifel der undichtere, das paßte zu Laudas eigner Definition, daß Geist das Symptom einer Beunruhigung, das heißt einer Mutation zwischen zwei vorläufig definitiven Lagrungen war.

Soweit schien diese Frage gelöst. Wenn er nun daran dachte, wie er Mitrofan ideell, als energetisches Phänomen sah, wie ihm die männliche Energie in diesem Phänomen gerade Zerstörung des komprimierten Aggregatzustands war, dann schien sich Ja in Nein zu verwandeln, und die Tatsache, daß Frauen, noch eben Trägerinnen des Geistigen und Undefinitiven, konservativer, beharrender waren, verwickelte das Problem noch mehr.

Der Widerspruch war nur scheinbar, bot nur Schwierigkeit, wenn man dualistisch Weiblich und Männlich als getrennte Elemente behandelte. Man mußte den Begriff der Tat untersuchen, die Madeleine Beß dem Mann zuschrieb. Tat entsprang dem rasenden Trichter der Energie, ihr Ziel war, einen Zustand zu schaffen, das heißt ein Definitivum, die Ruhe – die Tat, das Geschaffne, suchte zu beharren, aber die nicht abstellbare Energie, dieser Taumel und Trieb zur ewigen Variation ihrer selbst, zersetzte das Produkt der ersten Tat, drängte zu neuen Lagrungen mit neuer Achse der Rotation. Die Überwindung der Trägheit verlangte eine äußerste Anstrengung der Energie, diese Anstrengung war genau so groß wie die Urenergie; nannte man die Fähigkeit zum Maximum dieser Energie männlich, so war verständlich, daß ein Mann mit derselben Kraft die erste Tat zersetzte, mit der er sie geschaffen hatte. Der undichtere Aggregatzustand des weiblichen Organismus erklärte dann sowohl ihre undefinitive Lagrung, aus der das Unruhephänomen Geist geboren wurde, als ihre größre Trägheit, wenn es galt, sich in Bewegung zu setzen. Zunächst war der Mann beharrender, weil er komprimierter war (Energieleistung), dann wurde er Zerstörer (ebenfalls Energieleistung); zunächst war die Frau fluktuierender (geringre Energie), dann wurde sie konservativer (schwerere Trägheitsüberwindung).

Der erste Schritt zur innren Mathematik, zur dynamischen Geographie war getan, die Stadt des Hirns, schon längst Kosmos des Hirns geworden, begann ihre Pforten zu öffnen, hinter denen die Metaphysik lag, so nah.

D'Arigo hielt sich ein wenig fern; er lag den ganzen Tag mit Lilian auf dem See. Lilian war es, die zuerst entdeckte, was Lauda so stark empfunden hatte, daß d'Arigo ihm wie Bruder sei. Sie nahm an, Verwandtschaft des Äußren lasse auch Verwandtschaft der Ansichten vermuten, bemühte sich, sie zusammenzubringen, liebte es, beide nebeneinander sich gegenübersitzen zu sehn, zog Lauda in den Umkreis des auf den Freund gerichteten Lächelns ein, eines erstaunten, knabenhaften Lächelns, in dem immer Erwartung irgendeiner unerwarteten Handlung war – sie wußte wohl allein nicht viel mit ihrer Zeit anzufangen, brauchte Gesellschaft andrer dazu, den Ablauf von Spaziergang, Rudern, Teestunde, Flirt; rätselhaft für Lauda die Nötigung zum Hochschulbesuch – Geheimnis der amerikanischen Seele. Reizend ihr Tailormade über den gotischen Hüften, leises Pariser Parfüm darin, und siehe, die schmalen Puritanerlippen kannten den Rotstift.

D'Arigo war in Madrid aufgewachsen. Die Stadt: katholische Vergangenheit, die Schule: englisches Internat, das Haus: kosmopolitische

Modernität — Gang durch sie drei wie Gang durch drei verschiedne von Dingen geworfne Schatten. Der Vater Spanier aus Ehe mit einer Norwegerin, die Mutter Deutsche. Die Elemente einer Seele schienen offen zu liegen, Verführung zu Konstruktion: Gestalt und Blondheit von der nordischen Großmutter oder der deutschen; Künstlertum im Sinn der Velasquez Greco Loyola vom Vater, die formale Energie darin durch englische Willenserziehung gestärkt bis zum Starrsinn: der Bildhauer erklärte sich und Gentleman mit Training.

Jugend zwischen zwanzig und dreißig ward in Paris und England verbracht, wo, in Salon und Landgut, gleiche Resultanten aus großer Vergangenheit und nervenbestimmender Schulung lebten, die Europäer, die Späten. Er trieb Sport, jeden denkbaren, empfand dabei Geistiges, Konzentration und Willen zur Bändigung. Ging von der Jacht zu Picasso ins Atelier, der gerade von seinen wunderbar gekonnten und aus Überlegenheit leidenschaftslosen Figuren den Vorstoß in die neue Welt des abstrakten Dahinter unternahm — keine Figur mehr, keine Landschaft, nichts vom Mensch, nur wunderbar gekonnte Statik aus Gerade, Tangente, Kreisabschnitt; Realität durch drei Spiegel gesehn, durch zehn gebrochen, mathematische Vegetation, aus Überlegenheit leidenschaftslos bis zur Zärtlichkeit.

Hier erhob sich erstmalig in d'Arigo die Stimme des Anteils deutschen Bluts; solche Vortreibung der Kunst in Sphären, die jenseits des Seelischen lagen — wenn man Seele die Sphäre nannte, woraus das Geschöpf Nahrung für seine Individualität, Trost, Erschüttrung, Rührung, Sehnsucht bezog — solche Neuerung war für germanisches Gefühl Überzüchtung, Artistentum, äußerster Gegensatz zu Rembrandts Menschlichkeit.

Der Lateiner in ihm widersprach, vermochte willig mitzugehn, empfand stolz die größre Geistigkeit, die späte Reife dieser Kunst, die nicht religiöse Kommunion mit dem All, sondern Florettstoß in das Herz des Erschaffnen war. Er schloß sich in seinem eignen Atelier ein, formte die Statue eines Gladiators, in dem nichts mehr vom anatomischen Muskelspiel des Modells war, nur vier in die Luft gestoßne Stümpfe, Muskellianen, in der Mitte ineinandergedreht um die Mutterfalte des Nabels; Mannequinkopf, Holzspeck des Nackens.

Ausstellung ergab die Paradoxie, daß dieselbe Gesellschaft, deren Verfeinerung Voraussetzung solcher nicht mehr realen Kunst war, hilflos nur den Maßstab der Salonkunst hatte, und ein Deutscher, in dessen Blut keine Tradition zu Greco führte, die Statue kaufte, den Künstler einlud, Aufträge gab. Als d'Arigo in Deutschland war, kam der Krieg. Ihm blieb der Sturm des Enthusiasmus fremd, aber es wuchs wie in einem versetzten Strauch ein Trieb nach; er empfand es als zweite Jugend,

Bereichrung. Er begann Musik zu lieben; er, Anbeter des Sichtbaren, Künstler durchs Auge, stieß in den deutschen Kontinent vor, ward verwirrt, ging in die Schweiz, Klärung zu suchen — die deutsche Lockung blieb stärker. Er kehrte zur Gestaltung des weiblichen Körpers zurück und suchte wie alle, die Gegensätzliches in sich tragen, Ausgleich, indem er die Form, mit romanischster Männerhand herausgearbeitete, durch deutsche Musikalität beseelte.

D'Arigo betrachtend, während er von sich erzählte, empfand Lauda die Stockung, mit der es geschah, wohl als herrischste Straffheit, Willen zur Form, und empfing doch noch unbestimmten Eindruck einer der Produktion gefährlichen Verbissenheit, Ausgleich erzwingen zu wollen, etwa als überließe d'Arigo sich nicht fessellos genug dem deutschen Gefühl, führe zu früh die Bändigung ein. Und die Zurückhaltung, mit der jener von der zärtlichen Keuschheit sprach, die er nun seinen Frauen zu geben versuchte, schien Lauda selbst Keuschheit zu sein, neue, unvereinbar mit diesem antiken Kameenkopf und den Liebeserfahrungen der Pariser Gesellschaft. Wie, wenn die deutsche Bereicherung nur eine Rückbildung war, zersetzend frühere Klarheit? Er wußte es nicht, hatte nur den Eindruck der Möglichkeit. Was hatte d'Arigo zu Lilian geführt, die neue Lockung oder die alte? Was war sie selbst, auch zwischen die Rassen Gestellte, Sweetgirl, durch Paris Gegangne?

Manchmal begegnete man Lisbao, und das war, als sei man nicht in einem Privathaus, sondern im Hotel; er nickte unmerklich, ging weiter. Er schien flüchtige Bekanntschaften unter den Gästen zu haben, aber nie redete er sie an, sie nur ihn. Kleine, zierliche Gestalt, blasser Teerosenteint unter schwarzen Haaren, die Stimme so leise, daß sie unvernehmlich war, zwanzigjähriges Kind, gestern noch Kind in einem Stift mit mönchischen Brüdern.

„Er sieht aus," sagte Lauda, „als besinge er den Mond und die verheiratete Geliebte unzugänglich."

„Sprich mit ihm," antwortete Hannah mit einem feinen Lächeln, „er liebt zwei Dinge nicht, Politik und Philosophie."

Lauda tat, wie ihm geheißen war, bat Lisbao, ihm eins seiner Bücher zum Lesen zu leihn. Lisbao hatte kein Buch herausgegeben, kein Verleger war zu finden gewesen. Er veröffentlichte seine Gedichte in italienischen Zeitschriften, war Gast bei Futuristen, obwohl er die Achseln über sie zuckte, sie waren Naturalisten, denn sie stellten Forderungen auf, mit dem Schmutzigen verbunden, dem Krieg, den sie als befreiende Barbarei priesen, kämpften gegen den Bürger und genossen seinen Zorn, wenn sie ihm vorschlugen, den Schatz der Sentimentalität, die Museen mit Inhalt von Raffael bis Tizian an noch Sentimentalre, die Amerikaner, zu

verkaufen. Gegen den Bürger führte man nicht Krieg, der Bürger bestand nicht – Vacuum, über das man hinwegsah; die Welt der Realität war Vacuum.

Es beschäftigte sich diese Welt mit: Geschichte, Pädagogik, Philosophie, dreimaligen Sisyphuserfindungen, das Nichts der Hirne auszufüllen. Geschichte: man durchwühlte die Vergangenheit, das Gesetz der Kausalität zu finden. Kausalität bewies ihnen, daß ihre Existenz Zweck hatte – Geburt des Freisinns, der den Enkeln vermitteln will, was Väter erschaffen hatten, Zeugungskette von Wilhelm Tell bis Gottfried Keller. Wilhelm Tell war ihm Guillaume tel et tel, was ging er ihn an. Von allem, was gewesen war, gedacht, geschrieben, übernahm er einen Satz des Descartes: Ich will nicht einmal wissen, ob es Menschen vor mir gegeben hat, der Rest war ihm Papyrus, unverständliche Hieroglyphe, wohltätig tot – Tod war die einzige Gerechtigkeit, die es gab, das Gesetz, mit dem man sich identifizieren konnte, der große Würger: recht so, drücke mit zwei Knochenfingern die Kehle des Menschen zu, wie der Mensch die eines Vogels, écrasez l'infame.

Pädagogik: denn Mensch in seiner Feigheit und Armseligkeit verwandelte sein Hirn in ein System von Schubladen, Apotheker des Daseins, der das sinnlos Seiende in sinnvoll Seinsollendes umzuschaffen glaubte, wenn er kann, soll und muß aufklebte. Verwesender Pedant, der durch Erfindung der Ideale Unsterblichkeit zu erlangen meinte, Schulmeister, der sich durch Gase des Gefühls aufblies und doch nur ein Ballon war, mit Nichts gefüllt. Kunst, die unreine Seßhaftigkeit in den eignen Exkrementen, statt daß er sie über Bord warf, leicht und vegetativ zu sein; Seele, die Selbstzufriedenheit der verseuchten Hure vor dem Spiegel, wenn sie sich schminkt und dreht. Vernahm er die Worte Ideal und Wissenschaft, vernahm er das Bumbum des großen Kalbfells der Jahrmärkte.

Es gab keine andre Kunst als die, die Beschäftigung mit sich selbst war, saubre, reinliche Angelegenheit, die andre nicht bekehren wollte. Es saß im Irrenhaus der Welt jeder in seiner Zelle – Korridor davor, auf dem man sich begegnen konnte, wenn er zugleich erlaubte, sich zurückzuziehn, und in der Zelle saß jeder, spann aus seinem Nabel. Kunst tat niemand weh, und wer sich damit abzugeben wußte, erfuhr Angenehmes und gute Gelegenheit, das Land der Unterhaltung zu bevölkern. Kunst war Privatangelegenheit, genau wie wenn einer Knöpfe sammelte oder Kaktus mit der Birne pfropfte – falls es ihm Spaß machte? Aber Kunst der Ausstellungen und Museen, Lehrstühle und Kritiker – o Freunde. Er löschte aus, was von Praxiteles bis vor Picasso gestaltet war, mit Picasso begann das Neue, darin nicht mehr Belehrung, Moralität,

Gottsuchen, Gegenständlichkeit war. Philosophie war Bildungstrieb, Vermehrung der Qualligkeit des Hirns, das tönende Pathos, Sentimentalität, Rührung des armen Teufels über sich selbst.

„Und Sie wollen heute Abend," fragte Lauda, „Manifest und Verse vorlesen, die diesen Auffassungen entsprechen? Warum tun Sie das? Wenn der Bürger eine schleimige Kröte ist, bösartig, seßhaft in seinen Büros, vom eignen Gift vergiftet, wendet man sich nicht an ihn. Warum tun Sie es also? Denn selbst die hier Anwesenden, die sich für die fortgeschrittensten Europäer halten werden, da sie ja ebenfalls der Bourgeoisie Todfeindschaft geschworen haben, sind für Sie nichts anderes als Narren ihrer Ernsthaftigkeit, Moralisten und Pädagogen."

„Um sie herauszufordern," antwortete Lisbao.

„Das Épatez le bourgeois ist nun ein Jahrhundert alt, die deutschen Romantiker übten es zuerst, die französische Boheme formulierte es."

„Ein Stachel in ihrem Fleisch zu sein, ihre Sicherheit zu beunruhigen, aus sonst einem Grund, ich weiß es nicht, ich bin nicht Psychoanalytiker."

Einem bürgerlichen Betrachter standen zur Erklärung eines Phänomens wie dieses Ungegenständlichen verschiedne Schlagworte bereit: Weltschmerz der zwanzig Jahre; Artistentum; geistige Ratlosigkeit gegenüber dem Ansturm des ersten Denkens; Irrsinn.

Weltschmerz war pathetischer Genuß des Leids, das nicht ganz der Überzeugung entsprach — in Lisbao war offenbar Haß gegen Pathos und eine Stimmung vom letzten her, als sei Seele ein Geschwür, krebshafte Wuchrung in entarteten Organismen. Ob damit ein Gott getroffen werden sollte oder er selbst, blieb unklar.

Die andren Erklärungen waren nicht wesentlicher; Vorwurf des Artistentums traf nicht, denn hier galt nur noch die kleine Sphäre, in der sich ein Individuum einspann, aus seinem Nabel zu spinnen. Warum aber verwarf er nicht auch diese letzte Beschäftigung? Um dem in der Zelle Eingesperrten nicht das letzte Vergnügen zu rauben, oder weil er eben persönlich – Künstler war? Es wäre ihm nichts übrig geblieben, als sich zu erschießen. Irrsinn, wenn auch nur in der mildren Form der Dämonie? Es gab Kunst, die Stammeln der unter dem Griff Aufstöhnenden war, oder Anklage der Gepeitschten, Flamme, die aus denen schlug, die verbrannten; aber das portugiesische Kind war von einer Ruhe, die eine sinnliche Empfindung gab: Körper wie der eines Pelztiers in Wärme gebettet, ruhig atmend in dieser Wärme. Radikalismus, der sich mit Ruhe verband, war hohe Geistigkeit, ja man konnte Geistigkeit schlechthin so definieren.

Lauda folgte Lisbao auf sein Zimmer, die italienischen Zeitschriften zu sehn. Er fand auch französische, spanische und erfuhr, daß ungegenständ-

liche Kunst sich als eine übernationale Bewegung zu dokumentieren begann, der erweiterten westlichen, lateinischen Hemisphäre. Ein Vorstoß war bis Neuyork gedrungen, wo das erste Heft einer Zeitschrift erschienen war, das zweite darauf in Barcelona. Das war wie das Aufflackern anarchistischer Attentate — Gleichnis nur, durch irgendeine dem Wort Barcelona entspringende Assoziation bei Lauda sich meldend, aber im selben Augenblick durchfuhr ihn der Gedanke, diese Bewegung, die den Strich unter das Bürgerliche setzte, berge einen kalten Fanatismus, der dem der bolschewikischen Russen verwandt sei an Ursprung und Energie, gleich ihm vielleicht die Welt überziehn könne. Aus der Mutation des europäischen Kosmos, Weltkrieg genannt, brachen zwei Entladungen, elektrische Ströme, die über den Ball griffen, die soziale und die geistige Revolution. War nicht in dem Haß gegen den Selbsternst des Bürgerlichen und seine gepachteten Domänen Kunst Wissenschaft Politik, Möglichkeit eines Lachens, das im Zeitalter der Weltorganisation unbekannte Formen annehmen konnte? Lisbao lachte nicht, aber der nächste aus seinem Kreis schärfte vielleicht schon das Florett, das auf andre Art den Stoß ins Herz der Dinge führte.

Am Abend las Lisbao. Es war, als trete in einem Hotel ein Herr, den man schon gelegentlich sah, auf und enthülle den Zweck seiner Anwesenheit, Engagement. Er las Italienisch, Französisch und Deutsch; seine eignen Arbeiten waren französisch geschrieben. Sein Manifest wandelte die Gedanken ab, die er Lauda vorgetragen hatte.

Ich suche, las er, eine Bezeichnung für unsre Auffassung, ein zugleich täglicheres und fanfarenhafteres Wort für das, was wir zu feierlich unvgegenständlich nennen, ich habe es noch nicht. Nennen wir es vorläufig X, so lauten meine Sätze, die dem Ekel gewidmet sind, folgendermaßen:

Alles was geeignet ist, das Ideal der Familie zu zerstören, ist X.

Protest mit allen Fäusten der Energie gegen tätliches Handeln ist X.

Abschaffung der Logik, Tanz der Ohnmächtigen ist X.

Ausschneiden des Gedächtnisses mit dem Messer der innren Chirurgie: X.

Verabschiedung der Propheten, der Zukunft und der geistigen Schubladen: X.

Freiheit, Taumel, der Widerspruch ist X; nur unkonsequent sein. An nichts glauben, auch nicht an X, ist X. Jeder schreie hinaus: es ist eine große Arbeit zu tun, ganz Zerstörung, ganz Negation: Wegfegen, Säubern, Ausmisten.

Moralisten sind Bauernfänger, Söhne Eisenbarts. Seht ihr den Jahrmarkt der menschlichen Gesellschaft, Pferch für Herdenvieh, von einem

Kranz von Tribünen eingezäunt: darauf stehn sie im Kreis, Kopfbedeckung Magisterhut, rote phrygische Mütze, Schlapphut der Philosophen, demokratischer Zylinder, Berliner Sozenkappe, Pfaffenkrönchen, Frauenrechtlerins Strohhut mit der Nadel, und reden aus den zehn Ecken des ersten Mai auf das Vieh, ihm die Pillen des Glücks aufzuschwatzen, pink pink bummbumm. Wer vom Glück redet, ist ein Schwein, seien wir doch Schweine ohne Glück, nur Schweine, über die ich weine, es gibt im Koben kein Unten und Oben, kein Jenseits und Droben.

Er hatte unbewegt vorgetragen, den Blick aufs Manuskript gesenkt, als gehe ihn der Gegner, den er angriff, nichts an. Schreiner sprang auf, drängte mit geballten Fäusten auf Lisbao; Lilian lächelte ungläubig, das Unerwartete war eingetreten; d'Arigo gebot dem Portugiesen in seiner Heimatssprache zu schweigen; Madeleine Betz saß mißbilligend angewidert, der Schweizer schlug aufs Knie und begann zu jodeln, als Lisbao weiterreden wollte.

Ein Äderchen groß wie ein Regenwurm trat aus der Schläfe Lisbaos, er stieß den Stuhl zurück, schrie fast:

„Ich weiß, werte Herren, daß ich ein Majestätsverbrechen an dem Ernst Ihrer Würde begangen habe, bin bewußt, vor mir die Creme der europäischen Gesinnung zu haben. Nicht wahr, der Krieg, über den Sie zu Gericht sitzen, Sie segnen ihn im geheimen, denn er erst hat Sie zu Halbgöttern gemacht, Schiedsrichtern über Tölpel und Barbaren. Eure Selbstherrlichkeit reizte mich; wenn ihr so hoch steht, laßt mich unten im Staub euch in die Zehen beißen, kratzt euch und redet weiter vom Glück."

Er setzte sich erschöpft, Augen waren Kohlenstückchen in Teerosenblätter gewickelt. Lauda trat zu ihm, roch den Atem eines jungen Kinds, sagte:

„Lesen Sie andres, nicht Manifest, Verse," gab ihm den Band in die Hand, der vor ihm lag. Lisbao schlug auf, las die Hymne Rimbauds auf die Vokale, nahm ein andres Heft und sagte:

„Hören Sie etwas Deutsches, Gedichte meines Freundes Hans Arp; wenn Sie nicht böswillig sind, werden Sie empfinden, wie rein, von Seelenproblemen unbeschwert, phantastisches Spiel hier die Welt geworden ist, ausgeschaltet Kausalität, übersprungen Zwischenglieder, gleichzeitig alles, Silberkugeln auf Fontänen."

Obwohl der mond mir wie ein spiegel gegenüberhängt schmerzt mich der engel im auge / auf den tischen laufen die sämereien auf und pochst du an die pflanzen so springen ihre blumen hervor / die löwen verenden vor ihren schilderhäusern mit gießkannen voll diamanten zwischen den krallen / die führer tragen schürzen aus holz die vögel tragen schuhe aus

holz die Vögel sind voll widerhall / unaufhörlich rollen ihnen die eier aus ihren kleinen herzen / ihr scheitel trägt den himmelsmast ihre sohlen stehen auf schreitenden flammen / reißt die schneekette so rufen sie den herrgott an / senkt sich das himmelsrad so treten ihre hufe auf schwarze körner

die nachtvögel tragen brennende laternen im gebälk ihrer augen / sie lenken zarte gespenster und fahren auf zartadrigen wagen / der schwarze wagen ist vor den berg gespannt die schwarze glocke ist vor den berg gespannt die toten tragen sägen und stämme zur mole herbei / aus den kröpfen der vögel stürzen die ernten auf die tennen aus eisen / die engel landen in körben aus luft / die fische ergreifen den wanderstab und rollen in sternen dem ausgang zu

verschlungene knaben blasen das wunderhorn / engel in goldenen schuhen leeren säcke voll roter steine in jedes glied / schon bilden sich maste und sternbilder / die schwestern zeigen spuren von luftschlössern geldkatzen findlingen dampfkuhbissen gesattelten hasen frisch gepolsterten löwen / auf flammenden spreichen rollen vögel über den himmel sterne niesen aus ihren wachsnasen blumengarben / betrunken sind mann und maus und schwimmen an weichen fingern / brennende löwen sausen über zitternde birken / wer einen schwanz hat bindet sich eine laterne daran / die ganze nacht wird auf dem kopf gestanden rittlings auf drachen getanzt / stangenklettern und leiblicher ringkampf erfüllen die nacht mit wauwau

Die seraphim und cherubim / steigen die weißen bauleitern auf und ab und wissen nicht warum / auf wattekugeln schreiten die starken tiere sie sieben glühende kohlen auf die betten werfen speere nach den befiederten höckern und häufen steine über die wegweiser / die kinder ziehen ihre totenstiefel an und warten auf die zeit die in kleine schwarze schlitten und kisten zerfällt und warten auf den kosmetischen löwen mit dem schwanz aus dünnem draht voll feiner knötchen / in den schattensesseln sitzen die gekalkten toten sie klatschen in die hände und bellen / riesenvögel röhren in den holzschluchten keiner findet mehr die spur von seinen kinderschuhen / die pistille fallen aus den sternen die sterne verzucken in ihren volièren die sterne spalten sich und speien atrappen / die muskeln in den sternen reißen entzwei die knochenlosen prinzen fließen wie teig um die räder der mitternacht / in dem metallenen zelt aber sitzt die riesin eisenkopf mit den falschen waden die litfaßsäule und der uhu / die riesin stülpt sich ihren feuerzylinder ihren hauchzylinder aufs haupt verbeugt sich und spricht fröhlich fröhlich fröhlich / also wird der erdball durchsichtig und wie in einem fischglase schweben die magistri horti deliciarum darin / die welttore schlagen auf und zu die wachspuppezeit zerfließt unaufhörlich das übernichts das wohllautei beschießt

Er las vor, wie man nach Laudas Gefühl vorlesen sollte, monoton, ohne Akzente von Erfassung oder Verarbeitung, nur das Material liefernd, nicht das Werteverhältnis, das dem Zuhörer überlassen blieb — nichts war so fern von der Konfektionstätigkeit des Schauspielers, der fix und fertig den Complet liefert, wie man in der Schneiderbranche sagte. Diese Einförmigkeit entsprach auch der Grundstimmung den Erscheinungen der Welt gegenüber: sie waren Erscheinungen, nicht mehr, rollend aus dem Ärmel des Magiers mit dem Zauberhut, stürzend in den Wasserfall der Zeit, drängend einander auf den Fersen, Foetuszug, keiner dem andren die Zeitspanne gönnend.

Nüssli war der einzige, der den Unterschied nicht merkte, wie beim Manifest zu jodeln versucht war; in den andren haftete wohl das eine oder das andre Bild aus phantastischer Verschlingung von Milchstraße und Baum, aber sie waren befremdet und fragten, welchen Wert solche Kunst habe für Denken und innre Not.

„Es sind Märchen," sagte d'Arigo, „aber schwaches Fundament für Revolutionierung der Kunst, und selbst die Phantasterei verliert sich fortschreitend in bloßen Worteinfällen ohne Beziehung."

„Ganz recht," antwortete Lisbao, „Beziehungslosigkeit ist eine unsrer Fordrungen. Die Bilder, die mein Freund malt, denn er ist Maler, beziehn sich nicht mehr auf das, was abzumalen überflüssig ist, weil es ja schon existiert. Hängen Sie seine Bilder an die Wand, suchen Sie umsonst Kuh und Nymphe darauf. Halten Sie sich für bedeutender, ernster, weil Sie von dreißig bis siebzig unermüdlich Spargel und Mädchen malen? Ist das eine männlichere Beschäftigung? Spargel und Mädchen haben einen ganz andren Zweck, als in Ihrem Öl aufzuerstehn — gegessen und beschlafen zu werden. Welch eine Existenz führen Sie denn inmitten arbeitender Bürgerlichkeit? Wäre der Bürger nicht ein so feiger Dummkopf, dann würde er ehrlich sagen, was er von Ihrer Lebensweise hält: daß Künstler Tagediebe sind, vorredend, die Ölspargel seien so wichtig wie die echten und deshalb sei es nötig, Akademien zu unterhalten. Die Gesichte meines Freunds wollen wenigstens nichts sein als Spiel, ihm so ernst wie Ihnen der Pan im Garten, aber eben auf ihre Philosophie betrachtet Spiel, anmaßungslos, ohne das bedeutsame Mundzusammenkneifen."

„Wo lebt er, wie?" fragte Lauda.

„In Zürich, so reinlich, daß es im Zeitalter von Büro Bank Börse unwahrscheinlich ist, er hat keinem Kritiker einen Besuch gemacht, diniert nicht mit Sammlern, Einladung mit Schmeichelei abzahlend, liest Laotse und Jakob Böhme, hat Hände und Füße wie eine Frau, sein Organismus ist so unbrutal, daß er Ausschlag bekommt, wenn er Fleisch ißt."

zu d'Arigo gewandt: „Was ahnen Sie, was wissen Sie? Nichts, nicht einmal wie eingesponnen Sie in die kapitalistische Lüge der Kunst sind. Wenn ein Konsumverein Ihnen den Auftrag gibt, auf sein Verwaltungsgebäude die Symbole von Arbeit Handel Friede zu stellen, meißeln Sie Mann mit dem Hammer, Magd mit dem Rocken und als drittes wieder Mann oder Weib mit irgendeinem Spießeremblem — er täte es nicht, das ist der Unterschied. Und wenn der Kommerzienrat sich anmeldet, lassen wir nicht das Atelier aufwaschen, darum liefern wir ihm auch nicht Nymphen unter die Zimmerlinde zu stellen."

D'Arigo maß ihn kalt, sagte: „Daran erlaube ich mir zu zweifeln. Mag sein, daß Ihr ein paar Jahre weder vom Konsumverein noch vom Kommerzienrat Bestellung erhaltet. Kommt sie aber, dann werdet Ihr verlogen, wie Ihr im Innersten seid, denn Ihr beeilt Euch zu liefern, was man verlangt. Darin sind wir ehrlicher, die sich vom Bürger die Akademie bezahlen lassen."

Er ließ ihn stehn und ging zu den Männern, die von dem sprachen, was sie interessierte. Lisbao blieb allein, sein Vortrag hatte keinen veranlaßt, ihn einzuladen. Da sah Lauda, der bei Hannah stand, daß Fräulein Betz zu Lisbao ging, ihm Gesellschaft zu leisten. Hübsch von ihr, er trat selbst hinzu, neugierig zu hören, was sie sagte:

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, leugnen Sie, daß ein Künstler sich mit irgendwelchen Dingen abgeben soll, die den Mensch beschäftigen, Problemen, Konflikten?"

„Durchaus, ich lehne ab Theater Museen Konzerte."

„Und lesen nicht, was vor Ihnen Geister gedacht und gestaltet haben?"

„Nein, es ist sich jeder selbst genug, die Geister vor mir interessieren mich nicht."

„Selbst angenommen, Sie wären so reich, daß Sie sich selbst genügen können, glauben Sie nicht, daß Sie durch solches Prinzip zu einem Hochmut kämen, der Dürre würde? Sie hören nicht Musik, lesen nicht Bücher — wie bequem Sie sich die Verwerfung der andren machen. Oder: wenn Sie die Beschäftigung mit Fragen, die uns alle angehn, ablehnen, warum lassen Sie nicht den andren das Recht, sich mit ihnen zu beschäftigen? Sie sind ja genau dem verfallen, was Sie bekämpfen, dem Schulmeistern, dem Moralisieren, denn Sie wollen die Menschen dazu zwingen, die Welt mit Ihren Augen zu sehn. Proklamation des Egoismus erschiene mir nur in einem Fall zulänglich: wenn man schwiege und kein Manifest verfaßte. Manifeste sind Symptome des Pädagogischen. Sie wenden sich damit an Gleichgesinnte? Also wollen Sie eine neue Schule gründen, also sind Sie wie alle. Und drittens: wenn Sie den Menschen Theater Bücher Museen nehmen, was geben Sie ihnen dann?

In welche Verdummung stürzte die Welt, wenn man jedem einredete, er brauche nichts mehr zu lernen. Sie schütten ihnen ja alle Quellen zu, Kunst ist nicht nur eine absolute Angelegenheit, sondern auch eine soziale in dem Sinn, daß sie die Menschen vor der Langeweile schützt. Ich sehe lauter Widersprüche in Ihnen."

„Der größte ist," sagte Lauda, „daß die Theorie des Ungegenständlichen nur relativ standhält. Denn nicht nur Kuh Spargel Nymphe sind gegenständlich, auch die mathematischen und statischen Gesetze, deren direkte Darstellung Sie versuchen, sind es; sie sind Realität im philosophischen Sinn. Kunst, überhaupt alles, was aus dem innren Kosmos kommt, ist Nachahmung bestehender Zustände. Man kann wohl variieren, aber nicht neu erfinden. Man kann Menschen mit Fischschwänzen, Pferdeleibern und Flügeln erfinden, aber nichts Neues schaffen, das Groteske ist eine Variation des Seienden, nicht mehr. In den Gedichten Ihres Freunds ist eine außerordentliche Phantasie; ‚unaufhörlich rollen den Vögeln die Eier aus den kleinen Herzen, ihr Scheitel trägt den Himmelsmast, ihre Sohlen stehn auf schreitenden Flammen, senkt sich das Himmelsrad, so treten ihre Hufe auf schwarze Körner.' Das sind freie Assoziationen über der Realität, aber die Elemente sind aus der Realität genommen; es sind Kombinationen, bei denen die Kausalität zärtlich ironisiert wird — bei andren wird sie vielleicht herausfordernd ironisiert. Ich vermute, daß Sie trotz Ihres Hasses auf überlieferte Kunst den ganzen unausgesprochnen Hochmut des Künstlers haben, schöpferischer als der Bürger zu sein, Absolutes zu fühlen — ich habe ihn nicht mehr, die Kunst legt sich in den Weg, wenn wir das Absolute suchen, ich bin entschloßnerer Empörer als Sie. Sie lassen Rimbaud gelten, rechnen ihn wohl mit Picasso zu Ihren Vätern — Rimbaud ging, nachdem er Paris mit dem Ruhm seiner zwanzig Jahre gefüllt hatte, zu den Barbaren, fortan ein Anonymer; das war Tat, so fern den Manifesten. Ich würde Sie ganz verstehn, wenn Sie auch die Kunst auf die Liste setzten, über der steht Mes haines."

„Europa ist dekadent," sagte Shiller, „wenn es Erscheinungen wie diesen kleinen Portugiesen hervorbringen kann."

Lauda hatte ihn beim Croquet beobachtet. Es gab in Hannas Haus nichts dergleichen, keinen Spielplatz, keine Stöcke, keine Kugeln; Shiller hatte den Platz eingerichtet, Material in Interlaken telephonisch bestellt, danach zog er Fräulein Betz, Doktor Nüßli und Fünfkorn zu Partnern, nicht unlebhaft, aber zäh. Dem kindlichen Spiel oblag er mit einer Ausdauer, die wie Hypnose war, Hypnose des Willens, der ein Ziel sieht, es erreichen wird. So einfach wie die Spielregeln war Bild der Welt in ihm. Die Wahrheit hieß Demokratie, der Friedensstörer und Be-

droher der Völker Preußen; die amerikanische Demokratie, ausgebildetste von allen nahm den Kampf auf, würde ihn bis zum Sieg durchführen. Daß er Sozialist war, wurde für die Zeit dieser Aufgabe nebensächlich, zuerst galt es die Demokratie in allen Ländern einzuführen.

Er war Sohn eines Achtundvierzigers, sprach Deutsch, war nach Europa gekommen, um die Opposition der deutschen Demokraten gegen das kaiserliche System zu organisieren. Sein Lieblingsdichter war der, dessen Namen er führte, ohne mit ihm verwandt zu sein, Schiller; bei Schiller war die Begeisterung für redliche Ideale, das Temperament des Redners, der große Massen führt, die Dreieinigkeit des Guten Schönen Wahren. Lauda erinnerte sich der Amerikaner, die er in Brüssel gesehn hatte; dieser gab ihm dieselbe Empfindung der großen Menschenmaschine jenseits des Ozeans, die gleichförmige Hirne in Millionen Exemplaren hervorbrachte – Banalität und prachtvolle Jugendlichkeit, zähe Frische, die die Welt nach ihrer Absicht formen wird. Aber er konnte nicht mit Shiller sprechen. War das, was er sagte, nach dem Sinn des Amerikaners, war er sein Mann, Übereinstimmung der Ansichten auf der ganzen Linie; paßte es nicht in das System Shillers, hatte er einen Gang zu bestehn, in dem jener heiß und unbefangen mit den größten Gemeinplätzen argumentierte, wahre Boxerschläge austeilte. Sie sprachen vom preußischen System. Lauda, fern jeder Billigung, suchte klar zu machen, daß es eben ein System war, als solches geschlossen, klar, bewunderungswürdig, durchdacht. Solche geistige Betrachtung eines Augenblicks war Shiller unverständlich, er wollte widerlegen, was nicht widerlegt zu werden brauchte, sprach Leitartikel.

Hinter ihm stand Geldkraft, er kam mit Vollmachten. Sein Plan war, eine deutsche Zeitung zu gründen, die Gefangnen in den Lagern mit diesem Blatt von ihrer Blindheit zu befrein. Herausgeber sollte Fünfkorn sein. Es kamen die ersten Korrekturen, Lauda las den Eröffnungsartikel Fünfkorns. Er war logisch und es war erlaubt, daß jemand, der aus Überzeugung glaubte, daß Deutschland die Schuld am Krieg allein trug und die Entente, selbst zugegeben, daß auch sie vom Imperialismus herkam, die Sache des Rechts vertrat – es war logisch, daß dieser Deutsche so weit ging, mit der Entente in einer und derselben geistigen Front zu kämpfen; aber es widerstrebte zu hören, daß er sich das Geld zu diesem Kampf von ihr geben ließ, von ihr Unterhalt bezog.

Diese Auffassung vertrat auch, mit aller Deutlichkeit, Graumann. Spieß ließ sich den Bundesgenossen gefallen, Mitrofan und Nüßli zuckten die Achseln über das bürgerliche Unternehmen. Fünfkorn hatte sich nicht auf das Studium der verschiednen Weißbücher beschränkt, er hatte auch gelesen, was in den Pariser Blättern über den deutschen Geist gesagt

wurde, daraus nach dem Gesetz des Gegensatzes die französische Auffassung von Zivilisation kennen gelernt. Das Ergebnis war ein Versuch, das Gedankengebäude der deutschen Geistigkeit zu konstruieren, wie es seit der Reformation über Hegel bis zu Marx und Lassalle errichtet worden war. Die Reformation war der Abfall vom Prinzip der selbstgewählten Bindung des Menschen durch eine überreale Idee, sie war, im Keim, die Proklamierung der Souveränität des Denkens. An Stelle Gottes war der Begriff des Staats getreten, der profanen Bindung, die Freiheit war also illusorisch, die irdische Autorität schlug den Freigelaßnen in neue, härtre Bande — Geburt der deutschen Subalternität. Hegel erklärte sie als Geist der Weltgeschichte, Marx und Lassalle waren nicht minder protestantisch, bereiteten das Bündnis von 1914, zwischen dem Sozialismus, autoritärem Mikrokosmos im preußischen Makrokosmos, und dem Militarismus vor.

Ernsthafte These, aber sie schwenkte ab zu dem, woran Fünfrock gelegen war, der Empfehlung des französischen Systems als der einzig möglichen Methode, Gesellschaft aufzubaun. Für den denkenden Geist war das deutsche System ein Versuch der Lösung, das französische ein andrer, wie Hellas, die mittelalterliche Kirche Lösungsversuche gewesen waren. Die Grundidee eines Systems bedingte seine Größe und seine Beschränktheit. Man durfte innerhalb des praktischen Daseins von einem System sagen, es führe zu Konsequenzen, die unerträglich waren; man durfte nicht im absoluten Sinn, wie Fünfkorn tat, von ihm sagen, es beruhe seit nun vier Jahrhunderten auf Betrug, Lüge, List. Die Geschichte eines Volks war nie Betrug, sie war Schicksal. Die Unfähigkeit, die zwei Betrachtungsweisen der praktischen Wertung und der ideellen Anschauung, auseinander zu halten, die Kleinlichkeit der Beweisführung, die nicht verschmähte, aus Boulevardblättern das Argument zu übernehmen, Goethe habe im Faust das Recht des sinnlichen Genusses gepriesen (Beweis für die Minderwertigkeit der deutschen Seele), die Empfehlung französischer Geister dritten Rangs, die als Ersatz für Kant und Hegel genannt wurden, verstärkte Laudas Abneigung, in Fünfkorn den geeigneten Führer anzuerkennen.

Graumann zog Lauda in die Whiskyecke und bot ihm eine Importe an, Zeichen, daß er sich etwas vom Herzen reden wollte.

„Sehn Sie,“ sagte er, „es ist bedauerlich, daß wir nicht die Kraft haben, unsrer Regierung den Krieg ohne fremde Subsidien zu erklären. Die Schwierigkeit liegt weniger auf finanziellem Gebiet — ich ließe mit mir reden — als auf geistigem, oder soll ich sagen moralischem. Ich lebe nun seit Jahren unter den Intellektuellen, komme aber selbst aus ganz andren Schichten, war Kaufmann, machte Geld — Geld gemacht, suchte ich es vernünftig anzuwenden, für mich und andre. Man war

bereit, mir dabei zu helfen, gab mir die Rolle des Mäzen. Ich ließ es mir gefallen und suchte inzwischen den, der mit schriftlichem oder gesprochnem Wort begabt, das ausführen konnte, was ich meine. In allen diesen Jahren wurde ich mit einigen Dutzend Künstlern und Literaten bekannt, es waren nicht alle Schwätzer, aber keiner so überlegen, daß man empfand: diesem ist Gabe des Geists ein anvertrautes Gut, für andre zu handeln — es war ihnen allen ein persönliches Gut, Ehrgeiz zu befriedigen. Da ist dieser Fünfkorn. Er legte seine Militärbehörde ordentlich herein, guter Anfang, werbende Handlung — warum zum Teufel läßt er sich nun von den Fremden, die ihre eignen Zwecke verfolgen, die Mittel geben? Warum wandte er sich nicht an mich, den Deutschen? Sie werden sagen, ich hätte vielleicht nicht genug durchblicken lassen, daß ich bereit sei. Aber eben das, dieser Mangel an Instinkt oder an Mut verrät seine Beschränkung. Nun geht er hin und verpfuscht eine schöne Sache. Die Geistigen kommen mir wie Gäule vor, die darauf brennen. Galopp zu laufen, aber sie haben Scheuklappen an den Augen. Ich lerne allmählich skeptisch denken vom Zustand der Geistigkeit. Da ist der kleine Lisbao, schöner Haß gegen bürgerliche Bequemlichkeit, aber können Sie daraus irgendeinen Hebel machen, die Verhältnisse aus den Angeln zu heben? Es ist alles bei ihm Nein, müßte er dieses Nein in Energie verwandeln, die man dem Ja zuführen kann, würde er jämmerlich versagen. Ein tüchtiger Mensch ist Madeleine Betz, aber Frau, ungeeignet zur Führung von Männern. Spieß hat sich der Wirkung auf Deutsche begeben, bleibt hübsch innerhalb der französchen Partei, denkt an die Nachfolge von Jaurès. Mitrofan wälzt in seinem Kopf die europäischsten Gedanken, aber er schenkt sich die Mühe, die Zukunft aus den gegebnen Verhältnissen zu entwickeln. Bleibt Schreiner. Ich bin indiskret, wenn ich verrate, daß er sich seit Jahren von mir nährt, er kommt von Zeit zu Zeit, sagt: der Kapitalismus ist hündisch, enteignet ihn — und enteignet mich um zehntausend Mark oder Franken, je nach dem Land, in dem wir weilen. Der eine, der sagte: ich muß monatlich dreihundert Franken haben, Minimum des Lebens, alle andre Kraft und alles andre Geld sollen der Idee zugute kommen, auf den warte ich vergeblich. Resultat: ich langweile mich und gerate in Gefahr, meine Bereitwilligkeit zu verlieren. Der dicke Graumann mit dem Spruch leben und leben lassen ist auf dem Weg, eine tragische Figur zu werden. Hätten Sie nicht Lust, dieselbe Sache in die Hand zu nehmen, die Fünfkorn nun verdirbt? Sie gefallen mir. Man muß, wenn man gegen die andren denkt, erst aus ihnen heraus denken können, man muß sie nicht totschlagen, sondern sie zum Leben zwingen. Überlegen Sie es; wenn Sie mir etwas vorschlagen, sage ich nicht nein."

„Wie könnte ich Fünfkorns Rolle übernehmen?" antwortete Lauda, „es wäre nicht weniger unanständig. Ich war gestern noch in einem deutschen Büro, bin nur beurlaubt. Griffe ich sie an, würden sie sagen, ich sei gekauft. Erst muß ich mich lösen, dann in das Neue hineinwachsen."

„All right, so ist es richtig," sagte Graumann, „besuchen Sie mich in Zürich, Frau Hannah ist kein Hindernis, außerdem reist sie ab."

Dies Gespräch fand am letzten Abend statt. Am nächsten Tag fuhren alle nach Zürich, Hannah und Mitrofan setzten die Reise zur Grenze fort, um durch Deutschland nach Rußland zu fahren. Wie sie sich einen Paß verschafft hatte, war ihr Geheimnis.

Die Schuldigen

von Justus

Im Versailler Vertrag, den wir unterschreiben mußten, steht das Bekenntnis, daß Deutschland den Krieg verschuldet und daß es ihn in besonders verbrecherischer Weise geführt hat.

Dies Bekenntnis ist an sich wertlos, weil es erzwungen ist. Aber sehr viele Deutsche glauben, daß die Verantwortung für den Krieg das Deutsche Reich oder vielmehr diejenigen trifft, die es im Jahre 1914 und vorher regierten. Jenseits unserer Grenzen hegt die überwältigende Mehrzahl der Menschen diese Meinung. (Der Friede von Versailles hat freilich bei zahlreichen Neutralen den Unschuldskredit der Entente ein wenig erschüttert; wer sich nach dem Siege als Wolf gebärdet, kann vor dem Kampfe schwerlich ein Lamm gewesen sein.) Solche Übereinstimmung des Welturteils wäre (trotz aller feindlichen Propaganda) kaum denkbar, wenn nicht auf unserer Seite tatsächlich irgendeine Art von Schuld vorläge – und zwar eine sehr sichtbare und sehr einleuchtende.

Die Entente wollte diese Schuld zunächst selbst gerichtsmäßig feststellen, um unter die Kriegsgeschichte ihrerseits und in ihrem Sinne den moralischen Schlußpunkt zu setzen. Sie hat schließlich darauf verzichtet und überläßt dies Geschäft – fürs erste – uns selbst. Sie tut das aus den sehr nüchternen und materiellen Beweggründen, die den Versailler Vertrag auch sonst, kaum daß er in Kraft getreten ist, zum Zerbröckeln bringen. Die Siegerpose mit dem Fuße auf dem Nacken des Überwundenen entsprach dem ersten Bedürfnisse der Völker, die für den Triumph schwer geopfert hatten. Verharrte man allzulange in ihr, so geriet man in die Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Heute lockert

man den Druck; morgen wird es heißen: steh' auf und hilf mir, denn ich bin selbst schwach.

Die Schilderung der offiziösen Ententepublizistik, die Bernard Shaw bekanntlich ein „großes Melodrama" genannt hat, stellt Deutschland in primitiver Zuspitzung als den berufsmäßigen Friedensstörer hin, der seit Jahrzehnten auf der Lauer liege, um im günstigen Augenblicke die arglosen Nachbarn tückisch zu überfallen. Mit dieser Lesart lassen sich aber die Tatsachen der neuesten Geschichte schlecht in Einklang bringen. Denn der günstige Augenblick war mehr als einmal da und Deutschland ließ ihn ungenutzt verstreichen. Es gab Zeiten, wo England isoliert und in schwerer Verlegenheit und solche, wo Rußland ziemlich wehrlos war. Ein Kriegswille, der die besten Gelegenheiten vorübergehen läßt und erst in der denkbar schwierigsten und ungünstigsten Situation zum Schwerte greift, kann mindestens nicht hemmungslos sein.

Gewiß gab es in der wilhelminischen Ära, die sich parvenuhaft an ihrem unerwarteten materiellen Aufstiege berauschte, allzuviel widerwärtige Kriegsrhetorik. Es gab Alldeutsche, Bernhardis, Siegesalleen, Kriegervereine. Es gab, wie übrigens in jeder Armee, Offiziere, die sich einen Krieg wünschten und es gab Marineleutnants die, ‚auf den Tag tranken'. Es gab Rüstungsindustrielle, die für ihre Geschäfte Militärvorlagen brauchten. So schien der kriegerische Chor recht vielstimmig. Aber das meiste war doch nichts weiter als Kraftmeierei, selbstgefälliges, komödiantenhaftes Pathos. Man schrie mehr, weil man sich fühlte, als weil man etwas wollte. Nicht einer von hundert, die drohende und überhebliche Reden im Munde führten, dachte auch nur im entferntesten an Welteroberungen. Die Deutschen dieser Generation, die ihre so plötzlich entstandene eigene Wichtigkeit bestaunten, waren gewissermaßen in den Flegeljahren, in denen das Maulaufreißen ja nicht besonders tragisch zu nehmen ist.

Die auswärtige Politik ist in Deutschland — der Reichstag verstand nichts von ihr und kümmerte sich kaum um sie — immer nur von ganz wenigen Personen geleitet worden. Sie waren nicht durchweg frei von der Kraftmeierei und dem Komödiantenpathos ihrer Zeit; der Mann an der Spitze war sogar just in dieser Beziehung ihr typischer Repräsentant. Daher gab es Taktlosigkeit, ärgerliche Großsprecherei und Gepolter in Fülle, obwohl wir im Grunde (territorial-politisch) viel weniger begehrlich waren als andere. Wir rempelten England wegen des Transvaal an, ohne eigentlich in Südafrika etwas zu wollen. Wir schlugen einen Riesenlärm, als Frankreich nach Marokko ging; aber Frankreich bekam Marokko und wir begnügten uns mit einer Lappalie. Wir machten gar keine übermäßigen Ansprüche; wir wollten nur überall dabei sein und vertrugen es, als echte Parvenus, nicht, daß man von uns keine Notiz nahm. Unser

Imperialismus verstimmte weniger durch seinen Appetit, als durch sein ungehobeltes Auftreten und seine drohenden Gesten.

Daß wir unsere äußere Politik auf die Macht stellten, war im Europa des neunzehnten Jahrhunderts keine Todsünde. Alle taten es. Aber die Anderen gebrauchten ihre Machtorganisation ohne viel Aufhebens, wenn es ihnen paßte. Wir gebrauchten sie wenig; in dreiundvierzig Jahren haben unsere Soldaten nur ein paar Boxer und etliche Hereros niedergesäbelt. Die russischen, französischen, englischen Militärs konnten sich im gleichen Zeitraume sehr viel reichlicher betätigen. Dafür machten wir aus unserem Machtapparat einen Popanz, mit dem wir die ganze Welt schrecken wollten.

Die politischen Führer der fremden Mächte sind schwerlich geschreckt worden. Sie schätzten unsere Gewaltrhetorik richtiger ein als wir selbst. Um die Jahrhundertwende — also nach zwölf Jahren wilhelminischer Ära — wollten die Engländer ein Bündnis mit uns. Bei diesem Bündnisse wären unsere alldeutschen Kriegsromantiker glänzend auf ihre Rechnung gekommen; denn ihm wäre alsbald ein fröhlicher Krieg gegen Rußland, wahrscheinlich auch gegen Frankreich gefolgt. Es hätte neuen Kriegerlorbeer gegeben, neue Siegesdenkmäler, neue militaristische Tiraden. Alles unter britischer Patronanz.

Aber die fremden Völker sind allerdings geschreckt und abgestoßen worden. Und darin liegt die wirkliche Sünde und zugleich das Verhängnis. Unser polternder und etwas flegelhafter, aber im Grunde doch mehr spielerischer Militarismus hat den stilleren aber stärkeren und zäheren Imperialismus der anderen aufgepeitscht, dem wir schließlich unterlegen sind. Der Mann auf der Straße sah nirgends die Fäden, die rings um uns her von Staatskanzlei zu Staatskanzlei gesponnen wurden. Er sah nur, die ganzen Jahre hindurch, unsere widerwärtige Pose und sprach uns schuldig, als am Ende die Gewehre losgingen.

Zuvorderst auf der Anklagebank sitzt Wilhelm der Zweite. Er wird „schwerster Verletzung des internationalen Sittengesetzes" beschuldigt.

Er ist schuldig, weil er der sichtbarste und zugleich der aktivste Träger jenes plump herausfordernden, taktlos-drohenden Gebahrens war, das eben unsere moralische Kriegsschuld darstellt. Unter allen falschen und bedrohlichen Gesten der wilhelminischen Ära taten die des Kaisers naturgemäß den meisten Schaden.

Allein wie die meisten seiner Untertanen hat Wilhelm der Zweite zwar sehr viel Kriegsrhetorik im Munde geführt, den Krieg aber ernsthaft nicht gewollt.

Aus den Briefen an den Zaren, die kürzlich (in deutscher Ausgabe bei Ullstein u. Cie., Berlin) veröffentlicht worden sind, geht hervor, daß der

Kaiser bei aller impressionistischen Sprunghaftigkeit seines Denkens doch so etwas wie eine allgemeine politische Grundidee besaß. Er erstrebte, von seiner Gottesgnadenmystik ausgehend, eine Art heiliger Allianz der bedeutendsten kontinentalen Monarchen — vor allem des deutschen Kaisers, des russischen Zaren und des Kaisers von Österreich. Sie sollte den Monarchen ihre Hausmacht und damit zugleich ihren Völkern den Frieden gewährleisten. Die Idee der Friedenserhaltung wird mit großem sittlichem Pathos behandelt und nichts spricht dafür, daß es dem Kaiser mit ihr nicht ernst war.

Über die Absurdität dieses romantischen Gedankens, der sich über alle interessenpolitischen Gruppierungsantriebe einfach hinwegsetzt, ist kein Wort zu verlieren. Auf solcher Grundlage die europäische Politik aufbauen zu wollen, war mehr als ein Verbrechen; es war eine grenzenlose Dummheit. Aber das ist eine intellektuelle Verdammung, keine ethische.

Für Wilhelms heilige Allianz finden sich, außer dem alten Franz Josef, keine Partner. Der Zar liiert sich immer fester mit Franzosen und Engländern. Auch Viktor Emanuel von Italien schielt merklich nach dieser Seite.

Juli 1914. In Sarajewo ist der österreichische Thronfolger ermordet worden. Franz Josef, der einzige Verbündete, schickt ein langes Exposé nach Berlin. Serbien, in den Balkankriegen stark geworden und national anspruchsvoller denn je, bedrohe das Leben der Monarchie. Rumänien neige nach der serbischen Seite und Rußland ziehe im Hintergrunde die Drähte. Der ganze Balkan werde gegen das Habsburgerreich mobilisiert; Bulgarien schwanke noch, werde aber bald keine Wahl mehr haben. Ein paar Jahre höchstens, — dann seien die südslawischen Teile Österreich-Ungarns nicht mehr zu halten. Ihr Verlust bedeute die Abdrängung vom Meere, die Absperrung von wichtigsten Wirtschaftsmärkten, die russische Einkreisung auch vom Süden her. Er sei der Anfang vom Ende. Wenn der Prozeß des Zerbröckelns erst beginne, wisse niemand, wo er aufhöre. Dann stehe auch Deutschland in Europa allein und müsse sich slawisch-romanischem Diktat beugen. Zögern wäre Selbstmord. Es gehe um Sein oder Nichtsein. Serbiens Kraft müsse gebrochen werden, sonst verschwinde Österreich-Ungarn von der Karte Europas.

Habsburgisch gesehen war das alles richtig. Europäisch gesehen war es grundfalsch, — denn es war ein auf die Dauer völlig aussichtsloses Unternehmen, die sich immer stärker und selbstbewußter entwickelnden, nationalen Kräfte des West- und Südslawentums im Interesse der Wiener und Budapester Hausmacht niederzuhalten. Aber der Kaiser sah die Dinge nur habsburgisch-legitimistisch. Wie, — hatte der befreundete und verbündete Monarch nicht das Recht und die Pflicht, mit einem Nachbar

abzurechnen, der seinen Staat zertrümmern wollte und dessen Parteigänger mit Revolvern auf kaiserliche Prinzen schossen? Durfte ein anderer Herrscher dem „ehrwürdigen alten Herrn" dabei in den Arm fallen? Verletzte er, wenn er dies tat, nicht aufs schwerste seine Monarchenpflicht, für die bestehende monarchische Hausmacht und für den Frieden einzutreten? Mußte man, wenn solches drohte, sich nicht schützend vor den österreichischen Kaiser stellen, der doch nur pflichtgemäß das Reich schirmen wollte, das er von seinen Vätern ererbt hatte?

Es war wieder der hoffnungslose Gedankengang der heiligen Monarchenallianz.

Wien erhielt Generalvollmacht, Serbien seine Forderungen zu präsentieren, und dazu das Versprechen deutscher Bundeshilfe, falls eine dritte Macht eingreife.

Das Ultimatum kam; es war auf Ablehnung und Krieg gestellt. Das war vom habsburgischen Standpunkte vollkommen logisch; durch einen diplomatischen Notenwechsel war Serbien höchstens ein paar Wochen zu betäuben, aber nicht wirklich und dauerhaft zu schwächen. Ebenso logisch war es deshalb, daß Wien die serbische Antwort nicht annahm. Unlogisch war dagegen die Haltung Wilhelms des Zweiten, der die Note Belgrads für vollkommen ausreichend erklärte. Er gab damit — wahrscheinlich unbewußt — seinen ursprünglichen, habsburgischen Standpunkt auf, von dem aus keine rein diplomatische Auseinandersetzung mit Serbien befriedigen konnte. Wäre der Kaiser wirklich der passionierte Kriegstreiber gewesen, den viele in ihm sehen, so hätte er den Krieg mit Serbien, als Vorspiel des allgemeinen Kampfes, unbedingt und ohne Schwanken gewünscht; er hätte den Wienern, nach der Belgrader Antwort, nicht den Rat gegeben, sich (da nun einmal überflüssigerweise an das Heer appelliert sei) mit einer kurzen militärischen Demonstration zu begnügen.

Die habsburgische Regierung wollte nicht mehr zurück; sie klammerte sich zäh und störrisch an das Jetzt oder Nie ihrer Denkschrift. Die Berliner Vorstellungen ließ sie tagelang ohne Erwiderung. Die Atmosphäre wurde rasch schwül; Rußlands Haltung war drohend, Englands Benehmen verdächtig. Begrüßte der Kaiser den nahenden Krieg mit Triumphgeschrei? In den Akten findet sich nur ein Verzweiflungsausbruch. Was tat er denn weiter als das Selbstverständliche, daß er dem „ehrwürdigen alten Kaiser" (wie charakteristisch ist die Beziehung auf die Person, statt auf den Staat) die Treue hielt? Daraus soll nun ihm und Deutschland der Strick gedreht werden. Sein Leben lang mühte er sich um die Friedensallianz der Monarchen. Eduard der Siebente, sein tückischer Gegenspieler, zerstörte sie; er lockte den Zaren von ihm fort, der der Hauptpfeiler des Systems sein sollte. „Eduard der Siebente ist nach

seinem Tode noch stärker als ich, der ich lebe." Nun ist alles aus, das Netz über den Kopf geworfen, die Schlinge zugezogen. „Eine großartige Leistung, die Bewunderung erweckt selbst bei dem, der durch sie zugrunde geht."

Der Kaiser sah die äußere Entwicklung gar nicht so falsch. Sah er auch, daß die anderen Politik getrieben hatten, er selbst nur theatralische Romantik? Und daß er darum, zwar nicht den Gegnern, aber dem eigenen Volke gegenüber im tiefsten Sinne schuldig war?

War Theobald von Bethmann-Hollweg ein agressiver Militarist?

Der junge Hertling erzählt in seinem kindlichen, aber für verständige Leser dennoch sehr aufschlußreichen Buche „Ein Jahr in der Reichskanzlei" — erschienen bei Herder in Freiburg — sein Vater hätte Bethmann nicht gemocht, weil ihm dessen Anschauungen zu radikal gewesen seien. Bethmann habe dem Grafen Hertling einmal gesagt, die Sozialdemokraten seien noch die einzigen idealdenkenden Leute.

Wäre Herr von Bethmann-Hollweg nicht Reichskanzler, sondern Journalist geworden, so hätte er am Ende seiner geistigen Entwicklung wahrscheinlich einen westlich gefärbten, stark ethisch unterstrichenen Kosmopolitismus und einen sozialreformerischen Liberalismus vertreten; er hätte etwa in der Redaktion der Frankfurter Zeitung seinen Mann gestellt. Indes machte ihn das Schicksal zum leitenden Minister eines Staates, dessen Bürgertum den autoritär-bürokratischen Mächten fast widerspruchslos die Herrschaft überließ und gegen den sich die westlichen Demokratien eben erst mit sichtbar abweisender Geste zusammengeschlossen hatten. Der friedliche, westlich orientierte Kosmopolitismus stieß auf die Entente cordiale, der Liberalismus auf die gefestigte Obrigkeitsmacht, gegen die keine geschlossene Volkskraft sich auflehnte.

Bethmann versucht eine Annäherung an England, — die Versöhnung mit Rußland hält er für aussichtslos, sie entspricht auch seiner Mentalität nicht. Zehn Jahre früher war England bereit, für das deutsche Bündnis zu zahlen, weil Deutschland seinen Krieg gegen Rußland führen sollte. Inzwischen hat es sich, nicht kostenlos, mit Rußland verständigt; es hat seine Mächtegruppe, die der deutsch-österreichischen die Wage hält. Jetzt fordert es nur (die Preisgabe der Flottenverstärkung), will aber nichts geben, nicht einmal das armselige Versprechen der Neutralität in einem Deutschland „aufgezwungenen" Kriege.

Das ersehnte „political agreement" ist also nicht zu bekommen. Man muß warten, sich wappnen (denn die Lage sieht gefährlich aus) und hoffen. Der Kanzler glaubt wohl nicht an die heilige Friedensallianz der Monarchen. Aber er glaubt an die allgemeine Scheu, durch einen Krieg das internationale Geschäft zu stören, und er glaubt an das, was später ein

deutscher Politiker das Weltgewissen nennt. „Daß selbst russisches Denken davor zurückschrecken werde, ohne äußerste Not, den furchtbaren letzten Schritt zu tun, habe ich zu Beginn der Krise ebenso angenommen, wie ich glaubte, daß auch England, vor die allerletzte Entscheidung gestellt, die Erhaltung des Weltfriedens höher schätzen werde als seine Freundschaften."

Die ethische Forderung wird nur an Rußland und England gestellt, nicht an Österreich. Ist nur das Bundesverhältnis der Grund? Dann wäre jenes Postulat ein verlogener Vorwand. Aber Bethmann ist — ganz im Sinne der Wiener Denkschrift — ehrlich davon überzeugt, daß Österreich in Notwehr handelt, um seinen Bestand kämpft. Not kennt kein Gebot.

Wie dann aus London die Alarmbotschaften einlaufen, möchte er freilich trotz allem dem Bundesgenossen in den Arm fallen. Depesche auf Depesche geht nach Wien; umsonst. Die russische Mobilmachung kommt und mit ihr die Politik des panischen Schreckens und der Kosakenangst. Sie treibt den Mann der ethischen Forderung — der ehrlichen ethischen Forderung — zu Drohungen, Ultimaten, Kriegserklärungen. Mit einem Male ist der Krieg da und Deutschland hat angefangen. Es ist kaum Bewußtsein und Überlegung dabei, nur aus Furcht geborene Zwangsläufigkeit.

Auch in der belgischen Frage hatte der Kanzler im letzten Augenblicke natürlich keine Wahlfreiheit mehr. Was sollte der Major honoris causa Bethmann tun, wenn ihm die Militärs sagten, es gebe nur einen Feldzugsplan; jeder andere sei die Katastrophe? Vorher, als es noch Zeit war, hat sich Bethmann, nach Tirpitz' Aussage, niemals mit den militärischen Stellen über die Strategie eines Krieges auseinandergesetzt. Er hat ja auch keinen wirtschaftlichen Kriegsplan ausarbeiten lassen. Es widerstrebte ihm offenbar, sich selbst mit dem Kriege, den er haßte und an den er, trotz Einkreisung und Rüstungswettbewerb, nicht glauben wollte, zu beschäftigen. Mochten die Militärs ihre Ressortarbeit tun; er für seine Person sträubte sich gegen Kriegsgedanken.

Nächst der russischen Militärpartei gibt Herr von Bethmann die Schuld am Kriege dem Großadmiral von Tirpitz. Hätte der die Flotte nicht gebaut, so wäre es England nie eingefallen, uns ein Haar zu krümmen. Sehr viele Deutsche sind der gleichen Ansicht.

Es war an sich kein Verbrechen, eine Flotte zu bauen, wenn man Kolonien und einen schnell wachsenden Welthandel besaß. In der Welt herrschte nicht der Pazifismus, sondern die Machtpolitik. Ein Verbrechen wäre es nur gewesen, wenn es ein Naturgesetz gegeben hätte, daß die deutsche Entwicklung sich lediglich im Schatten und in der Obhut der

britischen vollziehen könne und dürfe. Für den, der das glaubt, ist der Fall allerdings rasch erledigt.

Aber man mußte, wenn man eine Flotte baute, freilich dafür sorgen, daß man von der größten vorhandenen Seemacht, also von England, nur unter stärkstem eigenen Risiko angegriffen werden könne. Das war nur zu erreichen durch einen engen Anschluß an Rußland. Ein mit Rußland fest verbundenes Deutschland anzugreifen, wäre für England weder aussichtsvoll, noch ungefährlich gewesen. Denn einmal war ein solches Deutschland kaum auszuhungern. Außerdem konnte es, in der Abwehr, das britische Imperium bedrohen. Wenn russische Masse und deutsche Organisation und Technik zusammenwirkten, so war es möglich, nach Persien, nach Afghanistan und am Ende auch nach Indien zu kommen.

Möglich, daß Tirpitz diese Zusammenhänge rechtzeitig erkannt hat; nachträglich, in seinen Erinnerungen, sieht er sie ziemlich deutlich. Aber während er seine Flotte baute, wurde nicht die Politik getrieben, die den Flottenbau notwendig ergänzen mußte, sondern geradezu eine entgegengesetzte. Er baute trotzdem.

Und deshalb war sein Lebenswerk doch nur ein Hazardspiel und eine Herausforderung des Schicksals.

Eine Herausforderung des Schicksals war auch das Werk Ludendorffs.

Ob Ludendorff den Krieg zu hart geführt, ob er einzelne militärische Fehler begangen hat, ist unwesentlich. Auch daß er Annexionist war, ist von untergeordneter Bedeutung. Militärs sind immer und überall Annexionisten. Es ist Sache der politischen Leitung, mit diesem natürlichen Berufsannexionismus fertig zu werden.

Ludendorffs unverzeihliche Sünde war, daß er die Leistungs- und Belastungsgrenzen der Kräfte nicht erkannte, die seiner Führung anvertraut waren. Falkenhayn dachte, wenn man seinem Rechenschaftsbericht glauben darf, stets an diese Grenzen. Er hielt nichts von einer Entscheidung im Osten, weil er offenbar fühlte, daß im Osten, außer durch einen rechtzeitigen Frieden mit einem noch starken Rußland, nichts zu entscheiden war. Ludendorff besiegte Rußland viel zu gründlich, so gründlich, daß es uns, endlich friedenswillig geworden, nur Last, nicht Stütze sein konnte. Inzwischen wurde der Westen immer stärker und alles Aufpeitschen, aller Raubbau genügte nicht mehr, um den Ausgleich zu schaffen. Am 8. August 1918 merkt Ludendorff, daß nichts mehr zu machen ist. Ein Feldherr, der, nachdem er alle Volkskräfte fast bis zur Neige ausgeschöpft hat, an einem bestimmten Tage erkennt, daß es nicht mehr weiter geht, ist gerichtet. Ludendorff klagt Herrn von Hintze an, weil er nicht gleich nach dem 8. August durch die Vermittlung der Königin von Holland den

Frieden herbeigeführt habe. Die Königin von Holland hätte sich von der Entente eine sehr kühle Antwort geholt. Man bekommt keinen Vergleichsfrieden, wenn der Gegner gesehen hat, daß man am Ende ist.

In den Märztagen 1920 hat Ludendorff eine neue, ungeheure Schuld auf sich geladen.

Die Demokratie zu hassen, war sein gutes Recht. Sie nicht als unabänderliches Schicksal hinzunehmen, entsprach seiner Natur und Tradition. Daß er den Versuch, sie gewaltsam zu beseitigen, billigte, wenn nicht förderte, mochte er sich selbst gegenüber in gutem Glauben rechtfertigen. Ist jemand überzeugt, daß die bestehende Staatsform Volk und Vaterland in den Abgrund reiße, so erscheint ihm wohl der Staatsstreich als entschuldigt, sogar als Pflichtgebot.

Aber wiederum sah Ludendorff das Ganze nur als militärisches, nur als Problem der Befehlsenergie, nicht als Ringen aller — materiellen wie geistigen — Kräfte. Wieder glaubte er, wenn man Soldaten, Gewehre und Kanonen gebe, die Widerstände niederdekretiere, die Schwierigkeiten und Rückschläge verschweige, und „durchhalte", müsse man am Ende siegen. Wieder erkannte er das wirkliche Kräfteverhältnis erst, als der völlige Bankerott seiner Partei aller Welt offenbar war.

Die Ludendorffs sind ihren Gegnern nicht gefährlich; sie ruinieren nur die, die sich von ihnen führen lassen. Sie haben jetzt, zum zweiten Male, die Monarchie entwurzelt, den Obrigkeitsstaat alten Stils gestürzt. Der grotesk improvisierte Putsch der Kapp, Lüttwitz, Bauer, Ludendorff hätte der Demokratie den größten Dienst geleistet, er hätte sie gesichert und gefestigt, wenn die entscheidende Mehrheit aller Klassen und Schichten des deutschen Volkes den tätigen Willen zur Demokratie besäße. Aber bei uns ist vorderhand die Demokratie nur auf Widerruf geduldet, nicht gewollt. Wer will sie, wer kämpft für sie? Rechts wie links sehnt man sich nach einem Minderheitsregiment, einer Klassenherrschaft. Das Bürgertum tut nichts für den Aufbau, die Synthese, die auflösende Überwindung der Gegensätze, an der seine künftige Existenz und Stellung hängt; es sieht, zitternd um Besitz und Gewinn, dem Aufmarsch der streitenden Mächte zu und duckt sich ängstlich und willenlos vor denen, die bis auf weiteres den Kampfplatz behaupten.

Der Sieg über die Kapp-Ludendorffleute ist kein endgültiger Sieg der Demokratie geworden. Aber daran war Ludendorff wirklich nicht schuld.

Der rechte Weg

von Linke Poot

Es wird regiert.

Das geschieht folgendermaßen. Bei allem, was einem nicht paßt, handelt es sich um Pläne zum Sturz der Regierung. Strafbar sind alle Pläne zum Sturz der Regierung, denn die Regierung ist die Regierung und es soll mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn einer aufstehen könnte und sagen, das stimmt nicht. Strafbar sind diese Pläne, weil es sich hier um Familienväter handelt, die man nicht ohne weiteres brotlos machen kann. Es ist eine Ruchlosigkeit, Leute aus dem Amt zu bringen, die keine Möglichkeit haben, später ihr Fortkommen zu finden; das einfache Gefühl der Humanität sollte gebieten, sie in Ruhe zu lassen. Und wenn dies so ist, so muß die Verhetzung mit allen erdenklichen Mitteln niedergeschlagen werden, zerschmettert, zertrümmert. Weiß man nicht, daß man in Deutschland ist? Muß dem Volk auch erst Geographie eingebläut werden, sollen die bitteren Erfahrungen des Krieges, Blockade, Kälte, Armut umsonst gewesen sein, so daß man vergißt, was man seiner Regierung schuldet? Es kann sein, daß die Regierung gezwungen wird, das Volk dermaßen zur Ordnung und Besinnung zu rufen, daß die Demokratie dagegen ein Waisenknabe ist.

Man frage sich, wer bringt solche Masse an geistiger Nullität auf, wie sie eine deutsche Regierung braucht? Es ist ein heroischer Anblick; niemand, wenn dies einmal vernichtet ist, wird etwas Ähnliches wieder schaffen können. Man wird dieser Regierung ein Museum bauen; einbalsamiert wird man dies wunderbare Naturspiel noch einmal anstaunen.

Ein Königreich für ein Königreich. Ich schlage mich zum Alten Fritz und bin für die preußische Verfassung in Gestalt eines Krückstocks.

Die radikale Arbeiterschaft einer Großstadt sieht in einem Gesetz eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, einen Schlag gegen ihre Bedürfnisse. Sie benutzt das Recht auf die Straße zu einer Demonstration.

Eines Mittags ziehen große Massen der Leute vor dem in der Sonne liegenden Parlamentsgebäude auf. Da marschieren kleine Trupptrüppchen von Landsknechten; sie spazieren sonntäglich an der milden Luft. Die Masse der Zuströmenden mit roten Fahnen wächst; sie nehmen den ganzen Ring des Gebäudes ein, wogen über die dürren Rasenflächen des riesigen Vorplatzes. Die Schutzsoldaten schwimmen hilflos in der Menge; knapp können sie sich bewegen, stecken schließlich festgeklemmt unter den Demonstranten. Der ganze Zug ist offenbar blödsinnig arrangiert; die

Leute stehen, stehen, es erfolgt nichts, sie wissen nicht woher, wohin, keiner zieht weiter. Was dann weiter geschieht: die Entwaffnung der isolierten Soldaten, Zerschlagen von Maschinengewehren, Verängstigung der bewaffneten Mannschaften, die sich zu verteidigen versuchen, Handgranatenwürfe, kopfloses Schießen, ergibt sich deduktiv.

Darauf, — dreiundzwanzig Demonstranten erschossen, — geschieht in Deutschland-Preußen was?

Daß es so viel Menschen bei dem Aufzug werden würden, war vorauszusehen. Daß einige rempeln würden, ebenso. Man konnte den Platz weit absperren, das Gebäude fabelhaft sichern, Berlin steckt voll Militär, man konnte sich mit den Demonstranten im Augenblick der hilflosen Stagnation verständigen, den Abzug, Empfang von Deputationen regeln.

Darauf, — dreiundzwanzig Leute erschossen, — geschieht in Deutschland-Preußen was?

Momentan wird eine Untersuchung des Vorgangs eingeleitet. Die Organisatoren der Demonstration werden vernommen wegen etwaiger Fahrlässigkeit im Arrangement, insbesondere Abmarsch. Der Oberst wird ergriffen und sofort wie jene vor ein Gericht gestellt, der die Bewachung des Gebäudes leitete.

Der Minister, dessen Ressort dies unterstand und der natürlich angesichts der Wichtigkeit des Falls sich persönlich um die Details kümmerte, wird noch unter den Schüssen vor dem Haus vom Parlament zur Verantwortung gezogen, gebrandmarkt, bedroht von der ganzen Versammlung, denn draußen fallen Bürger.

Nein.

Die Parteien ballen sich zusammen vor dem Rednerpult. Der Reichskanzler würgt von der schweren Blutschuld — nämlich der Zugveranstalter. Die hätten dies gewollt. Ja sie hätten eine Bluthochzeit im Parlamentsgebäude vorgehabt. Dies ist ihm, dem Gotterleuchteten, im Moment sicher. Die Zeitungen, die mit den Demonstranten zusammenhängen, werden auf unabsehbare Zeit verboten. Der Ausnahmezustand wird über das Reich, über das Reich mit einigen Ausnahmen verhängt.

Darauf fassen sich die freiheitlich gewählten und gesinnten Abgeordneten an die Stirn. Die Parteien rebellieren unisono, sie bestehen, bestehen, bestehen auf Untersuchung des Vorfalls, bestreiten die rechtlichen Voraussetzungen der Regierungsmaßnahmen; ein allgemeiner Sturm entsteht im Parlament, als der Angriff auf die Presse bekannt wird; die Radikalen reden von Absicht auf Verdunkelung des inkriminierten Vorfalls, die Mehrheit erschrickt vor dem Gefährlichen des Präzedenzfalls. Alle sind einer tobenden Meinung: die vorjährige Besetzung einiger Zeitungsgebäude durch Putschisten ist nichts gegen diesen gesetzlichen Fußstoß auf die Meinungsfreiheit.

Die Parteien — jubeln. Nämlich die anderen Parteien. Die Presse — jubelt. Nämlich die andere Presse.

Denn ein Anschlag auf die Verfassung ist — mißlungen. Sprich tönend, skandiere sorgfältig: miß-lun-gen.

Die preußische Akademie der Wissenschaften hat die folgende Kundgebung veröffentlicht: „Die preußische Akademie der Wissenschaften, berufen und verpflichtet, für die sittlichen Grundlagen unserer Kultur einzutreten, gibt einmütig ihrer Empörung Ausdruck über das haßerfüllte, allen Rechtsgrundsätzen hohnsprechende Ansinnen, Hunderte unserer Landsleute, unter denen die besten Namen Deutschlands sich befinden, an feindliche Gerichtshöfe ausliefern zu sollen."

Ein Sitzungsprotokoll dieser Akademie lautet: „Der Longinusspeer im eschatologischen Lichte. Türkische Manichaica aus Chotscho. Über die Drehung der optischen Symmetrieachsen von Adular und Gips im langwelligen Spektrum. Die harmonische Kovariante zweiter Art für zwei Kegelschnitte mit vier reellen Schnittpunkten." Wenn ich nun bloß wüßte, welches von den vieren die sittlichen Grundlagen unserer Kultur sind: Die Kegelschnitte, der Longinusspeer, die Manichaica aus Chotscho oder Adular im langwelligen Spektrum.

Die Sozialisierung ist im Gange. Niemand kann sie aufhalten. Der Gedanke, Eigentum ist Diebstahl, ist wieder Allgemeingut und setzt sich mit der naiven Frische eines Naturereignisses durch. Man geht in voller Harmlosigkeit von der Ausbeutung und Begaunerung des andern zum offenen Diebstahl über. Das hat in den letzten Monaten phantastische Formen angenommen. Eine Schreibmaschine ist nirgends ihres Lebens sicher. Wenn einer sie unter eine Kanone stellen würde, so besteht Gefahr, daß der Kanonier sie samt Kanone verkauft und nachher noch den Käufer mit der Kanone totschießt. Mir erzählt ein Feldwebel: Auf dem Rückmarsch durch Flandern stahl einer seiner Leute, ein tapferer gewandter Mann, einer der besten, eine kleine Handvoll Pferde. Diese verkaufte er, seiner Kolonne voraufreitend, einem Eingeborenen in der nächsten Ortschaft. In der Nacht, während sie dort quartierten, brach der gewandte Mann bei dem Eingeborenen ein und war am frühen Morgen bereits wieder auf dem Weg nach der nächsten Etappenstation, wo sich das lukrative Spiel wiederholte. An der Grenze hatte er, dessen Späße man kannte, den Sack voll, lachte die Weitertrottenden aus, vollendete nach solennem Abschied den Rückmarsch auf den D-Zug.

Ein Fahrrad, ein Perserteppich spielt jetzt in Deutschland dieselbe Rolle wie früher eine theologische Spitzfindigkeit; sie bringt die Armen und

Reichen in Unruhe; sie verschwören ihr Seelenheil darum. Man geht deswegen in Gefängnisse, als Märtyrer. Es handelt sich nicht um einfache Bereicherung, sondern um eine Sorte Fanatismus. Man hat ein neues persönliches Verhältnis zu den Gegenständen gewonnen. Die Sache ist faktisch wichtiger und elementarer als der ganze Nationalismus oder Expressionismus. Die Gegenstände, früher bloßer Bedarf, haben jetzt die wütende Kraft eines Reizes. Die Menschen stehen vor einem Stiefelladen wie vor Fetischen.

Der Aneignungsfanatismus übt seine stärkste und raffinierteste Wirkung im kleinen, in der Zermürbung von Vertrauensbeziehungen. Er nagt an der Wurzel unserer gesellschaftlichen Existenz. Da sind besonders die Dienstmädchen; man ist wehrlos vor ihnen. Ich berechne ein Fünftel meiner Einnahmen als Opfer für den neuen Kult; die Inbrunst meiner Dienstmädchen soll dabei noch nicht groß sein. Man muß dies alles verstehen, um sich nicht mit dem Laufen zum Kadi zu blamieren.

Die Mobilisierung des Besitzes ist im Gange. Als ich einmal ein Mädchen fragte, warum sie meine schönen Stiefelschäfte gestohlen hätte, — sie trug sie nur in Papier geschlagen mit ruhigem Gesicht über den Hof — sagte sie: „Sie haben im Spind gelegen, der Herr tragen sie ja nicht und da dachte ich mir, weil mein Bräutigam bloß Binden trägt."

Zu den größten Bereicherungen unseres Wissens gehört die Aufdeckung einer Ursprache, einer Ursymbolik im menschlichen Denken durch die Erforscher des Traumes. Eine archaische Sprache indianerhaft einfacher Art ist unter der Verschüttung gegraben worden. Verbrechen werden mit völliger Ruhe begangen, so erkennt man nach Deutung durch Hieroglyphen; es geht in unserem elementaren Denken in jeder Beziehung ungeniert zu. Ich stelle fest, bei Kindern, einfachen Menschen, in Zeiten wie jetzt enthüllt sich eine Art Kommunismus als unausrottbares Grundgefühl des Menschen. Wo sich besitzfeindliche Tendenzen regen, ist man der Natur nahe.

Der Münchner Erzbischof warnt in einem Briefe an seine Diözese vor der Absicht, die Kirche von der Obrigkeit zu lösen und die Hierarchie, die göttliche, über Zeitgeschichtliches gehobene Einrichtung zu erschüttern.

Vor Monaten ermahnte Linke Poot die Geistlichen, Räte zu wählen: Säkularisieren Sie sich für die Allgemeinheit. Mühen Sie sich um das menschliche Wohl, wie Sie es träumten, ehe Sie Angestellte des Zentralbüros für theologische Absatzartikel wurden. Beantworten Sie den Austritt der Massen aus der Kirche mit dem Austritt der Geistlichen aus der Kirche. Jetzt mobilisieren auch sie den Besitz. Das unausrottbare Grundgefühl, die Mäuse knabbern am heiligsten Speck.

Wahlen zum Elternbeirat.

Nachdem in der Aula, — Hindenburg hängt auf dem Korridor, verstorbene Fürsten an der Saalwand, — ein jovialer Graukopf uns aufgefordert hatte, keine Politik in die Schule zu tragen, sondern geschlossen gegen die Linke zu stimmen, redete Linke Poot zu allgemeiner Ärgernis. Die „religiöse" Schule paßte ihm nicht, die „weltliche" auch nicht, weil er gestand, sich dabei nichts denken zu können; er nörgelte am Patriotismus und am Internationalismus; es sah ganz nach ihm aus. Ein kleiner Handwerker erhob sich geschwollenen Gesichts, schrie sich ein, verlor den Rest seines Verstandes: „Wenn wir die Religion nicht haben, haben wir gar nichts." Dabei blickte er grimmig auf uns andere, die ihn freilich bedauerten. Ich rief, als es so zuging, in den bewegten Saal: wer meiner Meinung sei, solle sich mir anschließen. Draußen gingen einige mit mir; sie orientierten mich über meine Meinung. Nachdem ich mich in einem Café unter meinen Anhängern umgesehen hatte, war mir nicht ganz gut. Sie setzten mich auf eine Liste an die erste Stelle; ich erstaunte tief. Ich überlegte mir, die Situation überschlagend, ob ich nicht mit den Leuten das Polizeipräsidium stürmen sollte oder mich als König ausrufen lassen.

In einer späteren Versammlung berochen sie mich heftiger. Dazu gruppierten sie sich entsprechend ihrem Denkvermögen als S. P. D., U. S. P., Demokraten, Unparteiliche und bloße Juden. Man erklärte mir schonend, ich hätte mich mit gewissen Äußerungen zu stark exponiert. Offen gesagt: ich kompromittiere die Liste. Was mir Achtung vor ihnen abrang. Sie legten mir, als ich genießend schwieg, die Hand auf die Schulter: ich solle die Sache über die Person stellen; die Sache, riefen sie, die Sache über die Person. Wenn ich bloß gewußt hätte, welche Sache; S. P. D., D. D. P., A. B. C. D. E.; ich verstehe mich nicht auf die Kabbala. Gefragt erklärten sie, sie wüßten es auch nicht, aber man rede in solchen Situationen so; ob ich noch nicht den guten Ton in allen Lebenslagen kenne.

Es ist ein interessantes Ding, das mir durch den Kopf ging: die Sache über die Person stellen. Zum Beispiel: ich gehe in die Hochbahn; wie ich grade in zweiter Klasse einen leeren Platz erwische, drängt sich ein kleiner entschlossener Herr heran, mit einem Ruck fliege ich beiseite. Von mir zur Rede gestellt, plinkt er versöhnlich mit den Augen: „Sehen Sie nicht, daß ich sitze. Wie gut und vollrundig ich sitze. Kommen Sie doch nicht mit Persönlichem. Wir sind in einem öffentlichen Lokal. Es kommt vor allem darauf an, daß ich gut und vollrundig und in jeder Hinsicht bequem sitze; alle anderen Bedenken müssen dahinter zurückstehen." Und unterstützt von andern gluckst er: „Das Wohl des Volkes

ist das oberste Gesetz des Staates." Damit bin ich erledigt und muß an der nächsten Station aussteigen. Ich hatte übrigens nur ein Billett dritter Klasse. Er wird gar keins gehabt haben.

In meiner Versammlung benutzte ich die so alerte Sprache, um Loyalität zu schmunzeln und bieder zu verduften. Nebenan aß ich einen Mohrenkopf mit den Worten: Diesen Kuß der ganzen Welt.

Das Eigenleben der Pferde ist für unsere Entwicklung sehr wichtig. Es rächt sich, hier lau zu sein. Man sage nicht: was soll mir das Hottehü; entweder man ißt ein Pferd, reitet darauf, läßt es ziehen oder malt es. Da scheiden sich grade die Geister: der Moderne sieht das Eigenleben der Pferde, verhilft ihnen zum Eigenleben und das malt und knetet er. Es ist unwahrscheinlich, daß den Pferden damit geholfen ist, denn sie wandeln gerade jetzt leidenschaftlich den reinen Weg zur Wurst. Aber zum Ausgleich erscheinen sie dafür in wirklicher Urgestalt auf der Leinwand. Der Impressionist malt bloße Farben„symphonien", ihm ist von Haus aus das Pferd Wurst, er spielt ehrfurchtslos mit den Dingen, die er für Bildzwecke zusammenstellt. Wir gehen jetzt zu den Müttern.

Das verkündete uns in einer Berliner Galerie ein staatlich Beauftragter. Er ging schlau an den Kubisten vorbei und vorsichtigerweise hatte die Galerie abstrakte Maler gar nicht angeschafft. Der kleine Herr sagte auch: „Plastik gibt nicht Abäwägung, auch nicht Aruhä, sondern äbäwägtä Aruhä" (sonst: bewegte Ruhe).

Als ich in einen großen Saal trat, hing da an der Wand ein großes Bild von Liebermann. Holländische Mädchen und Frauen stehen in einem Raum und ziehen die langen Flachsfäden zu sich von Apparaten her; sie halten Flachsbündel unter dem Arm, Abfall liegt am Holzboden, die Sonne, ein wesenloses Licht geht in den Raum und um die Dinge. Das Bild, kaum farbig gegen die heutigen Malereien, zog mich mit unsäglicher, wachsender Stärke an.

Wie kam ich Freund der neuen Künstler dazu? Da ist das verruchte Gegenständliche. Und wie. Sogar die dreimal verdammte Perspektive. Und welche. Welche Tiefe des Raums. Ach diese Flachshäufchen auf dem Holzboden. Sie strecken sich wie Katzen unter der Sonne. Die Wonne des Fußbodens. Die unirdische Magie des Lichts, das im Raum ist und fließt und wärmt und die Decke hebt. Dabei keine Spur von Verbiegung ins Symbolische, ins Stilisieren, Deutlichwerden, Menschlichwerden; er bleibt gebunden. Der — Naturalist. Der entgötterte Mensch. Diese Belebung, dieser Reichtum von Unterschieden im kleinsten Zwischenraum; er arbeitet nicht über zehn Oktaven, sondern nur zwischen c und e. Das sind keine Farben? Der Grieche sagt: das Auge ist blind, der

Geist sieht. Dies Licht ist nicht „abgemalt"; der Raum wird unter meinen Augen; wo gibt es solche Dinge, wenn nicht in den Augen, nein in der sehenden Seele dieses Malers.

Ich will nicht darum den lieben Gott abgeschworen haben, um mich den zweibeinigen Theoriefabrikanten zu verkaufen.

Als ich mir gestern die Haare kämmte, fiel mir ein, daß es mir mit den Haaren jetzt ganz anders geht als früher. Früher brauchte ich nur den Kopf zu schütteln, so regnete ich Haare. In jedes Buch fielen sie; ich mußte sie aus den Ritzen herauspusten; auf meinem Rockkragen lagen sie. Jetzt sitzen sie fest. Das hat gar nichts mit allgemein belehrenden Dingen zu tun. Ich kann es doch nicht verschweigen. Ein Gefühl, das ich nicht bewältigen kann, ein ganz sicheres Gefühl zwingt mich, das aufs Papier zu setzen. Es ist kein Gleichnis. So, wie es steht, ist es gut. Und auch jetzt, wo ich es ansehe, finde ich es recht. Es beruhigt mich, daß ich es hingeschrieben habe und ich kann es nicht streichen.

Von Genzmer bei Diederichs übertragen die „Edda". Götterdichtung, Spruchdichtung. Wilde Natur. Wölfe rennen. Zwerge stöhnen vor Steintoren. Riesen, tierische Trolle, Riesenweiber, Kämpfe mit Göttern. Thors Ostfahrten mit dem wahrhaften göttlichen Refrain, daß Thor mit seinem Hammer alles zusammenschlägt. Kolossale Späße. Das Herz im Leibe lachte da Thor; er schlug auch die arme Schwester der Riesen, die Brautgabe erbeten hatte. Die Götter trinken Bier, fischen, werfen Speere, tauschen Schimpfworte, Grauenhaftes ist bei ihnen alltäglich. Die Tantalidensage der Griechen kennen wir durch Leute, die sie schon als Albdruck empfanden und sie abzuschwächen, zu verzärteln suchten. Die „Edda" ist die Tantalidenzeit selber; nur selten tut sich eine christlich milde Perspektive auf.

Die südliche Landschaft Gotamos Buddhos, dessen Reden in der vielgerühmten Übersetzung Neumanns der Wiener Genossenschaftsverlag ausgewählt herausgibt. Die liturgische Fesselung der Sprache in der Edda, die Monotonie, Ungelenkheit des Geistes. Hier gepflegtes hohes Kulturniveau, die Seele mit allen Wassern gewaschen, aufgelockert und gespitzt in der feinsten Dialektik. Statt Speerwerfen übt man die mystischen Fingerstellungen. Das Ganze an Feinheit und Raffinement noch über dem Hellenischen; dabei eine süße vornehme Natürlichkeit; nicht einmal Fabeln klingen mehr an. Nonnen singen; ihre Haare dunkel schwellend braunschwarz, jetzt gebleicht; das Auge gleich einem Feuersprudel, jetzt blinzelnd; die heisere Stimme, früher wie eine Nachtigall, der Leib plan wie Plattengold, jetzt gefurcht. Buddho spricht von der Bändigung des Königs-

elefanten; seine gebändigten Jünger verwerfen so Frohsinn und Trübsinn; der vollkommen Reine stirbt gebändigten Tod. Skepsis, Schauung, Milde, Relativismus.

Es soll von den Reden dieses Indiers drei mächtige Bände geben. Man sitzt kopfsenkend vor diesem kleinen Bändchen und hat das Gefühl, daß das Leben einen wundervollen Reiz hat, das diesen Menschen erzeugt hat.

Einundachtzig Sprüche, einige nur vier bis sechs Zeilen lang, hat Laotses Taoteking, die Bahn und der rechte Weg. Die Insel gibt ihn heraus. Neben diesem Buch kann sich keins halten, denn es nimmt sie alle auf. Es überwindet sie im Hegelschen Sinne, indem es sie nicht beseitigt oder widerlegt, sondern ihnen ihren Platz anweist. Es haben noch einige Jahrtausende Literatur Raum in diesem Buch. Der Archivar Li Pe-jang war noch weiser als der alte Goethe. Er versagte sich jeden Mythos.

Dies Buch müßte klein bequem gebunden sein. Es wird so gebunden werden; wird von vielen Europäern der folgenden Jahrzehnte in den Taschen getragen werden.

Dies Buch ist eine Frage auf Tod und Leben. Man hält es in der Tasche wie etwas, an das man sich anklammert. Und von dem man wieder wegzuckt.

Ich glaube nicht an die Erhaltung der Energie. Die physikalischen Gesetze: Gesetze, was sind das für Kindereien. Die mathematischen Formulierungen ein Spiel. Ich halte still vor allem Geschehen, wenn ich mich ganz besinne, und merke, daß ich zu nichts die Zunge bewegen kann. Rechter Weg, Bändigung: wie sicher sie wollen können. Ich beneide sie nicht. Wer weiß, wie alles ist. Das Geheimnis der Körper, der Wärme, des Lichts, der Triebe, des Kosmos. Es heißt warten. Noch lange nicht reden. Vielleicht anbeten.

Und den Kopf noch tiefer senken.

Zuletzt lärmen die nackten Gewalten durch das Land; mit Getöse geht es durch das Heilige Römische Reich. Die Phrasen zerspringen. Eine ganze Republik — aus Redensarten — wird von einigen Kompagnien ad absurdum geführt. Das Militärpack lockt eine andere Macht auf den Plan, die auch keine Traktätchen liest. Der Sklavenvogt, Besitzer und seine Sippe bitten um gut Wetter.

Rom wird nicht mehr durch 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 Felle roten Saffians und 3000 Pfund Pfeffer abgelöst. Alarich setzt sich auf das Kapitol und läßt das Land umpflügen. Ich lobe die Kraft, die Urkraft mit Herzen, Mund und Händen.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das religiöse Bewußtsein unserer Zeit

von Ernst Hierl

Bei den städtischen Massen hat das Wort Religion keinen guten Klang. Ihnen kommt „die" Religion vor wie eine alte verrostete Dampfmaschine, die nur im Weg steht. Soll unser Volk aus einem solchen verhängnisvollen Irrtum befreit werden, so muß es zunächst darüber aufgeklärt werden, was Religion sein kann. So wenig diese Aufklärung selber Religion ist, so gewiß gibt es bei der ganzen geistigen Lage unserer Zeit keinen ehrlicheren Weg zu einem Weltgefühl, das wieder im Ernst Gemeingefühl ist, als eine heilig nüchterne Besinnung und eine reine Bewußtheit. Ich möchte zu diesem Ziele helfen, vor allem mir selbst, und möchte hier die notwendigen Fragen und die möglichen Antworten in diejenige Form bringen, die gemeinverständlich wäre, ohne Gemeinplatz zu sein. Eine selbstverständliche Forderung, aber der Wissende weiß auch, wie weit wir von dieser einfachen, elementaren und wahren Kultur des sittlichen und religiösen Bewußtseins entfernt sind. –

Trotz der bevorstehenden Reaktion werden die Aufgaben einer freien religiösen Jugendlehre, des „konfessionslosen Moralunterrichts", der „philosophischen Propädeutik" gelöst werden müssen. Dabei wird es sich entscheiden, ob diese Bewegungen weiter bloßen Rationalisten und bloßen Temperamenten überlassen sein werden. Bliebe es dabei, fehlte eine tiefere Leidenschaft des rationalistischen Temperamentes selber, wodurch es über sich hinauskommt, so wären diese Bestrebungen leider nicht der Weg, auf dem unsere abendländische Welt ohne Mache und ohne Lüge wieder zu der Welt der Gefühle finden und sich zu kühnen Gesichten des Diesseits befreien kann, wie einst die Heiligen und Helden der Kirche ihre Phantasie dem Jenseits widmeten. Solange wir uns nicht auf einer solchen großen Entwicklungslinie zusammenfinden, sind alle die sehr verschiedenen, aber religiös alle matten und philosophisch alle schwachen Bestrebungen unserer Zeit nicht viel mehr als belanglose Vereinsarbeit. Wie winzig und kurzatmig müht sich das neben der alten Kirche und ihrer großartigen Ruhe ab! So anständig das alles gemeint ist, ist es zur

Oberflächlichkeit verurteilt, solange nicht unter einer Erschütterung des Gemüts, die in der Sprache alter Zeiten Bekehrung hieß, das abgründliche Bewußtsein in den Menschen erwacht, daß die Blume des Lebenswunders wirklich aus dem Abgrund des Welträtsels blüht, daß die allerwirklichste Wirklichkeit solchergestalt uns ansieht, daß wirkliche Helden, Heilige und große Führer der Menschheit ihre Größe gerade in dem Kampf gegen das ungeheure und unfaßbare Weltgeheimnis selber gewannen! Nur von dieser Position aus vermochten sich einst die christlichen Märtyrer gegen das stolze Heidentum zu behaupten und seine schal und selbstsüchtig gewordene Weisheit zu überwinden.

Warum wird es der gegenwärtigen Menschheit so schwer, sich zu dem einfachen Standpunkt durchzuringen, daß wir nicht Menschen vom Konzil zu Nizäa oder vom Leipziger Religionsgespräch sind, und daß wir unter Verzicht auf alle Verrenkungen des schlichten Wahrheitssinnes endlich das Weltbewußtsein unseres Jahrtausends leben wollen! Schluß machen mit dem historischen Augenverdrehn, wozu die Interessenten immer wieder unsere Kinder erziehen! Die einfache Befreiung mißlang aber bisher aus dem einfachen Grunde, weil das neue Bewußtsein des Menschen von seiner Lage noch nicht annähernd zu der Wucht gesammelt, verdichtet, gespannt ist wie in der Weltbewegung vor zweitausend Jahren.

Nur die Schrecken der neuen Weltbewegung haben wir heute schon, und es fragt sich nun, ob der deutsche Spießer aus Feigheit und Angst die Bewegung um ihren Sinn bringen wird, so daß nur die Schrecken bleiben. Das wird das Ergebnis der gewaltig anschwellenden Massenreaktion aller Verärgerten und Kurzsichtigen sein, wenn sie siegt. Die Frucht der Zeit wird getötet werden, und an Stelle der Wehen der Zeit wird Siechtum der Zeit treten.

Seien wir ehrlich: es ist ja schon eingetreten. Aber keine Wandlung der Weltkrise kann etwas an der Notwendigkeit ändern, den Glauben des vergehenden und das religiöse Bewußtsein des kommenden Weltalters zu scheiden. Wir versuchen es. Für die besondere Note unseres Versuches hielten wir gerne eine nackte Redlichkeit. Alter und neuer Glaube sollen kahl und bloß, unkostümiert und ohne Blendwerk zum Vergleich stehen.

Die alten Religionen sind den meisten von uns dadurch verleidet, daß die Geistlichen einen förmlichen Beruf (und in manchen Fällen ein Geschäft) aus dem machen, woraus man keinen regelmäßigen Broterwerb machen kann: aus unserem Wissen oder Nichtwissen von der ganzen Welt, vom Weltall, vom ewigen Weltall. Sie bilden sich ein und nehmen es für sich in Anspruch, daß sie den „Willen Gottes" besser verstehen als andere, während sie in Wirklichkeit mit allen andern ganz in der gleichen Lage sind. Wir alle leben auf dem kleinen Erdball, der mit

uns mitten in unabsehbaren, unbekannten Welten seine Umläufe macht, wie andere Sterne auch, und zwar mit rasender Geschwindigkeit. Das ist die sehr bedenkliche weltrevolutionäre Lage für die ganze Menschheit, und wenn jemand den Willen Gottes, den Willen eines Herrn über das ganze All kennen lernen könnte, so wäre das von unendlicher Bedeutung. Aber es kann vom Weltgeheimnis keiner mehr wissen, als daß es ein Geheimnis ist! Wenn wir morgen mit Hilfe der ungeahntesten Entdeckungen und Erfindungen auf fernen Sternen Kolonien, verbesserte menschliche Gesellschaften gründen könnten — dem Weltgeheimnis wären wir bekanntlich damit nicht um Haaresbreite nähergekommen, sondern jenes Geheimnis besteht gerade darin, daß wir immer wieder vor neuen Welten, daß wir unendlich vor der unendlichen Welt stehen, und daß wir uns das auch gar nicht anders denken können. Aller Forschergeist streicht von dem unendlichen Geheimnis nichts weg. Und indem wir uns so, nach menschlichem Ermessen, dauernd sozusagen für genarrt erkennen müssen, haben sich die tiefsten Denker aller Zeiten und Völker in den verschiedensten und oft seltsamsten, verzweifeltsten Worten dahin entschieden, daß alles menschliche Ermessen, das gescheiteste und großartigste, genau so wie das beschränkteste, dem unermeßlichen Weltgeheimnis ein für allemal gleich unangemessen ist.

Inzwischen aber suchen wir uns für unsere irdische Einrichtung natürlich bei den Gescheiten Rat und nicht bei den Dummen. Aber gerade damit uns nicht eine oberflächliche und eingebildete Lebensauffassung, ein Mangel an Religion und Philosophie, auch in der Politik und Wissenschaft und Kunst den Sinn verwirrt, ist es nötig, daß wir die einfache Weltlage, in der wir uns alle miteinander befinden, nicht verkennen.

Den Priestern — aller Religionen — ist es geschehen, daß sie sich der Lebens- und Weltkenntnis, die sie ursprünglich vor der Masse voraus hatten, ihres Wissens, das Macht war, unwissend und soweit unschuldig überhoben und Gottes Wort und Gottes Gebote zu verkünden sich anmaßten. Ein Mensch mag in der Überzeugung leben, daß er auf Jahrhunderte oder Jahrtausende voraus in eine Zukunft sieht, die den anderen verschlossen ist, aber irgendwelche besondere Beziehungen zum unermeßlichen Weltgeheimnis, zu Gott vor andern voraus zu haben, diese Einbildung muß zwischen dem, der sie allen Ernstes hegt, und den andern einen entsprechenden, nämlich einen unermeßlichen Abgrund aufreißen. Da ein solcher unendlicher Abstand zwischen Mensch und Mensch nicht der wahren Lage aller endlichen Wesen gegenüber dem Weltgeheimnis entspricht, vor dem wir wirklich alle gleich sind, so ist alles Priestertum für uns hinfällig. Man soll nicht undankbar leugnen, daß der alte Priesterstand mit den Vorstellungen von Himmel und Hölle in die kindlichen

Wunder- und Zaubergedanken vergangener Geschlechter eine segensreiche erste Ordnung gebracht hat. Aber warum sind diese Vorstellungen zu einer ungeheuren Demagogie von Lockungen und Drohungen ausgebildet worden, zu politischen Mitteln, die Massen zu beherrschen? Weil die Priester ihren natürlichen und an sich unverwerflichen Willen zur Macht von Gottes Gnade herleiteten, ihn für geheiligt, für unantastbar erklärten, ihn dem Zweifel, der Kritik entzogen und weil sie nach dem dadurch unvermeidlichen Verlust der tieferen Selbstkritik in einen unbedenklichen Gebrauch der in priesterlichen Händen angesammelten Machtmittel verfallen mußten. Und damit ergab sich dann das Bündnis mit der Fürstengewalt. Der Fürst lieh den Priestern seinen starken weltlichen Arm und wurde daraufhin selbst für von Gottes Gnaden erklärt. Und zum Dank wiederum erklärte zum Beispiel Wilhelm der Zweite: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben." Jene christliche Religion nämlich, die entgegen der durch Staatsgewalt und durch Hohenpriesterränke gekreuzigten edeln Persönlichkeit Jesu und entgegen dem Sinn des kommunistisch gestimmten Urchristentums in das ungeheure Menschenmorden unserer Zeit um den Besitz mit hineinführte.

Dies ist die Religion, die unser Vertrauen verloren hat, und aus deren Geschichte wir hoffentlich gelernt haben, jede Wissenschaft von Gott, jede Weltanschauung, die das Weltgeheimnis entdecken will, abzulehnen, weil nur eine sinnlose Überhebung des Menschen dabei herauskommt. Man denke immer wieder: Wissenschaft von Gott vor andern voraus zu haben, den Schlüssel zum Ganzen! — Wirf ihn weg! Sein Glanz macht nur blind.

Aber gibt es denn nicht Gott? Gibt es denn nicht wirklich das Ganze des Lebens und der Welt? Unser nüchternstes Anschauen und Denken, der gleiche Verstand und die gleiche Vernunft, worauf wir uns in unserem ganzen übrigen „praktischen Leben" verlassen, führen uns, sobald wir das ursprüngliche Daseinsgefühl zu enträtseln und zu klären versuchen, schließlich ins Unerklärliche — alle unsere bewährten geistigen Verfahren passen nur auf endliche Verhältnisse, darüber hinaus stoßen wir auf die Unendlichkeit, die Ewigkeit oder welche anderen moderneren Ausdrucksweisen uns belieben, wenn wir schließlich wieder auf das ursprüngliche Gefühl zurückgreifen müssen. Das Wort Gott mag sterben müssen, nur dürfen wir nicht eine Wahrheit verloren gehen lassen, die damit verbunden ist: daß wir uns das Ganze, das Unendliche und Ewige nicht vorstellen können, sondern immer wieder nur Teile! Daß das Ganze nicht eine Summe solcher Teile ist! (Denn wir kommen ja der Ewigkeit auch durch das ungeheuerste Zusammenzählen der Weltzeitalter um nichts näher!) Daß die Ewigkeit etwas der Art nach vollständig anderes, etwas unserem Ur-

teil vollständig Entrücktes ist! Daß uns aber dabei immer und überall dieses Weltgeheimnis umgibt und erfüllt, daß es für alle endlichen Wesen, die in ihrem Rahmen erklärbar, mitsamt den Rahmen aber immer wieder ein rätselhaftes Bruchstück sind, unabsehbare Bedeutung hat! Wie soll uns mitten in der Welt die Welt nichts angehen?

Damit habe ich schon praktische Folgerungen zu ziehen gewagt. So wenig wir aus dem geheimnisvollen Dasein Gottes noch Dogmen ableiten können, so reell scheint sich aus dem Gottesgedanken die allgemeine menschliche Moral zu ergeben, welche lauten kann: Wir alle, wir Bruchstücke der Unendlichkeit — Mensch und Tier, Baum und Stein, Stern oder Gedanke, darin sind wir alle gleich — was wir an unendlichem Glück gewinnen oder was uns an Unglück trifft, das Eine wie das Andere erfährt notwendig seine Berichtigung durch die Unendlichkeit und in jenem Zusammenhang, dessen wahres Wesen uns vollständig dunkel ist; nur daß wir eben annehmen müssen, er berichtigt auch all unser sterbliches Wissen von Geborenwerden und Sterbenmüssen, in deren engen Rahmen wir das Bild unserer irdischen Bedürftigkeit und unserer Glückssehnsucht spannen.

Und wer mag sich mit dürftigem „Stoizismus" einreden, daß ihm das Bild gleichgültig wäre? Jedem kann sein Ausschnitt so wenig gleichgültig sein, wie überhaupt alle die gewaltigen, farbigen Schauspiele der Natur und Geschichte, all diese Räume und Zeiten selber nicht Schein, sondern Wahrheit und Wirklichkeit sind. Wer will solche Eindrücke, all das Leid und all die Lust und so seine Lust und sein Leid Schein nennen? Nur ein falscher, ein spielerisch religiöser oder philosophischer Wahn. Solcher Wahn hat dazu mitgeholfen, das Hundertmillionenvolk der Indier zu einem träumenden Sklavenvolk zu machen. Weil ihre Religion ihnen das Diesseits gleichgültig gemacht hat, sind sie ihren Priestern und sind den Engländern ausgeliefert und verfallen. Eine Lehre für alle Unterdrückten, sich vor den heimlichsten und schleichendsten Betäubungsgiften, denen unter der religiösen Etikette, zu hüten.

Aber Europa hat ja dem religiösen Geist, der („landfremd") aus Asien zu uns gekommen ist, abgesagt. Es hat sich dem Praktischen, dem Faktischen und Taktischen zugewandt, hat sich nur sehr oberflächlich der Gewissensfrage, was gut sei (die nur bei den Russen immer wiederkehrte) und hat sich dafür gründlich dem guten Geschäft gewidmet. Mit dem Erfolg freilich, den wir erlebt haben. Mit Blut und Elend haben wir die einfältige Einsicht erkaufen müssen, daß der „Amerikanismus" eine Dummheit, eine Besinnungslosigkeit ist. Das geschäftsmännische raffinierte Halsabschneiden muß letzterdings zum buchstäblichen militärischen führen. Jede Machtpolitik entspringt aus dem Wahn, als ob wir nur

mit der gewöhnlich so genannten Wirklichkeit, dem „Diesseits" zu rechnen hätten. Während doch nun einmal ebenso berechtigt der Gedanke an die „jenseitige" Berichtigung ist, die wir für alles und jedes Leben annehmen müssen.

Wir können den einfachen, von uns hier ja schon dargelegten Gedanken nur wiederholen:

Unsere ganze Art, zu leben und zu sterben, bewegt sich in Raum und Zeit. (Andere Ausdrucksweisen anstatt dieser faßlichen Begriffe seien immer wieder anheimgestellt.) Nun läßt uns aber gerade unser sinnvollstes Streben und Denken, wenn es die großartigsten Unternehmungen in den Raum und die Zeit entwirft, darauf aufmerksam werden, daß es die Unendlichkeit gibt, und daß sie sich niemals, auch nicht aus den gewaltigsten Räumen und Zeiten zusammensetzen und verstehen läßt, sondern ein vollkommenes Rätsel bleibt; Raum und Zeit, selber unsere ersten und letzten Erklärungsmittel könnten nur aus dem Raum- und Zeitlosen, in das sie übergehen, also aus dem Unerklärlichen erklärt werden. Was aus diesem, für Kluge und für Toren gleich unverständlichen Widerspruch der Weise zurückbringt, das ist die starke Erkenntnis des Narrenspiels, das wir treiben, wenn wir mit den raumzeitlichen Vorstellungen von Werden und Vergehen, die uns zunächst liegen — am Erd- oder am Flamengrab — wenn wir damit das Wesen des Daseins erfassen und unser Tun ausschließlich nach solchen Vorstellungen richten wollen. Diese irrige, materialistische „Metaphysik" wirkte notwendig auf eine irrende, rohe, egoistische Ethik hin, wie umgekehrt der konsequente Idealismus, die Lehre, daß die raumzeitliche Welt der endlichen Dinge nur eine Vorstufe oder eine Verkleidung des wahren „geistigen" Wesens von Gott und Welt sei, über einen erhabenen Bogen der Selbsttäuschung, unausweichlich in die Niederungen der Täuschung anderer führt, zu einer Klassenherrschaft sinnlich verfeinerter, aber herrschlustiger Geister über Massen, die dumpf und stumpf glauben, dumpf und stumpf fronen, dumpf und stumpf genießen.

Wir aber — wir, die wir heute der immer wieder sich herausstellenden materiellen Natur unseres Daseins, dieser unendlichen Berechtigung der Sinnenwelt froh und ihrer ebenso unendlichen Berichtigung durch das, was nicht in Raum und nicht in Zeit vor sich geht, uns bewußt sind: für uns hat es einfach keinen Sinn mehr, weder uns durch die Prediger des Jenseits von diesem Dasein ablenken zu lassen, noch uns auch über dieses Dasein mit der Gier und Angst zu stürzen, die den in solchen Gemütsstimmungen Befangenen auch im Praktischen und Einzelnen verdummen, ihn zwischen dumpfer Ergebung und wüster Aufpeitschung hin- und herwerfen. Jeder unterwürfige Verzicht des Menschen

im Klassenkampf und im Kampf ums Dasein überhaupt, alle einschlägige Ideologie sei für uns durchschaut und erledigt, und ebenso wird umgekehrt die eigentliche und jedem Menschenherzen eigene Dummheit des Egoismus durch Überlegenheit des Kopfes gebrochen. Unter dem überwältigenden Reiz des lust- und leidvollen Augenblickes bedarf der Mensch des befreienden und beruhigenden Blickes auf das, unbegrenzte Möglichkeiten des Ausgleichs enthaltende Weltgeheimnis, aber anderseits kann sich künftig kein klar und einfach denkender Arbeiter oder Bauer mehr wie bisher von priesterlichen Zauberern leiten lassen, die sich auf besondere Beziehungen zu Gott berufen, und die — nicht der einzelne, aber die ganze Klasse, wie sie unnahbar und starr die Dogmen behauptet — den schlichten Sinn für Wahr und Falsch in geistigen Dingen verlieren müssen. Damit gewiß niemand diese grundsätzliche Ablehnung des Priestertums als Gehässigkeit gegen ehrenhafte und aufopfernde Geistliche mißverstehen kann, sei noch einmal gesagt: Die Zaubermärchen der Dogmen und des Kultus waren ursprünglich kindliche, reizvolle, bunte Hüllen der Wahrheit; so liegt zum Beispiel in dem, was die Kirche allerheiligstes Sakrament des Altares nennt, in der Vorstellung, daß sich Brot und Wein in Fleisch und Blut des Mensch gewordenen Gottessohnes verwandle, die Überzeugung von einer Einheit alles Lebens, das indische „Du bist ich", die bedeutendste religiöse Ahnung. Nur läßt sich diese unbegrenzte Möglichkeit Gottes nicht auf irgendein sakrales Ding, eine Person, einen Vorgang, festlegen.

Der letzte sichere Schritt unserer endlichen Erkenntnis — mit dem sie sich selber aufhebt — ist die Anerkennung der unbegrenzten Möglichkeiten des Weltgeheimnisses. Wir haben unbegrenzte Freiheit darin, uns solche Möglichkeiten vorzustellen! Also denken wir uns, nach Art zahlloser endlicher Vorgänge in Natur und Geschichte, die Unendlichkeit unter dem vernünftigen, einfachen, großen Gleichnis eines Ausgleichs von allem mit allem? Also gibt es in der Welt nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen? Und also können und wollen wir alle alles frei, gleich und brüderlich verteilen und schaffen? Zögernd prüfen wir die moralische Tragfähigkeit eines religiösen Kommunismus.

2

Ich finde: Ohne religiöse Einigung der Menschen, ohne ihre nüchterne und phrasenlose Überzeugung von der „Gemeinschaft in Gott" wird sich der Gewaltstaat nicht in die Gemeinschaft der Gleichen, Freien und Brüderlichen umwandeln lassen. Einen freien und brüderlichen Ausgleich aller Ungleichheiten können die Menschen überhaupt nur wollen, können im Ernst, ohne Selbstbetrug, ohne Selbstbetäubung, ohne Fanatismus,

der sich überschlägt oder umschlägt, diesen dauernden Ausgleich hier in dieser unserer Welt nur dann wollen, wenn ihnen die Welt selber, durch das bloße Dasein des Weltgeheimnisses, durch das Dasein dieser unbegrenzten Möglichkeit den Gedanken an einen Ausgleich von allem mit allem als den abschließenden, vernünftigen Gedanken nahelegt, ohne daß wir doch den Vollzug des Ausgleichs auch nur in Gedanken irgendeiner „jenseitigen" Macht übertragen könnten.

Nur eine solche Lebensüberzeugung vom allgemeinen Ausgleich, eine „kommunistische" – was ja zu deutsch heißt eine aus dem Allgemeinen schöpfende und an die Allgemeinheit sich wendende – Religion kann es schaffen, daß der, der hat und der, der haben will (in irgendeiner Form wird es diesen Gegensatz immer geben, wie den ähnlichen von Alter und Jugend), daß sich alle solche Urgegensätze nicht im Kampf auf Leben und Tod zerfleischen. Dieser „Kampf ums Dasein" war ja die einzige Lebensüberzeugung des Zeitalters, das jetzt mit gebührender Fürchterlichkeit verendet. Nur der religiöse Kommunismus kann es jetzt schaffen, daß alle Gegensätze, der Berichtigung in der Unendlichkeit bewußt, einander ohne Ausbeutung leben lassen. Solange aber diese Überzeugung nicht herrscht, daß jeder praktische Gemeinschaftsglaube auch mit dem unbegreiflichen Anfang und Ende aller Dinge im Bund ist, solange werden alle Versuche, die Interessengemeinschaft auf dieser Erde herzustellen, an der tatsächlichen harten Interessenverschiedenheit scheitern, die unter den Menschen eingerissen ist, weil der Kampf ums Dasein ein Lebensgesetz ja tatsächlich ist und so wenig aufgehoben gedacht werden kann, wie die Körperwelt überhaupt. Der Sozialismus wird ja selber nur im materiellen historischen Kampf verwirklicht – aber er will mit Hilfe der von uns hier ausgesprochenen, von allem Spuk und aller Gewissensnot freien Religiosität, der Gemütsstimmung, die überzeugt ist von der vermutbaren und nur in keiner Weise aufzuklärenden unendlichen Gleichung aller Geschicke, den menschlichen Daseinskampf auf dem endlichen Lebensschauplatz ausgleichen und der Verblödung entreißen.

Dann mag einst das Dasein der Menschheit so stark und freudig fließen wie bisher das Dasein einzelner geglückt ist. Dann mag die Menschheit angesichts des vollständig undurchdringlichen Dunkels des Lebenszusammenhanges sich mit Ehrfurcht, mit heiliger Scheu in den Grenzen ihrer ertasteten Lebensbestimmung halten und bewahren; sie wird einmal zehn- oder hunderttausend Jahre lang konservativ sein dürfen, wenn sie jetzt tausend Jahre lang aus dem undurchdringlichen Dunkel über Gottes Willen, aus seiner unbegrenzten Möglichkeit den Mut schöpft zu den Taten der Einrichtung des Menschengeschlechts. Auf, ihr Herzen und ihr Köpfe, mitten in Not und Sorge, zu einem freien, großen,

heiteren und wäre es lustigen Gleichmut! Nur eine freie Religiosität kann Deutschland jetzt vor Versumpfung und vor allen Verirrungen ideologischen Aberglaubens und materialistischer Gemeinheit schützen. Warum lassen uns unsere Denker und Dichter so im Stich! Wir sind das Land und die Rasse zwischen Ost und West, das Volk der Mitte: Wollen wir auch geistig nur der opfervolle Schauplatz der Vermittlung oder wollen wir starke Gleichende sein? Hoher Gleich-Mut lebt in einigen Aufrufen Schillers („Werft die Angst des Irdischen von euch!") oder in dem äußerlich feudal-bürgerlichen, innerlich heldenhaften Idyll des Goetheschen Egmont, aber alles Beste bleibt den Kommenden zu denken, zu dichten, zu tun übrig.

Die religiöse Frage, wie wir sie fassen, ist die Frage der Volkserziehung. Niemand glaube auch nur die Fragen der Volkserziehung zu Gesicht zu bekommen, geschweige denn die Antworten, wenn wir an der religiösen Frage, an der Frage der Erziehung oder Nichterziehung oder Falscherziehung der Menschheit durch Weltanschauung oberflächlich und mit der Verlegenheitsberuhigung vorbeigehen, die „Ideologien" würden sich nach Ordnung der wirtschaftlichen Dinge eben von selbst sich ergeben. Gar nichts ergibt sich von selbst. Nur wenn der Mensch von Angst und Gier, von Kleinmut und Überhebung, von der besinnungslosen Jagd nach Gewinn, von Mord, Totschlag und Schacher um Gewinn befreit ist, weil er die erste und letzte menschliche Tat vollbringt: Gott, das ist die große Gleichung von allem in allem an zu nehmen — nur so, von eigener, eigensüchtiger Beschränktheit befreit, haben wir die innere Kraft dazu, die eigensüchtige Beschränktheit, auch die wirtschaftliche Selbstsucht derer zu brechen, die mit der ganzen Erfahrung bevorrechteter Klassen im Gebrauch von Machtmitteln und mit der ganzen Verzweiflung von Menschen, die über die Machtpolitik hinaus von der Welt nichts wissen, einen Neubau der Gesellschaft verhindern, einen Wiederaufbau erlisten wollen, in den sie ihre Vorteile wieder einzubauen hoffen. Wenn wir heute der alten Welt nichts entgegensetzen wollten als wiederum Gewalt und List, so würden wir die gleiche Geistlosigkeit begehen wie die deutsche „Weltpolitik", als sie nur eben auch Macht haben und um den Platz an der Sonne im zwanzigsten Jahrhundert mit einer geistigen Gesamteinstellung aus früheren Jahrhunderten streiten wollte. Das läßt die Geschichte nicht durchgehen.

Aber es ist ja nicht so, daß diejenigen Klassen, die jetzt in der eigenen Sache die allgemeine verteidigen, sich von dem Leichengift der absterbenden Gesellschaft anstecken lassen wollen.

Sondern es sei so, daß die religiös philosophische Bewegung, die sich unter Abtrünnigen aus der bürgerlichen kapitalistisch-bürokratisch-klerikal-militaristischen Interessengemeinschaft seit Jahren, jedoch nur unzulänglich, zu literarisch äußerte, heute durch das Proletariat Herz bekommt.

Die Philosophie, hat Karl Marx gesagt, ist der Kopf, das Proletariat das Herz der Revolution. Soll es nicht eine lebendige Einheit von Kopf und Herz geben? Diese Einheit mag irgendwie anders heißen als Religion, aber eine gemeinsame Lebensüberzeugung ist eine Lebensnotwendigkeit, wenn nicht nur alte Gemeinschaft zerfallen, sondern neue sich bilden soll. Georg Büchner, Dichter und Revolutionär, hat vor hundert Jahren unter den allerersten begriffen, daß die damals nur erst erzitternde Bewegung in den wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft eine in der menschlichen Geschichte unerhörte Revolutionierung dieser äußeren Lebensbedingungen der Menschen einleiten werde; er hat zugleich aber vorhergesehen, daß ohne eine „neue Religion", nur aus den Kämpfen um Brot und Brotfragen allein, die neue Gesellschaft nicht hervorgehen könne.

Das Zeitalter, das jetzt in Blut ertrank, war in den Jahrzehnten seinem Ende zu ein grausamer Witz auf die Bedeutung der Religion für die Gesellschaft. Gemeinsame Weltanschauung war gerade dies, daß die Welt uns nichts angehe – daß der Zusammenhang von Allem mit Allem uns nicht berühre, obgleich wir mitten darinnen sind –, und also versuchte jeder mit Gewalt oder List seinen Profit in der Welt davon zu tragen. Und obgleich jeder damit rechnete, daß der Nachbar ebenso denke, vertrauten alle miteinander mit der wahrhaft höheren Dummheit der Gewinnsucht doch darauf, daß die Sittlichkeit des Gemeinwesens sich wie durch ein vollkommnes Wunder erhalte. Das Wunder blieb aus, und die allgemeine sittliche Gemeinheit trat ein.

Es führt natürlich auch weiter nur zu blutigen Witzen, wenn mitten in der Ratlosigkeit, die heute die Gemüter zerreißt, Völker und Länder, und weshalb sich die eine Hälfte der Menschheit an das Tote und die andre an das Ungeborne klammert, wenn in der revolutionären Lage brave Leute ihre eigene, so wenig zum Leben verlockende Dürftigkeit des Gemüts und der Gesinnungen für die wahre Gesundheit und Vernunft halten und anpreisen.

Ein unverdächtiger Zeuge, Scheidemann, bestätigt, daß sich „Hunderttausende" heute dem Sozialismus „mit religiöser Inbrunst" zugewendet haben, und er verlangt, daß ihr „primitiver Utopismus" (ihr Glaube an Glück, ihr Wille dazu!) in die „Schule" des alten Parteiwesens gehe.

Wie falsch! Die treue Arbeit der alten Sozialdemokratie an der äußeren Organisation, am Körper der Arbeiterpartei soll nicht verkannt werden, Undank ist immer pöbelhaft, aber die Einseitigkeit dieser schließlich bürokratisch veräußerlichten, nicht mehr organisch lebendigen, nur maschinellen Arbeit ist in Blut und Not hinfällig geworden. Die tiefe und leidenschaftliche, die religiöse Glut des Denkens, die jetzt den Kulturfirnis eines geist- und gesinnungsarmen Zeitalters einschmilzt, ist nicht dazu da, ausgelöscht zu werden, sondern an diesem Feuer wird das Werk einer

neuen Welt geschmiedet. Daß unsere Übergangsgeneration mit jedem Schlag an dem Werk sich selber weh tut, fühlen wir, und darum unser zögerndes Arbeiten. Wer aber dabei nur die materiellen Nöte ansieht, nach deren Stillung sich auch die religiöse Hysterie der Massen legen werde, der verurteilt Deutschland, die schmerzlichen Erfahrungen fortzusetzen. Die materiellen Güter und die dazugehörige „gesunde" Lebensauffassung waren da! Vielleicht ist doch diese Gesinnungs- und Gedankenverarmung ungesund gewesen! Vielleicht ist doch etwas mehr als Ideologie nötig! Wenn jetzt die Sozialisten Nahrung, Wohnung, Kleidung für alle nach einem gerechten Plan schaffen und verteilen wollen, so können solche wirtschaftliche Maßregeln den nötigen Erfolg im Großen nur haben, wenn eine gemeinsame Lebensauffassung die Menschen verbindet. Wir wissen, wie schon in Kleinigkeiten Geschmack und Meinung auseinandergehen; sollen einschneidende Maßregeln irgendwelcher Art getroffen werden, so werden sich die verschiedenen Urteile darüber, was das Leben lebenswert mache, und was darum geschützt und befördert werden müsse, zu ungeheuren Gegnerschaften ballen, und aus dem Plan zur Erneuerung der Lebensordnung könnte zunächst nur die vollständige Anarchie hervorgehen. Wenn wir nicht gleichzeitig über den Sinn des Lebens besser einig werden. Es nützt nichts, sich darüber auszuschweigen; die geistigen Gegensätze treffen sich dann, mit der wirtschaftlichen Interessenverschiedenheit verbunden, nur um so unaufgeklärter, um so bewußt- und ratloser, um so erbitterter. Wir brauchen also Religion. Das ist gewiß eine rohe Redewendung, so sprachen unsere Eroberungsgläubigen von den Schätzen außerhalb der Reichsgrenzen, die „wir" haben müßten. Aber die Wahrheit, daß Weltanschauungsgemeinschaft ein menschliches Urbedürfnis ist, ist in Wahrheit elementarer als die Grenzverschiebungen, in deren Rahmen die alten Politiker hüben und drüben dachten.

Wir kommen nach allem zur notwendigen Aufhebung des alten sozialdemokratischen Grundsatzes, daß Weltanschauung Privatsache sei. Aus gemeinsamer Weltanschauung, aus Religion und nur daraus folgt gemeingültige Sittlichkeit und nur aus dieser eine wirkliche Gemeinschaft. Jener Grundsatz — Religion Privatsache — war die rauhe und die rohe und die einzig mögliche Antwort auf die rohe Gewalt, womit im alten Staat Gesinnung erpreßt worden war. Das Wissen des Menschen um die Welt und sein Gewissen zogen sich infolgedessen ins Innerste des Gemüts zurück, wo sie teils verkümmerten und im Dunkel abstarben, teils aber sich zu einer, seit Jahrhunderten nicht gekannten neuen Kraft ausruhten. Erst mit dieser Wiedergeburt des religiösen Geistes in unserer Zeit tritt den überlieferten Religionen, tritt den Kirchen gegenüber, was sie selber aufgebaut hat. Die großen Bauwerke heißen mit Recht die monumentalen Urkunden der Geschichte. Warum stehen die Dome so groß und mächtig

und wie über alles Nichtige und Flüchtige in die Jahrhunderte erhoben mitten in der aufgeklärten Welt? Luther hatte die Machtvollkommenheit der Priesterklasse, über den Eintritt des Menschen in Himmel oder Hölle zu entscheiden, gebrochen und dem Menschen die Freiheit erkämpft, sich ein persönliches Verhältnis zu Gott zu suchen; es begann die Entwicklung der Persönlichkeit allgemein. Warum endete aber das Persönlichkeitsideal in unserer Zeit so kläglich? In einer Zeit voller Mächtiger zuerst, die keine Führer waren und voll Ohnmächtiger jetzt, die noch nicht Führer sind? Warum verkümmerte Persönlichkeit zum Kleinformat, warum ist das Persönliche schließlich nicht mehr viel anderes als Willkür und Laune (sei es auch gute Laune), Verzierung bald und bald Verzerrung des menschlichen Wesens geworden? Persönlichkeit ein Luxus, eine Blüte der Volksausbeutung! Wie in den Städten des neunzehnten Jahrhunderts, in diesen bis zum Unpraktischen häßlichen und bis zur Feindschaft gegen die leibliche Nachkommenschaft seelenmörderischen Zusammenhäufungen von Zinshäusern, womit sich der Kapitalismus seine „monumentale" Urkunde schrieb (vielmehr seinen Steckbrief, der nur so lange Interesse hat, als die Verfolgung dauert), wie in diesen Steinwüsten jedes Haus in einem andern Stil zum Himmel schreit, jedes individuell aufgeputzt, so hauste und erhielt sich bei den Menschen darin die gleiche Persönlichkeitslüge; zusammen mit der dazu passenden Sachlichkeit, die alles zur käuflichen Sache machte, nach dem Marktwert zu schätzen, während schöpferischer Geist und Liebe zu den Menschen und Dingen jederzeit gerade noch nicht gewertet und noch nicht geschätzt sind. Wie sich jetzt die Städte des neunzehnten Jahrhunderts zersetzen werden (mit allerlei vorläufigen Wiederfestigungen), so haben wir uns aber auch bereit zu halten, daß aus ihrer revolutionären Gärung, aus ihrem Zerfall (dem Zerfall in „Persönlichkeiten"), auch religiöse Persönlichkeiten hervorgehen, wie einst das Christentum hervorging aus der sterbenden heidnischen Welt. Die religiöse Persönlichkeit aber, von Luther entdeckt und dann von ihm selber wieder verloren — einerseits an die protestantischen Kirchen und an die aus dem geistigen Wettbewerb heraus erneuerte alte Kirche, andrerseits an Renaissance und Barock mit ihrem Reichtum an bloß weltlichen Persönlichkeiten, der sich schließlich in eitelm und kleinem Individualitätenluxus verlor —, die religiöse Persönlichkeit besteht gerade darin, daß der Mensch von der ursprünglichen, einfältigen Natur des Menschengeistes nicht abbiegt, sich auf bloße Spielarten, seien sie auch reizvoll, nicht einläßt, sondern gerade das Allgemeinste und Gemeingültigste menschlichen Lebens in seiner größten Reinheit und Wirksamkeit zu verkörpern sucht. Darum werden wir für religiöse Persönlichkeiten, für Propheten, für Vorläufer der Propheten und Vorläufer sogar der Vorläufer erst bereit durch Reinigung von dem armseligen Individualitätendünkel.

Es liegt nahe – liegt als Aufgabe nahe –, daß die Deutschen, die die Großstadtzivilisation am rapidesten unter allen Völkern entwickelt haben, und die zweitens gerade vom Religiösen aus und ähnlich im Philosophischen und in der wortlosen Weisheit der Musik der europäischen Entwicklung tiefe Anregung gegeben haben (also nicht nur als zerstörende Eroberer über Europa dahingingen und als Völkerdünger dahinfielen), daß die Deutschen im kranken Schoß der Städte die Geburt des neuen Geistes – das Schlagwort kann uns nichts mehr verschlagen – schmerzlich auszutragen haben. Gleichviel, ob das platte Land mit ahnungslosem und das kapitalistische In- und Ausland mit sehr ahnungsvollem Hohn und Haß diese Entwicklung verfolgen, sie zu unterdrücken suchen, in dieser Linie liegt für uns Beruf, Schicksal, Produktivität. Wohl wird sich das inländische Kapital mit dem angloamerikanischen Weltkapital verbinden, alle charakterlosen Elemente in unserem Volk werden bei den ausländischen Unternehmungen, die unser Land beherrschen werden, betteln und schmarotzen und dann – dann wird aus dem Grunde, aus der Treue und Wucht, die dieses an der Oberfläche so glanzlose und so langweilige und schwerfällige Volk in seiner verschütteten Tiefe birgt und die leichtsinnig mißbrauchen zu lassen seine Schuld war, aus der Tapferkeit und Zähigkeit, die es im Kriegselend, draußen die Männer und herinnen die Frauen, physisch bewährte, daraus wird auch die religiöse Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts das ziehen, was ihr das heilige Rußland nicht geben kann: die Festigkeit des geistigen Knochengerüstes, Festigkeit muß nicht Erstarrung und Verkalkung sein. Je entschlossener die, welche die Notwendigkeit eines solchen Ausblickes in die deutsche Zukunft sehen, die Wahrheit sagen und sich nicht scheuen, vor der kurzsichtigen Menge aller derer, die sich mit einer Unsumme von Klugheit und Wissen im Dienst einer grunddummen Weltanschauungslosigkeit, einer wahren Gesinnungslosigkeit abarbeiten, vor diesen angeblich weltklugen Leuten als weltfremd dazustehen, desto weniger wund und wehe vollzieht sich auch die Geburt des neuen Geistes, desto weniger Verstümmelung wird dem keimenden Leben angetan. Erkennen wir unser Schicksal und dann wollen wir es! Immer ist Erkenntnis die Tat des Menschen, und indem wir uns danach in der Welt einrichten, richten wir die Welt nach uns ein.

Und es ist keiner, der sagen müßte, der sagen dürfte, daß sich diese Religion ohne seine Zutun „entwickle“. Niemand unter uns soll sich als Prophet auftun, in dem Sinn, in dem es einst Sinn hatte, und dort, wo Patriarchenluft noch weht, Sinn haben mag. Und wir wollen Mache gerade hier verhöhnen, verachten, verfolgen, wo Mache am ekelhaftesten ist: nämlich wenn jene schon erwähnten Weltklugen gar entdecken würden, daß mit den ursprünglichen Menschengefühlen der in der gegenwärtigen

Welt Weltfremden „etwas zu machen" sei. Die Aufgabe unserer Zeit, sich aus dem Abgrund herauszuarbeiten, der sich zwischen menschlicher Ursprünglichkeit und technischer Zivilisation aufgetan hat — aus diesem Abgrund ist der Weltkrieg entsprungen, die barbarische Mischung der Raserei des Amokläufers mit dem technischen Scharfsinn — jene unsere Aufgabe also, an Stelle des modernen geistigen Chaos ein neues Weltbewußtsein zu finden, durch das wir leben können, ruft natürlich auch die ausgemachten pseudoreligiösen Geschäftemacher und die Schieber in Geist und das ganze Heer der zweideutigen, im Trüben fischenden Figuren auf den Plan. Prophetisch hat der verstorbene Dichter Frank Wedekind in seinem Marquis von Keith die Figur eines Hochstaplers gezeichnet, der sich seinerseits rühmt, „eine neue sittliche Weltanschauung erfunden" zu haben (nämlich den intelligenten Egoismus, der den eigenen Vorteil niemals im Nachteil wertvoller Menschen, sondern auf Kosten von „Dummköpfen und Schurken" sucht). Wedekinds Held, dieser „gläubige Mensch", wie er sich nennt, endet damit, sich an bar Geld und an den endgültigen Satz zu klammern, daß „das Leben eine Rutschbahn" sei. Der Schluß ergab sich notwendig aus der kapitalistischen und materialistischen Gesellschaft, die Wedekind mit unbestechlicher künstlerischer Moral so hingestellt hat, wie sie ist, so daß sich die Masse des getroffenen Theaterpublikums entrüstet von dem Spiegel der Wahrheit als von einer Unmoral abwandte, während eine intellektuelle Minderheit den scharfgeschliffenen Geist der Spiegelung ästhetisch bewunderte, aber sich um die Besserung der Gesellschaft nicht im mindesten bekümmerte. Heute ist dem Bürgertum die Heuchelei und den Intellektuellen das Ästhetentum — vielleicht — ein wenig verleidet, dagegen wird alles Abenteurerwesen auf lange hinaus gute Zeit haben, auch das religiöse. Das kann aber wieder nur kurzsichtige und furchtsame Menschen ratlos und kleinmütig machen oder kann den konservativ Interessierten den rechten Stoff liefern, um die Masse der Kurzsichtigen zu bearbeiten, und um die vormaligen soliden Obrigkeiten, die nämlich solid im eigenen Vorteil eingesessen waren, gegenüber den unruhigen Elementen von heute in ein gutes Licht zu setzen. Und wie sollten diese Elemente ihrerseits heute nicht in Versuchung sein, sich dem Auf und Ab ihres bewegten Lebens zu entziehen und sich auf freigewordenen Plätzen „einzubürgern", Ruhe und Ordnung harmonisch mit dem eigenen Vorteil zu verbinden. Aber es ist dafür gesorgt (wenn es uns auch Sorgen macht), daß die zerschmissene Harmonie aus Elend und Luxus nicht wiederkehrt. Jedes neue Führertum „tüchtiger und strebsamer Persönlichkeiten", die „sich emporarbeiten", ist wurmstichig, solange diese angeblich Besten nicht auch die Guten sind, nicht gut sind aus geistiger Überlegenheit, aus einfältigem religiösen Kommunismus, aus starker, ruhiger Weltweisheit. Ist es nicht erlaubt, jene

merkwürdige christliche Botschaft, wonach ausgerechnet „die Sanftmütigen das Erdreich besitzen sollen", so zu deuten? Verlangt nicht das eigenste Interesse der verschiedensten Interessenten, daß sie die Ausbalancierung der Gegensätze dem guten und gerechten, dem sanften und doch mutigen Menschen übertragen? (Dieser seinerseits wird dann danach streben, nicht nur zwischen Macht und Macht zu vermitteln, sondern die größte und dauerhafteste Ordnung dadurch herzustellen, daß er auch den unterdrückten Bedürfnissen und Fähigkeiten, die er mit dem liebenden Blick des „Idealisten" erkennt, zu ihrem Recht verhilft.) Aber wer ist nun gut und ist Führer zu der neuen Lebensauffassung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie wir sie hier zu verstehen und mitzuteilen suchten? Wir meinen, die Lage unserer Zeit ist so, daß jedem — auf einen kurzen geschichtlichen Augenblick, wie in einer aufgeregten Menge — der Beruf, Führer zu sein, zufallen kann. Wir brauchen verlässige Zuständigkeiten für die wirtschaftlichen Übergänge soweit, daß wir nicht verhungern oder erfrieren; aber große, dauerhaft gewachsene Führer in unserer Zeit sind wir noch nicht wert. Woran die Führer heute erkennen? Alles Auszeichnende, woran der körperlich oder geistig wohlgeratene Berater und der Führer in einer wirklichen Kultur erkannt werden kann, ist heute in Auflösung, ist nicht in Persönlichkeiten, geschweige denn in Gruppen, Schichten usw. verdichtet, sondern ist zersprengt, ins Ungewisse über die Menschheit ausgestreut und verteilt. Es ist nichts in einer Zeit, in der alles wird oder gewesen ist! Seit hundert Jahren ist die Volkswirtschaft und ist das tägliche äußere Leben revolutionär ins Treiben gekommen, und heute hat die Bewegung die Tiefe erreicht, aus der Rasse und Religion hervorgehen. Das Tiefste ist aufgewühlt und auch der tiefste Schmutz. Es ist eine Zeit wie die ersten christlichen Jahrhunderte. Als ein mir befreundeter Lehrer vor Jahren von dem späteren Reichskanzler Hertling im Examen nach dem Charakter jener Zeiten gefragt wurde, charakterisierte er sie als besonders verlogen und auf die Bemerkung, das träfe doch wohl nur die heidnischen Schriftsteller, versetzte er, nein, die christlichen hätten gerade am meisten gelogen. In der Tat ist soviel möglich, daß das kultivierte römische Bürgertum seine Schlechtigkeit weniger verriet, die Politur besser wahrte als das aus der Grundhefe geborne und des Zusammenhangs mit den gemeinen Verbrechern beschuldigte Christentum — und doch war bei diesem die hervorbringende Kraft und nicht dort. Und so wird das dritte Reich, das heute nach den heidnischen und christlichen Kulturen werden will, auf ein Menschenalter getragen sein nicht von tadelfreien, vollkommenen, in sich befriedigten, sondern von mangelhaften und sehnsüchtigen Naturen. Ihr geistiges Gesicht mag uns so verschwommen und aufgeregt zugleich anmuten, wie ihre Sichtbarkeit und

Leiblichkeit abstoßen kann. Alles was in der Gesellschaft an Elementen des Menschlichen durcheinander treibt, allen physischen und moralischen Widerspruch versammeln diese Naturen in der eigenen unausgeglichenen Person: Und eben darum, wenn es ihnen gelingt, die zerfallende Menschheit in ihrer Person wieder herzustellen, so bilden sie damit das Neue vor. Vielleicht nur in Stunden ihres Lebens, aber indem alle Menschen in die Jahrzehnt um Jahrzehnt wachsenden Wirbel und Strömungen der Weltrevolution gezogen werden, wächst für alle die Bedeutung dessen, was jene armen ersten unsoliden „Schwimmer" im aufgewühlten Meer an neuer Sicherheit wohl sichten mögen. Nur mit halbem Erfolg versucht der Bürger, der Großbürger, der Kleinbürger, der Arbeiterbürger von dem nicht mehr ganz sichern Standpunkt der Klasse, von diesem eigensten Boden der Tatsachen aus, den gewohnten Herabblick auf alle Lebensbewegung und besonders auf die religiöse Bewegung zu gewinnen. Wie? War nicht schon vor 2000 Jahren Jesus, durch die feine Gesellschaft wie auch durch den rohen Pöbel, durch beide miteinander ans Kreuz geliefert worden? Und in jahrhundertlanger Arbeit war es doch gelungen, das Bild jenes rücksichtslosen Volksredners, der sagte: „Ich will den Sohn aufrühren gegen den Vater und die Tochter gegen die Mutter" und der aus seinem Reich Gottes die Reichen ausdrücklich ausschloß, zum Sinnbild der Ergebung in die gottverlassenste kapitalistische Gesellschaftsordnung zu erheben. Und die Philosophen? Durften sie nicht in ihren Büchern ungefähr schreiben, was sie dachten, wenn sie es nur unverständlich genug ausdrückten: „Seid ihr aber ja gelehrt, sorgt, daß keiner es erfährt." Um der „Ruhe und Ordnung" willen.

Gegen diesen „gesunden Menschenverstand" des Egoismus herrschender Klassen stürmt heute die Empörung an. Die Empörung selbst wieder des Egoismus? Das ist die Frage, und das ist die religiöse Frage. Jeder, der nicht die Untiefe des Bewußtseins, in der die Selbsterkenntnis liegt, überhaupt meidet, kann merken, wo die moralischen Lebensgefahren für ihn selber liegen! Wer sich nicht vor dem Schicksal überhaupt verbirgt, wer nicht darauf verzichtet, das Gute zu wollen, sondern wer lebt und wirkt, der kann sich allerdings an dem überhoch aufgeschichtet gewesenen und jetzt frei treibenden Grundschlamm der Zeit auch bis in sein Innerstes hinein beschmutzen. Weil nichts sicher ist, und weil keiner seiner selber sicher ist, darum wollen heute denkende und fühlende Menschen die einzige unter allen äußeren Lebensumständen haltbare Sicherheit, Ruhe und Ordnung, die philosophisch religiöse, nicht entbehren. Weil nichts sicher ist, kann aber jeden nicht nur die Unrast und das Unglück der Zeit überfallen, sondern auch das über Finsternis und Schrecken heraufdämmernde Licht kann jeden treffen. Jeden geht die religiöse Frage an. Jeder schafft,

auch unbewußt, das neue Lebensbewußtsein mit oder hemmt, verdirbt, verstümmelt es.

3

Ich habe versucht, das neue menschliche Lebensbewußtsein, das ich in seiner ersten und unvollkommenen Form mitzuteilen wage, vom religiösen Urgefühl bis zu klaren und strengen Sätzen zu entwickeln. Soll eine solche neue Philosophie sich ausbreiten, soll sie Schule machen, so muß sie sich natürlich mit der bestehenden Erziehung und Schule und muß sich über die Schule mit der Kirche auseinandersetzen. Es ist bekannt genug, wie kläglich bis heute die Auseinandersetzung von Schule und Kirche mißlungen ist. Sie mußte bisher scheitern, weil auf diese Tagesfragen zugleich und entscheidenden Fragen unserer Kulturpolitik nur solche Menschen eine Antwort finden können, die vor allem auf die religiöse Frage selber eine Antwort gesucht haben. Nur eine welthafte Einstellung kann aus der alten Menschenwelt in die neue hinüberführen.

Bis gestern oder heute hat der „Historismus", gegen den vor fünfzig Jahren Nietzsche mit seinem besten Jugendwerk den Kampf eröffnete, geherrscht. Die Betrachtungsweise, als wenn nur die gewesenen Geschlechter geschaffen und getan hätten, und als ob die leiblich lebenden und gegenwärtigen Menschen hauptsächlich daseien, um das Gewesene zu betrachten und früher geschehene Taten nachzuahmen, diese historische Lebenshaltung hat uns weder mit der Tragikomödie der bisherigen Religionen und des bisherigen Philosophierens der Menschheit tapfer und heiter Schluß, noch mit der Einrichtung der Menschheit auf Erden den Anfang machen lassen. Durch eine buntscheckige geschichtliche Erfahrung wurden Jugend und Volk verwirrt und die Menschheit in den jetzt unerträglich gewordenen Mißständen festgehalten.

Der Historismus ist trotz allem zu Ende. Die Menschheitsrevolution ist trotz allem da. Sie ist da in dem Umfang und in dem Tempo, in dem der anglo-amerikanische Kapitalismus überall auf Erden die gleichen wirtschaftlichen Lebensbedingungen herstellen wird, und als durch die Berührung der Völker die alten Religionen um das Bewußtsein ihrer Einzigkeit gebracht und im Licht der Aufklärung werden zersetzt werden.

Mit dem die Erde umspannenden materiellen und geistigen Verkehr wird auch die leibliche Mischung der alten Völker und Rassen sich vollziehen; man ermesse die Dauer, wie die Wucht, Tiefe und Problematik dieses naturgebundenen Prozesses, und man wird sich die Weltrevolution nicht kurzfristig wie eine Folge ungeheurer Putsche vorstellen.

Der Gegensatz der Rasse, des Bluts war bisher der sinnfällig herausforderndste und zugleich innerlichste und durch Generationen nachhaltigste

menschliche Gegensatz. Aus einer neuen Mischung der alten Völker, wodurch in immer mehr Menschen eine Unausgeglichenheit und Spannung des ganzen Wesens hineingetragen wird, wird auch politisch ein Drängen hervorgehen, das sich mit dem Aufdrang der wirtschaftlich Unterdrückten verbinden wird. Dieses Verlangen nach einer großen Ausgleichung und Gleichheit in der Menschheit, nach einer Einheit, von der neue beweglichere Menschheitsgruppen umfangen sein sollen, wird zu Bewußtsein kommen in der neuen Menschheitsreligion.

Wir müssen die überlieferte sozialdemokratische Neigung, die neue Welt einseitig von der materiellen Seite her aufzubauen, um dieser Welt willen überwinden. Gewiß sind die Ideen nach der ökonomischen Geschichtsauffassung erklärbar – jedoch, wie gesagt, nicht nur ökonomisch, sondern auch biologisch – und wir zweifeln nicht, daß man künftig einmal Lebensauffassungen im großen Stil züchten wird, auf Grund der Kenntnis der Bedingungen, unter denen eine Denkart entsteht. Nur übersehe man doch wirklich auch nie mehr die lächerlich naheliegende Tatsache, daß jede Erklärung, wie Geistiges aus Körperlichem hervorgeht, selber wieder ein geistiger Akt ist. Dieser Akt ist dann wieder aus neuen materiellen Momenten erklärbar, diese neue materialistische Erklärung steht wieder als geistiger Akt vor uns und so fort: das Geistige schaltet sich immer wieder ein; es wird materiell erklärt, aber zugleich erklärt es selber, ist gleich ursprünglich, gleich tatsächlich und gleich berechtigt in der Doppelnatur unseres Daseins. Wir können nicht anders, als das materialistische und das idealistische Prinzip erkennen und anerkennen.

In vielen Zeitungsäußerungen gerade der leidenschaftlich und durchdacht sozialistischen Kreise begegnen wir neuestens dem Ruf nach der neuen gemeinsamen Lebensauffassung, nach „einem vollwertigen Ersatz" für „uralt eingefressene Ideologien", um eine beliebige Formulierung aus einer Tageszeitung herzusetzen. Aber leicht scheint diese Weltanschauungsarbeit noch Nebensache oder Luxus; daß der Mensch nach dem, was nicht materiell ist, ebenso verzehrend und nur vielleicht nicht mit so augenblicklichem Bedürfnis hungert wie nach Brot, und daß die seelische Unterernährung nur weniger augenfällig ist als die leibliche, diese Tatsache wird von den Realpolitikern noch auf eine Weile unterschätzt. Man nimmt den Geist, die Lebensüberzeugung, die „Ideologie" der Menschen als Mittel! Nach den tragikomischen rohen Versuchen der alten deutschen Machthaber in letzter Stunde zu den sogenannten demokratischen Methoden der Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch das Wort überzugehen, wird es die westliche Orientierung Deutschlands, die an der Oberfläche über die östliche siegen wird, mit sich bringen, daß die Künste des bestechenden und bestochenen Wortes bei uns immer ausgiebiger werden nachgeholt werden.

Man wird eine Gesinnung immer unentbehrlicher für eine wirkungsvolle Agitation und Propaganda finden! „Man eigne sich eine Lebensüberzeugung an, um sicher aufzutreten und Erfolg zu haben!" So etwa wird sich das religiöse Bedürfnis der religiös Schwachbegabten befriedigen, die im übrigen eine vorzügliche Fassungskraft für das Augenblickliche, Nahe und Greifbare haben können. Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte; dieses Wort von Jesus verstehen die religiös Schwachsinnigen überhaupt nicht, die Schwachbegabten nehmen die Seele als eine Weltklugheit zu andern Klugheiten („die Moral ist das beste Geschäft," versichert der Marquis von Keith Wedekinds), während endlich die Propheten altertümlichen Stils, die sich im besonderen Verkehr mit dem Weltgeist glauben, den Geist, ihren eigenen Geist phantastisch und überheblich über die materiellen Zusammenhänge und Erklärungen hinausheben. Wir, die weder dem Materiellen noch dem Psychischen einen grundsätzlichen oder endgültigen Vorzug zuerkennen, bezeichnen mit „Ideologie" überwundene, falsch gewordene Vorstellungen: den Eintritt des neuen Lebensbewußtseins machen wir nicht einseitig von der wirtschaftlichen Umorganisation abhängig, sondern ebensosehr diese von jenem. Die Arbeit des Volkserziehers gelte nicht mehr als das bloße Anhängsel zu der des Volkswirts und politischen Volksführers.

Erziehung wirkt bekanntlich immer nur soweit, als sie Selbsterziehung des Erziehers ist. Zu unserer Selbsterziehung gehört es, daß wir uns zu einer bestimmten Erkenntnis von der Lage des Menschen und zu klaren sittlichen Folgerungen daraus bekennen. Das ist hier von den ersten Seiten an mit dem vollen Bewußtsein geschehen, daß sich jeder solche Versuch ungezählten Möglichkeiten aussetzt, geschulmeistert und belächelt zu werden von der Dürftigkeit des Zünftigen, aber auch gerichtet zu werden durch das Gelächter des Weltgeheimnisses selbst. Trotzdem, es bleibt für die Menschheit unmöglich, zu leben ohne Denken über das Leben. Unser Denken überzeugt sich, daß es bei seiner Eigenschaft, von Erfahrung zu Erfahrung fortzuschreiten, doch auch im vollkommenen Weltgeheimnis, in Unendlichkeit tappt; gerade angesichts des Nichtwißbaren wendet sich der Mensch bewußt allem Wißbaren zu, um sich damit in Raum und Zeit einzurichten; bei dieser Einbürgerung im Diesseits verbürgert der neue Mensch nicht, denn er ist erfüllt von dem tiefempfundenen vernünftigen Glauben an eine radikale Berichtigung unseres in Raum und Zeit sich abspielenden, sei es glücklichen, sei es unglücklichen Geschicks durch das, was sich nicht als Raum und nicht als Zeit, sondern als etwas Unfaßliches und doch für unser Denken Unabweisbares ergibt, wenn wir alle denkbaren Räume und Zeiten in Gedanken zu-

sammenfassen wollen. Solche Zusammenfassungen sind unserem Verstand sonst ausnahmslos möglich! Die Gemütslage, die angesichts der einen unfaßlich großen Ausnahme, angesichts der sicheren Berichtigung alles endlichen Geschicks durch die Unendlichkeit, voraussichtlich zur Lebensstimmung der Menschheit werden wird, kann als eine Bereitschaft zur unbegrenzten Möglichkeit Gottes oder kann als Erwartung unendlichen Ausgleichs umschrieben werden, aber welchen versagenden, auf die eine oder auf die andere Weise versagenden Ausdruck man auch wähle, unsere Entsagung vor dem Unsagbaren bleibt in jedem Fall so deutlich und offenbar, daß unsere Auffassung nicht leicht zu einem Dogma erstarren kann. Sowie wir durch keine ausmalenden Phantasien auf ein Jenseits abgelenkt sind und nichts anderes aus dem Weltgeheimnis entnehmen als die Freiheit gegenüber dem Diesseits und eine tiefere Liebe zu seiner sehnsuchterfüllten Pracht, so ziehen wir aus der vernünftigen Erwartung eines unendlichen Ausgleichs nicht die Folgerung, darauf unendlich zu warten, sondern den Mut, den heiteren Mut, einen Ausgleich im Endlichen zu schaffen, in der „kommunistischen" Gemeinschaft. Indem die Menschen immer mehr zu der Erfahrung kommen, daß eine befreiende Lebensauffassung ohne ideologischen Jenseitsaberglauben und ohne materialistische Verranntheit ins Diesseits das menschliche Glücksverlangen begünstigt, den Egoismus unschuldiger und schmerzloser macht, so werden sich die entsprechenden Handlungen automatisieren, wie der Mensch unzählige Handlungen automatisiert hat.

Mag der Abriß einer Lebensanschauung aus unserer Zeit heraus, wie ich ihn damit wiederholt habe, mehr oder weniger Überzeugendes an sich haben, auf jeden Fall sind persönliche Bekenntnisse heute nötig, in denen sich Erkenntnis, wirkliche oder vermeinte, in aller Ausgesprochenheit und Übersichtlichkeit der Kritik preisgibt. Nur so kommen wir über die kirchlichen Bekenntnisse hinaus und zugleich nicht etwa in die schulphilosophische Erkenntnis hinein, von der nachher noch ein Wort zu sagen ist. Von beiden Seiten kann die notwendige erste Klärung, was sozialistische Weltanschauung sei, nicht kommen. Ist unser Wille, jedem nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinem Bedürfnis zu schaffen, nur eine chaotische Zeitströmung, der mit einer verschwommenen Ideologie genügt ist, oder ist die Wirklichkeit, ist die Welt so, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei der Einrichtung des Menschengeschlechts über den Egoismus, über auch unsern eigenen Egoismus siegen können, weil wir den Willen dazu aus der Welt, aus ihrem überzeugenden Anblick schöpfen. Das ist die Frage. Und die Antwort lautet: Es ist durch kein Weltgesetz dem Menschengeschlecht versagt, eine glückliche Weltstunde auf Erden zu erleben. Aber diese große, im Licht der Aufklärung sichtbar gewordene

Möglichkeit können wir nur durch eine Lebensweisheit verwirklichen, die einzig das irdische Werk des Menschen anerkennt und zugleich in diesem Kampf von der Freiheit, Ruhe, Heiterkeit einer unendlichen Gegenwart des Weltgeheimnisses sich tragen läßt. Ich bitte jeden, diese geistige Lebensluft, in der sich die Menschheit schon zu bewegen beginnt, fühlbarer zu machen, als ich vermag. Nur soll man endlich einmal ohne frommen Betrug wahr nennen, was unsere Zeit wahr nennen kann. Dann werden wir uns auch nicht mehr um Reliquien des Guten und des Schönen vergangener Zeiten immer vergeblicher und verwirrter mühen müssen.

Wie sich die neue Lehre und Sitte von dem Dogma und von der dogmatischen Moral dadurch unterscheidet, daß wir nicht aus dem Jenseits inhaltliche Bindungen für das Diesseits ableiten (und eine Herrschaft der Lehrer in dieser unmöglichen Wissenschaft, der Priester), sondern wie wir nichts verkünden als eine Liebe zum Diesseits, die durch den Blick auf das berichtigende Jenseits von Gier und Ängsten gereinigt ist, so kann auch der künftige Kultus nicht mehr eine Vermittlung zwischen Jenseits und Diesseits sein wollen.

Der kirchliche Kultus ist in seinem Einfluß auf das Gemüt nicht leicht zu überschätzen. Ich habe einmal in einer katholischen Kirche dem Requiem für einen Toten beigewohnt, der den Entschluß, ein lästiges Leben von sich zu werfen, gefunden hatte. Obgleich ich mit Abneigung zu der Feier kam, haftet mir jene Stunde tief im Gedächtnis. Aber auch: dieser düstere Totenkult ebenso, wie etwa das orgelumbrauste Halleluja einer Ostermesse, der ganze kirchliche Kult ist für uns dadurch unmöglich geworden, daß er sich dogmatisch auf etwas Jenseitiges bezieht, dessen sich der Priester kundig glaubt, und mit dessen Segnungen und Drohungen er die Gemeinde lenkt und beherrscht. Mit den blendendsten, sinnlichen Mitteln erreicht es der Kult, von der gesamten Sinnenwelt, soweit sie nicht kirchlicher Machtbereich ist, abzublenden! Im Bannkreis dieser funkelnden und blitzenden Pracht des „Gotteshauses" steht in den katholischen Kirchen der Beichtstuhl: „An Gottes Statt" (so die Lehre und die Formel), vermißt sich hier der Priester, ewige göttliche Strafe zu lösen oder zu behalten.

Es ist klar, daß es für den kirchlichen Kultus einen „Ersatz" so wenig geben kann, wie für das kirchliche Dogma. Wenn der tapfere Ernst Haeckel einmal allen Ernstes vorgeschlagen hat, in der Zukunftskirche müßten Aquarien mit den entwicklungsgeschichtlich merkwürdigsten Tieren aufgestellt sein, um den Gläubigen zu erheben, so mag das humoristisch allen Ersatz beleuchten.

Da der neue Kultus nicht Beziehungen zum Jenseits verherrlichen

kann, so kann er nur das Diesseits festlich wiederholen. Wenn die Menschen nicht mehr vorzeitig, sondern im hohen Alter sterben werden, wird schon deshalb die Totenfeier das finstere und zerreißende Pathos verlieren, das zugleich aus dunkler Angst vor dem Jenseits und sinnloser Anklammerung an das Diesseits entsprang. An Stelle des Totenkultus aber wird das heitere Fest des Eros treten. Die Fortpflanzung wird aus dem Dunstkreis brutaler Notdurft und leichtfertigen Gelüstes in eine beglückte, leichtere Lebensluft erhoben werden, sobald sich kein geistlicher Hochmut mehr mit Gott als einem „reinen Geist" verbündet und über die Sinnenwelt erhaben dünkt, sobald also Muckerei und Heuchelei nicht mehr die ideellen Voraussetzungen finden, den Eros im Dunkel zu schänden, sobald Aufklärung, Sitte und Gesetz es verhindern, daß gewissenlos in die Welt gesetzte Nachkommenschaften den Erzeugungsakt verfluchen und sobald endlich das geschlechtliche Begehren, wie jedes andere Verlangen auch, von einer Gesellschaftsordnung befreit ist, durch die mit jedem andern Egoismus auch der sexuelle gezüchtet wird. Hätte der Krieg statt vier vierzig Jahre gedauert, wer weiß, ob die Fortpflanzung nicht ähnlich „organisiert" worden wäre, wie die Wirtschaft. Aber wie jede Regelung auch schon des ökonomischen Lebens ohne Bewußtsein von Welt und Leben — mit einem Wort ohne Gewissen — versagt, so sind natürlich Feste des Eros voll „Schönheit, Rosen, Myrthen und Lust", wie Heine gedichtet hat, ist „das rosenbekränzte Fest der Bräute" und das der „jungen Mütter", wovon Heinrich von Kleist in „Penthesilea" geträumt hat, Poesie und Traum, solange das aufklärende Licht, das auf das Geschlechtliche fällt, nicht religiöses Licht ist. Wie die bekannten durchdringenden Röntgenstrahlen den, der ungeschützt damit arbeitet, unfruchtbar machen, so gefährlich ist Aufklärung, wenn sie sich mit unsittlichem, egoistischem Geist verbindet. Ohne den religiösen Geist finden wir nicht zur Unschuld des Triebes zurück; in einer moralisch und physisch verseuchten Gesellschaft verwandelt sich das Unschuldigste mit grellem, tragischen Witz (ich erinnere wieder an Wedekinds Lebensbilder), in das Schuldigste und Gemeinste.

Aber der Anfang mit einer neuen Erziehung gegenüber dem alten Dogma, der alten Moral, dem alten Kultus muß gemacht werden. Es hilft nichts, sich erschrocken von den großen Forderungen abzuwenden und sich auf die Hoffnung zurückzuziehen, die neue Schule werde sich aus Teilreformen aufbauen, die neue religiöse Gesinnung werde „organisch" erwachsen (heute die Lebenswendung derer, die für die betreffende Sache gerade kein Organ und keine Aktivität haben) und es sei nur die vollständige Trennung von Staat und Kirche nötig, sie gebe genug zu tun. Gewiß! Aber auch dieser Befreiungskampf schöpft seine Wucht nur

daraus, daß die Glieder nicht bloß von Fesseln frei, sondern zu einem Werk frei sein wollen. Wir hatten eine zweifache, eine zweifach versagende Volkserziehung, die eine mehr in der ländlichen Bevölkerung verwurzelt, die andere mehr städtisch. Die ländliche war kirchlich: einer stummen hörigen Menge schrieb der Priester Glauben und Sitte vor; die Rolle seiner Mittlerschaft zwischen Gott und den Menschen, woran er glaubte und glaubt, sicherte er mit aller politischen Energie und mit den weltlichsten Mitteln. Im übrigen entließ er aber die Gemeinde aus Kirchenzwielicht in Kirchweihtrubel. Die Erzeugung veralkoholisierter Nachkommenschaften hat er als Erzieher nicht verhindert. Die himmlische Trunkenheit mystischer Schauer und der irdische Rausch duldeten einander. Und wie war es in den Städten? Hier verloren die ländlichen Erziehungsgroßmächte, Natur und kirchliche Kunst an Wirkung und bildete sich dafür, in einer mäßigen Verbindung mit Aufklärung und Wissen, das aus, was im weitesten Sinn als deutsche Schuldisziplin bekannt ist. Und berüchtigt ist, weil diese erzieherische Bewußtheit ausschließlich auf die Erwerbung nützlicher Kenntnisse zu egoistischem Wettbewerb (um den Markt) gerichtet war und weil ein erzieherisches Lebensbewußtsein radikal versäumt wurde. Die sachliche Welt zerfiel in Fächer und die menschliche in Laufbahnen; akademische, einjährigenberechtigte oder solche nur mit Volksschulbildung, das Erziehungssystem war kapitalistisch, militärisch und bürokratisch zu einer Festung für herrschende Kreise ausgebaut, die von ihrem Vorteile genau so viel oder so wenig abgaben, als ihrer Meinung nach genügte, um die Volksmassen zn beruhigen. Eine wirkliche Volkserziehung, ein wirkliches Lebensbewußtsein der Massen aber verhinderten jene Kreise instinktiv aus aller Kraft. Denn gewiß ist eine Erkenntnis der menschlichen Lage auch für den einfachen Menschen nötig und möglich, das Schicksal des Menschen liegt einfältig deutbar da. Aber sowie mit dem Wort von Karl Marx „Das Proletariat in der Philosophie seine geistigen und die Philosophie im Proletariat ihre materiellen Waffen" gefunden und „der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen" hat, kommen natürlich die ganzen Grundlagen der auf eine rackernde Masse sich stützenden Feudal- und bürgerlichen Gesellschaft ins Wanken. Darum hält die alte Gesellschaft an der kirchlichen Religion fest und will keine religiöse d. h. keine ernstmachende Philosophie. Die Universitätsphilosophie, übrigens in einer schrullenhaften Sprache befangen, galt nichts und wollte nichts gelten, da sie ja nicht aus dem Leben Erkenntnis schöpft und daher dem Leben nicht gewachsen ist. Niemand lebt diese Philosophie; damit daß der Professor von ihr lebt und als „wissenschaftlicher" Bürge für die ungefähre Richtigkeit der bestehenden Ordnung eine dekorative und materielle Geltung hat, damit ist die Philosophie

abgefunden. Die offizielle Professorenrasse kann es nicht begreifen, daß Lebenserkenntnis nicht wie irgendein einzelnes theoretisches Fach von der entsprechenden Praxis losgelöst behandelt werden kann, sondern daß sich der Weise und Denker seine Erkenntnis der Lebenswerte immer nur erholen kann, indem er Werte lebt, Werte in Selbsterziehung und Erziehung anderer erprobt. Lebensführung als Methode der Philosophie — das ergab keine Laufbahn, und so blieb das deutsche Erziehungswesen auch in einer feigen Verlegenheitssituation gegenüber der Kirche. Es blieb eine Halbheit. Noch Schopenhauer hat in dem Gespräch „Über die Religion" den einen der Unterredner — der nicht etwa abgefertigt wird — sagen lassen, die Religion sei „das alleinige Lenkungs-, Bändigungs- und Besänftigungsmittel dieser Rasse vernunftbegabter Tiere, deren Verwandtschaft mit dem Affen die mit dem Tiger nicht ausschließt". „Du scheinst mir keinen ausreichenden Begriff zu haben von dem himmelweiten Unterschied, der tiefen Kluft zwischen deinem gelehrten, denkgeübten und aufgehellten Kopf und dem dumpfen, ungelenken, trüben und trägen Bewußtsein jener Lasttiere der Menschheit(!), deren Gedanken die Richtung auf die Sorge für ihren Unterhalt ein für allemal(!) angenommen haben und in einer andern nicht in Bewegung zu setzen sind." Wirklich Worte, als müßten sie den Blitz vom Himmel herniederrufen! Wo ist denn das in der Ewigkeit verankert, daß „Muskelkraft ausschließlich so angestrengt" werden muß, daß „die Nervenkraft, welche die Intelligenz ausmacht, dabei tief herabsinkt"? Sodaß „dergleichen Leute durchaus etwas Handfestes haben müssen, daran sie sich halten können, auf dem schlüpfrigen und dornigen Pfade ihres Lebens, irgendeine schöne Fabel, mittels welcher Dinge, die ihr roher Verstand schlechterdings nicht anders als im Bild und Gleichnis aufnehmen kann, ihnen beigebracht werden". Wenn im Mittelalter nach Schopenhauer: „Ritter und Pfaffen ihrem gemeinsamen Lasttier, dem dritten Stande, die ganze Bürde des Lebens auflegen konnten", so galt das auch später noch. Gerade damals begann die große Verschärfung des Klassenkampfes, als Schopenhauer in dem Gespräch die beiden Unterredner darin übereinstimmen ließ, die Frage nach Sinn und Recht der herrschenden weltlichen Ordnung gar nicht, und wegen der feinen Fäden hin und her auch die Frage nach dem Sinn der überlieferten Religion nur halb aufzuwerfen — um nicht etwa „in das Horn der Ochlokratie und Anarchie, des Erzfeindes aller gesetzlichen Ordnung, aller Zivilisation und aller Humanität" zu stoßen! Humanität? Menschlichkeit? Zur gleichen Zeit rief Karl Marx das Proletariat zur menschheitgeschichtlichen Rolle auf. Und er leugnete nicht, daß im Proletarier der Mensch zum Lasttier entwürdigt sei: „Weil die Abstraktion von aller Menschlichkeit, selbst von dem Scheine der Menschlichkeit, im ausgebildeten Proletariat praktisch

vollendet ist, weil in den Lebensbedingungen des Proletariats alle Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft in ihrer unmenschlichsten Spitze zusammengefaßt sind, weil der Mensch in ihm sich selbst verloren, aber zugleich nicht nur das theoretische Bewußtsein dieses Verlustes gewonnen hat, sondern auch unmittelbar durch die nicht mehr abzuweisende, absolut gebieterische Not — den praktischen Ausdruck der Notwendigkeit — zur Empörung gegen diese Unmenschlichkeit gezwungen ist, darum kann und muß das Proletariat sich selbst befreien. Es kann sich aber nicht selbst befreien, ohne seine eigenen Lebensbedingungen aufzuheben. Es kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen Lebensbedingungen der Gesellschaft, die sich in seiner Situation zusammenfassen, aufzuheben. Es macht nicht vergebens die harte, aber stählende Schule der Arbeit durch. Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen vorstellt. Es handelt sich darum, was es ist, und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Aktion ist in seiner eigenen Lebenssituation, wie in der ganzen Organisation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich vorgezeichnet." Und die sozialen Prinzipien des Christentums? „Die sozialen Prinzipien des Christentums haben jetzt achtzehnhundert Jahre Zeit gehabt, sich zu entwickeln und bedürfen keiner ferneren Entwicklung durch preußische Konsistorialräte." „Die sozialen Prinzipien des Christentums predigen die Notwendigkeit einer herrschenden und einer unterdrückten Klasse und haben für diese nur den frommen Wunsch, jene möge wohltätig sein." „Die sozialen Prinzipien des Christentums versetzen den konsistorialrätischen Ausgleich aller Infamien in den Himmel und rechtfertigen dadurch die Fortdauer dieser Infamien auf der Erde." Die Frage des Ausgleichs ist der religiöse Angelpunkt — wir haben uns in dieser Schrift ja zu der Erkenntnis bekannt, daß ein unendlicher Ausgleich jenseits von Zeit und Raum wahrscheinlich ist, und daß der Sozialismus, der den kommunistischen Ausgleich in Zeit und Raum schaffen will, durch einen solchen Ausblick in die Welt eine ungeheuerste Vertiefung seiner Gemütsbewegung gewinnen kann. Führt dagegen irgendein inhaltlich bestimmter und also andern Wegen vorzuziehender, ein priesterlich kirchlicher Weg von der Erde zum „Himmel", und wir werden von der Arbeit auf Erden, von der Herstellung des Vernunftstaates abgelenkt. Wie umgekehrt, kein Jenseits, kein Ausgleich in Aussicht, wie sollte in dem Kampf zwischen Egoismus und Menschenliebe der Ausschlag zur Menschenliebe erfolgen! Der unzeitliche, lokal beschränkte Kommunismus mochte ein Sieg des bloßen Instinkts, des guten Triebes über die feindseligen sein; aber diesen Kommunismus anders als vorübergehend

und lokal zu erneuern, wäre, mit einem Wort von Marx, „Utopie und Reaktion" zugleich. Dagegen der neue, erdumspannende, aus dem Weltverkehr, aus der Aufklärung, aus der rationalistischen Technik sich gebärende Kommunismus ist eine lächerliche Unmöglichkeit ohne die bewußte nüchterne Überzeugung der Menschen vom vernünftigen Sinn der Menschenliebe. Und wir sehen nun einmal nicht ein, warum etwas für die Menschen, für jeden, für den Einfältigsten Wichtiges und Wissenswertes nicht auch einfältig mitgeteilt werden könnte. Dem proletarischen Lasttiere ist, meint Schopenhauer, „mit tiefen Erklärungen und feinen Distinktionen nicht beizukommen", sondern nur mit dem „Handfesten" und Praktischen. Gut! Das Handfeste und Praktische ist eine Gesellschaftsordnung, welche tatsächlich sittlich ist. Einer Lehre wird geglaubt, wenn sie gelebt wird. Wenn also alles darauf eingerichtet ist, dem moralisch Guten im Menschen über das Böse zum Sieg zu helfen (anstatt umgekehrt, wie die alten Einrichtungen das Böse zum Weltkrieg steigerten), dann strengen sich auch die aufs Tatsächliche gerichteten Köpfe an, zu begreifen, warum es tatsächlich so und nicht anders zugeht und wieso die Moral zwar nicht das beste Geschäft auf Erden, aber die tiefste Lebensweisheit sei. „Feine Distinktionen?" Schließlich sind sowohl die Dogmen in dem Volksschulkatechismus als auch das große Einmaleins teils abstrakter und teils verwickelter als der erschütternd einfache Gedankengang vom Endlichen zum Unendlichen. Ich kann mich aus Erfahrung dafür verbürgen, daß beliebige Fünfzehnjährige diesem Gedankengang nicht nur mit Aufmerksamkeit folgen, sondern daß immer einige in der erstaunlichsten Weise vorausfinden, den Begriff wörtlich vorweg zu nehmen wissen, mit dem sich der Gedankengang *weiter* entwickelt. Mit einer solchen neuen Wendung dem Lehrer vorangehen kann nur, wer bis dahin logisch mitgegangen ist. (Von den Einfällen genialer Schüler, die dem Lehrer als Naturen überlegen sind, ist dabei noch ganz abgesehen.) Wie dem aber im einzelnen auch sei: vorbei ist jene Welt, in der selbst der weiseste Mensch, Goethe, schreiben konnte, was seinerzeit der verbreitetsten, für die Kreise von „Bildung und Besitz" bestimmten Goetheausgabe als Geleitwort diente: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion. Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion"; vorbei ist diese Welt, in der der gleiche Goethe ein freilich irrrankendes, aber tief wurzelndes religiöses Sehnen abtat mit dem fürchterlichen Vers: „Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre! Kennt er nur erst die Welt, wird der Betrogne zum Schelm"; die kapitalistische Welt, die Goethe in der vorletzten Szene der Faustdichtung großartig prophetisch entworfen, aber in der letzten Szene nur mit dem strahlenden Abglanz der alten kirchlichen Himmelsherrlichkeit zu ergänzen gewußt hat, diese Welt hat den Blitz

der Erkenntnis selber vom Himmel entfesselt – im August 1914 – und hat ihn so „gründlich in den naiven Volksboden" einschlagen lassen, vier Jahre lang. Wer jetzt darüber winselt, daß die alte Lebensanschauung und Volkserziehung auch im Bürgerkrieg ihre Früchte zeigt, der kann uns nur sehr gedankenlos vorkommen. Aber gerade, weil wir wissen, daß der Kampf aller Unterdrückten gegen alle Unterdrückung geführt werden muß, wollen wir diesen Kampf nun nicht egoistisch verdummt, wollen den Sozialismus nicht durch den Egoismus der Sozialisten zersetzt und wollen deshalb eine neue Volkserziehung. Man denke erzieherisch zum Beispiel auch einer Einrichtung wie den Räten voraus! Gewiß können in den Betrieben die verschiedenen Berufe, die darin zusammenarbeiten, einander unmittelbar bei der Arbeit verstehen lernen und einander achten; aber wo die direkte Berührung aufhört, würden sich die Berufe nur zu selbstischen Bünden zusammen und gegeneinander ballen, wenn eine allgemeine, verbindliche und verbindende Lebensüberzeugung fehlt. Es halfen uns aber dazu nicht mehr die Pfarrer, und es helfen uns auch nicht die Professoren, die schwächlich und hochmütig ihr Wissen popularisieren und schwächlich und hochmütig mit der „Volksreligion" paktierten. Gegenüber dem unzerstörbaren Selbstgefühl solcher geistiger Führer, die doch sogar ihren eigenen Interessentenkreis, die alte Gesellschaft, schlecht mit der Erkenntnis der Lage bedienten, gegenüber der brutalen Naivität, womit alle die bewährten Volkserzieher heute schon wieder daran denken, das mißhandelte Volk zu erziehen, statt einmal sich selber – hilft uns nur eine Macht wie die vor zweitausend Jahren war, ein Glaube! Kein priesterlicher und kein pfäffischer, aber auch kein schulmeisterlicher: Nicht prosaische Schulkasernen und nicht romantische Klöster sollen die Wahrzeichen unserer Volkserziehung sein, sondern die Erde soll ein Garten werden, wie es die Sage vom Paradies in ehrwürdiger Einfalt verkündete. Nur unsere Arbeit kann die Erde zu diesem Garten machen, es steigt kein Gott dazu herab. Aber auch die Arbeit hilft uns nicht, wenn sie nur technisch geschickt, aber menschlich dumm ist. Dumm ist die Ichsucht. Arbeit, die sich an Gewinn und Besitz klammert, als ob unser zwischen Geburt und Tod ausgespanntes Leben nicht durch das Weltgeheimnis berichtigt würde, diese ahnungslose, raffgierige Arbeit ist ein Fluch, wie sie im Buch Moses verflucht wird. Aber nie, nie mehr soll uns Befreiung vom irdischen Strebertum verheißen werden durch das himmlische Strebertum, das einen besonderen Weg zu Gott erschleichen will, und das durch Ablenkung der Menschen von der Erde dem irdischen Strebertum gerade erlaubte, eine Klassenherrschaft, sogar unter dem Schutz des Kreuzes, aufzurichten. Infolge dieser tiefsten Verwirrung der Gedanken und des Gewissens haben sich die Menschen im Streit um

den Garten der Erde zerfleischt. Einmal werden alle Menschen Wissende in diesem Garten sein, der mitten im Weltgeheimnis blüht, durch nichts geweiht, als durch seine eigene natürliche Schönheit. Und niemand wird dann mehr die eigene und die allgemeine Unwissenheit vom Grund des Daseins zu dogmatischen Lehren formulieren und den unendlichen Gott an das Kreuz endlicher Gedanken nageln wollen. Arbeit ohne traurige Verrackerung der schönsten Lebenstage, Liebe ohne die Genußgier der durch kurze Jugend ins Alter Gehetzten, Wissenschaft von den erlernbaren Dingen, um der menschlichen Einrichtung auf Erden Sicherheit zu geben und Ehrfurcht vor dem großen Geheimnis – und sieh, wir genießen alles Glühen und Blühen der Welt mit der grundlos tiefen Freude der Kunst und mit ihrer in der Welt begründeten Freiheit von der Schwere der Erde.

Nein und ja

Roman von Otto Flake

(Fortsetzung)

3

Lauda wohnte in Miß Lilians Pension. Auf seinem Tisch lag die Karte Zürichs, Erleichtrung der Besuche, die er machte. Sooft er eine neue Straße nachsah, zog er die Linie von der Pension zu ihr; die Karte bedeckte sich mit einem Netz. Dieses Netz, sagte er, ist wie einer der Schlüssel, die man auf Geheimschriften legt; es bildet eine Figur, unter der sich die fremde Siedlung einmal in der Erinnrung darstellen wird; es ist so persönlich und einmalig wie die Linien meiner Hand. Immer und überall legen wir solches Netz auf die Erscheinungen; auch das Bild, das ich von einem Mensch gewinne, ist nicht anders, ich stecke Momente ab, durch die er sich enthüllt, und dieses konstruktive Gebilde nenne ich dann einen Charakter. Verkehre ich nicht viel mit ihm oder treten nicht Situationen ein, in denen er bestimmte Stellung nehmen muß, so bleibt es noch unvollkommner, als selbst das der Stadt, ohne daß doch ich, wir alle, den Hochmut aufgeben, zu glauben, man kenne einen Mensch. Wir wissen wenig vom andren, wir können ehrlicherweise nur feststellen, wie er uns in einem bestimmten Fall erschienen ist, Klarheit über ihn ist Schwindel.

Wie Bestätigung war der erste Besuch, den er machte, bei Fräulein Betz. Sie empfing im Schlafzimmer; der Schreibtisch und die Bücher standen darin, obwohl sie eine kleine Wohnung hatte; man konnte ent-

weder sagen, sie habe in das Schlafzimmer allen Besitz von Wert und Liebe gebracht, die Teppiche, die Felle, die auf Reisen erworbnen Gegenstände, oder sie habe in einen Raum, der diese Dinge enthielt, auch noch das Bett gestellt, es kam auf dasselbe hinaus, Mittelpunkt und Sinn war das Bett. Es war ein kühler Abend, und im Kamin brannte ein Feuer.

Er hatte sie für ein etwas altjüngferliches Mädchen gehalten, nun wurde sie durch die Dankbarkeit, mit der sie vom Bett sprach, das Ruhe, Wärme und denkende Lage spendet, und die Unbefangenheit, mit der sie es tat, mütterlich. Es gab ihr Realität, hier war sie nicht mehr die ein wenig melancholische Einsame, durch die Welt irrende Geistige; in diesem Bett hatte ihre Mutter sie geboren und war gestorben — etwas von solcher Frauenatmosphäre war nun um sie selbst, und darin wiederum ein Hauch vergangner französischer Jahrhunderte, denn es war ein abstehendes Himmelbett, wie es Montaigne gepriesen hatte, mit einer richtigen Bettgasse, der Ruelle, wie sie sagte; fast konnte man sich die Geschichten Brantomes hier erzählt denken. Die Altruistin, die die Welt nicht mehr begriff, weil sie sich zerfleischte, hatte ihre kleine Welt, in der sie Genügen fand; die Pazifistin, die ruhelos als Wanderapostel umherzog, verstand sich auf sich selbst zurückzuziehn, und wenn es Resignation war, in dieser Zeit an einem Schreibtisch für die Idee weiter zu arbeiten, enthielt die Resignation doch die Möglichkeit des letzten zähen Willens: bis zu einem Tischchen in die Enge getrieben, nahm er daran Platz. Sie trug ein loses Hauskleid, man sah ihre Gestalt, zarte, so viel mädchenhafter als das Gesicht mit den nie durch Erleben entspannten Zügen.

Sie stand am Kamin, vor ihr, im Sessel, saß Lilian und schaute mit blauen Augen, das hartnäckige amerikanische Kinn gehoben, verzückt zu ihr hinauf, denn Fräulein Betz sprach von Amerika. Lilian stieß kleine Schreie der Freude aus, zum erstenmal sah Lauda sie bewegt. Madeleine erzählte, wie sie an dem Eiswasser der Hotels magenkrank geworden war, Begeistrung Lilians für ihr Land. Lauda hörte aufmerksam auf die Worte des Mädchens, den augenblicklichen Sinn und den tiefren, aussagenden, der vielleicht in ihnen verborgen war — doch was sie sagte, war plaudernde Nichtigkeit, Freude am Belanglosen; Unterhaltung über rückwärts gelegene Dinge verhalf ihr zu der Illusion, gesehn und erlebt zu haben — dumme kleine Puppe, hübsche schlanke Puppe mit den gotisch vorgewölbten Hüften.

Sie schlug die Beine übereinander, und wenn sie wechselte, war es wie die Bewegung zweier Arme, die sich öffnen, um an sich zu ziehn — unmöglich, daß sie sich der erregenden Gebärde nicht bewußt war. In ihm ein Hin und Her. Ihre Harmlosigkeit und Dankbarkeit, reden zu dürfen, rührte ihn, die junge hilflose Sinnlichkeit, die an den Exhibitio-

nismus kleiner Mädchen vor Fremden zurückdenken ließ, verstärkte dieses Gefühl, aber danach war alles Auslegung, sowohl: sie ist ein Mensch, der geschont sein will, ein Recht auf Leben hat, als auch: sie ist ein Mensch, der nicht geschont sein will, mir wider meinen Willen, dank einer Deutlichkeit, die ihre Angelegenheit ist, diese vergewaltigende Vorstellung der zweiten Arme und des geheimren Munds mit schwellenden Lippen gibt. Suche ich mir ein Bild von ihr zu machen, bleibt alles ungeformt, wenn ich an ihre „Seele" denke; Bestimmteres, Züge stellen sich erst ein, wenn ich von der sinnlichen Seite sie betrachte, da erst bieten sich Vorstellungen ihres möglichen Temperaments. Warten auf Angriff, Provokation, die dann vielleicht in Empörung umschlägt – das heißt, daß man ihr zu einem moralischen Faktum verhelfen soll, das ihr erlaubt, endlich eine klare Haltung einzunehmen.

Ihr dazu zu verhelfen, sind andre nötig: Aufforderung an andre, den Dienst zu erweisen. Erwiesen sie ihn, werden sie vermutlich abgelehnt – was ist das? Not, verständlich und zugestanden; aber auch Unmoralität im Sinn von Undankbarkeit und Unaufrichtigkeit. Vielleicht tat er ihr unrecht, er wußte es nicht, aber er war nun geneigt, sie in die Sphäre Masochs zu stellen.

Widersprechende Empfindungen auch Madeleine gegenüber. Es rührte ihn sowohl, sie in ihrer frauenhaften Häuslichkeit gesehn zu haben, als sie mit Lilian menschlich, fast mütterlich plaudern zu hören, doppelte Einsicht in Güte; aber als sie das Gespräch mit dem Mädchen abbrach, erhielt er einen Blick von ihr, der Achselzucken über die Trivialität der Amerikanerin war, mokanten einer schmallippigen Schulleiterin, die sich durch Abhören einen Einblick in die Reife eines Zöglings verschafft hat. Es deprimierte ihn; von Natur aus war stärkre Neigung in ihm, das „Gute" im Menschen zu sehn als das Egoistische, gut im Sinn von Duldung, Gerechtsein, Existierenlassen ohne Urteilen und Verwerfen. Stand sie mit dem Rücken gegen ihn, sah er die zarte Gestalt; sah er das Gesicht, las er darauf die in die Jahre wachsende Verbittrung. Er kannte die Versuchung, aus einem Mensch einen Charakterzug herauszunehmen und als wesentlich hinzustellen, so gut aus seinem Handwerk und dem der Schriftstellergefährten; es war so bequem. In Wirklichkeit mußte man neben den einen Zug viele andre setzen und darauf verzichten, die Einheitlichkeit zu geben – Mensch war vielleicht nur ein Nebeneinander von Zügen, Wesen in der Zeitlichkeit.

D'Arigo wurde erwartet, kam nicht, Lauda ging mit Lilian allein nach Haus. Der Weg führte über den Zürichberg, entlang dem Wald, der einst bis zum See hinabgestiegen war, jetzt nur noch auf der Höhe die geregelten Irrlichter der Stadt umkränzte.

Ein Ton drang herauf, Lauda blieb betroffen stehn. Es war ein wiederkehrender Klagelaut, wie wenn Wind durch eine Aeolsharfe zieht, er hatte ihn einst vor Paris aus der bewohnten Ebne gehört und Stimme der Ebne, des geheim lebenden Geschöpfs genannt — nun schwebte er über der Stadt am See.

„Auch die Dinge aus Stein sind belebt," sagte er, „Städte sind Himmelskörper, wesenhaft. Paris ist eine Frau, bereit, jedem, der zu ihr kommt, Südamerikaner, Schweden, Tonkinesen, Erlebnis zu werden — ein wenig kokottenhaft mag es sein und doch so fröhlich, jung. Paris ist die einzige Stadt, die Gegenwart hat, die andren haben Zukunft oder Vergangenheit."

„Neuyork oder Berlin hätten keine Gegenwart?"

„Materielle wohl der Arbeitsstätte; sie sind Stadium einer Jagd nach Geld und Macht; geistige Gegenwart, Wissen um den Sinn des Augenblicks haben sie nicht. Daß man in der Zeitlichkeit lebt, einmal nur, fühlt man auch anderswo, aber dann ist es immer ein losgelöstes Gefühl, für sich gedanklich existierend — in Paris ist es wie ein Duft in das unbedingte Ja gemischt, ein Hauch von Geist und Geistigkeit im Treiben der Materialität. Verstehn Sie, Miß Lilian, was ich sage?"

„Ein wenig, nicht sehr, freimütig gesagt nein, in Amerika philosophiert man nicht," antwortete sie. Er sagte spöttisch:

„Nein, das tut man dort nicht. Die einzige Form von Vergeistigung des Sinnlichen, die ich bei Amerikanern kenne, ist der Flirt, und er allerdings hält von dem naheliegenden Urteil ab, Sie seien eine junge Rasse. Sie sind darin älter als die Deutschen, die von der Raffiniertheit des Flirts nichts wissen. Lieben Sie ihn?"

„Sehr."

„Warum wohl?" forschte er.

„Weil er hübsch und kurzweilig ist."

„Weil er eine Einrichtung ist, die allen Vorteil der Frau gibt. Sie fordert heraus, sie bestimmt die Grenze, die erstaunlich weit gesteckt ist, und sie macht den erregten Mann reif zu dem, wonach sie verlangt, der Heirat, einer Heirat, die ihr erlaubt, auch jetzt noch die Prinzessin zu sein, verwöhnte in Luxus."

„Ich weiß, die deutschen Männer lieben es nicht, die Frau zu verwöhnen."

„Wenn es das allein wäre, warum nicht? Aber es ist eine Lüge in dieser Verherrlichung der Frau. Theoretisch ist Flirt wundervoll, weil er kühn die Sinnlichkeit in den Verkehr schon der jungen Leute einstellt und ihr nicht gestattet, mehr als ein Spiel zu sein. In amerikanischer Praxis aber wird er ein Mittel, den Mann zum Knaben zu machen, seine Kennt-

nis der Frau zu verfälschen, die vollkommenste Gynäkokratie einzuführen. Was weiß er von euch? Nichts, er ist euer Schemel. Er wird gelockt, aber danach soll er anbeten. Es ist nicht eine einfache Moralität, die ihn zum Heiraten zwingt, sondern eine komplizierte, die die weiblichen Versprechungen nicht scheut; es ist die Verheißung der Amazone, die im Oberleib männlich ist, aber in den Hüften Weib. Wenn ihr nach Europa kommt, erfüllt ihr die Männer mit bösen und harten Gelüsten, mit einem schlimmen Wunsch, euch zur Eindeutigkeit zu zwingen."

„Sie sprechen wie d'Arigo."

„Wie stehn Sie mit ihm?" sagte er und war neugierig, wie sie solche Frage aufnahm.

„Ich lernte ihn in Paris kennen, er war sofort rücksichtslos wie Sie, verlangte, ich solle ihm stehn. Er besuchte mich bei meiner Familie in Trouville, reiste über Nacht ab. Er bot mit halbem Wort die Ehe an, zögerte vor dem ganzen. Dann traf ich ihn in Zürich wieder."

„Und hoffst, daß er das ganze doch finden wird," dachte er, „gute Lilian, wo der Flirt versagt, bleibt dem Mädchen aus der neuen Welt nichts übrig, als wie die der alten auf die Initiative des Manns zu warten." Aber warum ging sie nicht nach Amerika zurück, einen der jungen Leute zu heiraten, die in Hemdsärmeln und Schweiß des Angesichts arbeiteten, damit die Frau keinen Finger zu rühren brauchte, freie Amerikaner, doch Sklaven im Frauenstaat?

Ihre Antwort enthüllte private Bedingungen ihrer Existenz. Solange sie studierte, empfing sie Unterhalt; kehrte sie ohne Examen zurück, wäre ihr nichts übrig geblieben, als Sekretärin zu werden.

„Aber das ist ja das Sprungbrett zur typischen Prinzessinnenkarriere Amerikas," sagte Lauda.

Gleichwohl, es war unsicher, und sie zog es vor, als Dame zurückzukehren. O, sie hatte ihre Wünsche, Passivität verband sich mit Anspruch, belohnt zu werden, daß man hübsch war und Männer gern mit einem durch die Straße gingen. Aber wie andeutungsweise, ungeformt das alles in ihr ruhte; wie gering jene Beunruhigung durch das Bewußtsein, Widersprechendes in sich zu tragen, aus der das Temperament entspringt — Temperament war die moralische Manifestation dieses Bewußtseins, der tapfere Entschluß, sich durch Erlebnis zu ordnen. Hätte er ihr von der Sweet girl-Lüsternheit gesprochen, die er in ihr vermutete, von der sinnlichen Vorstellung, zu der sie ihn vorhin im Zimmer herausgefordert hatte, wäre sie nicht weiter mit ihm gegangen; hätte er ihr gesagt, daß man die Verpflichtung habe, solche Elemente im Blut selbst einzugestehn, durch Tat so oder so blühn zu lassen oder auszuscheiden, würde sie ihn nicht verstanden haben. Hirn im Stadium des Ungefährs, Egoismen verankert

im Anspruch auf Recht zu existieren, und vermehrt durch Bewußtsein der Jugend und dessen, was man in Deutschland Holdheit eines jungen Mädchens nannte. Sweet girl, warum soll ich sentimentalistisch dieser Holdheit untertan werden und übersehn, daß du von der Kokotte das Lippenrot adoptierst, um ihre Sphäre unverbindlich zu streifen? Du gibst mir Barbarengedanken ein, Männergedanken, dich zum Bekenntnis zu zwingen, durch Gewalttat das erste wirkliche Faktum in dein Leben zu setzen, unpersönlicher Rächer zu sein, denn es ist nicht erlaubt, unverbindlich zu bleiben.

Er wagte es, die Hand um sie zu legen, die negative Brust, die positiven Hüften, und Mephistowunsch, sie zur Tatsache dieser Hüften hinzuleiten, ward stark. Sie standen an einem Gartenpförtchen, dahinter eine dunkle Tür, die in ein Zimmer führte. Da ward Licht angedreht, und sie sahn in den Raum hinein, es stand ein Bett ohne Leinenzeug darin, im übrigen war es unmöbliert, nur Stickereien an der Wand. Drei junge Leute, brüderlich durch Knabengröße, hüpften auf und ab, als hingen sie an Fäden von der Decke und würden angezogen, die grotesk troddelhaften Bewegungen eines Grizzlitanzes auszuführen – es schwankten die Köpfe hin und her wie schwere Birnen an zu schwachem Stiel.

„Ich bin dreihundert Jahre zu spät geboren," sagte der mittlere, „wäre Hofnarr in ernster Zeit gewesen. Meine Mutter trug mich nicht aus, die zwei letzten Monate sollte ich in der Organisation des Zeitalters unterrichtet werden, da kam sie nieder, bin der Organisation nicht gewachsen."

„Lieber Mitembryo," sagte der zweite und hob eine Stickerei von der Wand, „erinnerst du dich, wie wir in der Nacht des Schoßes vom gegensätzlichen Licht träumten, blauen Tagen mit rauschendem Birnbaum und roten Tomaten? Das Licht langweilt mich, ich träume mich in den Schoß zurück und sticke seine Landschaft, die grünblaugelben Stränge, Korallen des Bluts, Flechten der Schleimhäute, Hälften der Niere."

„Kunst ist Traum der innren Geographie, Nach-traum der Vorgeburt," sagte der dritte, in dem Lauda Lisbao erkannte, „Uterus stellt sich selber dar, Land der vegetativen Existenz, da noch nicht Individualität ist, und noch nicht Lüge. Ich sehe zehntausend Embryos in ihrer Zelle, Händchen ohne Finger spielen mit dem Nabelstrang, dem wahren Band der Totalität."

Sie lachten, drehten Auftritt abgestellt das Licht aus, verließen das Haus, man hörte die Stimmen sich bergabwärts entfernen.

Lauda lenkte Lilian zu dem Pförtchen, als sei das der Weg, führte sie ins Zimmer. Ihr Fuß stieß sich an die Wand. „Mein Gott, wo sind wir?" schrie sie auf.

„In der Mitternacht, der erste Schlag hebt aus. Bis der zwölfte verklingt, ist mir Freiheit von mir selbst, Erlaubnis dem Dämon gegeben, der, wenn er Salambo sieht, die Begierde fühlt, das goldne Kettchen zu sprengen. Sie sind feig, Lilian, denn Sie gehn zum Spiel, ohne den Einsatz bereit zu halten."

Der zwölfte Schlag verklang, aber eine andre Uhr hob aus, und Lilian lächelte im ungewissen Licht der Tür wie ein Kind, das schlau Dialektik treibt — war sie ihm willig?

„Habe ich denn auch mit Ihnen gespielt," sagte sie, und es konnte heißen, daß sie nicht widerstand. Aber die Frage dämpfte seine Rücksichtslosigkeit; nein, ihn hatte sie nicht herausgefordert; er sagte sanft: „Wir sind auf falschem Weg," und führte sie zurück. Zu spät, die Tür ward aufgerissen, und vom Revolver Lisbaos gedeckt, schaltete der knabenhafte Erste das Licht ein. Sein ängstliches Gesicht hellte sich auf, als er Lilian sah, schnell gefaßt, beugte er ein Knie vor ihr und sagte:

„Schöne Blancheflor, ich bin entzückt, daß Ihr zum Stelldichein mit diesem Ritter mein Haus gewählt habt. Wisset, daß Ihr bei Puck seid, dem aus dem Sommernachtstraum; es tut mir leid, daß ein Eigentumsdünkel, den Ihr dem Jahrhundert zuschreiben wollt, mich einen Augenblick an Diebe und Mörder denken ließ. Verzeiht, wir ziehn uns zurück und bedauern nur, das Lager nicht mit Euch zukommenden Rosen geschmückt zu haben."

Er machte Miene, die Freunde hinauszudrängen. Lauda sagte: „Miß Lilian wurde von einem Unwohlsein befallen, ich hatte vorhin Herrn Lisbao gesehn und nahm an, es sei sein Haus."

„Allright, so wollen wir die Schwäche mit Kognak lindern," antwortete Puck und führte in die vordre Stube, niedre eines Bauernhauses, Tafelwerk; es stand ein Tisch, kondensierte Milch, Papiere drauf, drei Stühle, eine Kiste; Adresse daran wie auf den Briefen: Puck, Dr. phil.

„Doktor Puck, der Zeit entsprechend," sagte er, „das erstaunt Sie? Im übrigen fühle ich mich voll und ganz, wie die Deutschen in ihren Reden sagen, als aus dem Märchenstamme Pucks entsprossen. Sehn Sie mich an, neunundneunzig Pfund schwer, das ist fast engelhaft und gibt Gedanken ein an Fliegenkönnen; bartlos wie ein Chinese und die Hasenscharte in der Lippe Stigma der kleinen Dämonie. Es wundert Sie, daß ich kaum zwanzigjährig schon den Doktor habe? Little Puck war ein Wunderkind, schlüpfte im siebten Monat aus und erweckte alle Hoffnungen, spielend das Reich der Realität zu meistern, drei Tanten suchen nun Erbinnen für ihn aus — die Brüder fallen im Krieg, die Erbinnen steigen. Hehe, Puck wird nicht heiraten, will das Lachen organisieren, Hofnarr der ernsten Zeit. Erlauben Sie, daß er seine Gehilfen vorstellt:

Lisbao, der düstre Poet, Hans mit den opalisierenden Augen, in dem ein pflanzenhafter Elementargeist wohnt; Fleisch ist ihm ein Greuel, hat noch nie einen Pfennig verdient, nie einen Feind gehabt, sein Gutsein ist negativ, weil ihm die positive Energie fehlt, und positiv, weil Gutsein immer sieghaft ist — Sie haben vor sich das Triumvirat der Drei im feurigen Ofen dieser Zeit: sie verbrennen nicht, denn es ist keine Materie in ihnen, die dem Staub der Zeit verwandt wäre, sie schießen nicht, töten nicht, spekulieren nicht in Aktien, sie sind Vorboten der metaphysischen Welt, darum lacht der eine über die Realität, der andre fällt sie grimmig an, der dritte bestaunt sie hilflos und verwundert."

„Lieber Puck," sagte Lauda, „das sind große Worte, sagen Sie nun, was Sie tun."

„O, hängen Sie der Tat an? Hören Sie."

Er setzte eine Hornbrille auf, nahm am Tisch Platz und las aus einem Buch, langsam, laut, als öffne sich die Wand und die Arena senke sich bis zum See. Das Schalksgesicht war demütig ernst, geglättet quecksilberne Beweglichkeit. Er las:

Die Welt erobern wollen durch Handeln
ich habe erlebt daß das mißlingt.
Die Welt ist ein geistiges Ding
das man nicht behandeln darf.
Wer handelt verdirbt sie
wer festhält, verliert sie.
Denn die Geschöpfe gehen voran oder folgen
sie seufzen oder schnauben
sie sind stark oder schwach
sie siegen oder unterliegen.
Also auch der Berufene:
Er meidet das Heftige
Er meidet das Üppige
Er meidet das Großartige.

„Die Welt ist ein geistiges Ding, das man nicht behandeln darf — als ich das las, beging ich zum einzigenmal in meinem Leben eine Nachahmung, ich wollte wie Laotse tun, der nach Westen ritt, zum Reich hinaus. Dem Wächter an der Grenze gab er sein Buch; aber mich hätten sie fest genommen und unter die Soldaten gesteckt, das ist der Unterschied. So blieb nichts übrig, als das zweite zu tun, was er empfiehlt, aus der Stadt aufs Land zu gehn, da fand ich dieses Haus. Es ist noch der Schweißgeruch des Bauern darin, heiliger Geruch, weiser Geruch. Es einzurichten ist unnötig; wer ein Haus schmückt, wird sein Sklave, in ihm leben ist genug; zweimal am Tag wird es mir

lieb: wenn ich es verlasse, um den Berg hinab zu den Menschen zu gehn, und wenn ich den Berg ersteige, müde der Stadt. Hans tut nichts im handelnden Sinn, er sitzt in einem andren Haus und zeichnet mit schwarzer Tusche die innren Gebilde auf gelbliches Reispapier; an der Wand kauern Mädchen und sticken mit seidnen Fäden die innren Gebilde; sanfter Pascha schläft er nicht mit den Mädchen. Lisbao tut nichts, er spinnt um seinen Nabel Wortfäden, den Strang der Totalität. Nichtstuer sind wir im Sinn derer, die im Reich des Geschehens leben; die einzige Lüge ist, daß wir von Vätern, Onkeln das Geld nehmen, so müßig zu gehn. Ihr Entgelt, daß sie uns verachten dürfen; aber früher, als Blancheflor geheiratet hat, wird die Zeit kommen, da das Geschehn draußen zusammenbricht und die Menschen der Tat überdrüssig werden – unsre Zeit, wir die Verkünder des Geists, der Anschauung ist."

„Es drängt sich auf," sagte Lauda zu Lilian auf dem Heimweg, „daß alle Elemente des Geistigen jederzeit vorhanden sind. Seit mich die Unvereinbarkeit von Tun und Anschauung beschäftigt, begegne ich auf Schritt und Tritt Menschen, deren ganzes Sinnen auf dieses Problem gerichtet scheint. Wäre ich nicht selbst nun darauf eingestellt, würde ich die drei vielleicht nur Narren heißen, heute bin ich versucht, sie zwar nicht die Nornen der Zeit, aber ihre Kobolde zu nennen. Sahn Sie je eine so seltsame Übereinstimmung der Figuren, des körperlichen Formats? Das Geschlecht derer, die nicht das Format der Tat haben, kommt aus den Höhlen, wird Wirkung werden; das Geschlecht auch derer, die leiden und die Vergewaltigung durch einen Gott suchen, bereitet sich aufzustehn, der Krieg hält sie noch nieder, der Krieg wird sie entfesseln." Er dachte an Schreiner.

„Wer ist Blancheflor?" fragte Lilian.

„Hat es Ihnen Eindruck gemacht? Die Schöne aus den Epen, die Junge, Zarte, die in ihren Gliedern den Gral trägt."

Er fand den Namen selber gut, und als hätte es nur seiner bedurft, ward er empfänglicher für das Süße, das die gotischen Hüften des Mädchens bargen. In den Hüften aller Frauen ruhte es; so gleichgültig, daß es der einen oder andren, vielen, an Intelligenz gebrach; die Zärtlichkeit ihrer Bewegungen, lautloser, weicher, war wesentlicher; Zärtlichkeit war die vermenschlichte Form des Ansichlockenden, Aufsaugenden, des Urdämons, dem auch in gemilderter Gestalt jeder gehorsam war. Nun sah er, in zweiter Morgenstunde, Lilian ganz als Bergerin des Zarten, bis zur Unkenntlichkeit den Begriff von ihr verändert, und war froh, ihr nicht Gewalt angetan zu haben. Es gewollt zu haben, war wie Auslösung einer Hemmung, Überwindung eines Hindernisses zwischen ihm und ihr – Geburt freundschaftlicher Bereitschaft. Und als fühle sie das-

selbe, zog sie den Schleier von sie quälenden Gedanken. Sie verstand, was die Männer, in Paris zuerst, von ihr verlangten, Einsatz der ihr anvertrauten Weiblichkeit; Furcht in ihr, Vergleich mit der Bequemheit heimatlicher Ehe, Scheu auch vor d'Arigos Halsstarrigkeit, dessen Bedingung sie nun bekannte: sie sollte zu ihm kommen, bedingungslos und mit gesprochnem Wort Feigheit eingestehn.

„Es mag rechthaberische Fordrung eines Hartnäckigen sein," antwortete Lauda, „gleichwohl hat er in tiefrem Sinn recht, er verlangt die Tat. Verwerfung der Tat, wie sie der Kleine aussprach, hat Wert nur nach der Tat, in der denkenden Sphäre, als Aufhebung, Setzen des Gegenteils. Was ist Puck? Ein Literat, jemand, der an der einen Seite zieht, ermangelnd der Polarität."

„Und wo führt Tat hin die Frau?" klang Lilians Frage an sein Ohr, im Zwiegespräch, das jeder nach seiner Bedingung führte, „was ist Tat? Der erste Schritt auf einem Weg, der zum Glück zu leiten verspricht, von ihm entfernt."

„Tat ist die Sphäre des Leids," nahm er das empfangne Wort auf, „das Reich der Kausalität, des Dämons Logik, des hetzenden Gotts, der Erlösung verheißt, sie schon verriet, als er sich zur Existenz entschloß. Tat ist Domäne des Bösen, darum ist alle Religion Feind der Tat und weiß nicht, daß sie den Gott lästert, den sie sucht, denn er war aktiv. Der Kreis schließt sich, ich bin bei Pucks Deklamation wieder angelangt; Ja ist so wahr wie Nein, gleich unverbindlich, gleich falsch. Gute Nacht, Lilian, wir sind zu Haus. Morgen gehe ich zu d'Arigo, vielleicht, daß er mir erlaubt, von Ihnen zu sprechen, denn in mir ist erstmalig Wunsch, einem andren Mann Bruder zu sein – ungewiß ob er das Angebot annehmen wird."

D'Arigos Atelier stand in einem Hof; auf Hinterfrontbalkonen wurden die Betten der Bürger und darauf gezeugte Kinderbrut gelüftet.

Häßlich wie der Anblick des Nutzbaus war der innre Raum; auf Holzpostamenten standen die Figuren, von ihnen abgekratzter Staub puderte den Zementboden, Ofenrohr ging durch die Decke, kein Diwan zur Verführung von Damen. So arbeiten verdiente Arbeit genannt zu werden, Lauda empfand: stoischer Bruder, verzichtend auf Stimmung. Betrachtend die Figuren, fand er weiterhin: es stellt ein Künstler sich selber dar, die Proportionen seiner Glieder sind die der von ihm Geschaffnen, der Schlanke formte keinen Untersetzten.

Es standen drei Akte derselben Frau, die in verzückter Innigkeit die Arme senkrecht streckte, die Finger wagrecht spreizte, Gebärde der Demut, nackt zu sein, und des keuschen Muts. Auffassung betreffend standen

zwei sich nah, es war die eine die Bearbeitung der andren mit Glaspapier und Spachtel: Werkzeuge schmallippiger Energie hatten die Rundung der festen Schenkel und des weichen Bauchs auf ein Äußerstes reduziert, so daß aus Rundung und Nervigkeit ein granitnes Fleisch entstand, überstreckt, gedreht in Geistigkeit, exzessive Gotik, Inbrunst sublime, oben nochmals aufgenommen durch das geschwellte Lächeln und die runde Engelsstirn.

Die dritte Figur war Rückbildung zur primitiven Gotik, die das Willenserlebnis Loyolas noch nicht kannte, nordisch, deutsch, seelenhafter, darum materieller. Da sagte d'Arigo:

„Sie irren sich, es ist die mittlere Figur die frühere, die nordische die jüngste." Und Lauda erinnerte sich, was er von d'Arigos Entwicklung, dem Rücktritt aus der geistigen Sphäre, gehört hatte.

„Was haben Sie erreicht?" fragte er, „den Verlust Ihrer Überlegenheit, die Bindung durch einen Einzelfall, denn diese Frau ist Individuum, Ihr Werk Porträt, das unbedingt Problematische, in die Niedrung der Existenz, die Nachahmung, Ziehende; es ist gemilderter Realismus, die gewalttätige, schöne, souveräne Energie ersetzt durch Tasten, Unterordnen, Demut, Sehnsucht, Anbetung, Dinge, die dualistisch sind, weil sie zwingen, einerseits dem sinnlichen Reiz gerecht zu werden, andrerseits ihn seelenhaft erscheinen zu lassen — vorher wurden beide in höhrer Einheit gebunden."

„Ich bedaure," antwortete d'Arigo, „Sie Einblick haben gewinnen zu lassen; es stört mich. Sie verstehn mich nicht, es sind in Ihnen nicht die Voraussetzungen des Religiösen, wie ich es erlebe. Sie sind irreligiös, Sie sind im besten Fall katholischer Lateiner, Augenmensch."

Lauda: „Und Sie, in dem der Fanatismus des Ignatius brennt, wenden sich dem Protestantischen zu, empfinden es als tiefer, was sich vielleicht behaupten läßt; aber das ist eine andre Frage, wichtiger bleibt, daß Sie Ihrem Naturell Gewalt antun, Ihr Blut zersetzen — warum, um eine Individualität zu formen? Fühlen Sie nicht, wie arm, belanglos Individualitäten sind, wie sehr alle Eigenschaften, also das, was man die persönlichen Züge nennt, dem Religiösen widersprechen? Denn Religiosität ist Sehnsucht, von der Individualität erlöst zu werden, die Sphäre des Gestalteten zu verlassen."

D'Arigo: „Ich habe mich gefragt, warum mir alle Einzelexistenzen so teuer werden, daß ich mein frühres Leben, das sich unbekümmert über den Mensch hinwegsetzte, nun Sünde nennen muß; und als Antwort fand ich, daß jede Einzelexistenz eine Seele hat, unsterblich als Seele ist. Ich glaube heute inbrünstig an die Unsterblichkeit der Individualität, des Ich, des Einmaligen, des anvertrauten Guts."

Lauda: „Wenn das Ich einmalig ist, was wird dann nach dem Tod

aus ihm, wo war es vor der Existenz? Unsterblichkeit und Einmaligkeit widersprechen sich."

D'Arigo: „Das ist Dialektik, triumphieren Sie nicht zu rasch. Es ist nicht anders möglich, als daß mein Ich fortwährend durch die Zeiten andren Existenzen überwiesen wird, und ich glaube an die moralische Ordnung dieses Überweisens. Die Vielheit der Menschen hätte keinen Sinn, die Tatsache, daß es unter ihnen grobe, gemeine, stumpfe Individuen ohne Zahl, daneben reinere, reinste, schwankende, entschlossen gütige, halbsinnliche, ganz entsinnlichte gibt, hätte keinen Sinn, wenn diese Existenzen nicht Rangklassen, Betätigungssphären wären, die in aufsteigender Linie geordnet sind. Der Sinn heißt: Läuterung."

Lauda: „Also eine moralisch begründete Seelenwandrung."

D'Arigo: „Ja, und es ist mir unbegreiflich, daß sie unter den Dogmen des Christentums fehlt."

Lauda: „Sie fehlt nicht ganz, Fegfeuer, Hölle, Paradies bringen denselben Gedanken zum Ausdruck; nur die indische Fassung fehlt, weil das Hauptgewicht ganz auf das Jenseits gelegt wurde. Sie dürfen ruhig sagen, daß Sie gläubiger Christ im Schulsinn sind, Anschaulichkeitsmensch durch und durch, jeder philosophischen Differenzierung bar, Anthropomorphist durch und durch – wenn ich Wortspiele machen wollte, würde ich sagen Anthropomorphinist, es gäbe einen Sinn."

D'Arigo: „Worin bestände philosophisches Denken, wenn nicht in demütiger Beschäftigung mit den höchsten Fragen?"

Lauda: „Ich könnte antworten: in dem Ausscheiden der Demut, denn Fragen stellen heißt undemütig sein; ich sage besser: in dem Versuch, das, was Sie Gott, Seele, moralischen Sinn des Ganzen nennen, als Anschauungsformen Ihres Ich, genauer Ihrer Grundanschauungsform, der Kausalität, zu erklären. Gott, Seele, moralischer Sinn sind Varianten der Kausalität, es sind Projektionen der Logik, der Teleologie. Sie sprechen von der Unsterblichkeit des Ich, der persönlichen Seele; für mich sind diese Worte unerträglich an Banalität, sentimentalische Eifrigkeiten.

Sie legen zu großen Wert auf den Begriff Eigenschaft, Seele ist philosophisch betrachtet eigenschaftslos, in allen lebenden Wesen gleich, unindividuell. Eigenschaften sind Phänomene der gestalteten Welt, der Sphäre des Geschehens oder der Manifestation, Akzidenzien sekundärer Art, Resultate des Aufbaus von Organismen. Es ist vielleicht nicht richtig, zu sagen, daß mit dem Zerfall des Organismus die Eigenschaften erlöschen, sie können latent in den kleinsten Zellen weiterbestehn, so daß Vererbung nicht an den elterlichen Organismus gebunden wäre; aber nicht darauf kommt es an, sondern darauf, ob, was Sie persönliche Eigenschaften eines Ich nennen, eine grobe oder feine, gute oder egoistische Art des

Handelns, eine bestimmte Tendenz des Denkens, die Ihnen eigentümlich ist, wie Farbe und Geruch der Pflanze – es kommt darauf an, ob man von diesen Eigenschaften annehmen kann, daß sie ursprünglich sind oder im Verlauf der Differenzierung entstanden, anders ausgedrückt, ob sie in der absoluten Sphäre existieren. In ihr löst sich mir alles in Vitalität, Dynamisch-Primäres auf, und Unsterblichkeit wird selbstverständlich, Individualität aber ohne Sinn, denn Sinn hätte ja nur ihre Bewahrung mit Haut und Haar, den Lastern und der erreichten Erkenntniskraft. Der Naturwissenschaftler, der von Erhaltung der Energie sprach, war der Wahrheit näher als Sie Christ, der seine Zeitlichkeit retten will.

Ihrem Glauben an Seelenwandrung kann ich nur ein Zugeständnis machen: es wäre denkbar, daß auch nach Auflösung eines Organismus, zum Beispiel Mensch, die Zellenkerne, als eigentliche Träger der reizbaren Energie, von seiner Individualität imprägniert blieben – gleichsam kleine ausgesetzte Minen mit eingestelltem Zünder, mit einem Vorzeichen geschlüsselt, Zellen, die ihr Erlebnis hatten; sie würden milliardenfach von den Spätern auf dem Nahrungsweg verschlungen und wären an dieselbe Bedingung wie etwa krankheitserregende Bazillen gebunden, den günstigen Boden, Prädisposition, zu finden: Zellenkerne des Plato sind unwirksam im Organismus des Cortez, wirksam in dem des Paracelsus. Voraussetzung wäre, daß diese Zellenkerne nicht durch Verdauung zerstört würden, das wird in der Tat behauptet. Sie also würden eine Art seelischer Wandrung ermöglichen, Erinnerung des Plato keimte in Paracelsus auf, wird weitergegeben an Kant, und Existenz wäre eine ewige Wiederholung von typischen Kernen, die in einer fernen Vorzeit ihre „Eigenschaft" adoptiert hätten, wie Tiere und Pflanzen, heute im Wesentlichen unverändert, früher einmal erste Eigenschaften annahmen. Aber diese Theorie ist wie eine Einlage in der Symphonie der monistischen Phänomenologie, und keine Stärkung Ihrer ethischen Seelenwandrung, die hilflos an ihrem Dualismus zugrunde ginge, wenn Sie klar dächten."

D'Arigo nahm einen gelben Band, den Lauda nun schon kannte, und las:

Der Sinn, den man ersinnen kann,
ist nicht der ewige Sinn.
Der Name, den man nennen kann,
ist nicht der ewige Name.

Lauda: „Wie dunkel muß die Weisheit Laotses sein, wenn so verschiedne Naturelle wie Puck und Sie sich auf ihn berufen. Aber was Puck ansteht, steht Ihnen nicht an. Lassen Sie mich alles rücksichtslos sagen: betrachte ich Sie, Ihre Herrengestalt, lasse ich die Schwingungen auf mich wirken, die von Ihrer hagren, verschloßnen Energie ausgehn,

dann bedaure ich, daß Sie, geboren sich in allen Störungen der innren Rotation zu behaupten, das neue Erlebnis der Demut nicht organisch verarbeiten, nicht gleichsam bosieren, sondern alles Feste, Nervige durchsetzen und zersetzen lassen. Jeder neue Gedanke, der in uns aufkeimt, ist Störung und wird Wuchrung, wenn wir ihm nicht aus unsrer Gesundheit heraus Schutzstoffe entgegensetzen; verdünnen wir ihn nicht, vergiftet er uns. Es gibt eine geistige Schwängrung, der auch der Mann erliegt, es ist die Vergewaltigung durch die Seele; sie erfolgt immer dann, wenn in die Sphäre des Ich, des Einzelnen, die Vorstellung der andren oder der Totalität einbricht.

Sie sagen, ich sei nicht religiös. Ich verzichte nur darauf, das zu vereinigen, was sich nicht vereinigen läßt, die Sphäre des Ich und die der andren, oder die Sphäre des Geschehens und die des Absoluten, ich bewege mich in beiden, nacheinander, der Brückenlosigkeit bewußt, und bin so, Sucher des Zugleich und der Einheit, doch im praktischen Gebrauch reiner Dualist. Sie aber grenzen den Fremdkörper, der in Sie getreten ist, nicht ab – vielleicht ist er eine Frau, diejenige, die Sie porträtieren."

D'Arigo begann die Figuren mit nassen Tüchern zu bedecken; symbolische Handlung, Bedeutung Laudas, daß Freundschaft nicht sein werde.

Sie gingen zusammen zur Stadt, vor einem Garten gab d'Arigo die Hand, sagte: „Leben Sie wohl, hier ist Sellos Atelier, ich werde erwartet."

Absicht war deutlich, Lauda sagte ruhig: „Wenn es möglich ist, nehmen Sie mich mit, es ist erwünschte Gelegenheit, ihn kennen zu lernen."

Sellos Statuen der triumphierenden Nacktheit schmückten Brunnen und Hallen, auch war er Liebling der Kunstzeitschriften.

Sello war bei der Arbeit; straff, mit geschlossenen Schenkeln, die Arme rückwärts gestreckt, damit die Kuppel des Bauchs, die Fanfare der Brust sieghafter sei, stand in Lebensgröße das Weib. Sie stand und schritt doch entgegen den Blicken, furchtlos vor Männern, Spitzen der Brüste gegen sie gerichtet; im archaisierten Blick letzte Erinnerung an junge Astarten.

Sello sagte: „Es ist mir etwas begegnet, wovon ich nicht weiß, ob es mich entzückt oder stutzig macht: dieses Geschöpf (er wies auf die Statue), Produkt der innren Energie, Überhöhung der Wirklichkeit, lebt, sie war heute morgen hier und stand neben der Figur, ihre Kopie. Sie wird mich zwingen, meinen Stil zu ändern, ich wäre nur noch Modellnachahmer. Es ist eine junge Tessinerin, im ersten Jahr der Hetäre, die wiedererstandne Renaissancekurtisane, von einer ältern Schwester begleitet, die sie einführte. Die Grenzen sind geschlossen, sonst wäre sie die Sensation Roms; statt mit jungen Fürsten lebt sie mit den Zürcher Kriegs-

juden. Sie ist sich ihrer Karriere bewußt, erlaubt königlich, daß man sie La Putana nennt, als sei es der Name einer großen Schauspielerin."

Sello, umgänglicher Mensch, lud Lauda ein zur Zunft; einmal in der Woche trafen sich die einheimischen Künstler in der Trinkstube einer historischen Hotellerie, darin seit den Tagen der Humanisten jeder Europareisende von Rang abgestiegen war. Sie waren trinkfreudiger als Literaten, Malerei war sinnlichres Handwerk. Malerei hielt die Berührung, mehr, die Verbindung mit Scholle, Gebirge, Landschaft aufrecht; Malerei verwies auch auf die bodenständige erste Derbheit der Erscheinungen – so war um jeden etwas von der Philosophie des ebenfalls mit der Realität verwachsnen Gottfried Keller, mannhafter Freisinn, bäurischer Färbung, sozialen Instinkts. Dazu kam nach Wahl ein Akzidenz fremdländischer Reizung, Italiensehnsucht wie bei Sello, vergnügte Erinnrung an Münchner Treiben, Pariser Aufenthalt. Man war bei aller Freiheit eingeordnet in seßhafte Wirklichkeit, fand Aufträge und konnte sich darauf verlassen, daß das Organ der öffentlichen Meinung, die große Zeitung der geistigen Hauptstadt, gewissenhaft von Zeit zu Zeit den Namen druckte, kurz, man durfte ruhig wie der Steuerzahler am Nebentisch seinen Veltliner trinken, man war nicht mehr als er, man war gut demokratisch soviel wie er.

Für Stimmung solcher Existenz und des Gewordnen, das sich auf Erden einrichtet, war Lauda nicht unempfänglich, und Herzlichkeit der Aufnahme verpflichtete menschlich; aber daß künstlerisch hier das Geruhige galt, sie alle in überkommner Atmosphäre lebten, nicht eine neue bildeten, war klar. Hier war noch Farbenfreude, Lust an der Unerschöpflichkeit der sichtbaren Dinge; sie malten Spargel, Engadinsee Kuh, und Duft stand höher im Wert als Auflösung in Geometrie, Renoir höher als die Mathematik Picassos. Irgendwie bestand Zusammenhang, grundsätzlicher, beleuchtender, zwischen der Behaglichkeit des Stammtischs und der Überlegung Sellos, ob sein Stil nun gefährdet sei, weil in der Realität ein Modell aufgetaucht war, das ihn zum Kopisten machte. Daß solcher Zufall möglich wurde, bewies, wie gering Umformung war, die er mit der Natur vornahm.

Und was war von der Antwort zu halten, die d'Arigo gab, als Sello sich anbot, ihm La Putana zu schicken, damit er ihren Akt studiere – die Antwort war, er dürfe sein Werk nicht gefährden. Lauda bekam Sehnsucht, die Jungen, andren zu sehn, in denen Revolte war gegen die dumme Existenz einer Malerei, die nun seit vierhundert Jahren sich in der Sphäre der Realität eingerichtet hatte, den Zugang zur absoluten nicht anders fand als durch die Dialektik, Abbildung der Erscheinung ziele auf das Absolute hin, gemaltes und gemeißeltes Geschöpf lobe Gott. Nein, das war in mittelalterlicher Kunst gewesen, als Geschöpf noch nicht

dualistisch Selbstzweck war, sondern nur Schmuck und Lobpreisung in den dem Schöpfer gebauten Räumen. Nie sah er unmittelbarer die Sinnlosigkeit einer Beschäftigung, die inmitten einer bürgerlich fronenden Welt Weiber in ein Atelier führte, um sie auszuziehn und zu malen — kein Unterschied auch, wenn andre die Staffelei in die Landschaft stellten, Schönheit von Weidenbaum und Wiese einzufangen. Das alles war tragisch, irreligiös in dem Maß, wie es religiös zu sein behauptete, letzte Verbeugung der Zivilisation vor dem verlornen Elementaren.

Er verließ die Zunft und ging dorthin, wo man die Jungen traf, ins Kaffeehaus. Die in der Trinkstube mißachteten das Café, nannten es die Börse der Heimatlosen. Die Literaten blieben nichts schuldig, hießen sie ihrerseits Bürger — es lag dieser Feindschaft objektiv eine Tatsächlichkeit zugrund; gemeinsame Norm, an der sie sich beide maßen, war das Verhältnis zur Realität, als welche philosophisch Sphäre der Existenz, des Sichtbaren, Getrennten, praktisch Bürgerlichkeit, Bejahung, Wille zum Positiven hieß. Kein Zweifel, wo die größre Geistigkeit war: bei den Literaten; sie warfen doch wenigstens wie der religiös, grundsätzlich denkende Mensch die Frage nach dem Wert der Bejahung auf, erklärten die Sphäre der Tat mitsamt ihrer optimistischen Philosophie des Du sollst Dich regen und bürgerlich voranbringen als problematisch — Antwort auf diese Frage war also nur bei ihnen zu erlangen, und wenn sie hundertmal Nichtstuer, in der Luft Schwebende waren, sie waren diejenigen, die den Mut hatten, das Prinzip des Geists dem der Tat radikal entgegenzustellen, und es war klar, daß, wenn nach dem Krieg die Revision aller Grundlagen begann, das Prinzip der reinen Intellektualität gleichberechtigt neben das des Positivismus treten würde.

Die braven Maler waren Leute des Kompromiß, die Literaten Radikale der Idee. Bei ihnen allein war eine Parallele zum System der Geometrie zu finden, die, von gewissen letzten Abstraktionen ausgehend, eine Welt der Statik und Konsequenz errichtete. Das Werk Picassos war eine solche Parallele: die ersten Konzeptionen waren ganz, wie der Bürger und die Kritiker sagten, künstlich, ohne Beziehung zu seelischen Nöten und Bedürfnissen, aber das künstliche Gebilde begann zu sprossen und zu blühn, alle Vitalität und Säfte ließen sich ihm zuführen, so daß es ein Kosmos wurde wie ein andrer; das verstanden in deutschen Ländern die Leute nicht, klagten befremdet, daß in dieser Kunst nichts von Trost für ihren Seelenhunger sei, nicht Anhalt für ihre Ehe- und Gottprobleme. So falsch. Sie wollten in der Kunst noch einmal die gegenständliche Welt sehn, in der Meinung bestärkt werden, daß diese Sphäre für sie das wichtigste sei, ohne zu erkennen, daß sie nur Projektion einer absolutren Sphäre war, nur Vorwand, um deren Gesetze, Proportionen,

Stoß, Gegenstoß, Mischungsverhältnisse sichtbar zu machen: sie wußten nicht, daß das reale Geschöpf nur ein Kristallisationszentrum für dynamische Kräfte war — Ausgangspunkt jenes Grauens, das Lauda bisweilen angesichts der Rührigkeit und des Optimismus des menschlichen Treibens überfiel; denn das nur als Vorwand dienende Geschöpf, diese Hemmung, an der die absolute Kraft sich brach, differenzierte, Eigenschaften gewann, sichtbar wurde, neu sammelte, hielt sich für selbständige Individualität, baute sein innres Leben aus, sprach in groteskem Mißverständnis von einem Gott, der ihm gutgesinnt sei.

Der Abend war warm, Gang die Kais entlang zum Café schön, aber er spürte das Grauen in allen Haarspitzen, hörte das böse Lachen aus der Lüge der Schöpfung und verstand, daß sich in dieser neuen Kunst, die nicht mehr die äußre Erscheinung der Gegenstände, sondern ihre innren Rotationsfiguren darzustellen begann, so seltsam neben den ernst Arbeitenden die Höhnenden, Überdrüssigen, Verwerfenden bemerkbar machten — aus gemeinsamer Wurzel entsprang der Geist der Demut und der Dissonanz, der bejahten Kunst und der Ironie.

Er fand Lisbao und Puck, Miß Lilian und Hans in einem Kreis unbekannter Menschen, aber es ward ihm nicht erlaubt, Platz zu nehmen, Puck ging ihm entgegen, sagte:

„Wir brechen auf, zwei Autos warten, kommen Sie mit, zum ersten Versammlungsabend aller Ungegenständlichen und zur Besichtigung ihres Ausstellungshauses, das kein andres als mein eignes ist."

Das Haus war, in dem einen Tag umgestaltet worden, nicht wiederzuerkennen. In jedem Zimmer lag ein Teppich, an jeder Wand hingen Bilder — nur dadurch möglich, wie Puck sagte, daß jeder Künstler seinen Teppich mitgebracht und seine Werke selbst aufgehängt hatte. Da die Ausstellungshallen verweigert worden waren, hatten die Maler Selbsthilfe beschlossen. Hans führte Lauda vor seine Arbeiten in Tusche, Holz und Wolle.

„Auf morgen," sagte er, „sind die Kritiker geladen. Sie werden vor meinen Stickerein feststellen, daß ich ein begabter Kunstgewerbler sei, denn sie werden zwar begreifen, daß man in Wollfäden nicht Zwerge und Häuschen sticke, sondern abstrakte Flächen und Wertverhältnisse, aber sie werden nicht fühlen, warum ich das für höher als Malerei achte, für reiner. Denken Sie sich diese Komposition hier, die gleichnishalber wie ein Querschnitt durch die innren Organe, ihre Aufeinander- und Nebeneinanderlagrung ist, in Öl: es wäre zu direkt, die Farbe zu brutal, es wäre der wirkliche Querschnitt durch die geöffnete Bauchhöhle. Dadurch daß ich die Farbe an ein Material binde, vergeistige ich sie, rücke sie hinaus; in

uns, in mir wenigstens, ist eine Abneigung gegen die Heftigkeit der Farbe, ihre triumphierende, vergewaltigende Sinnlichkeit."

„Mir ist es verständlich," antwortete Lauda, „vorhin, als ich zu Ihnen ging, dachte ich, daß die Energie, um sichtbar zu werden, Materie braucht, Materie ihr Kristallisationspunkt ist; Sie fügen eine neue Phase hinzu: daß, zum zweitenmal vollzogen, die Materialisation die Energie vergeistigt; die von der Materie auf den Künstler ausstrahlende Energie bedarf abermals der Kristallisation, Kunst ist durch zwei Instanzen von der primären Energie entfernt, Phantasie ist also Brechung und Hemmung, ein Widerstand – wessen? Offenbar des Individuums, des von der Totalität Getrennten, gegen die Totalität. Das erlaubt mir, die oft erhobne Forderung der Souveränität zu begründen und zugleich festzustellen, an welchem Punkt sie kunstfeindlich wird: wenn der Widerstand andauert, nicht nur dazu dient, die Materie prismatisch zu zersetzen; Souveränität ist also der durchgeführte Widerstand des Individuums gegen die Totalität, Kunst nur der kurzfristige."

„Wir sollen nicht dauernd widerstehn," sagte Hans mit einer Herzenshöflichkeit, die aus dem Gefühl geistiger Begegnung kam, und Lauda empfand: mit ihm wird Freundschaft möglich sein, Ablehnung d'Arigos ward hier Milde.

Sie traten vor eine Tuschzeichnung Hans'. Lauda sagte:

„Durch Ihre von Lisbao vorgelesnen Gedichte bin ich dem Verständnis näher. Es ist eine phantastische Ballade, Märchenelemente darin, die Totenbarke Dantes oder die Versammlung der Bremer Stadtmusikanten; es steht frei, Marhaftes und Tierhaftes anklingen zu fühlen."

„Ja, es ist der Ausdruck, Niederschlag der Stimmung eines bestimmten Tags. Man kommt nach Hause; Erinnrung an Wald, Spuk, Barke im Licht, Gespanntes in sich und andren, Quälen, Gutzueinandersein zieht noch einmal aus dem innren Schacht, gleichzeitig, nebelhafter Schwaden abgeschiedner Gespenster: hier sind sie, in Schwarz gebannt, unmateriell, unaufdringlich; nicht Unterschrift und Legende darunter, sondern dem Beschauer überlassen, sie nach seinen eignen Erlebnissen auszulegen; denn auch diese, seine Erlebnisse, reduzieren sich auf Spannung, Härte, Weichheit, Atomverbindungen des Temperaments."

„Wissen Sie auch," antwortete Lauda, „daß das, was Sie eben sagen, dazu nötigt, mit dem Begriff abstrakte Kunst vorsichtig zu sein? Sie geben den Niederschlag Ihrer Stimmung, Ihres Temperaments, in Ihrem Fall eines unheftigen, pflanzenhaften, weichen Temperaments, Sie sind also nicht radikal abstrakt im philosophischen Sinn, denn dann wären Sie ganz unsinnlich, sondern nur mild sinnlich, annähernd abstrakt im anschaulichen Sinn eben der Kunst. Sie geben nicht reine Geometrie,

sondern nur gereinigtes Gefühl wie im Lied des Musikers. Es ist aber theoretisch denkbar, daß ein Künstler auf die Stimmung verzichtet und nur Geometrie darstellt, er würde die Farbe, die Sie ja auch haben, ganz meiden, nur Linien gelten lassen, und sie wären nur noch die Verbindung von Punkten, durch Gerade oder Kurve."

„Es ist nicht nur theoretisch denkbar, es hängt praktisch hier," sagte Hans lächelnd und führte ihn vor die Zeichnungen eines Hispanofranzosen. Es waren Querschnitte durch imaginäre Maschinen, die Kurve eines Beckens endete in einem Läutwerk, Bleigefäß mit Spirale, und um sich verständlich zu machen, hatte er gleichgültig oder herausfordernd längs der Kurve geschrieben: vagin brillant, schlüpfrige Scheide.

„Warum zeichnet er noch überhaupt, warum verzichtet er nicht? Er hat die Grenze der Kunst überschritten, muß Zyniker oder ganz Müder sein."

„Sie erraten ihn gut, er spricht mit grenzenloser Gleichgültigkeit von Kunst, schleppt heute sein einst hart angreifendes Temperament müde durch die Welt, ein reisender Mylord, der zu träge ist, zu gehn, er nimmt eine Kutsche am Bahnhof, wenn das Hotel gegenüber liegt."

Lauda: „Warum zeichnet er also noch?"

Hans: „Letzte Zuneigung, auch wenn er höhnt, letzte Illusion einer Beschäftigung, ich weiß es nicht, nur erträglich, weil wir frühere Sachen von ihm kennen, die ihn als Berufnen der Farbe auswiesen."

Lauda: „Alle Künstler des Abstrakten werden diesen Weg sich öffnen sehn, der aus der Kunst führt. Sie werden more geometrico auf das Religiöse stoßen und den Pessimismus des Religiösen. Wer bis zum Religiösen vorstößt, wird unbrauchbar für die Sphäre der Realität, wo alles einzeln, von seinem Bruder getrennt ist; ich weiß heute, daß das es war, was mich der Existenz als Künstler entfremdete. Für mich steht abstrakte Kunst mit der gegenständlichen in der Sphäre des Anschaulichen; beide zielen auf das Primäre in den Erscheinungen, sie erreichen es nicht. Kunst, in welcher Gestalt sie auch auftritt, ist nicht vollendete Geistigkeit, nur angewandte; sie ist immer Veranschaulichung. Ist wirklich der Unterschied zwischen einem Maler, der unter Beibehaltung der menschlichen Gestalt einen in Farben rotierenden Organismus zusammensetzt, und dem, der ohne diese Beibehaltung Farbenwerte ausbreitet, so groß, daß er grundsätzlich wäre? Nein. Der Unterschied besteht nur darin, daß jener verführt wird, die Gestalt als Selbstzweck zu wollen und zu vergessen, daß sie bloß Kristallisationspunkt, Hemmung, Widerstand ist, und daß dieser dem Absoluten näherkommt, der Vorstoß in die Sphäre des Primären deutlicher, also die religiöse Ahnung unmittelbarer wird. Der vollkommen religiöse Zustand aber wäre passiv, budd-

bistisch – Kunst unterscheidet sich von Religion durch ihren Gehalt an Aktivität, Kunst ist Wille, Religion ist Sein, Kunst ist optimistisch, wie alle Tat optimistisch ist, Religion ist pessimistisch Rückkehr zur unpersönlichen Totalität."

Hans: „Daß Religiosität pessimistisch sei, ist meinem Gefühl unerwartete Behauptung. Meine Stimmung der Welt gegenüber ist religiös, aber sie ist gerade darum duldsam, nachsichtig, von einem aus Komik und Liebe gemischten Mitfühlen, voll des Wunschs, daß jeder der kleinen oder großen Narren seinen Willen habe."

Lauda: „Wie sehr bestätigen Sie mit diesen Worten meine eignen. Mitleid, Komik, Duldsamkeit sind Ausstrahlungen des Pessimistischen, gemildert durch das Jasagen, das sich mit der Tatsache, daß wir nun einmal existieren, abfindet. Ihre Stimmung ist also eine Mischung – ich fälle die Mischungsteile und erhalte als den primären Teil: das Nein."

Hans: „Ich will Ihnen einen andren unsrer Maler zeigen, den religiösesten, in dem die Sehnsucht nach Gott so wenig pessimistisch ist, daß sie sich ganz mit Ethik, Gutsein identifiziert; er ist nah daran, an den persönlichen Teufel als das Prinzip des Bösen zu glauben, und quält sich in von uns allen nur geahnten Kämpfen, ihn durch Zucht des Willens zu überwinden – er ist in die Netze der Christian Society geraten und spricht wie ein Buddhist davon, daß es keine Krankheit gebe, wenn man den Willen zum Guten nur so steigre, daß er sie besiegt. Als sein Bruder neulich, abgestürzt und zerschmettert, auf den Tod lag, beschwor er den Ohnmächtigen, seine Lebensgeister zusammenzuraffen, und raufte in biblischer Verzweiflung die strähnigen Indianerhaare, weil seine eigne Kraft nicht groß genug war, den Sterbenden der Lockung des Tods zu entreißen."

Lauda: „Erscheint Ihnen das als Widerspruch? Das Verständnis stellt sich ein, wenn Sie von seinem Glauben an den Dämon Teufel ausgehn. Der Wille zum Ja symbolisiert in ihm das pessimistische Grundgefühl, kämpft gegen es an, und der Glaube an das Gute ist nichts als ein diktatorischer Versuch, das Ja stärker als das Nein sein zu lassen. Außerdem sind Güte, Mitleid, Duldsamkeit ein Ausweg, um sich trotz des Wissens um die Sinnlosigkeit des Geschehens in der Sphäre des Geschehens einzurichten, sie sind die souveränste Leistung des ausgesetzten Geschöpfs – fast gelingt es ihm, sich von seiner tragischen Hilflosigkeit frei zu machen; sie sind rührende Illusion, die über die Grausamkeit des Existierenmüssens hinwegtäuscht."

Sie traten vor die Bilder dieses Malers, da winkte Hans Obrecht selbst herbei – gleich wesentlich der Eindruck des Menschen und des

Werks. Er war bäurisch, in einem andren Sinn als die Genossen jener Zunft, mit der Materie verbunden durch Heiligung; Fron in ihrem Dienst war auferlegte Last Gottes, Sphäre des Schweren und Sündigen durch Denken und Demut zu überwinden; er sah auf den ersten Blick alt aus, das Gesicht in Rinnen zum Mund komponiert, der nicht die Schwingung der Frohen noch der Sinnlichen hatte; Böswilliger konnte sagen, es sei ein Karpfenmund, und es hätte nichts besagt.

In den Bildern viele franziskanische Farben, Gold, Weiß und Braun. Als Längsachse eine weibliche Figur auf der Grenze zwischen Gegenständlichkeit und Zersetzung; ein Verzauberter konnte so träumen, daß ein lebendes Geschöpf vor ihm in seine Elemente zurückzuwachsen begann, und die Elemente waren bausteinhafte Quadrate. Haube der Madonna wurde zum Rundbogen, aufgeteilt in Schrägsteine einer Rustica; dieses Prinzip übertrug sich auf die ganze Ebne des Bilds und zerlegte sie in eine Summe von Vierecken, deren jedes wieder eine grathafte Mittelachse herauszutreiben begann: die Kristallisationsachse, die Widerstandslinie, an der sich Licht brach und Farbe wurde, Eigenschaft annahm — gleichzeitige Wiedergeburt der Energie in vielen Feldern und Vergeistigung von Licht und Farbe, wenn Vergeistigung Einschaltung eines Widerstands bedeutete. Großer Eindruck von Heiligung der Farbe, des zu Sinnlichen, brünstige Glut der Farbe in demütige Glut verwandelt. Lauda sagte:

„Ich fühle, Herr Obrecht, nachdem ich abtrünnig war, langsam, unmerklich Lust zu eigner Arbeit, Lockung des eignen Könnens wieder nahn, Ihre Bilder sind wie neue Ermutigung, daß es möglich ist, mit dem Mittel der Anschaulichkeit eine Stufe der fast vollendeten Anschauung zu erreichen — jenes Fast und Beinahe, das den Ehrlichen genug sein wird."

Es bot ihm Obrecht eine Madonna zum Geschenk; zwischen zwei der Aufteilungsfelder gebrochen stand Neumondsichel in einem gründurchhauchten Blau, in das ein Matt stieg wie Nebel aus einer Sommernacht; Körper der Frau wie durch zwei Spiegel gesehn, so fern.

Sie gingen weiter; ein andrer hatte ein Gebilde gemalt, wie wenn man aus dem photographierten Meßwerk des Sternenhimmels ein Stück Milchstraße vergrößert hätte, und dieses Stück Himmel wäre der durchs Mikroskop gesehne Querschnitt durch die Rotation eines Pflanzenleibs gewesen — Mondkraterlandschaft als Blütenreigen gedeutet, Scheibenbild von vergrößerten Blutkörperchen, den schwingenden Zellchen, den kreisenden Tierchen: wo war der Unterschied zwischen Blume, Tier, Mond, Sternenmeer? So naheliegend, den Querschnitt durch einen Baumstamm, einen Stein ergänzend heranzuziehn, so selbstverständlich.

Und es hatte ein andrer, die Wand zweiteilend, neben Photographien

von Schmetterlings-, Käfer-, Seesternornamenten die eignen Variationen dieser Rhythmen gehängt: er lehrte Lauda die Ornamente der Natur lesen. Folgendermaßen erklärte er den Schmuck eines Schmetterlingsflügels:

„Links unten sind in zehn wagrechten Parallelen gewellte Linien: der Stoß, der Satz im musikalischen Sinn. Er endet in einem senkrechten Strich, der Zäsur. Von rechts oben kommend, eine verworfne Scholle, dasselbe System: der Gegensatz. Zwischen beide eingeschlossen eine Variation der in jenen Wellen enthaltnen Themen, nämlich der Kurve, des Kreises, der Geraden, als Schema von kleinen Kugeln, die durch Stangen verbunden sind: Das ist die Fuge. Links oben eine tiefschwarz nächtliche Partie, konturlos wie Öffnung einer Höhle: die Antithese des Gestalteten, der Kontrapunkt des Ja. Und nun das Tiefste: da wo die Fuge an den zweiten Satz stößt, ein vereinzelter roter Fleck, der deutlich gesetzte Akzent, die Dissonanz und doch Zentrum der Mathematik des Ganzen. Was ist das alles? Eine Kunstform der Natur? Richtiges und nichtssagendes Wort. Es ist die Manifestation der innren Energiegesetze, Abbild der rasenden Seismographie, des in die Existenzschießens, der Hemmungen, Abreagierungen (Kurve, die Grundfigur der Natur). Wer die Geburt der Kräfte, die Rhythmik des Bluts, das Geheimnis des Wachsens studieren will — hier ist sein Objekt. Mir gab die Beobachtung dieser Rhythmen den Mut, meine eignen nach meinem Naturell zu zeichnen, die Isobaren meiner Erregung, die Wetterkarte meines Tags."

Doch waren diese Seelenkarten maßvolle Variation der studierten Natur, und dieses Temperament fand Genüge in der kunstgewerblichen Anwendung; es hingen Beutel, standen Gläser, Töpfe. Anders ter Brink, der Holländer; er hatte ohne Studium der Natur die gleichen Grundgesetze von Satz und Fuge gefunden, und die Pädagogik kam aus ihm selbst: als fanatische Pedanterie sich äußernd. Lauda sah einen ausgehöhlten Mensch, der in zwei Jahren Bergeinsamkeit sein Gehirn zuschanden gegrübelt hatte, um als Beckmesser der neuen Kunst die Tafeln und Weisen zu hüten, aufrechterhalten von der fixen Idee, in seiner Mappe die Kompositionslehre der Zukunft zu tragen und berufen zu sein, den Zeichenunterricht der Schulen umzugestalten. Dieser war der erste, der auf der Ausschau nach einem Mittel, das ihm die pädagogische Macht in die Hand spielen konnte, auf die Diktatur des Proletariats rechnete: dann würde er als roter Kultusminister die Säle mit den Gipsmodellen zertrümmern und die abstrakte Kunst als Staatskunst einführen. Stellt euch mit mir gut, scherzte er — es war wenig Scherz darin, er sandte lauernde Blicke und notierte jakobinisch Gegnerschaft. Er war früher recht und schlecht Maler gewesen, Landschaft abwandernd, und damals

hatte er eine Frau genommen und in einem nicht zu schlimmen Reisezigeunertum gelebt. Als der neue Geist über ihn gekommen war, quälte er die kleine Frau, vorwerfend, sie erkenne seine Messiassendung nicht genug. Sie kam weinend zu Freunden, ohnmächtig, weil er es für nichts erachtete, daß sie sich mit dem Verlust der Einnahmen abfand und mit ihm hungerte. Hunger war ihm die Wollust des Märtyrers, Stigma seiner Größe. Um die Frau willenlos zu machen, ihr die zitternden Nerven der Empfänglichkeit zu geben, die anzubeten bereit ist, setzte er vor ihren Augen den Revolver an die Schläfe, sprang dann die Treppe hinauf, um im abgeschloßnen Stockwerk über ihrem Kopf stundenlang auf- und abzugehen, bisweilen stehn bleibend und den Hahn der Waffe knackend — sie wand sich unten in Angst; danach kam er blöde lächelnd wieder zum Vorschein und ließ sich streicheln. Der Hunger trieb ihn wie ein Tier im Winter vom Dorf hinunter, die Frau ging zum Konsulat, er nach Zürich, in Nachtcafés Klavier zu spielen; Biographie Leid von Künstlers Erdenwallen, falscher Strindberg ganz. In Lauda entstand beim Anblick des Überwachten Abwehr, wie in einem Europäer, der in chinesischen Spelunken einen aufgegebnen Weißen sieht, harte Empfindung, doch ganz elementar: man hat kein Recht zum Leid, wenn man unzulänglich ist, sich darin spreizt. Leid ist Vorrecht derer, die die unpersönliche Demut haben, Reinigung erleben werden.

Im letzten Zimmer hingen die Gipsreliefs eines Rumänen. Sie waren bestimmt, als Fläche in die Fläche einer Wand eingemauert zu werden, Überwindung des törichten plastischen Schmucks, der sich aus der Mutterebene gelöst hat und stolz selbständig geworden ist, Überwindung des Angeklebten, Daraufgestellten, Aufgehängten: es kehrte einer zur Einheitlichkeit der alten Kunstvölker zurück, die noch nicht dualistisch Bau und Schmuck zerrissen. Unnötig zu sagen, daß auch diese Reliefs nicht schon existierende Körper noch einmal verwandten (Definition von Schmuck, dem schlimmen Wort), sondern aus der Idee der Fläche entsprechende Motive gestalteten, ausstrahlende Linien, das Spiel von Kante und Schatten darunter. Es gab der, der die Schmetterlingsflügel photographiert hatte, die grundsätzliche Erklärung, er sagte:

„Der Mensch versteht den Sinn des Ornaments nicht mehr. Niemals in der Natur werden Sie finden, daß irgendein Geschöpf, Tier, Pflanze oder Stein, die Gestalt eines andren bestehenden Geschöpfs als Schmuckmotiv verwendet, der Schmetterling ein Blümchen oder gar den Zwerg — das tut nur der Mensch auf seinen Lampenschirmen. Das für sich abgeschloßne Geschöpf kommt als Motiv nicht in Betracht, denn es ist andrer Art; jedes Geschöpf findet seinen Schmuck aus sich selbst, das heißt aus seiner körperlichen Form; ist sie ein Kegel etwa, wie man sie

am Seestrand findet, laufen von der Spitze zum Kreis der Basis Rillen, seien sie punktiert, seien sie zwei parallele Linien. Europäische Kunst von heute ist unorganisch, das ist ihre Lüge. Der Maler, der die Kuh malt, der Plastiker, der die Nymphe meißelt, ist so Pfuscher, wie es ein Schmetterling wäre, der auf seine Flügel Putten setzte."

Puck sagte: „Ich kann Ihnen eine hübsche Bestätigung vor Augen führen, sie liegt in meinem Hof."

Man ging hinaus, er richtete das Licht einer Taschenlampe auf Holzstämme, die auf die Säge warteten, und wies eine Stelle, wo die Rinde gelöst war. Man sah die Gänge, die der Borkenkäfer zwischen Stamm und Rinde gebohrt hatte, sie waren eingegraben in Stamm und Rinde. Rillchen lag neben Rillchen, zitternd gewellte Parallelen, durch Querstückchen miteinander verbunden — das war das einzelne Feld. Feld stand mit Feld durch Hauptgänge in Beziehung, Hauptgänge strahlten in den Mittelpunkt. Das Entscheidende aber war, daß als Ganzes genommen dieses Rillensystem nichts andres war als der Längsschnitt durch die Ebne des Käfers selbst, so geschlossen und rund wie das Wappen eines Heraldikers — das Tier hatte sich selbst reproduziert, der Idee nach, als Gerüst sowohl wie als innre Anatomie.

„Gut," sagte Puck, „wir ziehn unsre Berechtigung aus der Natur selbst, und wenn wir so praktisch demonstrieren, können wir das Publikum überzeugen. Dürfen wir das Geheimnis verraten? Wir würden zu neuen Naturalisten werden. Meine Herren, ich stelle in uns auch noch einen andren Trieb fest, einen diesem Jasagen, diesem realistischen Ernst entgegengesetzten. Wir wollen eine Diskussion eröffnen, ich will nicht verschweigen, daß in einigen unter uns eine Opposition gegen die Religiösen besteht, wenn wir religiös Obrecht, Hans und die den Kunstformen der Natur Anhängenden nennen."

Wieder im Haus, stehend vor den Sitzenden, entwickelte er:

„Laßt uns die Kräfte überschaun, die uns zu Gebot stehn. Vorfahren sind deutsche Romantiker und Pariser Bohemiens, die einen erfanden die romantische Ironie, Aufhebung des Ernsts, die andren das Den-Bourgeois-Ärgern. Beides bleibt zu benutzen, ist nicht genug. Gegner ist die Realität, der Bürger; wir können ihn nur schlagen, wenn wir ihn mit seiner eignen wundervoll zum Existenzkampf ausgebildeten Waffe bekämpfen, der Organisation, auf die er so stolz ist. Auch denkt er bereits in Kontinenten, erdballkosmisch, international. Organisieren wir den Welthumor, schärfren, höhnenderen als den alten. An zehn Stellen muß die Bewegung auftauchen — Ansätze sind ja da — und in einem Gewand auftreten, daß er sie für ernst nimmt. Wir suchen ihn in seinem Lager auf, benutzen seine Publikationswege, Zeitung, Reklame, Prospekt und Straße, sie alle

ad absurdum führend, ohne daß er es merkt. Fortwährend durch selbstverfaßte Notizen in den Blättern stehn, den Nobelpreis für uns verlangen, wenn er fällig wird, die eigne Todesanzeige in die Zeitung setzen und sie behaglich im Morgenblatt lesen, um acht Uhr früh Extrablätter der „Neuen Zürcher Zeitung" herausgeben, daß Japan und Mexiko auf die deutsche Seite getreten seien, und um neun die Kursbeßrung ausnutzen; das heilige Vertrauen der Bürger in die Presse stören, gefährlich sein, das Tamtam der Heilsarmee an etwas wenden, was der Nachhilfe gar nicht bedarf, weil es schon in allen Köpfen sitzt; ein nicht existierendes Genie durch tägliche Bulletins berühmt machen; die Sensationslust der Menge wie ein Geschäftsmann gewordner Psychoanalytiker berechnen und, ist der Fisch an der Angel, ihm die Schuppen der Überzeugungen vom lebendigen Leib ziehn."

Obrecht erhob sich, sagte schwer:

„Ich bin kein Redner, man soll das Wort sparen für heilige Dinge, das Wort kommt vom Geist. Sprudelt es hervor wie bei Doktor Puck, lachend zu tanzen, kommt es vom Bösen. Wir sind Künstler, das sind Suchende, Hüter und Heger des Anvertrauten. Wir malen anders als Rembrandt und Delacroix, sind sie darum weniger als wir? Ich nenne sie Brüder."

Lisbao erregt zu ihm: „Sie malen besser als Sie philosophieren, warum philosophieren Sie? Sie machen Kunst zu einer sozialen Angelegenheit, es fehlt nicht viel, so definieren Sie sie als Hilfe, die wir den andren bringen. Kunst ist die asozialste Angelegenheit, die egoistischste, die es gibt, Traum des Ego in der Höhle der Individualität von sich selbst. Kunst treiben und den andren verekeln, sie treiben und vor sich selbst verekeln, anders ist sie nicht erträglich."

Der letzte, den Lauda nicht kannte, stand auf und sagte kühl:

„Warum also, Freund Lisbao, sie überhaupt noch treiben? Aus Paradoxie, Abneigung gegen Konsequenz? Ich schlage in diesem Fall doch vor, logisch zu sein und nicht mehr zu dichten und zu malen. Sie sehn in mir den, der mit dem Ehrgeiz begann, schrieb, wirkte, las und stritt, an einem schönen Tag das große Manuskript verbrannte, seither anonymer Gentleman, der ruhig durch die Leute geht und seine Freude an ihrer Dummheit hat, klar, bestimmt, gepflegter Egoist. Laotse ist mir nicht nötig, ich forme mein Brevier mir selbst."

Er hieß Siriwan. Bei seinen ersten Sätzen glaubte Lauda sich selbst zu hören, und dieser ward ihm wie ein hingehaltener Spiegel, sich zu sehn. Der Gentleman als Variation der sich selbst genügenden Weisheit, der geringste Einschlag von Religiosität oder Aktivität mit höflicher Bestimmtheit abgelehnt, seltsam, wo die Durchbrüche des Geists mündeten; auf

jeden wartete eine schon längst gestaltete, banale Form. Causeur mit Frack und Orchidee, war das sein, Laudas, Ergebnis? Ihm war, als habe er den äußersten Punkt erreicht, Fuß halte zögernd an, für Umschlag sei die Zeit gekommen.

Der Rest des Abends war lärmende Diskussion, es sprach ein jeder von sich selbst. Ideen der andren lösten die eignen, und von allgemein gültigen Gesetzen redend, setzte man als Norm ausschließlich sich. Hans, der ihn nach Haus begleitete, sagte mild:

„Immer wenn ich wie eben Zeuge theoretischer Gespräche bin, denke ich an Wiesen, auf denen Tiere weiden, jedes ruhig, schweigsam, eine Tatsächlichkeit, und ketzerische Gedanken steigen auf, welch ein besondres Tier der Mensch sei: als wäre er verdammt, zwischen den Typen zu weilen, nicht fest, nicht flüssig, ohne endgültigen Aggregatzustand; als ob ein Dämon Rache an ihm genommen, Strafe auf ihn gelegt hätte. Warum sind wir nicht wie die Tiere – weil wir denken? Also ist Denken Zersetzung, Krankheit, Verlust der Sicherheit? Es gibt viele, die sicher scheinen, aber dieses Nichtschwanken ist Erstarrung, und es ist nicht absoluter Natur, sondern bürgerlicher: Macht der Verhältnisse. Ich verstehe Obrecht, den ich liebe, aber ich verstehe auch Lisbao, den Empörer, und selbst Siriwan, der das Bequemste gewählt hat, Zuschauer mit dem scharfen Auge zu sein. Ekstase ist Dämonie, müssen wir dämonisch sein? Ich wäre so gern kindlich; kindliche Dämonie finde ich wunderbar; vor den dunklen Sturm, der aus uns weht, eine Sourdine der Milde setzen oder eine kleine Maschine aus dünnem Stoff, farbigem Papier, das nun zu fächeln und zu glühn beginnt. Stolz der andren, heftig zu sein, ist so fern."

Lauda dachte an Siriwan, fragte Hans, was er von ihm wisse; Hans sagte:

„Man weiß nichts von ihm. Fragen nach seiner Nationalität beantwortet er mit einem gut pointierten Scherz. So kommt es, daß diejenigen, die sich für solche Realitäten interessieren, allerlei Vermutungen haben, weshalb er nicht dient. Er geht durch alle Kreise; so kommt es, daß der eine, dem er im Hotel in Gesellschaft begegnete, ihn einen schlanken Diplomaten nennt, Freund bürgerlicher Damen oder aristokratischer; der andre, der ihn nachts um zwei Uhr in einer verrufnen Schenke sitzen sah, von ihm als jemand spricht, der den Straßenmädchen Geld abnimmt – Cafégeschwätz, Legendenrankung um die Maske, die Siriwan trägt. Er hat ihrer ein halbes Dutzend, es sind seine Gesichter."

„Das alles," sagte Lauda, „klingt merkwürdig literarisch; man sucht in der Erinnrung, in welchem Stück man dem Gentleman begegnet ist, der durch alle Kreise geht und Masken trägt – es war die kitschige

Symbolisierung der tiefen Wahrheit, daß wir Gesichter tragen, um ein Gesicht zu haben, und der noch tiefren, daß wir in verschiednen Gestalten leben müssen, um einigermaßen dem Wirrwarr unsrer Wünsche und Auffassungen gerecht zu werden. Was aber spielt sich dahinter ab, im Zentrum dieses Menschen? Ist sein Denken schmerzlich oder nur obenhin? Ist seine Abneigung gegen Kunst, Reden, Tat geistige Haltung, Mittel naiv zu bleiben und sich Illusion zu wahren? Beruht sie auf einer Energieleistung, denn den Widerstand durchführen, ist eine Leistung, und ihr Sinn kann heißen: es darf sich nicht hingeben, wer sich behaupten will. Wer aber mitdenken, mitleben, mitfühlen will, muß sich öffnen, unlöslicher Widerspruch. Wie löst man ihn annähernd? Durch Nacheinander, durch Rückkehr aus dem femininen Stadium in das männliche, durch Kampf um die Selbstbehauptung, nicht durch ihre Proklamation. Deshalb ist der Gentleman im geistigen Bereich so verdächtig, er wird Systematiker und kalter Verneiner. Es ergibt sich: Aufhebung ist eine Methode, nicht ein Dogma, und das entspricht ihrem Wesen — sie muß sich selbst aufheben. Man darf nicht die produktive Tätigkeit des Künstlers verwerfen, wenn man nicht selbst produktiv ist. Ich werde mit diesem verkehren, er ist mein Spiegel."

In dieser Nacht blieb Lauda auf und nahm aus dem Koffer die seit zwei Jahren nicht mehr berührten Manuskripte. Legitimes Gefühl, zwei Jahre geschwiegen zu haben, reinlich wie Enthaltung vom Weib und stärkend wie sie. Er las das Stück durch, dessen letzten Akt er damals abgebrochen hatte, und es strömte zu: Reichtum der Vorstellungen. Er nahm Platz, schrieb, und der Akt ward gehoben in die Sphäre des Jenseits. Nachdem ihm Geistigkeit zwei Jahre lang Zersetzung der in den Erscheinungen wirkenden Energien gewesen war, wurde sie Zusammenballung der Kraft. Ersparte Energie löste aus die verschwendende, vermehrt um den Willen zur Formung: gestaltete Energie. Gespräch mit Hans vor den Bildern hatte finden lassen, daß Kunst Energie ist, der Sphäre des manifestierten Willens angehört (Irrtum Schopenhauers). Phänomen der Anschaulichkeit, war sie von Anschauung getrennt durch die Aktivität.

Das war ihm keine neue Erkenntnis, wohl aber neue Fordrung. Also lag ihm nichts mehr daran, Anschauung erreicht zu haben? Es lag ihm nicht daran, in ihr zu verweilen — auch sie verlangte, aufgehoben zu werden, der Strom floß als Kurve in sich zurück. Entweder man sagte radikal zu allem, was sich in der Sphäre der Tat bewegte und vollzog, Nein und löschte sich aus Ekel oder Erkenntnis aus, oder man kehrte in diese Sphäre zurück, die die Arena des Einsatzes war. Nannte man

Anschauung den religiösen Zustand, dann war Rückkehr zum Ja Abschwächung des Religiösen — Schicksal, das noch jede Religion erlitten hatte, als sie sich in der als Reich der Sünde und des Leids verworfnen Welt doch einzurichten begann.

Im Garten schwoll, von einem Augenblick zum andren, die Ekstase der den Morgen verkündenden Vögel auf. Er trat ans Fenster. Schwer starrten die Kronen, er empfand wieder die Düsterkeit des prangend Sinnlichen, Astarte in der Anadyomene des jungen Lichts, die nur Nordländern mit dem weißen Blut das Mädchen der knospenden Brüste war. Und als er den Gang zum See antrat, war Morgenrot über den Bergen nicht nur rosiges Erglühn — auch brennende Flamme. Gleichwohl — Glühn oder Glut, ob sie Mensch kosten oder fraßen, sie waren Fanfare des Ja, und Wind, ob er der Holden oder der Grausamen vorausging, war Kind des Morgens; wen er anwehte, ward stark, so froh, erfüllt mit dem Hunger nach Tat.

An der Seemauer stand ein Mädchen, wandte sich um, als die Schritte des Einsamen hallend herabkamen, erwartete ihn, sagte:

„Helfen Sie mir ein Boot lösen, fahren Sie mich hinaus."

Er erkannte sie, nachdem er sie in Stein gesehn, und tat, was La Putana hieß. Auf dem See löste sie das Gewand, sprang in die Flut, schwamm, er tat ein Gleiches. Danach stand sie am Mast, furchtlos vor Männern, im ersten Strahl die Haut trocknend; das Wasser zerrann wie Öl auf wölbenden Flächen. Er sah in den Raum, das Leere, gestellt: die Form, das Bestimmte, den Akzent der Energie, das von Grenzen Umschloßne — Gefäß des Dämons Tat. Er sah im funkelnden Blick, der entzündeten Kohle, und in geschürzten Lippen: den Dämon Tat.

(Fortsetzung folgt)

Der Etepetethos

Ein Dialog von Leo Matthias

„Sollst schwankweis' deine Sach' fürtragen."
Goethe: Hans Sachsens poetische Sendung.

Dachstube. Tisch. Stühle. Eisenbett.
Alexander schläft. — Es klopft.

Alexander (im Bett bleibend): Herein! (Die Tür wird geöffnet.) René! Und mit schmutzigen Stiefeln! Bist du so reich geworden, daß du Zeit hast, zu Fuß zu gehen? (René setzt sich.) Trinkst du Schnaps?

René: Ich bin nicht hergekommen, um mit dir zu trinken.

Alexander: Dann gestatte, daß ich mich tröste. (Trinkt.)

René: Alexander – es ist für mich ein Zeichen von mangelnder Selbstachtung, wenn ein Mensch aus der Flasche trinkt. Das tun nur Trinker.

Alexander: René – es ist für mich ein Zeichen von mangelnder Logik, wenn ein Mensch denkt, ich sei ein Trinker, weil ich aus der Flasche trinke. Wie kannst du auf Grund eines so falschen Schlusses zu einer so richtigen Vermutung kommen!

René: Warum bist du spöttisch? Warum hast du kein Vertrauen zu mir?

Alexander: So frage ich auch?

René: Ich – habe noch niemals den enttäuscht, der an mich glaubte.

Alexander: Ich auch nicht. Du gehörtest nur niemals zu denen, die an mich glaubten, mein lieber René.

René: Ich habe dich geliebt, wie mich selbst.

Alexander: Das habe ich nicht getan. Allerdings kann ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich mich selbst auch niemals so geliebt habe, wie du dich.

René: Alexander!

Alexander: Weißt du, was Kunst ist?

René: Bleiben wir beim Thema.

Alexander: Gut. Ich war kürzlich im Theater. Dort hörte ich von einem Schauspieler ein einziges Wort so gesprochen, daß es Aufschlüsse gab über sein Verhältnis zum Wahlrecht und zur Unsterblichkeit. Das Wort war eine Formel für den ganzen Menschen. So ist auch jedes Bild eine Formel – Urbegriff, Symbol. Ein einziges Stilleben von einem Maler genügt mir, um zu wissen, wie er eine Landschaft malen würde – und wie er über Pazifismus denkt. Wenn ich mich irre, liegt der Fehler nicht bei mir, sondern bei dem Maler. Dann ist seine Form keine Formel seines Geistes – sondern Manier.

René: Mein lieber Alexander –

Alexander: Mein lieber René – deine Liebe zu mir ist Manier. Manier ist eine Unlogik des Verhaltens. Manier ist der Gegensatz zu Ethos.

René: Vielleicht verrätst du mir dann den Grund, warum ich hergekommen bin.

Alexander: Gern. Ich soll dir helfen. Es scheint, daß ich damals recht hatte, als ich dir riet, deine Manschetten nicht mehr als Notizbuch zu benutzen!

René: Immer mußt du spotten.

Alexander: Ich spotte nicht.

René: Nun, wenn du glaubst, daß diese Angewohnheit die Ursache meines Unglückes geworden ist, so sage mir, was ich hätte tun sollen. Ich hatte ein schlechtes Gedächtnis. Ich versuchte es zuerst mit Notizbüchern. Aber ich vergaß immer rechtzeitig nachzuschlagen. Also schrieb ich alles auf die Manschette, um auf diese Weise ständig an das Wichtigste erinnert zu werden.

Alexander: Ja – so verlorst du langsam deine Unschuld. O, René – warum hast du dein Schicksal verraten?

René (ironisch): Ich weiß es nicht. Vielleicht war mein Gedächtnis so schlecht, daß ich selbst mein Schicksal nicht behalten konnte.

Alexander: René! Wer würde glauben, daß du einst als sittlicher Imperativ leibhaftig unter uns wandeltest. „Ethos" – so nanntest du fälschlich jenen Knaben, den du liebtest. Um seinetwillen löstest du das Verhältnis mit Polyhymnia. Wer von uns war so erkürt von ihr wie du? Wer von uns besaß ein besseres Gedächtnis für die Fülle ihrer Melodien? Aber dies Gedächtnis galt dir nichts. „Ethos", dein Knabe, haßte die Musik. „Unpolitisch" sei sie. Weil ihre Wirkung sich nicht deinen Zielen fügte, verwarfst du sie, statt dich zu verwerfen.

René: Ich war allerdings der Überzeugung, daß die politische Aktion die einzige Handlung ist, die ethischen Forderungen genügt.

Alexander: Papperlapapp! Es gibt keine ethischen Forderungen. Es gibt nur ethische oder unethische Menschen. Entweder erlebt man die Zeit und dann hilft man ihr immer, was man auch tun mag – oder man erlebt sie nicht, und dann mag man tun, was man will, man wird ihr nicht helfen.

René: Sprich weiter.

Alexander: Es war dein Verhängnis, daß eine Generation dich auf den Schultern trug. Der Verzicht auf deine Kunst wirkte wie ein Manifest. Damals gab es keinen, der dir nicht die Füße gewaschen hätte; heute hilft dir keiner in den Paletot. Damals nannte man dich Messias. Heute heißt du – Judas.

René: Warum? Warum? Wüßte ich warum?

Alexander: Warum? Weil du dein Schicksal verraten hast – dein gutes Gedächtnis. Wer konnte wissen, daß du deine Manschetten mit Daten beschmiertest, die dein Gehirn hinauswarf? Wer konnte wissen, daß deine Politik – Manier war? Eine Unlogik des Verhaltens?

René: Ich hätte mich verachtet, wenn ich damals Lieder komponiert hätte, statt Reden zu halten.

Alexander: Das glaube ich dir. Aber diese Selbstverachtung hättest du eben ertragen müssen. Du hättest Vertrauen haben müssen zu deinem Schicksal. Man nannte das früher: Demut vor Gott. Es gehört sehr viel Rückgrat zu solcher Demut.

René: Also bleibt nichts anderes übrig, als sich vor eigenem Schicksal zu beugen und auf die Verwirklichung erkannter Ziele zu verzichten?

Alexander: Papperlapapp! Du weißt nicht, was ein Ziel ist! Du verwechselst Ziel und Zweck. Den Zweck hast du, das Ziel hat dich. Nur die Mittel kannst du wählen, den Weg mußt du nehmen. Er ist als dein persönliches Schicksal gegeben. Und das Schicksal jedes Menschen heißt Gedächtnis. Jeder behält nur in der Erinnerung, was zur Dominante seines Wesens paßt. Was du bisher getan hast, war fremde Pflicht. Deshalb mißlang dir alles.

Ich kannte einen, der nichts anderes behielt, als Mikoschwitze. Er rang mit seinem Schicksal, wie Jakob mit dem Engel. Und er wurde gesegnet. Obgleich er niemals anderes erzählt als Witze, ist er einer unserer besten Politiker.

René: Gut, daß Prometheus nicht dein Schüler war. Er hätte seinen Felsen gesegnet, statt ihn zu verfluchen.

Alexander: Er hätte ihn weder verflucht noch gesegnet, sondern er hätte sich auf den Bauch gedreht und wäre Bildhauer geworden — sein eigener Herakles.

René: Aber er war mit dem Rücken an den Stein gefesselt.

Alexander: Richtig. Das ist aber auch die einzige Entschuldigung dafür, daß er es nicht tat.

René: Im Grunde genommen ist das, was du sagst, eine Banalität. Du forderst, daß man aus seiner Not eine Tugend machen soll.

Alexander: Prost! (Trinkt.)

René: Warum antwortest du nicht?

Alexander: Weil es sinnlos ist. Du mußt dir erst das Denken wieder abgewöhnen. Denn daß du durch das Denken wieder zu deiner Unschuld zurückfindest, ist höchst unwahrscheinlich.

René: Was ist — Unschuld?

Alexander: Geh zum Weibe, dann wirst du es erfahren.

René: Ich befürchte eher — das Gegenteil.

Alexander: Nein — geh nicht hin. Dir wird es nicht helfen und dem Weibe könnte es schaden.

René (steif): Auf Wiedersehen.

Alexander: (dreht sich auf die andere Seite).

Neue Dramatik

von Rudolf Kayser

Die expressionistische Dichtung ist sichtbar an einem Wendepunkt angelangt.

Das mag wundernehmen, wenn man bedenkt, wie jung Name und Werke sind. Es wird deutlicher, wenn wir an jene doppelte Gesinnung denken, die, durch die unglückliche europäische Situation bedingt, von Anfang an die neue Dichtung beherrscht: die Doppelheit des Dichterischen und des Ethischen. Beide Gesinnungen treten an als Opposition zu einem bürgerlich-genießerischen Leben, das alle seelischen Antriebe und geistigen Zielsetzungen eingebüßt hatte und in Weltanschauung und Praxis sich mit Beschreibung und Verfeinerung der überlieferten Ergebnisse begnügte. Die Wiederbesinnung auf den Geist als jener menschlichen Urkraft, die Kultur schafft und zerstört; der Entschluß, aus der Ebene der Zustände heraus zu schreiten in die Dreidimensionalität des Religiösen — dies alles mußte die Dichter sowohl gegen die nationalen und wirtschaftlichen Egoismen anrennen lassen als gegen eine Kunstübung, die nicht mehr von innen her bestimmt war. Will man im Expressionismus mehr als eine formale Angelegenheit sehen (die ja nur in Satzrhythmus, Wortstellung, der Vorherrschaft des Substantivs gegenüber dem adjektivischen Impressionismus . . . bestehen könnte), so kommt man in Gefahr, sein Wesen in solchen ethisch-politischen Inhalten finden zu wollen. Nun aber hat „Menschheitsdichtung", diese zu Versen geballten Postulate, diese Verkündigungen des sozialistischen und pazifistischen Gedankens mit dem Wesen des Dichterischen nichts zu tun. Gewiß ist es möglich, manifestliche Ausbrüche zu Kunstwerken zu steigern. Aber das Wesen von Kunst und Ethik läßt nur eine Parallelität ihrer Inhalte zu. Nie wurde eine neue Dichtung durch ein ethisches Programm gekennzeichnet. Denn Dichtung ist seelische Entfaltung, Verwirklichung innerlicher Vorgänge und Einstellungen, nicht aber Rede und Benennung zeitlich-praktischer Notwendigkeiten.

Einige Werke der letzten Zeit, die durchaus auf dem begonnenen Wege fortschreiten, haben sich von solcher ethischen Rede deutlich getrennt. Sie suchen wieder den Anschluß an jenen Geist, der, so zeitgebunden er auch sei, die Problematik der Erdoberfläche durchbricht und die Brücke zwischen Ich und Gottheit schlägt. Es gilt nicht, Entscheidungen nach außen zu treffen, sondern über Staat, Wirtschaft, Straße, Partei, Börse und Sexualreform hinwegzukommen. Es gilt nicht, „Menschheit" zu sagen, um vielleicht klein und herzlos zu sein. Sondern es muß, abgekehrt von

allen Ideologien — den stofflichen wie den formalen —, jene Einkehr zu den eigentlichen menschlichen Werten erfolgen, durch die allein Kunst zum Ausdruck eines geistigen Wollens werden kann. Daß Mittelalter, Renaissance, Klassizismus und Romantik Zeiten großer geistiger Kunst waren, kam daher, daß sie aus dem Wissen um menschliche Innerlichkeit das gestalteten, was ihre Zeit erfüllte. Prophetengesten erstarren bald, und Zauberworte verblassen zu rituellen Formeln. Das Erlebnis, dem Ich und der Zeit gleichmäßig entstammend, abzielend auf Werte der Ewigkeit: das ist die nächste Stufe der deutschen Dichtung.

Deshalb werden die Dichter, nach der abgelaufenen Revolution der Formauflösung, neue Formen zu schaffen sich mühen. Mit diesem Ziel sind auch für den Kritiker Wertbeziehungen hergestellt, durch die allein Kritik zu einer schöpferischen Leistung werden kann. Es handelt sich ja nicht darum, Bücher zu „besprechen", Ornamente zu ihrem mehr oder weniger wesentlichen Kern zu zeichnen, sondern an den durch die Zeit selbst geschaffenen Maßstäben festzustellen, welche von ihnen uns weiter helfen und den Atem einer neuen Zukunft in sich tragen.

Das Drama, als stärkste Darstellung menschlicher Wirklichkeit, zeigt diese Krisis unserer Dichtung am klarsten. Ich schreibe deshalb in diesem Aufsatz nur über solche Dramen, die sich um diesen Wendepunkt gruppieren: sei es, daß sie ethisch-ideologisch, anklagend oder verheißend, zur Zeit Stellung nehmen oder bereits aus der Erkenntnis der seelischen Untergründe des Geistes von innen her zu neuer Gestaltung schreiten; sei es also, daß sie die Entscheidungen nach außen treffen und so in einem bestimmten Gesinnungsklima seßhaft werden oder aus der Zwiespältigkeit alles Erlebens jene Kräfte ans Licht bringen, die durch ihre individuelle Herkunft neue Wirklichkeiten formen.

Im Kriege entstanden und am Kriege entzündet sind Fritz von Unruhs „Vor der Entscheidung" (Erich Reiß, Berlin) und Paul Zechs „Gelandet" (Roland-Verlag, München). In Unruhs Dichtung, die weniger der bestürzenden Anschaulichkeit des Krieges als der ihm entgegengesetzten geistigen Werte gilt, ist der Versuch gemacht, in einer einzelnen Gestalt — dem „Ulanen" — den neuen Menschentypus zu errichten. Es sind weniger bestimmte moralische Inhalte als die bewußte Gegnerschaft zum Kriege, die sein Bild bestimmen. Die Unmöglichkeit für ein Volk, sich in der Schlacht seinen „reinsten Kelch" zu erringen, wird festgestellt nicht allein durch die kriegerischen Wirkungen, sondern auch durch die Gegenüberstellung mit vergangenen Geistern, wie Shakespeare und Kleist. Dadurch erhält diese Dichtung eine größere Monumentalität, das anklägerische Pathos aber auch eine größere Kühle. Wesentlich ist dem Werke über-

haupt die Zurückhaltung der Leidenschaft, die Bild auf Bild auf sich einwirken läßt, um endlich zu erkennen: „Wir sind neuer Gnade Erben, sind die Fackeln aller Nacht!"

Im Gegensatz hierzu läßt Zech alle Klänge seiner starken Lyrik ertönen. In drei Deserteuren verdichtet sich Haß und Anklage gegen den Krieg und die ihn verursachenden Gewalten. Ein Kerker umschließt mit seinen Gefangenen alle Hoffnungen und Kämpfe zu einem Empor. Und doch sind es nur einzelne Worte und Empfindungen, nicht aber die auf die einzelnen Sprecher verteilten Beschwörungen, die uns wahrhafte Menschlichkeit beweisen.

Unruh und Zech, so verschieden ihre Methoden auch sind, zeigen beide, daß Klage und Aufruf nicht mehr unsere ethischen Bedürfnisse befriedigen können. Fest steht, daß die prophetische Geste noch keine Gottheit erzeugt. Wohl aus dieser Erkenntnis heraus versuchte Ludwig Rubiner den umgekehrten Weg. Sein Drama „Die Gewaltlosen" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam) geht von der geglaubten Idee aus: der kommunistischen Gemeinschaft. Mit einer fast hebbelschen Intensität wird über Begriffe wie Volk und Führer nachgedacht, um welche legendarisch und schattenhaft Gestalten und Handlung sich bewegen. Diese (politischen) Wege in die Zukunft führen über alle Stationen einer logischen, nicht aber dichterischen Phantasie. Alles Leben ist abhängig gemacht von der Verwirklichung eines Gedankens, der Opfer und Leistungen verlangt. Die Befreiung aus dem Gefängnis; die Seefahrt der brüderlichen Gemeinschaft; die von den Bürgern belagerte Stadt: diese Schauplätze des Ideendramas führen allerdings über lyrische Sehnsucht hinaus. Aber Mythos geschieht nur durch die Verschwisterung von Mensch und Idee; Legende ist immer die Wirkung eines Lebens und nicht des in ihm vertretenen Glaubens. So kommt es, daß auch diese Verkündigung: „Wir sind Kameraden!", die diesmal also hirnlichen Ursprungs ist, nicht überzeugt. Man möchte Rubiner wiederholen, was Kleist von der deutschen Phantasie sagte: „Je höher diese Kraft sich versteigt, um so nebelhafter werden ihre Gebilde, bis sie endlich zu bloßen Schematen einschwinden, aber nicht mehr versinnlichen, nicht darstellen."

Daß sie wieder zur Darstellung gelange, ist einer jüngeren Dramatik Ziel. Es muß eine Dichtung kommen, die entschlossen auf das Elementar-Menschliche zurückgreift. Mit ekstatischen Beschwörungen ist ebenso wenig gewonnen wie mit erdachten Beglückungen. Nichts mehr von Verheißungen und Gemeinschaftstümelei in einer Zeit, die wie keine andere die Entscheidung zum Selbst verlangt. Die motorische Kraft unseres Wollens muß ihres Ausgangspunktes sicher sein, damit sie ihren Weg

finde. Aber auch mit psychologischen Intimitäten ist es nicht mehr getan. Keinerlei Beschreibung von seelischen und materiellen Zuständen ist jetzt noch möglich, sondern nur noch: Aufbruch von Klängen und Gedanken, die neue geistige Wirklichkeit schaffen.

Emporsteigend aus den tiefsten Wurzeln des Erlebens und der Zeit, umschlossen von bewußter Einsamkeit, steht Herman von Boettichers Drama „Die Liebe Gottes" (S. Fischer, Berlin) da. Ein geistiger Mensch bekennt sein Schicksal. Alles Geschehen ist hier Gleichnis geworden und Stellungnahme zu Fragen von heute und morgen. Diese Szenenreihe gleitet durch die Ereignisse eines scharfumrissenen Lebens hindurch und schafft doch Raum für neue und allgemeine Wirklichkeiten. „Haarscharf geht die Grenze unseres Schicksals zwischen Aufstieg und Niedergang hin", bekennt dieser Achim von Arnim, dessen Name und nicht der Name allein Romantik wieder zu einer neuen Erinnerung macht. Gewiß, noch sind in Boettichers Dichtung Reste des psychologischen Zeitalters zu finden; in knappster Formulierung tritt aber auch die neue Erkenntnis hervor: daß wir alle Fragen an Gott sind und deshalb keine „Gesinnung" uns helfen kann.

. Romantik, soweit sie Wissen um die Magie unserer seelischen Wirklichkeit ist, kommt so wieder zu ihrem Recht. Diesmal aber ist sie Entfaltung von Kraft, die in alle geistigen Räume sich drängt. Paul Kornfelds Tragödie „Himmel und Hölle" (S. Fischer, Berlin) bringt die letzten Instinkte des Menschen, seines Seelentums schärfste Bedingungen zur Gestaltung, um so zum Wissen über unser Dasein zu gelangen. Handlung und Charaktere verschwinden völlig vor der Anschauung dieses psychischen Kräftereichs. Friedrich Koffkas „Herr Oluf" (Erich Reiß, Berlin) läßt in träumerischem Halbdunkel das Erlebnis der Jugendwende zu romantisch-balladesker Wirklichkeit werden. Der Abschied von den Freunden am Hochzeitstag, das Sterben daran — dieses eine Motiv ist in all seiner Intensität ausgeschöpft und in einer seltsam leuchtenden Sprache gestaltet.

In Reinhard Goerings tragischem Spiel „Die Retter" (S. Fischer, Berlin) ist jedes Erleben aufgelöst in ein schattenhaftes phantastisches Gleiten. Zwei sterbende Greise, noch einmal hineingezwungen in die Welt blutiger Gewaltsamkeit, gerettet durch den Anblick tanzender, tatbefreiter Jugend — in diesem Vorgang werden die Reflexe eines neuen Menschenbildes sichtbar. Man ahnt in diesem Spiel eine neue, ganz im Gefühl verankerte Weltauffassung, deren Gestaltung man herzlichst wünscht (Andeutungen helfen uns nicht weiter).

Die Zerstörung leer gewordener Formen, das ekstatische Bekennen zu neuem Glück: diese Erscheinungen dichterischer Revolution sind nunmehr

vorbei. Es beginnt jetzt der Aufbau, der nur von innen her bestimmt sein darf. Abzielend auf letzte und metaphysische Schöpfung: den Mythos, wird gerade das Drama Bild eines neuen geistigen Lebens werden. Deshalb muß das Bekenntnis von lyrischer Glut zu heller Gestaltung kommen. Wir hoffen wieder auf ein Drama architektonischer Form, der proportionierten Flächen, des rhythmischen Aufbaus. Diese neue Klassik, der keine äußere Formidee, sondern allein innerlicher Gestaltungswille gebietet, kann vielleicht durch die Weite ihrer Entscheidungen auch im Theater die religiöse Gemeinschaft schaffen, die das revolutionäre Zeitalter allzu schnell vorwegnehmen wollte.

Die Physiologie des Ichs

von Karl Ludwig Schleich

Nichts ist uns rätselhafter als unser „Ich". Dies Gefühl von uns selbst, das uns keine Erkenntnis, keine Methode enträtseln kann, dieses Strahlenbündel der tastbaren, beobachtbaren, realen, fühlbaren, genießbaren Persönlichkeit, die unser höchstes Erdenglück nach dem Ausspruch des größten Seelendiktators sein soll, was ist es? – Eben, unser „Ich". In allen Sternen suchen wir's, im Schaum der Flut, im Wogen der Wiese und der Kornfelder, in der Seele der Geliebtesten und schließlich in uns selbst, ohne einen Faden seines rätselhaften Gewandes zu erhaschen, und enden mit einem rätselhaften Trostwort der Inder: „Du bist ich: und ich bin du!" Das gibt wohl eine Sicherheit des Empfindens, ein lösendes Gefühl, eine glaubensgemäße Ruhelage des Gemüts, wie es etwa Anzengruber seinem Einsamen in den Mund legt: „Es kann dir nix geschehen!" Aber – Erkenntnis? Wo bleibt dabei die polypenarmig zu Himmeln und Sternen gerückte, prometheisch fordernde Sehnsucht („die Sucht zu sehn"), der gigantische Wille, die Zusammenhänge verstandesgemäß zu durchschauen, in denen eben meine Winzigkeit „Ich" verknüpft ist mit dem gewaltigen All, mit all dem andern, das in mir, über und außer mir ist! Keine Fährte, keine Spur! Hier versagt Wissenschaft noch gänzlich und der Glaube sogar prinzipiell, trotzdem die Zeiten doch wohl eben durch die nicht unfruchtbare Spatenarbeit der Wissenschaft vorüber sind, wo ein Symbol, ein Spruch der Sphinx, eine himmlische Zeile der Bergpredigt, ein schönes Priesterwort, eine Botschaft des Papstes uns ein für allemal beruhigt und einschlafen läßt mit der antititanischen Resignation des sogenannten gesunden Empfindens: „Es wird wohl irgendein Wunder sein."

Des Menschen ganzes geistiges Gefüge drängt, seine Seele schreit nach Wissen und nicht nur nach Beruhigungsmitteln, wie ein Leidender, der um „Heilung fleht und dem man Morphium reicht!" Man sehe sich die Millionen Arbeiter, die Nachsaat unsres Lebens, an, man beobachte gut die Jugend, die unsre Erben werden müssen, man höre gut zu in allen Kreisen, vom Fürstentum hinab bis in die Bauernstube, was sie die Ärzte letzten Sinnes fragen in Stunden der Not, die Verwundeten, die Leidenden, alle die vor dieser Rätselschwelle stehen, so schmal wie einer letzten Scheidesonne Gruß, vorm Meeresstrand, vorm kleinen Bach, wo diesseits Leben, jenseits Tod bedeutet – was wollen sie wissen? Immer dasselbe: Wie oder Was ist mein Ich?

Denn, sei man ein König im Geiste, sei man der Geringsten einer, in jedem muß das Wunder stecken, das eines Tages aus dem Paradiesesbaume des Unbewußten heraufzüngelt, wie die Fragezeichenschlange: „Wer bist du?" Woher, wohin? Der Dichter Heine hatte leicht zu sagen, daß ein Narr auf Antwort wartet. Er selbst war einer der wenigen, dem diese Narrenkappe gerade nicht zu Gesichte stand, aber einer, dessen anderes Ich ihn mit Dämonien trieb, über sein Heiligstes zu lachen, – für ungeheuer viele glüht diese Frage immer wieder auf, sowie auch nur eine Sekunde der Ruhe in der hastenden Fülle einer Menschheit von heute etwa, welche die Manie eines heiligen Krieges erfaßt hatte, gegeben ist und einbricht mit der eiskalten Lupe der Besinnung auf die Stellung des Einzelnen zur rasenden Gesamtheit. Vielleicht, gerade heute mehr als je, wo der Gedanke des Staates so schwertgezogen gegen die Rechte der Individualität seine Dogmen predigt, wo jeder in das Ganze aufgehen soll und sei er ein himmelgeborener, seltener Keim oder ein Riese der Persönlichkeit in dem Wald der Natur, der wie eine Schar von Wächtern über dem Berg der Heimat stand. Heute tritt vielleicht die Frage nach dem Ich noch heller in das Blickfeld der Betrachtung als je.

Hier soll nun beileibe nicht vom Rechte des „Ichs" gegen das „Über Ich" des Staates die Rede sein. Hier sollen so wenig politische wie soziale Fragen ihre Erledigung finden, sondern es soll gewagt werden, mitten in die Wogen sozialer Kämpfe die nachdenklichen Überlegungen und Resultate eines Forschers zu werfen, der gleich Kant nur zwei Wunder kennt: Den Sternenhimmel da droben und das Gewissen im „Ich"!

Von vornherein muß man betonen, daß die Analyse des Ichs, wie ich sie hier versuche, alles andere bezweckt, als eine materialistische Studie. Sooft ich mich habe dagegen wehren müssen, daß ich ein Materialist sei, an dieser Stelle will ich es endgültig zu beweisen suchen, daß meine Fahnen kein Emblem tragen von der Endgültigkeit mechanischer Weltanschauungen, daß sie im Gegenteil entrollt sind in der Strahlensonne

eines metaphysischen Glaubens an die Priorität des Seelenhaften in der Welt. Das kann den Forscher nicht hindern, die Realitäten so wahr wie sie sind zu nehmen eben aus der Hand der Notwendigkeit, der Unabänderlichkeit, der Gesetzmäßigkeit, und gerade deshalb nicht abthuhbar mit Dogmen oder Philosophemen, aber es kann ihn auch nicht hindern, diese Welt voll von Offenbarungen zu sehen, die deshalb nicht wertloser sind, weil sie Mechanismen aufdecken. Jeder Dichter hat seine Methoden, je reicher, desto besser, ein Beethoven hat seinen, im letzten analytischen Sinne mechanischen Stil, Gott hat sich durch Mechanismen und Mathematik offenbart. Er rechnet. Aber er rechnet wahrlich nicht nur. Warum soll es frevelhaft sein, der Mechanik des Weltalls, seinen Gesetzen in der Natur, dem Kreislauf des Lebens, dem Geheimnis der Zellen, der Architektur der Pflanzen, dem Symposion der Gedanken im Menschen mit seiner irdischen Bedingtheit nachzuspüren! Ist man Materialist, wenn man beseligt hier und da den Sinn seiner kleinsten und gewaltigsten Maschinen zu begreifen sich bemüht? Und ist nicht jede Wissenschaft, rein und ohne Zwischengedanken, ohne den teuflischen Mitläufer des Nutzens oder des Unheils, das sie bis zur Vernichtungstechnik heraufbeschwören kann, nichts als ein einziger Hymnus auf ein Etwas über uns, in uns und durch uns Werdendes und sich Gestaltendes, wenn auch letzten Sinnes Unerkennbares? Ist die Wissenschaft nicht im letzten Sinne immer am Werke, die Wunder der Welt begreifbar zu machen?

Wie, wenn nun in unsern Menschengehirnen nichts wirklich Erkennbares, vom Mantel der Unnennbarkeiten hineingesprühter Lichtschnee wäre, als feine Mechanismen, als die alleinig uns zugängliche Möglichkeit, zum Begreifen einer doch nicht fortzudisputierenden Schöpferkraft der Natur? — Es ist also die mechanische Analyse der Gesetzmäßigkeiten des Denkens, aufgebaut auf ein Menschenalter von persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen, die, soweit ich sehe, meine mir eigentümliche Forschungsbahn vorzeichnen, welche, so anspruchsvoll sie manchem erscheinen mögen, doch eigentlich einen bescheidenen Verzicht bedeuten. Man sollte, wenn je wieder wirkliche Friedenszeiten blühn, einmal einen Kongreß zusammenrufen aller Denker aller Nationen, um sich über psychologische Begriffe ähnliche Normen zu schaffen, wie beispielsweise über Thermometer, Postzeichen, Briefmarken, Isothermen usw. usw. geschaffen sind! Der maß mit Zoll, jener mit Fuß, der mit Ellen, jener mit Fingergliedern, und endlich lag und liegt noch zu Paris die Norm des Meters, zwar auch inkonstant im Begriff der modernen Relativität eines Genius, wie A. Einstein, aber doch als eine konventionelle Meßeinheit rings auf der Erde! O, könnte es mit Begriffen einst ähnlich werden, wenn es aufhören würde, daß jeder, der denkt, sich unter Seele, Geist, Verstand, Vernunft, Gemüt,

Herz usw. etwas andres vorstellt als der andre! Könnte man eine Norm finden, zu sagen, unter „Geist", „Verstand" usw. verstehen wir, die internationale Gilde der Denker, von nun an dies oder das normativ Festgesetzte. Ganz gleich, was der einzelne unter jedem dieser Begriffe bis jetzt ersonnen hatte, wir wollen uns in einem solchen internationalen Philosophenkongresse einigen und verpflichten, nur das allgemein Angenommene mit diesen Wörtern zu verbinden. Das wäre auch nur in nationaler Spracheinigung ein ungeheurer Gewinn. Ich habe immer bei dem Gebrauch dieser Worte das Gefühl gehabt, daß solch allgemeine Briefmarkenkonvention der Begriffe jede Diskussion ungeheuer vereinfachen und segensreicher gestalten müßte. Wenn ich jetzt, ehe dieser „verbale Kongreß" getagt hat, die geistreichsten Leute miteinander diskutieren hörte, so lag mir jedesmal die Forderung auf den Lippen: „Meine Herren! Sagen Sie mir erst, welchen Sinn, welche Vorstellung Sie mit Ihren Worten ‚Vernunft', ‚Seele', ‚Geist' usw. verbinden?" Aber freilich, die Flut der Definitionen würde die Zeit verschlingen, ehe über diese Begriffe eine Einigung sich vollzöge. Und doch ist das entscheidend. Solange ein solcher Wortwertkongreß nicht da war, werden alle Philosophen auseinander und an sich vorbeireden, wie die Völker vorm Turm zu Babel, oder wie alle, die in fremden Zungen Pfingsträtsel sagten.

Da niemand bisher diesen vielleicht unausführbaren Gedanken angeregt hat, so will ich nicht unterlassen, in dieser Arbeit in aller Bewußtheit meiner Unmaßgeblichkeit gleichsam Vorschläge zu machen zur Entwirrung dieses sprachlichen Chaos und zur Verständigung über diese Wort-Wolken, welch letztere man ja auch trotz ihrer himmlischen Variationsfähigkeit in Skiari, Kumuli, Strati usw. nicht ohne Beihilfe unsres großen Wolkenschauers Goethe zu „Urphänomenen" eingefangen hat. Es soll in der Tat der Sinn dieses Werkes sein, allen diesen Dingen, dem „Geist", der „Seele", dem „Ich", der „Vernunft", dem „Gemüt" einen festumschriebenen Rahmen zu geben, und zwar nicht auf Grund einer ausgeklügelten Wortkunst (Terminologie), sondern auf Grund ganz bestimmter Anschauungen von Gehirnvorgängen, Nerventätigkeiten, Blutmischungen und Säftestörungen, die alle Konsequenzen bedeuten meiner bisher in drei Büchern niedergelegten Vorstellung von den Funktionen des Nervenapparates und seiner Stromquellen. Es ist ein reiches Feld, das unbeackert war, ehe ich meinen ersten Spatenstich wagte. Ich habe nicht gefragt, wie die Philosophen: was ist Humor?, sondern ich habe mir ein lebendig arbeitendes Gehirn, den ganzen wunderbaren Spieldosenmechanismus seiner leuchtenden Räderchen und glühenden kleinen Pyramiden und Zapfen, in normaler Aktion vorgestellt und habe nun zu erforschen gesucht, was in ihm geschieht und auf welcher Art Veranlassungen hin es den

ganzen höchst komplizierten Mechanismus des Lachens am Atmungszentrum oft so blitzartig in Gang bringt — ich habe nicht gefragt: was ist Traum, Schlaf, Hysterie, Hypnose?, sondern habe kühn wie ein Ingenieur der königlichen elektrischen Zentrale des Gehirns mir vorzustellen versucht, in welchem Zustand sich wohl diese eineinhalb Milliarden im phosphorigen Glanze blinkenden Gangliensterne sich befinden, wenn sie dem objektiven Betrachter oder der Erinnerung ihre Rätsel künden. Ich habe, belehrt durch die grandiosen Hirnexperimente der Geschosse in dieser Verwundungsorgie des Krieges, gesehen, daß die Gehirnhälfte links ganz andre Störungen aufweist, als ihr Zwilling rechts — — und überall sah ich, daß unsre Psychologie auf eine ganz andre Basis gestellt werden müsse, sie, die bisher in der engen Bahn der simplen Assoziationen, Hemmungszentren und hier direkt unmöglichen Stoffwechseltheorien lief, und will nun versuchen, diese mechanischen Anschauungen zu verwerten zu einer physiologischen Analyse einer großen Reihe von Bewußtseinszuständen noch andrer, primärerer Art. Denn für mich ist es keine Frage, alle Psychologie und Psychiatrie kann nicht fortschreiten auf ihrem kümmerlichen Pfade, ehe nicht, wenn ich es nicht sein könnte oder dies Ziel verfehlte, ein besserer „Gehirningenieur des Gehirns" kommt, der allen unsern philosophischen, geistwissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Grundbegriffen einen festen physiologischen Unterbau gibt. Ehe ich nicht weiß, was das „Ich" ist, was es unterscheidet, beispielsweise vom „Bewußtsein" oder von meiner „Seele", ehe ich nicht weiß, was im Gehirn vor sich geht, wenn es logisch oder humoristisch arbeitet, ehe ich nicht aufzeigen kann, wo die funktionelle Breite liegt zwischen Unterbewußtsein und der des klaren bewußten Zustandes und mit welchem Zellenmaterial sie arbeiten, ehe ich nicht für alle diese „begrifflichen" Dinge ein handgreifliches Geschehen, ein Schaltwerk in Aktion, einen Mechanismus in Feinbetrieb aufdecken kann, solange kann jeder sich von diesen Dingen nicht viel weiterreichende Vorstellungen machen als ein Feuerländer vom Sternhimmel, jedenfalls jeder seine beliebigen; solange ist alles Gesagte Sage, Wort, das auf Wolken fährt, Nebel, die im Lichte schwinden. Aber die ganze Psychologie würde ein Knäuel von Irrtümern sein, wenn es nicht eben nach meiner Analyse andrerseits doch feststellbar wäre, daß das rechte Gehirn imstande ist, das linke zu beobachten, wie ich das im „Schaltwerk der Gedanken" ausgeführt habe, was erst die Möglichkeit einer Introspektion, einer Beobachtung seines Selbst begründet, überhaupt die Psychologie in uns selbst möglich macht. Ich will eben den Nachweis führen gegen alle Materialisten-Empiriker, daß die Phantasie, diese königliche, allein die Menschheit zur Menschlichkeit gestaltende Gabe, es ermöglichte, durch rhythmisches Einfühlen in das Geschehen der Welt, subjektive Normen,

Aussagen, Gesetze, Sätze zu finden, die wie Wegweiser leuchten, wie Leuchttürme über Öde und Meere einer dünen- und wogenhaft aufgehäuften, aber zu langsam vorrückenden Empirie. Ja, es gibt geistige Infektionen, wie es körperliche gibt, die wie Brand und Feuer, wie Bazillen und Gifte entzünden, so gibt es auch etwas wie rhythmische Infektion, es gibt eine Zeugung von Gedanken, deren Kraft gerade oft die am meisten verfallen sind, die aus dem Dünkel ihrer Selbstsicherheit von Chemismus, Physik und Mathematik nicht eher zu befreien sind, als bis sie das Wunder dieser befruchteten, souveränen Transplantationen von Ideen in ihrem eignen Gehirne als einen vorhandenen Mechanismus begreifen! Bis sie nicht verstehen, daß alles auf Ideen steht, deren Macht gegenüber jedes einzelnen „Ich" so lange ein Sklave ist, als er nicht ihren Sinn begreift.

Ein kühnes Programm! Die Lösung liegt nicht bei mir, sondern bei der Gesamtleistung der Wissenschaften!

Und nun zurück zum „Ich". Rücken wir dem größten Geheimnis der Welt, dem kardinalen Wunder, daß eine Milliardenrepublik von Zellen, ein mikroskopischer Polypenstock, ein bilateral, das heißt zweiseitig symmetrischer, ortsveränderungsfähiger, gegliederter Leib, den man Menschen nennt, ein Bewußtsein seiner selbst, ein Gefühl einer absoluten Einheit mit sich herumtragen kann und tatsächlich in sich dauernd mobil erhält. Begreifen wir allenfalls, daß dieses wandelnde, handelnde, kausalitätengierige Individuum Sinne zur Wahrnehmung hat, weil wir ja an Polypenstöcken (schwimmende Siphonophoren!) auch solche Arbeitsteilung der an einer Republik beteiligten, einzelnen Gruppen von Tierchen beobachten können, wie kommt aber solch ein Konvolut von ineinander, miteinander verketteten, mikroskopischen Gerinnsel zu einem Gemeingefühl seines Ganzen, als Einheit? Wenn es gelöst würde von diesem Banne der erzwungenen Mitarbeit am Sein und Leben eines Individuums, so müßte es zu einem unzählbaren, kribbelnden Ameisenhaufen lauter verschiedenartiger Zellwesen auseinanderstieben. Welch ein Zauberbann liegt über diesen 1500 Millionen Ganglienzellen plus den dazugehörigen Trillionen von Einzelzellen, von denen noch viele Millionen in kleinen alabasternen Röhrchen den ganzen Palast des Leibes durchrauschen und wieder Millionen aus diesen pulsenden Äderchen frei hinaustreten können in die Milliarden Maschen dieses Labyrinths, um wie eine selbständige Schutzmannschaft überall nach dem Rechten zu sehen! Wer einmal, ohne Anatom zu sein, eine solche Reise ins Innere eines Lebendigen mitmachen will, den lade ich ein zur Lektüre einer solchen Märchenfahrt auf dem Rücken von ein paar Blutkörperchen, die ich in meinem Buche: Es läuten die Glocken, Phantasien über den Sinn des Lebens, à la Jules Verne veranstaltet habe. Wer hält dies alles in Reih und Glied, Kolonne

an Kolonne, Organ an Organ, was treibt die Stromuhr des pulsierenden Herzens und die Ringwellen der Blutadern und schickt Befehl auf Befehl zur Aufmerksamkeit auf irgendwie beschädigte oder bedrohte Stellen durch einen der Haupttelegraphenmeister, Empfindung, Schmerz und Lust? Wer lugt da aus den großen Leuchtturmhöhlen der Augen, die zwar auch Strahlen senden können, aber viel mehr Licht einsaugen, hinaus in die Welt und dreht unaufhörlich die beiden, Licht, Farben und Schatten trinkenden, tastenden Scheinwerfer wie zwei selbständige Lebewesen von Kugelgestalt rings ins Leben, hinauf zu den Sternen und, man möchte sagen, mit entgegengesetzter Blickrichtung tief in uns hinein, tief bis zum Ich? Was schafft diese Bewußtseinseinheit, dieses unsre selbstsichere Gefühl von etwas Besonderem gegenüber allem andern? Ist es das „Ich" selbst? Keineswegs! Die Summe der Zellanimae kann nicht die Seele oder das „Ich" ausmachen, denn wenn auch ein Summenstrom aller Animae denkbar wäre, so müßte doch ein Empfänger da sein. Eine Anima über der andern. Denn die Meldung zum Apparat, der Apparat selbst kann es nicht sein. Mein Ich kann in meinem Leibe gar nichts schaffen, es hat mich, meine Augen und meine Sinne, nicht erschaffen, es kann nicht heilen, nicht ordnen, Millionen von Muskelfasern nicht einmal bewegen; mein Ich braut nicht die Wundersäfte des Leibes und kann kein Zellchen an ein anderes leimen, kann keinem Pulse steuern. Mein Ich hat manchen Willenseinfluß, aber keine plastische Bildner- oder Organisationskräfte über meinen Leib.

Meine Zellmillionen lebten, arbeiteten harmonisch und standen schon im Verbande einer allseitig geschlossenen Einheit, als ich noch gar kein „Ich" besaß. Also wohl die Seele? In der Tat, bleiben wir einmal dabei: das Seelische hat sich den Leib gebaut, die Seele dirigiert seine Mechanismen, die Seele spricht durch die Apparate, die Seele offenbart, heilt, erhält sich den Leib. Aber mein Ich ist sie nicht, die Seele, sondern sie rinnt durch mein Ich, schaltet sonst aber im ganzen Leibe an jeder Stelle. Wir werden auf diesen kitzlichsten Punkt: was ist die Seele? hier nicht weiter eingehen, wir wollen hier nur andeuten, daß also das „Ich" etwas ist, das sich von meiner Seele stark unterscheidet, zunächst also dadurch, daß sie immer im Leibe ist, gewiß im Vorbeginn meines Lebens, daß sie schon vor der Geburt richtet, ordnet, vereinheitlicht, fesselt, bindet, verkettet alle diese Milliarden Apparate, die einmal ein „Ich" werden sollen! Einen Augenblick nachdenken — —! Das „Ich" ist also nicht da bei unserer Geburt, es springt nicht hinein in das Gehirn mit den ersten Odemzügen der Luft, wie ein herbeigezauberter Wundervogel. Nicht das „Ich", sondern die „Seele" hat in dem nach innen geborgenen Nest des mütterlichen Organismus den Zellverband zu allen diesen Möglichkeiten,

zu atmen, zu gehen und schließlich zur einstigen Geburt des Ichs in der Seele des Kindes vorbereitet. Das Ich ist höchstens ein Teil, eine Kondensation, eine Verdichtung der Seele. Jedes Menschlein muß also sein Ich erst kennen und bilden lernen, es muß sein Ich „er"lernen, „er"leben, „er"fahren, es wird ihm nicht vorgestellt sogleich als ein kleiner, mitwachsender dämonisch-phantastischer Zwilling seines Leibes, sondern das Ich wächst erst in ihm nach der Geburt aus kleinen Reizmomenten heran bis zum ganz klaren, erhebenden Gefühl des: ich bin ich!

Welch eine himmlische Erleuchtung muß das gewesen sein! Hätte man ihn doch bewußt erleben können, den Aufgang dieser plötzlich im Seelenmeer emportauchenden Sonne, die mit einem Schlage Innen- und Außenwelt überstrahlt mit Tageshelle und von nun an uns nicht mehr verläßt, aber rhythmisch wie jene große Allmutter unseres Universums an jedem Abend im Schlafe wieder untergeht, nachleuchtend im Traum, um mit der Frühe wieder aufzuerstehen! Aber der Stern des „Ichs" glühte nicht plötzlich auf überm Morgenland der Kinderzeit, er mußte erst aus tausend kleinen Reizflämmchen, die glühend blieben, hervorgezündet werden. Ein jeder muß sich erst sein Ich erwerben, Ich muß mich erst erfahren haben, ehe es sich heranbildet zu diesem grandiosen Gefühl einer wahrhaft erhabenen Selbständigkeit dem ganzen brausenden, gigantischen Leben gegenüber. Wahrlich, diese Geburt meines Ich ist darum nicht weniger überwältigend, weil ein Ich so klein ist, gegenüber den Gebilden ewiger, körperlicher Formationen des Kosmos; gibt unser Ich uns nicht den Stolz und die Kraft und die bebenmachende Wucht der Idee, uns wie vollwertig denkend in das All einzufühlen? Hat es nicht zu titanenhaften Anklagen gegen diese ganze Weltordnung geführt? „Und dein nicht zu achten, wie ich!?" Und zu dem nicht minderstolzen:

Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein!

Ein jeder muß, wenn er das werden will, was wir Persönlichkeit nennen wollen, erst einmal von Jugend an so allein der Natur, aber der echten, wirklichen, nicht einem Horizont von vierstöckigen Häusern gegenüber und auf Schollen von Asphalt-, sondern auf dem Heimatboden und seiner weitfernen Umkränzung von Horizonten aller Art gestanden haben, um mit seinem Ich diese erstaunliche Sicherheit, die eben nahe an Trotz grenzt, in sich zu verankern, um ein Ich zu sein, nicht nur einer von den Vielen, sondern auch Einer!

Also erlernbar, erwerbbar, ein erst aus Gegebenem Herauswachsendes ist das Ich! Und andererseits? Verlieren wir nicht unser Ich oft lange vor unserem Tode? Es schläft uns ein, lange, ehe man unsern Leib im Staube

schlafen läßt. Wir haben uns wieder vergessen, ehe noch die sonstige Gesamtharmonie unseres Polypenkonglomerates des Leibes irgendwie gestört sein braucht. „Ichlose“ schlucken, verdauen, kauen, husten, tasten, wandeln (im Somnambulismus!), und fast jeder Greis wird ein des zu höchst erworbenen Vermögens auch wieder verlustig gehender, armer Zellautomat, hilflos, wie er vor der Geburt seines Bewußtseins über sich selber gewesen ist. Und doch ist trotz dieses Verlustes die zusammenhaltende Idee, sind ihre Regenerationskräfte, die Regulationen, die intuitiven und Reflexmechanismen auch ohne Ichbewußtsein voll am Werke. Wer hält diese Zellen nun nach dem „Ich“schwund noch diktatorisch zusammen? Was ist das, was die Wunder der Wundheilung, die Regenerationen und den Neubau verlorengegangener Teile trotz tiefen hypnotischen oder hysterischen Schlafes, wie das beobachtet ist — ich selbst sah eine Wunde bei einem vergifteten und durch zehn Tage bewußtlosen Studenten tadellos heilen — einleitet und trotz der zeitweisen Austreibung des Ichs den ganzen Zauber der Kleinmechanismen und Heinzelmannarbeit zur Aufrechterhaltung des Gesamtplanes der Körperanlage genau so aufrecht erhält wie vorher, trotz der tragischen Flucht des Ichs? Ich erwähne das nur, um einen zweiten wichtigen Unterschied zwischen dem „Ich“ und der sogenannten „Seele“ zu konstatieren. Das „Ich“ entflieht, aber etwas bleibt, was Einheits- und Harmonie- und Reparierungs- und Konstruktionsideen von höchst zweckbewußtem Gehalt behält, trotzdem sein Hauptregister, die Egotrompete, tonlos ist. Dies Etwas, was wir einmal vorläufig die harmonisch-plastische Idee eines jeden Organismus nennen wollen, vulgär die Seele, war also vor dem Auftauchen des Ichs und blieb nach seinem Verlöschen.

Aber das Ich? Es hat etwas Wandelbares, Fluchtbereites, etwas sich selbst Entrinnendes, dieses Ich. Verläßt es uns doch im tiefsten Schlafe rhythmisch jede normale Nacht, kann ich es doch zwingen, in der Narkose zu verlöschen, wie ein Licht vorm Wind. Gehorcht es nicht dem Gifte von außen wie dem von innen, und wandelt nicht Freud oder Leid, Kummer, Krankheit, Gram, Sorge insoweit mein Ich, dies Urgefühl, dies klare, reine Medium, mir selbst durchblickbar und durchstreifbar, genau wie die gläserne Riesin, die Luft, die sich wandeln kann in dumpfe Trübe und rieselnden Schnee?

Was ist das „Ich“ beim Nachtwandler, der mit automatischer Sicherheit und dem sich selbst überlassenen Spiel seiner Muskel-, Gelenk- und Sehnentätigkeit, mit völlig erhaltener Gleichgewichtssteuerung über Abgrundtiefen schreitet? Wenn gewarnt wird, den Nachtwandelnden nicht mit Namen zu rufen, so fußt diese Mahnung auf Erfahrung. „Weh' den Stimmen, die ihn riefen!“ Eben die plötzliche Zurückforderung des

Ich in den somnambulischen Leib ist gefährlich. Gott weiß, in welche Tiefen er sich verkrochen hat, vielleicht klein, wie die Direktorialzelle eines Riesenammonshorns, die mich immer an das Wunder eines Organisten vor einem ungeheuren Orgelwerk erinnert. Da sitzt in einer aus spiraligen Marmorzügen gewundenen Riesentrompete zu guter Letzt in einer kleinen Zelle ein Einsiedlerwesen, welches sich wie ein Anachoret in seinem eigenen Labyrinth verkrochen hat und doch das ganze Riesenwerk durch sein winziges Ich beherrscht. So geschrumpft, verkrochen, verschwunden erscheint auch das Ich im Körper des Nachtwandlers. Aber dieser kleine Eremit ist an keiner Stelle auffindbar, die kleine Höhle ist nicht entdeckbar, in die er sich verkriechen könnte.

Es ist also gefährlich, das „Ich" plötzlich anzurufen und wieder hineinzustürzen in eine Situation, die nicht langsam Schlag für Schlag, Zug für Zug, Reiz für Reiz für das Ich vorbereitet ist, um sich ohne Gefahren zurechtzufinden. Schnell und blitzartig orientiert sich also ein plötzlich erwachtes Ich nicht, was man gleichfalls deutlich an dem wirren, irrend-suchenden Blick der aus der Narkose Erwachenden beobachten kann, die, ohne Schutz anderer, gleichfalls Gefahr laufen würden, in irgendeiner Weise aus mangelnder Orientiertheit sich Schaden zuzufügen. Das Ich muß also, um seine ganze Bewußtheit, seine Ruhe und Einheit zu wahren, etwas von einer Kontinuität des Wachzustandes, von einer Kette von sich folgenden Anregungen behalten. Diese Unorientiertheit, dieses ängstlich hilflose Staunen befällt uns schon nach dem periodischen Auslöschen des Ich im tiefsten Schlaf beim Erwachen. Wir müssen schreckhaft unser Ichgefühl erst gleichsam wieder ankurbeln durch Tasten, Umherstarren, Nachsinnen, Lauschen, Fragen: „Wo bin ich?"

Schon wenn wir durch Erinnerung an unsere Vergangenheit mit jener Fähigkeit, die wir als ein gewolltes und gekonntes Neuaufleuchten aller der Ganglien bezeichnen müssen, welche bei einem früheren, einmal gegenwärtigen Ereignis direkt in Flammenzeichen aufglühten, an unser Ich zu solch einem rückwärts gelegenen Moment hinabzureichen versuchen, so schwebt schon um dies vergangene Ich ein Nebelschleier, eine verdunkelnde Wolke des Gewesenen herbei zwischen dem Jetzt-Ich und dem von damals. Das ist eine leise Andeutung davon, wie Millionen Jahre meine früheren Vorfahren gleich mir, ihre Erlebnisse hineinversetzt haben in die heiligen Schatzkammern ihrer geheimsten Erlebnisse, von denen sie uns dann, ihren Urenkeln, so geheimnisvolle Winke geben (siehe „Die Testamente der Vergangenheit"!). Unser vergangenes Ich, der Versuch ihm nachzudenken, scheitert an der Vergeblichkeit, unser Ich aus vergangenen Phasen zu rekonstruieren. Es ist eine Grenze der Erinnerungen da, wo

eben noch kein Ich bestand, respektive wo es scheinbar, wie in Millionen Fällen, so unbeteiligt war, daß wir keinerlei Erinnerungen an dennoch sicher Erlebtes mehr besitzen, was beweist, daß das Erinnern eine Sache des egoistischen Interesses ist und mit welchem Rechte Goethe das Gedächtnis als eine Sache des Herzens bezeichnete. Daß wir uns so schwer an Gefühltes, Tastbares erinnern können, hängt mit dem Doppelbau des Gehirns zusammen. Erinnern ist Sache der rückläufigen, rechtsseitigen Phantasieströme, Fühlen aber Sache der realen Augenblickswahrnehmungen, welche in der linken Gehirnhälfte ausgelöst werden. Darum können wir uns so schwer einen einmal oder selbst mehrere Male erduldeten Schmerz vorstellen und vergessen ihn so leicht, weil der Kurzschluß der Nerven und Ganglien ein Vorgang des realen Orgelregisters ist, der in der Phantasiezone nicht imitiert werden kann. Zum vollen Aufleuchten des Strahlenwunders des Ich gehört das heilige Wunder des Augenblicks, und der Augenblick ist eben die Spanne Zeit, während welcher in einer sogenannten Sekunde das Blut in den Gehirnapparat ein- und ausströmt und den also phasisch ungehemmten Sternenhimmel aller Ganglien für eine kurze, aber sich folgende Frist hell aufleuchtend frei gibt für die Wellen des sausenden Alls und des spinnenden Innenlebens. Der Moment, wo alle Bahnen ohne Bluthemmung frei sind für Reize jeder Art, dieser armselig winzige Tropfen vom Ozean der Ewigkeit, er ist im letzten Sinne allein „Gegenwart". Wir werden gleich sehen, was dieser Gedanke, den wir uns recht klar machen müssen, für eine ungeheure Bedeutung für den Mechanismus des Ichgefühls hat. Daß dieses Ichgefühl sonderbarer Modifikationen und Nuancen fähig ist, ja daß es sogar in ein anderes oder mehrere „Iche" zerspaltbar erscheint, das zu erörtern wird sich bei der Analyse der Dämonien erst dann hell beleuchten lassen, wenn wir über die Physiologie des Ichs uns ganz klare Vorstellungen gemacht haben werden. Hier will ich nur noch betonen, daß, da das Ich also von einem winzigen Halm vom Rasen der Ewigkeit, dem Augenblick, wie abgetrauft erscheint, das heißt der Augenblick mein Ich erst erzeugt, so kann natürlich von einer Ichvorstellung der Zukunft gar keine Rede sein, es sei denn, hier träte die mechanisch schwer begreifbare Möglichkeit des Hellsehens in Aktion, bei welcher mit der Clairvoyance der Ereignisse auch eine Vorstellung von meinem Verhalten ihnen gegenüber in die Erscheinung treten müßte. Genug, Fausts Sehnsuchtsschrei nach dem Verweilen des schönen Augenblickes muß ewig ungehört verhallen, denn bei seiner Erfüllung müßte das Ich — sterben. Das Ich ist eine immer neuentzündete, aufzuckende Flamme, kein kontinuierlich glühendes, verharrendes Licht! Nur die sich stetig folgenden Phasen seiner Wiedergeburt täuschen ein Wachen uns selbst, dem Ich, unserer Seele

eine Kontinuität, ein gleichmäßiges Bestehen vor. Bis zu diesem Punkte mußten wir vordringen gleichsam bis an das Urphänomen des Ichs, seine Entzündbarkeit am Augenblick, um hoffen zu können, dies unendlich kühne Unternehmen, einen Mechanismus des Ichs aufzudecken, mit einigem Erfolge wagen zu können! Das Ich ist an die Gegenwart gebunden, und da die Gegenwart von Sekunde zu Sekunde nur durch die Entflammung des Ichs in jedem Augenblick neu ersteht, so muß der Gang der Welt, der Strom der Zeit und unser Ich in irgendeiner Art Verkettung stehen.

Welcher Art ist diese? Das Gehirn — und von seinen geheimnisvollen Mechanismen vom Spiel der Millionen Ganglienkugeln und ihrer sie umspinnenden Säfte her wollen wir ja die neuen Erkenntnisse ablesen — ist, das dürfte allgemein angenommen sein, ein Orientierungsapparat. Die von ihm auslaufenden Tausende Polypenarme, die in die Außenwelt gestülpten Sinnestaster melden getreulich die Geschehnisse des Lebensumkreises und des Körperinnenkreises. Ein ungeheures Geflecht kleiner Marconiplatten des Sympathikus, einer Art nervöser Zwischenstation zwischen Reizmöglichkeiten (vom Außenkosmos und Innenkosmos) und der Wahrnehmung im Gehirn, meldet ferner Millionen von allergeheimsten Vorgängen rhythmischer, dynamischer, elektrischer Natur, welche gar nicht bis ins Bewußtsein gelangen, aber doch auf den unbewußten Orientierungsapparat im Gehirn einen bisher viel zu wenig gewürdigten Einfluß ausüben. Ich kann mich hier mit einer ganz kurzen Skizze der allgemeinsten Hirnmechanik begnügen, weil im Verlaufe dieser Betrachtung dieses ganze wunderbare Leucht- und Spinnwerk geistiger Begebenheit bis in die denkbar feinsten Details auszuarbeiten noch reichlich Gelegenheit ist.

Die Welt schickt also gleichsam durch eine ungeheure Anzahl allerkleinster, belebter Prismen vieler Individuen unaufhörlich, unaufhörlich ihre verschiedenen und so zahlreichen, aufschäumenden Wellen eines in sich beharrenden Ozeans, das Reich des Äthers, des allgegenwärtigen und allmächtigen, hindurch. Innen- und Außenwelt sind dauernd am Werke, wie man sagt, unsere Empfindungszellen mit Licht-, Wärme-, elektrischen, Stoßwellen zu bombardieren, sie zu reizen, zu bewegen, sich an ihnen zu reiben, und diese an sich rein physikalisch-chemischen Wellen werden, wie man sagt, zu geistigem Empfinden „transformiert" und gelangen als solche umgebildete physische Qualitäten zu geistigem Gehalt. Wir werden noch sehen, daß hier ein grandioser Irrtum steckt, an dem die ganze Wissenschaft krankt, welcher noch dazu die Quelle des Faust-Duboisschen Pessimismus ist: „und sehe, daß wir nichts wissen können!" Wir werden diesem Kernproblem, wie es denkbar sein soll, daß materielles Geschehen in etwas absolut Immateriellem, dem Geistigen, übergeht, nicht ausweichen,

und hoffen viel von einer definitiven Beseitigung desselben; für jetzt genügt es, lassen wir den Satz gelten, den die Wissenschaft allgemein akzeptiert hat: „Die physisch-chemischen Reize werden im Zentralnervensystem und im Sympathikus umgesetzt zu geistigen Empfindungen." Wenn die Wahrnehmungen Meldungen zur „Vernunft" oder „Seele" sind, die keinen erkennbaren Mechanismus haben, sondern metaphysische Gegebenheiten sein sollen, so ist diese Anschauung ein Gewinn. Denn wollte man zum Beispiel sagen: was nützt es, wenn man die Transformation im Anfang bei der Wahrnehmung zu leugnen sucht, um sie am Ende wieder beim Begriffe auf eine neue Form der Transformation in ein höheres Geistig-Seelisches herauskommen zu lassen, so dürfte dieser gewiß berechtigte Einwand doch außer acht lassen, erstens, daß eine so gewonnene Analyse doch viel lehrbarere, tiefere und spezialisierbare Einblicke in eine große Zahl von geistigen Funktionen (wie Logik, Hemmung, Traum, Dämonie, Schmerz, Lust, Persönlichkeit, „Ich", Psychosen usw.) gestattet, und daß es nie fruchtlos sein kann, den Sprung ins Mystische möglichst weit hinauszuschieben, und zweitens, daß zu hoffen steht, daß auch diese letzte Planke noch durch zukünftige Entdeckungen und wissenschaftliche Erkenntnisse ein Sprungbrett werden kann auch in manche weiter vorgeschobene Reiche mechanischen Begreifens. Ist es so gänzlich ausgeschlossen, daß Strahlungsarten gefunden werden, welche modifizierter Äther sind, welcher doch sicher Elektronen irgendwie mechanisch formiert? Wenn es gelänge, den Äther als ein unsichtbares Fadennetz alles durchdringender Struktur mit Ziel, Willen und Geist behaftet zu erweisen, so sind der Aussichten gar viele, die es nicht fruchtlos machen, die mechanische Analyse so weit hinauszutreiben, wie nur irgend ohne Absurdität denkbar. Wollen doch selbst die Spiritisten nichts weiter, als ihre behaupteten okkulten Dinge irgendwie streng wissenschaftlich analysieren.

Doch nicht dies allein. Nach Ottomar Rosenbach erzeugen diese bewegten Wellen aller Art durch Reibung an den kleinsten elektrischen Ganglienkörpern molekulare kleinste elektroide Stromquellen für die Aufrechterhaltung der vielfach benötigten elektrischen Spannungen im Nervensystem. Also Transformatoren und Akkumulatoren sind unsere kleinen Wundersternchen der Ganglien, wir haben einen ganzen mikroskopischen Himmel davon, und wer einmal Gelegenheit hatte, das Aufleuchten der Alphastrahlen des Radiums im Mikroskop zu sehen, der kann sich wohl ein Bild machen, wie diese Sternlein immer aufs neue aufzucken, sprühen und Plätze wechseln; sonst reicht das Bild des Sternhimmels auch aus, nur daß der unsrige da drinnen hinter dem Schatzkasten des Schädels nicht mit einfach immer leuchtenden Flämmchen strahlt, sondern daß gleichsam von Sekunde zu Sekunde Millionen Sternenblitze wechselnd

Wege weisen, die so aussehen mögen, wie eine mit kleinen Lichtbomben beschossene Milchstraße, die aber wie eine dahinrieselnde, funkenbesetzte kleine Eidechse kreuz und quer am Kleinhimmel unseres seelischen Apparates sich blitzschnell von dannen schiebt. Die Reizströme kommen zumeist von den Sinnenapparaten zum Gehirn, die aufgespeicherten Reserveströme wohl von allen überhaupt den Reizen zugänglichen gangliösen Apparaten. Solch eine schwebende, immer bereite, einer elektrizitätsschwangeren Wolke vergleichbare Ladung, die blitzbereit zwischen den Ganglien aufgespeichert ist, muß unbedingt angenommen werden, und kein Geringerer als O. Rosenbach hat daraus allein die Möglichkeit eines Betriebes aus kleinsten molekularen Strömen im organischen Betriebe zu erklären versucht. Wenn nicht eine solche Stromsprungbereitschaft, eine solche jederzeit entladungsfähige Stromakkumulation statthätte, wie in aller Welt will man erklären, daß es ja innerhalb meines Willens unbestreitbar gelegen ist, meine ganze verfügbare (!) Seelenkraft einmal in die Spinnstube der Phantasie, dann in die Prägungshalle des Wortes, sodann in die Hammerschmiedewerkstatt der Taten zu schicken und sie beliebig den Arbeitsplatz wechseln zu lassen?

Diese Art Wille ist für mich kein Problem mehr. Es ist eine zum mindesten psychologische Tatsache, daß ich den freien Willen habe zu sinnen, zu denken, zu sprechen, zu handeln. Ob die Art und der Inhalt dieser auf drei Orgelregistern gespielten Musik mir völlig freisteht, ist eine Frage für sich; gewiß ist, daß ich völlig Herr bin darüber, wie ich irgendeine, also immer vorhandene, aufgespeicherte, in jedem Augenblick mobilisierbare Stromkraft des Gehirns verwenden will. Nie kann ich alle drei Register zur gleichen Zeit ziehen, ich kann nicht denken, indem ich handle, und nicht handeln, indem ich spreche; der Strom kann nur zeitlich, phasisch, wenn auch in schnell folgenden Blitzen, im Denkregister, im Sprachregister, im Handelnsregister nacheinander, nie gleichzeitig, tätig sein. Es scheint nur so, daß wir weiter denken, indem wir sprechen. Jeder Redner weiß, daß er automatische Sprechpausen einschiebt, um weiterzudenken, sofern er improvisiert und nicht Gelerntes reproduziert. Er weiß es, daß er stellenweise somnambulisch redet, nur um Zeit zu gewinnen, Gedanken zu spinnen. Auch hier ist Stromeinschaltung der Reservekraft im Gehirn, die wechselnd zwingt, den lebendigen Wechselstrom bald in dies, bald ins andere System zu dirigieren.

Wer den feineren Mechanismus des Willens schon aus meinen früheren psychologischen Betrachtungen kennt — er ist gebunden an die Funktionen des Bendaschen Hirnmuskels —, weiß ja auch, daß uns zu dieser Willensverschiebung der intendierten Ströme Muskeln zur Verfügung stehen, welche den Strom zwar nicht direkt packen und dirigieren, aber ihm doch indirekt seinen Weg weisen nach den Gesetzen des geringsten

Widerstandes durch Auf- und Zuklappen der Gespinstfensterchen der Neuroglia um die Zellämpchen, die genau wie die blauen Gazeklappen über den elektrischen Lampen in unserem Eisenbahn-Schlafcoupé funktionieren. Nur, daß die Neurogliaklappen nicht ein glühendes Licht abdämpfen, sondern, vorgezogen, des Lämpchens Entzündbarkeit eben durch den fließenden Nerven-Kraftstrom mit seiner akkumulierten Reserve erzwingen, und daß die Dämpfung der Ganglienlämpchen durch die Blaukappen ein Aufleuchten unmöglich machen. Das blaue Neurogliafensterchen um jede Ganglienkugel auf oder zu, heißt eben: Leuchte! oder Bleibe dunkel! Es schaltet Strom ein – Strom aus. Da nun den eigentlichen Hemmungsprozeß dabei das Blut und die Lymphe in Bewegung erhält, so verstehen wir die ungeheure Beteiligung der Blutadern und durch sie der Blutsäfte am geistigen Geschehen mit einem Schlage und begreifen die sehr erhebliche Rolle, welche der alle Gefäße öffnende und schließende Nerv-Sympathikus, der Innenstromdirektor, am Spinnrad geistigen Webens zu spielen befugt ist.

Nun machen wir mal ein grandioses Ich-Experiment im größten Stile mit, das die Chirurgen, freilich nur allzusehr vom Zweck gefesselt, täglich ausüben, und von dem aus der Verfasser allein ausgegangen ist, um dem Mechanismus der „Seele" etwas mehr, als bisher geschah, abzulauschen. Wir wissen ja alle, daß die Narkose den Zweck hat, den Schmerz auszuschalten, und daß das, wenigstens auf dem Wege der Einatmung betäubender Substanzen, nicht ohne manch unwillkommene physische und psychische Nebenwirkungen geschehen kann. Zu diesen leider nicht vermeidbaren Übelständen gehört auch die zeitweise Ausschaltung des Ichs. Darum ist eben jede Narkose ein psychologisches Experiment allergrößten Ranges, weil sie Schritt für Schritt beobachtbar, den ganzen Kreis unserer seelischen Fähigkeiten alteriert und aufhebt: von der einfachen Empfindung über Orientierung, Denken, Begreifen, Schlaf, Traum, Phantasieren, Wahnvorstellungen, Bewußtsein, I c h g e f ü h l, Schmerzempfindung, Reflexaufhebung, Muskelzentrenlähmung, bis tief hinab in die Zonen des Unterbewußten und seinem Betriebe und schließlich bis an die Zentren von Lungen- und Herzsteuerung und damit bis hart an die Grenze zur definitiven Lebenshemmung, dem Tode. Man sieht hier eine Stufenfolge, aus welcher nach meinem Gesetz von der Evolution der Ganglienlager sich sogar das Alter der einzelnen Hirnfunktionen bestimmen läßt: d e n n j e j ü n g e r e i n e e n t w i c k l u n g s g e m ä ß e r w o r b e n e H i r n f u n k t i o n i s t, d e s t o f r ü h e r w i r d s i e v o n d e n a b w ä r t s i n d i e H i r n t i e f e e i n t a u c h e n d e n B e t ä u b u n g s w o g e n e r r e i c h t; zuletzt kommen die vom Leben zuerst erkämpften Fähigkeiten heran. Daraus erschließe ich eben den Beginn des Nervenlebens mit dem Urvater Sympathikus,

denn er beherrscht schließlich Atmung und Herztätigkeit. Man sieht auch: in dieser Skala steht das Ichgefühl erst an zehnter Stelle. Was hat das zu bedeuten?

Bewußtsein ist das Innewerden des Ichgefühls, wobei die gereizte Zone des „Ichs" schon wieder den andern nicht beteiligten Ganglien als eine betrachtbare Lichtquellzone, als ein Objekt betastbar und vergleichbar unterliegt. Das heißt es ist das Wort, das Symbol für einen inneren Vorgang. So ist es mit jedem psychologischen Geschehen. Ein Reiz fällt ein, er umfaßt bestimmte Ganglienerregung. Diese Gruppe leuchtender Ganglien wird von anderen nicht dabei beteiligten Gangliengruppen betrachtet, es erregt in ihnen sekundäre Phantasieströme, läßt des Betasteten Gebild vor allen Kategorien (Möglichkeit und Erfahrung) Parade abhalten und formt im Mentierteil des Gehirns einen Begriff, dessen innen gefühlte Einheit einen Strom auslöst zum Sprachzentrum, welches für dieses Gefühl, das innen entstand, ein adäquates Symbol durch Sprachbewegungen schafft. Man sagt „aus", was innen geschah, man entladet die durch den Reiz gesetzte Akkumulation von Gruppen-Erleuchtungen durch die Tat des Wortes nach außen. Das ist der Kreislauf des Geistigen. Umsatz von Empfindungen in Begriffe, dieser zu Motiven, von den Motiven Befreiung der Hirnspannung durch Handlung oder Aussage; auch das Schreiben ist solche Gehirnentladung. Sprache ist Geburt und Tat. Worte sind Symbole für den entsprechenden physiologischen Gehirnvorgang. Die Sprache beschreibt, was innen geschieht. Bewußtsein heißt das Gefühl vom Innewerden des Ich, von seiner inneren Umtastung. „Ich" ist das Sprachsymbol für das Gefühl, daß in bestimmten Zonen des Gehirns jede Sekunde eine Atmosphäre aufleuchtet, an welcher sich alle Außen- und Innenbewegungen entzünden. Das im Inneren markanteste, streifenweit aufleuchtende Lichtfeld, das innere blitzende Objekt wird als „Ich" fixiert.

Geist ist materialisierte Seele, ist der in dem Organismus (Apparat) offenbarte Gehalt der Seele. Ein Spiegel, der über seinen Meister etwas sagen kann. Bewußtsein ist die Beobachtung des Ichs, das Innewerden dessen, daß ich ein Ich bin. Das Ich ist kondensierte Seele. Das Ich ist die Brücke vom Geist zur Seele.

Nun, das Narkoseexperiment beweist, daß die Zone derjenigen Ganglien, welche das Ichgefühl auslösen, die eigentliche Zone des Ichempfindens, tiefer liegt als alle Wahrnehmungen, zu denen uns die Entwicklung nach dem Aufstieg der einzelnen Ganglienfähigkeiten geführt hat, das heißt tiefer als die Lager der höchsten Orientierungsfähigkeiten des Menschen, zum Beispiel Raum und Zeit, Kausalität, der Vollzug des sogenannten Vernünftigen, des Logischen, des bewußten Phantasierens, unseres Künstler-

tums, unseres Religionsgefühls usw. Und zwar ganz räumlich genommen, wenn wir die allmählich in der Hirnrinde Platz greifende Tiefenwirkung in unserem Narkoseexperiment überhaupt anerkennen wollen. Das aber müssen wir schon, denn jeder Narkotisierte sagt, darüber befragt, dasselbe aus. Ich habe es zudem oft genug an meinen eigenen Selbstnarkosen, zum Teil zu psychologischen Studienzwecken oft genug betätigt gefunden. Nach den Zuständen der Abwehr, des Widerwillens, den nur der wache Wille anderer mit Gewalt überwindet, fängt die Orientierungsfähigkeit in der direkten Umgebung an auszufallen, der Orts- und Zeitsinn wankt, dann mag man nicht mehr recht zu begreifen, was mit einem geschieht, das Denken fällt schwerer und schwerer, Ursache und Wirkung verschwimmen, „Begriffe" haften nicht mehr, es ist als würde alles Wirkliche und Abstrakte langsam abgestellt, und als sähen die Augen ängstlich nach innen, um dort die Gründe des Ausfalls höchster Geistigkeit zu erwischen. Dann kommt wohl Schlaf, aber das Ich ist noch nicht fort, es wandelt im Traum, aber doch als Ich noch eigen flutende Wege; der Traum steigert sich sogar zur Halluzination. Phantasmen treten auf, Rasereien oft unter Aufspringen und attackierenden Bewegungen, Kampfhandlungen beginnen, und es rollen die Augen undirigierbar her und hin, dann endlich wird das Ich ausgelöscht wie ein Name von der Wandtafel, wie man eine Fackel erstickt im Sand, nachdem schon das, was man volles Bewußtsein nennt, lange geschwunden ist. Dann gibt der Anruf keine Reflexe mehr, der Augenreflex hört auf, aber jetzt noch kann Schmerzempfindung an dem Abwehrzucken bemerklich vorhanden sein. Ist auch dieses ertränkt in der lethargischen Dampfwelle, so ist der Moment da, von wo ab jede tiefere Betäubung ein Kunstfehler ist. Das Reich des Unterbewußtseins steht schon dicht an der Schwelle des Todes.*

* Die Aufhebung des Bewußtseins, das heißt eben des Gefühls vom Ich, geschieht merkwürdigerweise (im Kriege!) nicht so sehr durch rohe Gewalt, Schuß oder Zertrümmerung des eigentlichen Ganglienapparates; wir können eßlöffelweise Gehirnverluste beobachten ohne eine Titelchenveränderung des Ichgefühls; wir sehen, daß zur Aufrechterhaltung des Bewußtseins des Ichs vielmehr die Blutverhältnisse und ihr Druck zu sorgen haben. Schon Gifte im Strom des Blutes verändern den augenblicklichen Bewußtseinszustand oft blitzschnell; Zyankali, Strychnin, maximale Dosen vieler anderer Gifte, schon der Kochsalzgehalt des Blutes modifiziert die Charakteristik der Augenblicksstimmung; Hormone treiben die flutenden Ganglienschwärme in bestimmte Richtungen; die innere Sekretion, Hirndrucksymptome, Gefäßkrämpfe können Ohnmachten, Shok, Bewußtseinsminus erzeugen. Aber ein großer Hirndefekt noch lange nicht. Kann ich einen schlagenderen Beweis für die Betätigung der Neuroglia, des letzten Ausläufers des Blut- und Lymphsystems des Gehirns verlangen für meine Theorie, als jene Experimentalpsychologie, die das wahnsinnig gepeitschte Eisen in jeder Form von Geschoß (verwandeltes in Unsegen zum Segen bestimmtes Gold!) in diesem Kriege betrieb?

Das Alles läßt nun manch Interessantes schließen: die langsam sich einsenkende Hemmung dringt also schrittweise in die Etagen unserer Geistigkeit wie ein peilender Tiefenmesser! In umgekehrter Richtung, als sich die einzelnen Hirntätigkeiten entwicklungsgeschichtlich erwerben ließen, gehen sie hier verloren. Die letzten kommen zuerst heran. Das Ichgefühl steht zwischen Tastempfindung und Bewußtsein, das Auge war eher als das Ohr fertig als Organ, Raumgefühl früher, als Zeit, Tastgefühl früher, als beide usw., von denen für uns hier am wichtigsten die Stellung des Ichs, unterhalb der sogenannten reflektierenden Vernunft, oberhalb der automatischen Reflexe und Instinkte und oberhalb aller unterbewußter Sympathikusempfindung und Tätigkeit.

Die Ichzone bildet also eine Art Scheidewand zwischen hohen Bewußtseinsfunktionen und den zurückliegenden schwebenden Meeren des Unterbewußtseins. Hier ist auch die Stelle, wo Außenwelt und Innenwelt sich berühren, wo die reale Hand des Verstandes gepackt werden kann von der Mysterienfaust alles vor uns Entwickelten und Gewesenen und von dem dunklen Willen des strömenden Äthers, es ist die Stätte, die zutiefst das helle Licht des vollen Lebens erreicht, aber auch die Schwelle, an der das phosphorische Licht der Gewesenheiten aller Vergangenheitserlebnisse aus den Tagen der Kindheit des Menschen nicht nur, nein der Menschheit überhaupt, gespenstig hineinblitzt in den hellen Tag des Heutigen! Die Reize von der Außenwelt, die Reize von der Innenwelt, das Milieu mit seinen Ätherwellen und das Gewoge des Inneren, im wesentlichen durch innere Sekretionsströme getragen, stoßen hier aufeinander. Es gibt also eine Zone innerhalb des Ganglienhimmels, wo das Ichgefühl aufblitzt wie eine Summe von beiden, von Außen- und Innenreizen, genau als wenn aus beiden fernen Reichen Meteorpartikelchen gegen die Atmosphäre des Ichs geschleudert würden, und hier, wo sie aufleuchten zu Millionen, leuchtet auch die Zone des „Ich", die wie ein Streifen von Meeresleuchten in der Flut der übrigen, abgeblendeten Ganglien nun diesen zum Objekt der Betrachtung durch die rückleitende Phantasie wird und das, was hier als Gefühl innen getastet wird, diesen akkumulierten Gruppenreiz einer Zone, die durch den Ganglienwald aufleuchtet, diesen Vorgang der Reibungs-„Weißglut" aller Reizbarkeiten, fertigt das Sprachorgan ab mit dem Symbol dreier Buchstaben: Ich! Sprache ist immer nur der Versuch, einem anderen klarzumachen, was er glaubt, von den Vorgängen des inneren oder äußeren Lebens begriffen zu haben.* Jetzt erkennen wir erst deutlich, welche Beziehungen das „Ich" zur Gegenwart hat. Das Ich ist ein gefühlsmäßiges Bewußtwerden des phasenhaft immer von neuem Aufleuchtens einer bestimmten Ganglienzone, und zwar

* Man beachte die Nachbildung einer gleitenden, glühenden Flut in dem schleifenden I-c-h-Geräusch!

derjenigen, an welcher die Außen- und Innenweltreize sich berühren; es wird illuminiert, angesteckt, in elektrischem Sinne erhellt, erleuchtet durch die ewig rauschenden Ätherwellen des Kosmos und der Umwelt mit all ihren physischen Motiven, und es erhält aus den in Schächten der Vergangenheiten aufbrausenden, keimenden Triebsäften mit dem Blute jene ungeheuer wichtigen Gegenmotive, welche der Grundstimmung, dem Charakter, den Temperamenten, dem ganzen Bau der Persönlichkeit erst Fundamente schaffen. Hier muß auch irgendwie räumlich ganz nahe verfügbar die Stätte sein (Insula Reilii), wo der von uns sogenannte Reservestrom geistiger, akkumulierter Energie, zu einer ständig entladungsbereiten Gewitterwolke verdichtet, lauert, um nach den Lücken zu spähen, durch welche nach Hemmungsfortfall unserer blauen Umhüllungen der elektrischen kleinen Glühbirnen, der Einbruch der fortgeschobenen Energieströme stattfinden kann in Register hinein, in denen die einzelnen Flöten und Stimmen unserer Hirnorgel ganz andere Harmonien und Symphonien ausüben gelernt haben, die je nach ihrer langen Einübung ganz bestimmter Funktionen vom Gefühl zum Begriff, bis zu den sechzigtausend Worten und ihrer Verkettung zum Satz, zur Aussage, zur stillen philosophischen Träumerei, zum schärfsten Denken oder zu den Millionen Möglichkeiten der Tat führen: vom Federhalter führen bis zum Heldentod sterben, das heißt die Einschiebung des Ichs mit seinen Willensstrebungen in die drei Orgelregister, welche das Bild der adjektivischen, der subjektivischen und verbalen (aktiven) Welt, wie Fritz Mauthner es ausdrückt, bilden. Hier ist die Zone, wo zunächst als Reiz die ganze Welt eigenschaftartig (adjektivisch), man möchte sagen rein physikalisch, chemisch, optisch, akustisch usw., also sensoriell, durch Sinne geleitet, gleichsam an die reizbaren Resonatoren ihrer singenden, klingenden Wellen anbraust, wo der hochgespritzte Schaum, das erglühte bunte Prismaband nun schon den anderen Ganglien der Innenbetrachtung zum Objekt wird, die sie sammeln im Reiche der aufbewahrten Erinnerungen und der spekulativen Reflexionen (Phantasiebereich, rechte Hirnhälfte, Kategorien). Diese wiederum zu großen Stromkaskaden, Leuchtpyramiden, glühenden Trauben gruppierten Ganglienherde bilden ein Motiv, eine Intention, in irgendeiner Weise die im Gehirn erregten Stromwellen zu entladen, und diese Hirnentspannung wird Wort oder Bewegung (Handlung), welche beide Tat bedeuten. Das ist ein Kreislauf, denn mit der Tat gibt die konzentrierte Ichzone dem Kosmos die Stromwellen zurück, welche dieser ihm durch die Sinnenbahnen zuführte. Eines jeden Ich ist also eingespannt in den Rhythmus der Gesamtnatur, und unser Wille muß, um harmonisch zu wirken, in Harmonie zu dem gesamten Ätherwillen sein, dessen unsichtbares Netz alles umspannt, alles durchrieselt vom Vakuum bis zum festesten Stahlblock. In diesem Kreis-

lauf ist also eine Empfängerzone von Gangliengenossenschaft, welche immer von außen und innen strombeladen nach einem Reiz verlangt, hungert, einem Reize entgegenlauert.

Man beachte, mit wie unendlich vielem Recht ich die Sprache einen erkennbaren Versuch, innere Mechanismen, Gangliengeschehnisse zu beschreiben, genannt habe. Gegenwart ist ein Vorgang, bei dem ein Etwas von Stromeinheit einem Reize: entgegengewartet. Sie ist das Gesamtgefühl dieses für Reize Gegenwärtigseins des „Ich", die Sprungbereitschaft der kleinen Leoparden des Willens, die Klanggeneigtheit aller kleinen Glöckchen der Wahrnehmung, die Spielbereitschaft aller kleinen Hirnorgeln, die jeden Augenblick (zehnmal in einer Sekunde sogar) anschnurren, losklingen, vibrieren und damit in ihrer Gesamtausdehnung über den ganzen Himmel des Hirngraus die nicht beteiligten Zuschauer der Nebenganglien zu der Vorstellung zwingen: hier geht etwas vor, sekündlich, pünktlich, hier leuchtet, zuckt es wie ein submariner Scheinwerfer durch die ganze Tiefe des Ozeans der geistigen Fluten von Augenblick zu Augenblick, und dieses wunderbare, zuckende Nordlicht an unserem inneren Sternsystem der Ganglien nennen wir mit unserem armen Sprachsymbol: das sich Bewußtwerden des von der Gegenwart immer neu entzündeten Ichs, das heißt ein Entstehen des Wissens von mir, nur erklärbar, nur einzig verstehbar, wenn man mit uns eben die Möglichkeit der Beobachtung von Teilen des Gehirns unter sich, des Hineinblickens der einen Hälfte in die andere, des Beobachtens des Rückenmarks durch Gehirn usw. zugibt. Nur auf dieser Basis ist so etwas wie eine Hirnmechanik, ein ingenieurhaftes Beschreiben der Seelenvorgänge denkbar, welches sich, wie dieses, sogar an die mechanische Definition philosophischer Kardinalbegriffe heranwagen will.

Es muß mir erlaubt sein, an dieser entscheidenden Stelle kurz hinzuweisen auf die uns bekannten Mechanismen, welche imstande sind, das Ichbewußtsein, dessen physiologische Ableitung soeben versucht wurde, zu betäuben, zu erlöschen, fortzuwischen, das heißt zeitig es völlig aufzuheben. Und zwar deshalb, weil gerade aus den hier folgenden Betrachtungen sich ohne weiteres ergibt, daß meine Auffassung vom Hirnmechanismus durchaus auf sicherem Boden steht, was sich immer mehr herausstellen wird, je mehr wir vordringen werden in das Verständnis auch der Trübungen, Verwandlungen, Exaltationen, Konfusionen, Dämonien und Wahnvorstellungen des Ichs.

Der Weltkrieg hat eine entsetzliche Fülle von Schädel- und Gehirnverletzungen gebracht, von einer Grausamkeit, wie sie die „blinde" Natur niemals, mit keinem Erdbeben oder Orkan gewagt hat, sondern die allein dem sogenannten „bewußten" Menschenverstande, sagen wir nur

offen, seinem bestialischen Vernichtungstriebe vorbehalten blieb. So grausam aber hätte auch kein himmlischer Experimentator sein können, wie hier der Wille zum Siege, etwa aus Sehnsucht nach Erkenntnis. Aber es wird vielleicht doch einmal (gewiß ein schwacher Trost für soviel Unheil!) Nachlebenden von Nutzen sein, wenn erst alles rein wissenschaftlich, das heißt eiskalt, schön exakt gruppiert, aufgezeichnet vor uns liegt, zu hören, daß kaum eine Stelle des Gehirns den grausamen Experimentalwerkzeugen der Technik unerreichbar gewesen ist! Das wird schon manches lehren; für uns hat es vor allem die Lehre von der gedoppelten Funktion beider Hirnhälften gebracht und zweitens offenbar und ganz deutlich aus allen Krankengeschichten ablesbar den Satz umgestoßen: „Das Gehirn ist der Sitz der Seele!" Das ist ein für allemal ein Köhlerglaube geworden. Die Leser meiner Bücher wissen ja, daß mich dieses Fiasko der materialistischen Betrachtungsweise von chemischer Diosmose und spezifischer Ganglienassoziation und Herausdampfung der Seele usw. nicht wundernehmen konnte. Man kann auch nur annehmen zur Entschuldigung der an diesen Satz Gläubigen, daß Schuld an ihm nicht so sehr die Medizin und die Physiologie ist, als die oben angedeutete, unheilbare Konfusion aller solcher Begriffe, wie Seele, Geist, Gemüt, Ich usw.

Hier wollen wir ja eben einen kleinen herkulischen Besen in die Hand nehmen, um viel verstaubte Zadern gründlich auszufegen. Und zwar kann, kurz gesprochen, das Gehirn deshalb kein Seelenorgan genannt werden, weil allzuoft auf die allergröbsten Substanzverluste von Gehirnbestandteilen, sei es im Augenblick der Verletzung, sei es als Folge derselben durch Einschmelzung von allerkostbarstem „Seelen"material, der Ganglienzellen und sonstiger Hirnmassen keinerlei Trübung der Seelentätigkeit bei denen, die solche Verwundungen überlebt haben, festgestellt werden konnte. Man denke sich einmal den Sachverhalt recht durch: Hirnganglienarbeit und seelische Tätigkeit sollen absolut identisch sein, etwas anderes Seelisches als Ganglienarbeit gibt es überhaupt nicht, Seele und Geist, Vernunft und Verstand, Gemüt, Gefühl, das alles ist ausschließlich durch Ganglienassoziationen des Gehirns für die Herren Materialisten zureichend erklärt. Und nun kommen die Tausende von Fällen mit großen Hirnverwundungen und zeigen selbst sterbend noch eine völlige Intaktheit ihres Ichs, ihres Geistes, ihrer Vernunft, ihrer auch noch so schmerzlich zusammenbrechenden Erinnerung. Wie oft haben wir in einem Schädelverband Unmassen von Hirnsubstanz den staunenden Schwestern zeigen können, aber ich habe auch niemals versäumt, ihnen zu sagen: „Nun, meine Damen, angesichts dieses hier völlig klaren und seelisch intakten lieben Dulders und angesichts der Menge seiner Hirnpartikel, welche er hergeben mußte, sind Sie hoffentlich ein für allemal davon überzeugt,

daß das Gehirn allein der Sitz der Seele, des Geistes, unmöglich sein kann. Die Sache hängt denn doch anders zusammen!"

Wahrlich, das, was wir Seele nennen, ist überall, zu ihr gehören die Säfte der Drüsen (Innere Sekrete), das Blut, die Tastfasern in Fingern und Bauch, das Muskelgefühl, das Neurogliagefühl, die Sinne usw. Sie ist nicht physisch, sie ist nicht meßbar, betastbar, nicht mechanisch analysierbar, sie schwebt in dem ganzen Organismus als eine höhere, als eine transzendente Einheit, was sie ist, kann man nur durch Ausschluß alles dessen, was eben physisch ist, abgrenzen, sie ist metaphysisch. Sie ist das, was den Leib und Erkenntnisapparate, das Gehirn, seine Aktionen, Sprache, Gedanken, Tat mit ihrem Orientierungsapparat, den Ganglienhimmel, geschaffen und möglich gemacht hat und dauernd kontrolliert. Sie sitzt nicht im Gehirn, sie thront über dem ganzen Leib und durchrieselt ihn beständig, sie ist ein Abgesandter lichterer Höhen, eines überirdischen Monsalvat, der ihre himmlische Heimat ist. Ihr Walten ist ein Auftrag der Gesamtseele, den Stoff zu steigern zum himmlischen Erkennen, zum Zurückführen des luziferischen Abtrünnigen in die höchste Geistigkeit. Davon später mehr. Aber wie ist es mit dem Ich?

Auch dieses wird sonderbarerweise durch jene Fälle von Verwundungen des Gehirns, die natürlich immer nur die relativ seltenen Ausnahmen umfassen, bei denen nicht der Tod jede Frage verstummen machte, das heißt immerhin durch ausgedehnte Zertrümmerung, durch Zertrümmerung von Hirnsubstanz überraschend wenig, ja oft gar nicht verändert. Wir können also getrost sagen, auch das Ichgefühl wird durch den Ausfall von unzähligen Ganglienkugeln so gut wie gar nicht alteriert. Es muß also wohl in der Funktion der Gesamtheit der Ganglienkugeln respektive einer gewaltigen Zone des grauen Hirnsaumes bedingt sein, wenn es überhaupt innerhalb der Ganglienbreite webt, herumspukt und geistert. Man muß also annehmen, daß der Ichbegriff zwar an den Ganglienapparat gebunden ist, aber daß selbst der Ausfall von Millionen von Zellen ihn nicht vernichten kann, vielleicht, weil nach dem Ausfall die übrigbleibenden Zellen blitzschnell die gestörte Funktion übernehmen. Denn nacherzeugen lassen sie sich nicht. Sonderbarerweise sind Hirn- und Rückenmarksganglien nicht regenerationsfähig, vielleicht weil sie so hochstehen im Entwicklungsprozeß der zur Geistigkeit aufgestiegenen Materie. Krebsschwänze und -scheren, Wurmköpfe und Eidechsenglieder wachsen wieder, aber nicht eine einzige Ganglienzelle! — Dagegen wird das „Ich" aufs schnellste, tiefste und umfassendste ausgelöscht, wenn der Blutumlauf plötzlich oder langsam sich vorbereitend gehemmt wird. Dann haben wir ein schwammartiges, gelatinöses, elastisch schwappendes, gleichsam gesteiftes Konvolut, innerhalb des starren Schädels, aus dem das eingepulste Blut nicht

wieder herauskann: eine Drosselung, eine Abschnürung des Gehirns tritt ein. Das Blut staut sich, und in solchen Fällen ist schon die Bewußtlosigkeit da! Spricht das noch nicht deutlich genug für meine Hemmungstheorie der aktiven Neurogliatätigkeit, wonach die Neuroglia als letzter Ausläufer, als die Auffaserung der Blutadern ungemein wichtig wird? Ja, hier aus den Studien über Hirnverletzungen kann man direkt erkennen, daß die Blutzirkulation an dem „Ich“ und Bewußtseinsbegriff den Hauptanteil hat, einen, der funktionell den der Ganglien sogar überwiegt.

Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, warum ebenso absolute, plötzliche Blutleere wie dort die Überfüllung mit Blut im ganzen Gehirn durch Gefäßshok erregt, schlagartig, wie in der Ohnmacht usw., das „Ich“ auslöschen kann, tiefer als im Schlafe und noch enger brüderlich verschwistert mit dem Tode. In meinem Buch von „der Seele“ ist darüber Ausführliches zu lesen. Ich bin zur Rechtfertigung meiner hier angewandten persönlichen Methode genötigt, darauf hinzuweisen, wie sehr diese Flut von gewaltsamen Durchbohrungen, Anschießungen, Zerwühlungen der Gehirne der Verletzten geeignet war, meine Theorie von der Hemmung des Blutumlaufes für alles geistige Geschehen im Gehirn zu erweisen. Eine Fülle von neuen Anschauungen springt aber aus dieser Auffassung, wenn wir erst einmal die Zusammensetzung des Blutes und seiner Bestandteile heranziehen werden zu allen den feinen Funktionen am Ganglienapparat, welche das Ich in Milliarden Individualisationen und Variationen, vom stumpfen Phlegma des Idioten bis zur Raserei des Genies aufzulösen gestatten.

Geht doch der wesentliche Anteil, welchen das Ich vom Unterbewußten herbezieht, auch für ein harmonisches Ich ganz allein durch die Stromquelle des Blutes.

Wir wissen es noch nicht allzulange, es werden zwanzig Jahre her sein, daß Drüsensäfte einen enormen Einfluß auf geistige Aktionen haben müssen, weil ihr Aufhören, ihr Fehlen nach operativen Eingriffen, beispielsweise die Herausnahme der Schilddrüse, ungeahnte geistige Störungen schwerster Art bedingen. Ein Mensch, der plötzlich der ganzen Schilddrüse mit ihren Nebenkörperchen beraubt wird, stirbt geistig ab, und hätte man in der Chirurgen vorwitzigen Weise solche Operation bei einem der Herren Newton und Goethe gemacht, sie wären beide unrettbar Idioten geworden, und wir wären um einen der köstlichsten Geisteskämpfe, den die Literatur kennt, den um die Farbenlehre, gekommen. Um wieviel Genies also der Herren Chirurgen Messer die Welt beraubt (strumipriviert) hat, wissen wir nicht, aber wir haben aus diesen Experimenten gelernt, daß innere Organe Dinge produzieren, die für den Betrieb eines geistigen Organismus so wichtig

sein können, wie ein Führungsrad, ein Leitriemen, eine Kontaktbüchse für einen Maschinenbetrieb. Eine Tatsache, welche ins Gewicht fällt und den ewigen Blinddarmschneidern und Rachenmandelnbarbierern, Aufmeißlern und Uterushöhlenkratzern eigentlich etwas zu denken geben sollte! Wir wissen, daß fast jede solche innere geheime Werkstätte eine Segensquelle ist für den Betrieb des Ganzen; die Drüsen, die nach außen ihren Saft leiten, leisten für die Harmonie des Organismus und seiner Bestandfähigkeit wahrlich genug, ein wunderbares Geheimnis aber umflüstert die Tätigkeit der kleinen Saftbrauereien in den zahlreichen Drüsenkörpern und den meisten Geweben überhaupt, welche ihren Segensstoff nicht nach außen abgeben, sondern wie kleine Lebensbäche einmünden lassen in den großen Strom von Blut, der alles im Leibe sät, keimen, aufblühen läßt, von der stillen Architektur der Form, vom Räderwerk der Automatien bis zu dem Hochbetrieb des Geistes, den Gedanken! Das eine wissen wir heute ganz genau: in der Zirbeldrüse, in der Schilddrüse, in den Geschlechtszellen, in der Bauchspeicheldrüse, im Mark der Knochen, im Hirnanhang usw. werden Stoffe produziert, von denen fast jeder bewußt behaupten könnte, wie ein Geiger im Orchester: „Ohne mich geht's eben doch nur halb!" Ja, freilich sprechen können sie nicht, aber nicht nur belebend, nein belebt sind sie: es ist Leben in diesen Heil- und Harmoniesäften, die die Nerven steuern, als wären sie die Seele des Steuermanns, welche sich gegenseitig hemmen und fördern, als wie in einer zierlichen Quadrille, wo Part mit Gegenpart den schönen Reigen erst zuwege bringt. Säfte, die leben? Jawohl! Oder ist das nicht lebend, wenn ein Ferment des Magens, ohne eine Spur an Kraft zu verlieren, ganze Felsen von Eiweißnahrungen spaltet, genau so, als wenn ein einzelner Mensch einen Chimborasso langsam zu Staub, ja noch tiefer zu Grundstoffen, zu Wasser und Kohlensäure zerriebe? Ist das nicht belebt, um ganz derb real zu sprechen, wenn durch die Einspritzung von einem Kubikzentimeter Hormonal, wie uns das der ausgezeichnete Kliniker Professor Zuelzer gezeigt hat, eine Verdauungsstörung von vielen Jahren, für mindestens zehn Jahre beseitigt wird, weil das eingespritzte, aus Drüsensäften gewonnene Zaubermittel solange die Harmonie der Darmbewegungen automatisch regelt? Diese Stoffe, die man „Hormone", auf Deutsch „gerufene Lebensgeister" (ὁρμάω = ich rufe) nennt, spielen eine ungeheure Rolle in der Gegenwartsmedizin und werden mehr als die Bakterien einst die Medizin der Zukunft beherrschen, weil durch sie zum ersten Male eigentlich das von mir immer betonte Verhältnis von Saft zur Seele schlagend erwiesen werden wird. Hier haben wir nur zu untersuchen, in welcher Weise wir uns zu denken haben, daß diese Stoffe auf das Ichgefühl Einfluß üben.

Nun, sie sind alle eigentlich konservative Reaktionäre. Sie halten fest,

was in Jahrhunderttausenden die Natur erreicht hat zur Lebensfähigmachung ihrer Gebilde. Sie sind die Aufstapler der Erfahrungen aller vergangenen Lebenskämpfe, sie sind die grundlegenden Unentweichbarkeiten unserer Lebensbedingungen, sie sind die Fundamente vorzeitigen Wissens. Sie sind das Wissen vom Aufstieg der Kreatur zum Menschen, die Urquellen und Strombetten und Fortpflanzer des Ge-Wissens!* Sie gleichen aus, wenn noch so sehr die Gegenwart mit immer neuen Forderungen unsern Denkapparat bestimmt, wenn immer neue Tragödien der Liebe oder Bacchanale der Lust den Kreis der Möglichkeiten zu erweitern sich bestreben, sie halten das Ich fest an dem einmal Erreichten, sie warnen, mahnen, steuern, sie sind die geheimen Sendlinge der Erfahrung, sie sind es, durch die ein Konfuzius, der konservativste aller Denker, spricht: „Ehrt die Vergangenheit! Sonst sterbt ihr!" Wahrlich, es klingt wie ein kalauernder Witz, aber es ist die nackte Wahrheit, die Hormone sind die Harmoniker des Ich! Wenn sie nicht da sind, stockend oder gehemmt, so fehlt etwas, etwas in dem Orchester der Seele fällt aus, woher der trefflich gewählte, von meinem alten Lehrer Senator geprägte Ausspruch stammt: sie bedingen Ausfallserscheinungen. Er, der Vater der Lehre von der „inneren Sekretion", hatte keine Ahnung von der Bedeutung, die seine Lehre für die Physiologie des Gehirns, des Geistigen überhaupt haben würde. Es ist ein schöner Grabstein, den ich, sein Schüler, ihm an dieser Stelle zu setzen die Gelegenheit nicht versäume. Denn er hat es als erster ausgesprochen: „Die Blutdrüsen beherrschen die Lehre von dem Kranksein!" und ich füge dazu, sie sind, normalerweise, die Motoren unserer Gesundheit!

Wenn alles in dem schwer erworbenen Vorteil, den der Ringkampf zwischen neu erneuertem Geschehen und erworbenem Bestand davon abhängt, ob das Erreichte den Anstürmen des Werdenden gewachsen sich erweist – sonst ginge es ja schnell bergab –, so müssen wir in ehrfurchtsvoller Demut, auch in der Politik, dem fest Gewordenen seine Naturbestimmung lassen. Das ist der Sinn einer konservativen Aristokratie, die es auch im Volksstaat immer geben wird, die nur ein Irrwahn des Neuschaffens aus nichts, ohne Tradition, mit Haß bekämpfen kann! Wir wollen dieses aus der Biologie allein hellbeleuchtbare Thema hier nicht ausführen – hier genügt es, auch dem Laien, dem Naturunkundigen klarzumachen, daß in unserer eigenen Brust das schon Erreichte eine unendlich wichtige Rolle spielt, gegen welche die Sehnsucht, weiterzukommen, immer die Rolle der Mänade aller Revolutionen spielen wird. Aber lassen wir alles Soziale beiseite, die Prüfung des eigenen Ichs ergibt, daß es janusköpfig ist, es möchte ebensowohl seine ihm lieben Traditionen festhalten, wie die Gegenwartserfahrungen, seine eigenen Erlebnisse und Überzeugungen hinaus-

* Ge-Wissen ist das Wissen um das Gewesene!

schieben in schönere Möglichkeiten! Die Zone des Ichs ist es eben, wo die Arena liegt zwischen Zukunft und Vergangenheit. Hier ist das Bureau gleichsam der bindenden, allein Rechte gewährenden Entschlüsse, sich mit der Vergangenheit untrennbar zu verankern oder das Luftschiff der Zukunft zu besteigen. Wo die Zone des Ichs ist, ist auch die Zone des Gewissens, welches nichts anderes bedeuten kann, als das Monitum, das memento mori oder spera vivere, das aus zwei Quellen gespeist wird, aus der intensiven Betrachtung der Gegenwart und aus Beachtung der gewonnenen Unumstürzbarkeiten, der Gewinnung des Klassischen! Solange aber kein Konflikt zwischen diesen beiden Füllquellen des Ichs (des Charakters) entsteht, walten eben die innensekretorischen Mächte so harmonisch durch ihre inneren Lebensantriebe, daß ihm die von außen kommenden Neuantriebe des vorwärtsdrängenden Lebens nichts anhaben können. Schwanken kann nur der, welcher fühlt, daß seine Umwelt seine Innenwelt zu überrumpeln droht. Es ist die Gleichgewichtslage, in der die Herren der Menschheit sich befanden, wie Buddha, Christus oder Goethe, es ist der Gleichgewichtsmangel, der aus so vielen einen Hamlet, einen Faust, einen Peer Gynt, einen Manfred, die Musterbeispiele großer problematischer Naturen machen. Es ist erschreckend, zu denken, daß Säfte mich zum Mephistopheles oder zu einem Luther machen können, aber es ist die Wahrheit: mein Ich ist die Differentialsumme von Außenwirkung aller Reize und von Innenwirkung der inneren Sekretion. Hier schäumen die Triebe gegen die Felsen der Vernunft! Aber dieser schreckliche Ringkampf verliert an grauenhafter Unbegreifbarkeit, wenn wir uns klar machen, daß es gewonnene Geistigkeiten sind, die in diesen „lebendigen Flüssigkeiten" kreisen, wie es Geistigkeiten sind, die uns unaufhaltsam treiben, den Kreis des Gewordenen mit Zukunftsideen zu durchbrechen! Wie es auch Geistigkeiten gewesen sind, die den Aufstieg des ruhenden Äthers zu Funktionsquanten des Lichts, der Wärme, der Elektrizität usw. bis zur Zelle, zum Bewußtsein, zum Ich und zur Vernunft emporgesteigert haben.

Alles, was gutes Gewissen bedeutet, kommt eben darauf hinaus, wie das Ich die Außenweltwirkungen in Einklang zu bringen vermag mit dem Grundstock meines unterbewußten Wesens, ob ich Handlungen zulasse im Kreislauf der Welterlebnisse, die mit meinem Erhaltungstriebe direkt in Widerspruch geraten oder nicht. Denn zweifellos ist es ein Urtrieb, sich zu erhalten, also müssen Handlungen, die an dem Grundstock der Existenz rütteln, eine Gefährdung bedeuten, ein in Unruhebringen meiner Lebenssicherheit in moralischer wie in strafrechtlicher Hinsicht, von dem Verstoß gegen meine inneren Überzeugungen bis zu dem gegen die Staatsgesetze. Die Harmonie des bewußten und unterbewußten Betriebes muß gerade in der Ichzone der Ganglienformationen empfindlich gestört werden. Diese Interferenzen der

Motive aus beiden Lagern über und unter der Ichzone, dieses Schwanken der Welle des Zweikampfes, verhindern ein ruhiges Leuchten des immer aufzuckenden Flämmchens persönlichen Seins. Ein Flackern, ein Ausweichen, ein kurzschlußartiges Überspringen von Ganglienzuckungen in die Gefühlsbahnen mit dem Charakter der Gefahr entsteht, welches dem Unlust- und Schmerzgefühl, deren Wesen der elektroide Kurzschluß aller sensitiver Leitungen im Körper ist, ganz nahekommt. Diesen Motivstrudel, dieses Aufschäumen der Gegenwart gegen die Überkommenheiten, das Anprallen des Ich gegen gleichzeitig zwei Bedingtheiten, jene nach innen, diese nach außen, das beobachten wir durch die an diesem Prozeß unbeteiligten anderen Gangliengruppen und führen die erfaßte Unruhe der Ichflämmchen zum Sprachorgan, und wir geben ihm das Symbol: Qual, Gewissensqual, Seelennot usw., deren Lautbildung unserer Meinung nach auf dichterisch-phantastischer Weise die Entladung der im Innern erregten Stromüberladungen andeutet. Sie dient einer Entlastung des Gehirns von seinen sonst nicht lösbaren Spannungen. Das vulgäre: „Ich muß mich einmal ordentlich aussprechen“, die Beichte, das Bekenntnis, die Reue, die Freudsche Psychoanalyse – alles das sind Versuche zur Gleichgewichtseinstellung unserer Gehirnerregungen gegen das sympathische System, aber nicht im Sinne Freuds, wo es sich um „eingeklemmte“ Motive im Triebleben handelt, sondern um Motive, die eben gerade im Bewußtsein erinnerungsgemäß verankert und versenkt sind, und welche allein die Vernunft, das bewußte Leben, die Erfahrung, das Ich zu verarbeiten die Aufgabe hat. Daß eben all unser geistiges Tun vom Empfindungsreiz über die Spekulation, vom Gedanken bis zum Wort, von der Humorstimmung bis zum Lachen, vom Anhören einer Beleidigung bis zum Faustschlag ein motivischer Kreislauf der Welt- und Nervenströme ist, der sich am Gehirn abspielt unter Zuhilfenahme einer dem Ich und dem Willen zur Verfügung stehenden aufgespeicherten Reservemacht – das ist wohl für mich der größte Gewinn, welchen ich aus derlei Betrachtungen als eine Erkenntnis gewonnen habe; damit sehe ich, daß ein geistiger Mechanismus, das Ich, dem Universum und dem Kosmos ebenso sicher eingewebt ist, wie im materiellen Geschehen und seinen strengen Gesetzmäßigkeiten durch die Gemeinsamkeiten des alles durchziehenden Äthers!

Nun bleibt mir für dieses Thema vom „Ich“ nur wenig noch zu tun übrig, nämlich ein wenig auf seine Geburt und seinen Tod einzugehen, selbst auf die Gefahr hin, die Frage berühren zu müssen, ob das „Ich“ wirklich stirbt im Tode des Leibes, oder ob es eine Möglichkeit gibt – nicht es zu hoffen, sondern es irgendwie wissenschaftlich zu stützen –, daß so etwas wie „Ich“ unsterblich sein könne.

Wir haben es schon gesagt, ein jeder kleine Menschensendlingsbote mit

der Garantie von der Unsterblichkeit der „Menschheit“ muß sein „Ich“ erlernen. Wie geschieht das? Nun, durch langsames Vorbereiten aller in ihm noch nie erklungenen kleinen Hirnmaienglöckchen, die bei der Geburt so gut wie gar nicht funktionieren. Es liegt alles im so seligen Paradiesesschlaf nach der überstandenen, aber ihm nicht bewußt gewordenen Qual der Geburt, es ist alles abgedämpft durch das Übermaß von hemmender Neuroglia, die erst später zur zuckenden, ordnenden Ein- und Ausschaltung sich anschickt. Erst müssen durch die kleinen Gucklinsen die goldenen Klöppel der Sonnenstrahlen an die winzigen Glockentürmchen in dem noch kleinen Wächterhause millionenfach angeläutet, die Sinne alle ihre Glockenzüge in Bewegung gesetzt haben, ehe langsam hinter den Wolken der Neuroglia der Himmel sich mit Sternchen besetzt, die langsam die schwebende Hemmung durchbrechen. Bis dahin geht alles den Weg des unbewußten Reflexes und der Automatie und der Instinkte. Das alles ist eine Angelegenheit des Mechanismus außerhalb des „Ichs“, den eben eine plastische Idee an sich schon lange vorher ersonnen und ausgearbeitet hat. Hier müssen für das Bewußt-Werden des „Ich“ im Gehirn erst eine unendliche Anzahl von Fähigkeiten nicht erzeugt, sondern erzwungen werden aus einer prädestinierten Anlage heraus. Wie eine Unzahl kleiner Schläfer in der Tiefe der Todesruhe, im Grabe des Ichs vor der Geburt, wühlen sie sich aus der Verschüttung hervor, lernen auf Licht, Wärme usw. reagieren und Ströme zu akkumulieren und damit das Spiel der Leuchtkugeln tauschenden Ganglien zu inszenieren, noch immer ohne Motive, immer nur ein Spiel von Automatie und in der Richtung des geringsten Widerstandes gegen die Reizwellen aller Art und bewacht von der schon wissenden und von Vormüttern belehrten Mutter des Kleinen. Und so müssen von den ersten kleinen Geisterfingerchen der Junker „Ganglien“ zu der Sphäre der Vergleichsmöglichkeit ihres dumpfen Innengefühls mit dem, was er außen zu bemerken geglaubt hat, erst diejenigen Brücken geschlagen werden, auf denen das Unbewußte überhaupt zum Bewußtsein, das Tier schließlich zum Menschen aufsteigen konnte: mit der Geburt der Phantasie, welche unser menschlicher königlichster Besitz ist, der Fähigkeit, etwas außer uns, vor uns Stehendes auch in einer Art rückläufigen Nervenstromes in uns beliebig wiederholt vorstehend zu machen, das heißt uns ein Ding, einen Vorgang, innerlich „vorzustellen“. Das macht unser Geistestum aus, aus uns heraus die Welt noch einmal zu konstruieren, ihre Gesetzmäßigkeit durch Experimente zu erkunden, macht uns so kausalitätenhungrig zum Ursachentier, schuf unsre Handwerkszeuge und Technik und uns zu unheimlichen Wesen, welche die Riesen der Naturkräfte in Sklavendienste zu zwingen versuchen. So muß also das Kindlein erst Bildlichkeiten, innere Erscheinungen und damit die Fähigkeit der Phantasie

erworben haben, um auf dem Wege des Vergleichs und „Nach"-Sinnens die Spuren seines „Ichs" zu finden. Wir sahen ja auch von der Narkose her, daß rings um das „Ich" die Phantasie in der Reihe der geistigen Errungenschaften steht. Bevor diese dunkle Vorstellung von einem dämmernden Morgenrot des „Ichs" im kleinen Weltbürger nicht zu einiger Helle schwillt, lallt er zwar in seiner imitierenden Kosesprache, der Mutter entlehnt, Kalli (Karli), Wim (Wilhelm), E-ich (Erich), „will" Milli haben, aber es kommt kein „Ich will" heraus! Er ist sich noch, wie der große Cäsar später bewußt ganz Objekt, er spricht von sich in der heuchlerischen Verbergung seines „Ichs", wie jener große Unsterbliche in seinen Werken. Wie muß es rührend gewesen sein, als der kleine Kerl am Tisch beim Breipappen plötzlich ein „ich" einmogelt und mit verlegenen Augen schräg die Eltern unsicher anguckt: was sie wohl sagen werden zu diesem ersten tappenden Schritt ins volle Menschentum, von dem, was er freilich nicht weiß, sein ganzes Schicksal abhängt, mit dem er das Paradies verläßt. Aber unsre Eltern sind viel zu unpsychologisch, um alle die Wunder recht zu bemerken, welche sich an dem kleinen werdenden Genius enthüllen. Vielleicht ist es ganz gut so, denn sie genießen die Offenbarungen ihrer Kinder vielleicht auch so intensiv genug, vielleicht wärmer und inniger als die Augen des Forschers, wenn in ihm nicht, was selten ist, ein sehr weiches Herz den Denkapparat steuert. Ist erst das „Ich" geboren, so ist auch die tastende Logik schon sprungbereit, und es gibt nichts Drolligeres, als beim Kinde die werdende Logik zu beobachten, die sich kundgibt an dem naiven Kausalitätshunger und an dem unvermeidlichen Verketten von Dingen durch Fragen, die einen Gott in Verlegenheit, Rührung oder zu donnerndem Jupiterlachen bringen müßten. –

Wie nun aber, wenn diese ganze Phantasmagorie, diese Fata Morgana im Spiegel des „Ich" fortfällt im Getriebe des Gehirns? Was geschieht dann, im Greisenalter, beim allmählichen Erlöschen der Flamme des scheinbar unvernichtbaren Glutenschmetterlings meiner Seele, oder beim plötzlich, wer weiß wohin, enthobenen Gefühl vom Ich, das uns manchmal, wie in der Ohnmacht, im Shok, in der Narkose, im tiefsten Schlaf ganz plötzlich geraubt wird? Wir würden nicht so ruhig diesen Verlust des Ichs ertragen Nacht für Nacht, ihn gewiß nicht segnen als die Zeit der Heinzelmannarbeit in den Palästen unsres Leibes, wenn wir nicht diesen Verlust zugleich mit der relativ tieferen Wahrscheinlichkeit hinnähmen: „Nun, ich werde ja ganz gewiß wieder erwachen!", obschon das niemand ganz sicher behaupten kann! Es ist von Wichtigkeit, sich vorzustellen, daß beim gewöhnlichen Schlafe schon ein ganz gleicher Mechanismus einsetzt wie beim Tode, wie bei der Narkose, ein stufenweises Hinuntersinken eines

Hemmungsmechanismus in die einzelnen Zonen, welche den Orientierungsapparat der Ganglien eben noch wach erhalten hatten, wie wir das für die Narkose ja im Experimente mitgemacht haben; es ist vor allem dabei zu bemerken, daß also alle diese Abblendungen des Bewußtseins schichtweise den Menschen gleichsam tiefer stellen, zurückschieben in Entwicklungszonen vergangener Epochen, wie ja die Träume auch meist mehr das gewesene, versunkene Gebiet der Erinnerungen mit aufleuchtenden Nebeldünsten umwallen als die eben erlebte Gegenwart; das ist deshalb wichtig, weil daraus die ganze Symptomatologie, das ganze Erscheinungsbild eines Gehirnlebens erhellt, bei dem soundsoviele Gangliengruppen des Orientierungsapparates irgendwie außer Funktion gesetzt sind, kurz die Beziehung des abgeblendeten „Ichs" zur unterbewußten, oft tierischen Dämonie. Hier soll nur bemerkt werden, daß der Greis, welcher sein Ich eher der Welt zurückgeben muß als seinen Leib, vom Eintritt dieser also die Ichzone umgreifenden Altershemmung an, dieser Narkose aus mangelndem Blutumlauf, Säfteverdünnung, Kohlensäureüberladung wegen eindämmernder Atmungsenergie, Beimengung narkotisierender, trübender Krankheitssäfte und was sonst noch die Gründe des unerbittlichen Aufsteigens der Todesflut oder vielmehr ihr Herabrieseln aus den Höhen der obersten Bewußtseinsschichten sein mögen — daß solch ein Greis seinen Leib automatisch steuern lassen muß von der Hand der Stellvertreter und Urahnen seiner bewußtseintragenden, geistigen Gangliensprossen, das heißt von dem unterbewußten Räderwerk, dessen Sondergehirn der Sympathikus ist. Wir können uns am Bilde der Narkose leicht klarmachen, auf welche Weise nun diese kurz vor dem Tode inszenierte Hemmung schließlich wie eine erdrosselnde Hand tiefer und tiefer die eigentlichen elektrischen Zentralen für die einzelnen Körperfunktionen packt und Akkumalator um Akkumulator abstellt und damit den Apparat definitiv vernichtet. Dem widerspricht nicht das plötzliche klare Aufblitzen des Ichs mit allen seinen persönlichen Beziehungen, das die Beobachter eines Sterbenden so oft in Erstaunen setzt, wodurch möglicherweise der Mensch noch einmal sein ganzes Leben wie in einem Geisterfilm abrollen sieht, vielleicht sogar mit der Vortäuschung der ganzen langen, wiederholten Lebenszeit! Unsre Theorie der Abhängigkeit alles geistigen Geschehens vom Spiel der Blutgefäße, beweist gerade hier, daß ein dem Tode voraufgehender plötzlicher Krampf der kleinsten Hirnadern noch volle Freiheit der Ganglienverkettungen, das heißt Bewußtsein wie in Scheinwerferhelle gestattet. Es wird alles für kurze Frist noch einmal so mystisch erkennbar, klar, so durchsichtig wie nie, und doch ist dieses Aufleuchten der sichere Vorbote von der kommenden Nacht der unwiderruflichen, endgültigen Hemmung durch Lähmung aller Gefäße! Todesklarheit ist Gefäßkrampf vor der definitiven Hemmung! Und da schließlich die endgültige Hemmung, der Tod, nicht eher

einsetzt, als bis das Herz stillsteht, so sehen wir auch hier wie mit einem letzten Hellblick über alles geistige Geschehen unser Gesetz bestätigt: auch der Tod ist vom Blutsystem her bedingt, genau wie alle andern reparablen, periodischen, funktionellen oder künstlichen Hemmungen. Sie sind vom Blutsafte getragen, und zwar nicht im Sinne eines ernährenden Stoffwechsels, sondern im Sinne einer elektrischen Schaltgewalt, was allein daraus erhellt, daß das schlecht ernährte Gehirn in allen Fällen mehr geistige Arbeitsleistungen aufweist als das gut ernährte. Die Unruhe, das Zappeln, das ewige Brabbeln der Greise ist eben Hemmungslosigkeit der Ganglien, eine Folge mangelnder Dämpfkraft der verdünnten Blutmischung. Dieses Verhältnis hat die Natur veranlaßt, fast allen tödlichen Leiden einen ungemein segensreichen Mechanismus mitzugeben, welcher dem Menschen den scheinbar gräßlichsten Kampf zwischen Leben und Tod gnadenreich erleichtert. Seien es Krebssäfte, seien es Produkte des tuberkulösen Zerfalles, seien es Blutgase bei Herz- und Drüsenerkrankungen, Toxine, Fermente, Dishormone, wie man will — lange, ehe die Stunde kommt, wo der Bewußte noch die Sichel des Todes mähen hören könnte, sind vermittelst der vorangegangenen pathologischen Beimischungen gleichsam narkotisierender Säfte zum Blut die beobachtenden Ganglien abgestellt; es ist eine Gnadennarkose der Natur am Werke, die wir nicht hoch genug in der Skala beobachtbarer Zweckhandlungen des uns unerkennbaren Weltbewußtseins bewerten können. Namentlich bei der Tuberkulose werden Stoffe erzeugt, die geradezu das Gefahrenbewußtsein des einzelnen, selbst bei Ärzten, die doch den Verlauf ihres Leidens wissen müssen, in einer Weise abblenden, daß eine Art Täuschungsversuch entsteht, der nur in der Beimengung spezifischer hormonähnlicher Stoffwechselprodukte aus zerfallenden Gewebsteilen gesucht werden kann. Man sollte allen Ernstes versuchen, dieses „Optimin" der Tuberkelbazillen aus Nährmedien (Gelatinekulturen, Agar-Agar oder Tiergewebe) chemisch rein zu gewinnen und es als ein physiologisches Stimulans, als ein Stimmung und Leistungskraft enorm erhöhendes Elixirum excitans dem Leidenden einzuspritzen und sich so der Bedrückten zu erbarmen! Gnadenreiches Berauschen mit Hoffnung, solange der Mensch noch sein Ich behält, und Gnadennarkose, falls er dahinkommt, es zu verlieren!

Ist es nun wirklich nach diesen Auseinandersetzungen mit dem Kernproblem aller Psychologie so schwer, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was unser rätselhaftes Ich bedeutet? Ein Mißerfolg müßte allein an einer schiefen Darstellung liegen, für die ich bei der Neuheit dieser Gedankenfolgen um Nachsicht zu bitten hätte, mir scheint aber das auf diese Weise abgegrenzte funktionelle Ich, die funktionelle Zone, die im Gehirn zwischen

bewußter Orientierung und dem Unterbewußtsein mit jedem Augenblick ständig neu aufleuchtet, ein fast handgreiflicher Vorgang aufgedeckt zu sein, und wäre er auch nichts als eine Idee, so hat diese Fiktion doch sicherlich enormen Nutz- und Lehrwert, indem sie doch auch dem Laien eine Annäherung an dieses schließlich jeden brennend interessierende Problem gestattet, weil ja jeder ein Ich ist und doch jeder wissen möchte, was er dadurch eigentlich ist, respektive wie seine Empfindung von sich zustande kommt oder wissenschaftlich erhellt werden kann. Freilich ist mit dieser Definition noch nicht der Forderung genügt, etwa mit dieser Auflösung des Ichs als einem spezifischen Ganglienvorgang nun auch herangehen zu können an das letzte: „Erkenne dich selbst!", das heißt allein hieraus erhellt noch nicht die Bestimmung des Wesens, des Charakters, der Neigungen, der Anderbarkeit des Ichs unter bestimmten Bedingungen. Das alles kann erst voll erkannt werden, wenn wir unser ganzes Programm gelöst haben, das heißt vor allem auch alle die Mechanismen besprochen haben werden, welche dauernd den Thron des Ich zum Schwanken und Wanken bringen möchten (Dämonien) und der Selbstbeobachtung die Wege weisen können, zu wissen, wo das einzelne Ich fest und unweigerlich verankert ist in charakteristischen Automatien seiner Ganglienfunktionen, und wo er die Lücken überschauen kann, durch welche das Milieu und der Fremdwille eindringen kann in die Zone der schwebenden Reservekraft, um Überlegungen und Aktionen zu veranlassen, die eigentlich nicht dem Ich gehören, sondern eben etwas außerhalb des Ichs sind. Kommt dazu die innere Sekretion mit all ihren Spannungen, Störungen, Lockungen, sofern sie nicht die har- oder hormonische Ruhe des Ichs in glücklichen Gemütern aus einer Kerngesundheit heraus gewährleistet, so sieht man schon jetzt, welch kompliziertes Gebilde das „Ich" wird, sobald alle seine Beziehungen zum Bewußten und Unbewußten klargelegt sind.

Für diese Studie muß nur immer zuvor festgehalten werden, daß die alleinige vorläufige Aufgabe war, gleichsam die Geburtsstätte des „Ichs" im Morgenland des Menschentums aufzufinden und seine primitivsten Betätigungen darzustellen. Wenn diese Ausführungen überhaupt einen begreiflichen Sinn haben sollen, so muß man stets daran festhalten, daß, wie das Narkoseexperiment hunderttausendmal bewiesen hat, das Ich in einer bestimmten Zone liegen muß, weil es hier durch die Hemmung ausgelöscht werden kann; es muß vorher eben in der naturbestimmten Funktion dieser Zellgruppen fixiert gewesen sein. Unser Erkenntnisfortschritt liegt, wie ich hoffen darf, in der Annahme, daß solches Zonen- und Gruppenaufleuchten, oder sagen wir, solche Erregungskomplexe, Wellen, Stromanhäufungen oder wie man das mit andern Vergleichen umschreiben will, von andern Teilen der am Ich unbeteiligten Allgemeinmasse der

Ganglien beobachtet, bemerkt, betrachtet, wahrgenommen werden kann, genau als wenn es ein Objekt, ein außen von mir stehender Reizgegenstand wäre. Der Innenvorgang einer sogenannten Introspektion oder Innenvernehmung (auch des Ichs) ist also funktionell genau derselbe, als ob das Objekt außen vorhanden wäre. Das Mysterium des Erkennens eines Gegenstandes ist kein andres als das rätselhafte Gefühl davon, daß ich „Ich" bin, weil eben die „Ichzone" dem Ganglienspiegel betrachtbar ist als ein Gegenstand im Innern! Diese sekundäre Betrachtungsgruppe, das glühende Stromband, die erhellte, blitzende Ganglienbatterie kann nun wieder in Tausende von Stromleitungen übergeführt werden durch die Bendasche Muskelaktion und weiter gefühls- und erfahrungsgemäß betastet werden. Diese Empfindung von dem, was wir da innen beobachten, wie außen im Reich der Welt, umdeuten wir mit Worten, so daß also sprachlich der „Ich"-Ausdruck das Wort „Ich" von einem Allgemeingefühl sagen soll: „es gleitet da immer etwas Leuchtendes am ganzen Firmament meiner Seele" — genau so wie das Wort „Blitz" dem Nachbarn bedeuten soll, es fährt da ein leuchtendes Zickzack durch die Luft. Aber meine Erlebnisse, meine Träume (der gewaltige Fritz Mauthner sagt es) wären nichts, als mein einziges ewig „unenthülltes" Eigentum, wenn nicht die Sprache versuchen würde, es den Genossen zu künden, was in mir vorging. Darauf wurzelt eben die Künstlerschaft des Wortes, an der alle Nationen, alle Einzelindividuen beteiligt sind, Erlebnisse dem andern so treu wie eigen Gefühltes durch das Symbol der Sprache mitzuteilen. O, welche Wunderwelt des Umsatzes des dumpfen Gefühles in allgemeingültige Laute ist das Reich der Sprache! Wie fußt alle Logik, alle Philosophie auf dieser Sehnsucht! Nur Musik, nur Malerei, Architektur und beinahe die Ästhetik der Mathematik ist losgelöst vom Kehlkopfslaut, vom Bund der Atmung mit den Brandungen der Konsonanten. Wir können nichts andres tun, als das Empfundene, das im Hirn unter Dach und Fach Gebrachte (daher das „Gedachte"), das für wahr Genommene (vor der Wahr = der Prüfung durch die Wage) mit den Sprachsymbolen möglichst charakteristisch umzuprägen, einen Bewegungsvorgang von außen nach innen, auch von innen nach außen zurückzuproduzieren als eine prismatische Brechung durch Hunderte von Millionen kleiner Ganglien. Das Resultat ist Gedanke, Handlung oder Wort, wie schon ausgeführt. So ist die Sprache als ein Bedürfnis der Mitteilung beim Menschen entstanden; bei Tieren mögen andre Mechanismen, die wir noch nicht kennen, etwa unsichtbare Wellen des Lichts und eine Art Strahlungstelegraphie in Frage und Einübung gekommen sein. Ich sehe nicht weiter, als daß es genügen muß, zu versuchen, dem ausgesprochenen Worte möglichst viel Sinn beizulegen, selbst auf die

Gefahr hin, zu vergessen, daß manche unsrer Begriffe überhaupt gar keinen Sinn haben, was ich bei der Geistigkeit der gesamten Natur nicht glaube, daß es irgend etwas völlig Sinnloses in der Welt gibt. Dafür in den Nebeln unserer Erkenntnis gewiß um so mehr Irrtum! Dafür sind wir eben Menschen, das heißt Wesen, die auf Umwegen nur zur Höhe einer vollendeten Geistigkeit emporsteigen. — Das Ich ist aber die zwischen kosmischem Dasein und irdischem Hiersein eingespannte Empfängerzone des Hirnmechanismus!

Mirjam

Eine Erzählung von Martin Borrmann

Motto: Daß dies alles immer noch so irdisch ist! Es glitzert und stäubt und tanzt und doch ist es noch schwer und voll Schlaf. — Geliebter, vielleicht sind wir doch erst im Tode vollkommen."
Max Brod.

Mirjam wuchs auf am Saum der Bernsteinküste, allein, im Badedorf, zwischen dröhnenden Bienenkörben, mutterlos im Schulbau des Ortes, dem ihr Vater als Lehrmeister vorstand. Den Sommer über lag sie im Garten und trank den Honig der Heide ein; manchmal hob sich das Blut ihrer Hände bis hoch zu den Augen. Es war wie das Gehen von Menschen, die man nicht sah, wie das Überkappen von Stimmen, die immer nur rauschten. Mirjam nähte Lindenblätter zu schlaffen Kränzen zusammen, balsamische Luzei umwuchsen ihr Haupt, alle Gedanken erloschen wie Lampen, und während das Boot ihrer Seele vor Sonnenlast kenterte, schlief sie ein.

Der Vater kam von den Bienen und trug Mirjam ins Zimmer, bedeckte und entkleidete sie — und saß die Nächte lang am Bett seiner Tochter, die noch zarter war als ihre verstorbene Mutter. — Sie sah die breite Nacht den Vater umgeben, sie schwang sich im Fieber aus ihrer Körperlichkeit, das Kissen wich wie Feuer unter ihr fort, die Dinge leuchteten auf wie das Splittern von Bäumen. Sie richtete sich hoch und starrte ins Helle; wunderbar war es, wie lange ihr schlafwarmer Hals steil und aufrecht zu bleiben vermochte! Dieser Hals war sehr zierlich und von der edlen Gebrechlichkeit einer Gazelle; die versonnene, schwingende Rüsche des Hemdes umschloß ihn wie die Form einer Hand. Der Vater schlug Tücher um die Gitter des Bettes, er wühlte zwischen Flaschen und Gläsern und hielt Mirjams Stirn in seiner Hand, und als

es nichts half, trug er die Siebenjährige geduldig im Zimmer umher, ernst und singend, abenteuerlich und müde, über zwei Stunden lang.

Aber mit Tagesanbruch mußte der Doktor geholt werden.

Der Doktor lauschte an ihrer Brust und sie empfand seinen Kopf als Waschbären über sich und sein Ohr, sein kaltes, fremdes Ohr, als großes Wunder auf ihrer Haut. Sie neigte schelmisch die Stirne nach vorn, die so empfindlich sich wölbte, und schmiegte die Flocken ihrer Haare unter die Hand ihres Vaters.

Später machte der Arzt vor ihrem Vater die Bewegung des Schneidens. Obgleich Mirjam niemanden sehen konnte – denn sie standen jetzt hinter ihrem Rücken – wußte sie dennoch die Gedanken der Erwachsenen. Dann schob sich etwas vor ihr Auge. Sie sah für morgen ihre Operation voraus und bemerkte ohne Zittern jede Einzelheit. Als sie es mittags wieder erzählte – erstaunte sie, wie sehr sich der Vater darüber verfärbte.

Mirjam erschien ihm anders geartet, als sonst die Kinder, das zartere Abbild der Mutter, der klugen Frau: mit der schalkhaften Iris, blau wie eine Seele, und dem brünetten Gelock ihres Hauptes, das mager war, mit dem Hirtenlied ihres Körpers, über dem man die Hände falten mochte. Der Vater unterbrach sie sofort und erzählte ein Märchen, das so begann, als fiele Mondlicht auf Tannen, die über der Blondheit des Prinzen Goldener wachten.

Im Krankenhaus wurde sie gewaschen, verkleidet und hin und her gerollt, bis sie im Saal auf einem hellen, schlanken Tisch zu liegen kam. Sie hörte das Rauschen des Wassers, an dem sich die Ärzte wuschen – und das Blut begann in ihrem Körper zu pfeifen wie ein Windstoß. Wo war die Welt? Sie sah durch das große Fenster hinaus zu ihr – ich komme, Welt! – aber da hielten sie schon die Hände fest, die hinter ihr lauerten. Zugleich erstickten ihre Sinne im Rausch der Billroth-Narkose, die süß und fad aus der Maske tropfte, so daß sie versank.

Im Himmel wachte sie auf, wo sich die Feinde versöhnten. Unter ihren Füßen lag Saphir ausgebreitet, sie ging auf Schnee... Die Lebensbäume grünten und sangen, und überall gab es Meere von Kindern, die Kränze trugen. Alle Engel hatten das Lächeln des Schmerzes um ihren Mund, sie lugten aus Wolkenfenstern und küßten Mirjam, die tanzte und flog. So ging es noch Tage und Wochen hindurch.

Es war schon Herbst geworden, als sie aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Mirjam hielt Umschau, sie war betäubt, die Welt lag vor ihr wie Krume auf Ackerwegen. Sie würde sich nie mehr hier zurechtfinden können. Das wußte sie jetzt, sie war entwachsen. – Dort stand der Vater, sie freute sich herzlich, ihn wiederzusehen und die alte Schule, –

doch erkannte sie alles nur noch als Schatten wieder, als Gebilde ihres eigenen Selbst.

Auch in den nächsten Wochen gab sich ihr Zustand nicht. Die kleine Operationsnarbe ward weiß und glänzte an ihrem Hals; die innere Scheu vor Menschen und Dingen und ihre gleichzeitige Verbundenheit mit ihnen wich nicht von ihr! Durchs Schlüsselloch sah Mirjam eines Tages den Prinzen Goldener Geige spielen. Er spielte im Schulzimmer, ihr Vater, mit Künstlerrock und Apothekerhaaren, stand vor ihm und schalt. Der Prinz hatte weiche Backen und langes, blondes Haar. Ohne zu wissen, was sie tat, öffnete sie die Türen der Stube und schritt auf ihn zu – indem sie die Augen zusammenkniff und ihm auf entschiedene Art die Hand reichte. Der Vater erzählte der Erstaunten, daß der Prinz mit Namen eigentlich Ludwig Heinemur heiße und Sohn eines Dichters Heinemur sei, der im Badedorf lebe. – Mirjam saß die Stunde über im Hintergrund und weinte mit angezogenen Knien auf einem Fußbänkchen. Sie schämte sich.

Zur Nachtzeit träumte sie von ihm. Er war wieder Prinz Goldener, im Sammetwams unter Tannenbäumen, aber die Knaben, die mit ihm waren, gönnten ihm sein Prinzentum nicht. Sie quälten ihn, sie griffen in seine Locken und schlugen ihn, und schließlich entstand eine Schlacht um sein Haar, das sie undeutsch und unmännlich nannten. Ein Steinwurf traf ihn gegen die Schläfe, winzig sickerte Blut heraus – und plötzlich lag er tot bei ihrem Körper und schlief. Was sie erlebte, war schön und wehmütig. Sie wachte an der Süßigkeit ihrer Schmerzen auf.

Einige Jahre später – sie war schon im Alter des Reifens – fand sie Ludwig auf einem Kinderfest wieder, das ihr Vater veranstaltet hatte. Sie gingen zur Festwiese und redeten miteinander. Aber sie hatten es eigentlich nicht nötig, zu reden, so eins fühlten sie sich. Sie wußten genau, was der andere dachte: das gab ein freudiges Erschrecken ab. Sie waren verwandte Apparate, Ludwig und sie, die Wellen aussandten; ihre Stirnen, wie Blinde, fingen sie auf: Regungen in des andern geliebtem Geist. Die Einsamkeit war vorbei, man würde bei der Freude der Kinder nicht mehr leiden, und wie würden die Jahre vergehen, wenn man gemeinsam fühlte! Am Abend trugen alle Lampions, Hand in Hand, die Düne entlang – vor dem tiefblauen Meer, das leise an der Küste wusch.

Mirjam war übermüdet vom Glück, sie fühlte sich übermäßig mit Buntheit an, in wenigen Stunden. Das Antlitz der Welt sprach durch jedes weiße Kleid, durch jede Hüfte zu ihr in Bildern. Wie sie mit Ludwig den Dünenweg beschritt, raschelten Eidechsen über den Pfad zu ihren Füßen, kreuz und quer, so heiß war der Abend. Sie schüttete sich über helle und bunte Menschen aus und sehnte sich wund danach, von

ihrer geschlossenen Masse im Applaus anerkannt zu werden. Sie sprach immer das nach, was Ludwig mit Gedanken auf sie übertrug — zuerst nur zaghaft und unsicher, dann kecker und wilder. Als ihre Antworten stimmten, verließ sie sich völlig auf ihre sympathische Fähigkeit. Das war ein Wunder, was sie täglich neu in sich entdecken mußte. Man hielt das Garn, der Faden spulte sich ab, die Decke oben war schmutzig und alt, aber die Schicht darunter sehr tief und glänzend und weich — die legte man frei. Man hob den schwarzen Schleier hoch, unter welchem der Fötus aller Gedanken schlief. Ununterbrochen sang die See in ihr. Wind und Kapelle, Blut und Meer, indes ihre Sinne sich rot wie die Sonne färbten. Ludwig hatte vom Kult der Ägypter gehört, Geschwister einander zu vermählen: es erschien ihm süß und durchaus begehrenswert, sich Mirjam in einer unbestimmten Weise zu verbinden.

Er hielt Mirjam wie seine Schwester, er sagte in die Luft: — Mirjam heißt sie. Sie gleicht ihrem Namen. Wie weich ihre Schläfen sind! — Der Strand, den wir von der Düne übersehen können, weicht immer tiefer zurück — im Glanz unserer Augen. Die See liegt tief und köstlich wie Gold — im Glanz unserer Augen. „Wir haben noch nie einen solchen Sommer erlebt, Mirjam!"

Sie lächelte. Sie zeigte ihm Wundenmale an Armen und Schultern, die von erquickungslosen Nächten herrühren sollten, in denen sie gleich ihrer Mutter schlafwandelte. Sie selber freilich hielte nichts fest von ihrem Zustand, erzählte sie ihm, als das Bewußtsein, durch ihn zu wertvollstem Leben befähigt zu sein. Im Wandelglas ihrer trunkenen Träume, die schillerten, in welchen ein Keulenschlag nichts Furchtbares war, würde sie vor andern Menschen erhöht. Wenn morgen der Arzt komme, werde ihm alles über ihre Veranlagung berichtet werden — aber sie wolle versuchen, das Resultat des Befundes zu ihren Gunsten zu kehren.

Am nächsten Morgen ließ der Doktor Mirjam in seine Wohnung rufen, wie sie erwartet hatte.

Er nahm an ihrem Schädel einige Messungen vor. Hierauf verdunkelte er das Zimmer und stellte um Mirjam einen Schirm auf, der mit Schwefelkalzium überzogen war. Mirjam mußte Aufgaben lösen, Verse hersagen und Vokabeln lernen — und jedesmal, wenn ihre Gedanken sich regten, erstrahlte der Schirm.

Sie wurde gesprächig und erzählte dem Doktor, daß sie die Briefe Ludwigs lese, ohne sie zu öffnen; sie lege sie nur auf ihre Stirn und wisse sogleich, was sie enthielten. — Im Anschluß an ihre Worte schrieb er einen Brief an ihren Vater. Er hatte in seinem Schreiben betont, es lasse sich Geld und Ruhm in den Großstädten mit ihrer Veranlagung verdienen — und das gab den Ausschlag.

Sie zählte achtzehn Jahre, als sie gemeinsam mit Ludwig, dem Vermittler ihrer Fähigkeiten, ihren europäischen Ausflug beginnen mußte. Ihr Gepäck war schon auf der Bahn, da trat sie allein vor das Bild ihrer Mutter hin. Sie betastete ihre Hände, sie näherte ihr Gesicht dem Gesicht der Mutter, sie faßte es nicht, daß sie aus dieser klugen Frau schlafwandelnd in ihr eigenes Selbst verwandelt sein sollte. Sie prüfte vorsichtig das Glas der Photographie, sie glitt mit ihren Fingern die Konturen nach – und ward urplötzlich von dem Blick des Gemäldes, von Zukünftigem wie von Vergangenem, gleichmäßig überschauert.

Sie wachte nach den Widerwärtigkeiten der ersten Reisewochen, nach einer Reihe von Winkelzügen mit Direktoren und mit Agenten, in einer Garderobe des größten Berliner Zirkus zu angespanntem Leben auf. Als sie mit Ludwig vor das brausende Publikum trat, schloß sie für einen Augenblick die Augen.

Man wickelte schnell den zahnlosen Zwergklown aus einem Teppich, der Rausch amerikanischer Musik ging in einen Sonntagsmarsch über, und das Orchester gab die große Stille frei, die Mirjams Künste umfing. Sie war auf allen Plakaten als unerhörtes telepathisches Phänomen hingestellt worden; nun ruhten die Blicke von Tausenden wartend auf ihrem Antlitz. – In diesen Minuten empfand Ludwig ihre Körperlichkeit wie eine einzige schmale Schulterlinie. Ihr Haar war das der Bethlehemitin, die Ähren las. Das Licht des großen Reflektors riß grausam an ihrer Stirn.

Ludwig bat um Unterschriften, Visitenkarten, um Zettel; man reichte sie ihm; Mirjam kreuzte die Arme wie zum arabischen Gebet. Während Ludwig noch bei dem Besitzer einer Visitenkarte stand und scharf den aufgedruckten Namen fixierte, sprach sie ihn unten in der Manege aus, allein und dennoch mit allen durch ihren Geist verbunden. Sie fühlte sich wie der Überschwang einer Vermählten über die zehntausend Köpfe fortgetragen.

Das Parkett applaudierte bereits, aber die Herren mit Hemdbrüsten, in den Logen und in den Rängen, zur Seite müder Begleiterinnen, lächelten wegwerfend. Sie erklärten die Leute, die Ludwig fragte, für bestochen und versuchten das junge Künstlerpaar durch schwierige Angaben in Verlegenheit zu setzen. Aus einer Loge ward Ludwig mit beleidigenden Worten ein Blatt gereicht, das eine Sektrechnung des Lindenkasino enthielt. Er begann, als Mirjam in der Manege grübelnd stockte, sanfte und tönende Freundlichkeit über sie fließen zu lassen. Sie schlug zum erstenmal in dem ungeheuerlichen Raum ihre Augen empor. Wie dunkle Violenkissen, auf denen sie schlief, kamen Ludwigs Gedanken auf sie zu, sie versagte bei

keiner Frage und hatte zum Beschluß den größten Applaus. Der Beifall bildete Strudel um ihren Körper und riß sie Ludwig entgegen, der sich verbeugte – bis Zirkusdiener die Sprungnetze für die nächste Nummer bereit machten und alle verdrängten.

Später lief sie mit Ludwig im Mantel durch dunkle Gänge, am Zimmer des Regisseurs, an den Mädchen der Pantomime vorbei. Trotz des Triumphes an diesem Abend glaubte sie noch ins Badedorf zu dumpfen Leuten gehörig zu sein.

Ihre Berühmtheit stieg, und Tage und Wochen begannen wie tolle Hunde zu rasen. Man wußte nicht aus noch ein, im Anschluß das nächste Engagement zu erreichen. Man lief im Kreis und rief sich an, weil die Voraussetzungen fehlten, auf denen man bauen konnte. Schon der Anblick der drei Rohrplattenkoffer, Tiere mit breiten Mäulern, unordentlich gepackt, ängstete Mirjam. Die Rhapsodien des Lloydexpresses verfolgten sie in den Schlaf.

Vor Pernambuco, auf der Überfahrt, gesellte sich ein Fräulein Abbéma und ihre Brüder den europäischen Gastspielern zu. Die Brüder, die noch im Kindesalter standen, trugen als Wäsche alte Trikots und die Abbéma stieß ihnen beim Kämmen mißmutig den Schildpatt in das krause Kopfhaar. Ihre Beine waren noch allzu spitz, um beim Voltigieren gefallen zu können, ihr maßloses Elend erschien für die Bühne nicht parfümiert genug, um Interesse zu erregen. Sie mußten einstweilen ihr Pensum lernen, während sie in der Garderobe ihrer Schwester wachten; sie waren eingegittert in einen Dunst von Hotelbetten, hitzig und rauh, in den unaufhörlichen Wellenschlag von lachenden sprachlichen Brocken; die stolpernde Rede der Leute vom Zirkus. Mirjam ging brennend, frühlingshaft neben ihnen einher, – und fühlte es unklar und verpflichtend in sich, ihnen helfen zu müssen.

Eines Abends – es war in Rio, kam die Abbéma mit einem Verband am Arm nach Hause. Sie geigten die Nacht über eine wilde, böse Melodie, die Stimmen der Südländer klangen heiser von der Straße herauf, in der Ferne stürzte der Atlantik wie eine Sphinx nordwestlich gegen die Bai. Am nächsten Morgen, auf einem Gartenweg, der von Strandlichtern scheckig übermalt war, trat ein Herr vor die vollzählige Artistengesellschaft hin und bat, ihn nach Villa Isabel begleiten zu wollen – in einer kleinen Fahrt in Fräulein Abbémas Wagen, mit feuchtem, anschließendem Frühstück im Freien.

Er sah korrekt und herausfordernd aus wie das Ausrufungszeichen hinter dem Schnörkel seiner Korporation. Sein Gesicht war Marmor gewesen – nun war es Tuffstein; die Wange ward vor zurückhaltender Energie eingekniffen. Es war das Gesicht eines Regierungsbeamten oder Hof-

intendanten, von der gedanklichen Blässe des Flimmermimen, von gewaltsamen Liebenswürdigkeiten ringsum verzerrt, von nervösen Abstufungen überall angefressen. — Ludwig weigerte sich anfänglich, Mirjam an der Partie teilnehmen zu lassen, allein die Scherbe funkelte ihn so höhnisch an, daß er seine Instinkte künftighin zu verbergen sich entschloß. Gesetzt, daß es Zeichen von Adel war, seine Antipathien offen zu zeigen, so war der Fremdling sicherlich nobel. Er behandelte Ludwig mit einigen müden Lieblingswörtern und tat ihn ab damit. Doch zeigte er sich gespannt und höflich-gefährlich, sobald in seiner Nähe Röcke raschelten. Übrigens nannte ihn Fräulein Abbéma mit Namen Renatus. Sie wußte es aus vertrauten Geständnissen, daß er nach dem Ausspruch der Ärzte nicht lange mehr zu leben hätte.

Er suchte die wasserblauen Teufelchen unter Mirjams Stirn, während der Wagenfahrt die Bellevue ihrer Kleidung. — Er verstand es vortrefflich, in Gesprächen doppeldeutige Dinge zu berühren und jedermann darüber in Unklarheit zu belassen, ob er Unschickliches angedeutet habe. — Mirjam haßte und bewunderte ihn gleichzeitig. Etwas Disharmonisches drang ihr ins Herz; unwiderstehliche Lust, ihm ihr Können sofort, auf der Stelle, zu zeigen, überfiel sie — und Zorn darüber, daß Ludwig so unbedeutend erschien. Sprach sie mit Renatus, spannten sich alle ihre Muskeln an; sie litt unter der Vorstellung, vor ihm gedemütigt zu erscheinen.

Nach einer flüchtigen Besichtigung seines Landhauses führte Renatus seine Gäste in den Reitstall, wo die Abbéma einen Araber prüfte. Sooft sie das Tier mit Spore oder Schenkel meisterte, blickte sie in den großen Spiegel hinein, der am Ende des Saales hing, und Renatus winkte ihr zu.

Vor Mirjams Auge triumphierten Fleisch, Muskel und Geist über die Seele und alles Schwere und sprachen wie im Zirkus von Tod und Eleganz, indes die Gesten bunt in ihr weiterträumten. Sie ward überstrahlt vom Schneid in Renatus Rede, vom Frühstücksstil seiner Sätze und Witze —. Sie mußte sich mit Gewalt dazu zwingen, zu fühlen, was Ludwig fühlte.

Ludwig blieb auch nach diesem Ausflug milde zu ihr; sie liebte ihn ähnlich wie sie das Weltall liebte. Sie suchte im Klang der Töne nach seiner Gestalt und fragte ängstlich nach ihrer Liebe. Die war fast körperlos; sie vermißte darin das Abenteuerliche und Erregende, das ihr Renatus gegeben hatte.

Des Morgens kam er und weckte sie unbefangen — und setzte sie, wie zum Ersatz für Geträumtes, in irgendeinen Schnellzug hinein: man fuhr zur Tournee. Sie hatte Erfolge, wohin sie sich wandte — und er-

staunte nur, daß süd- und nordamerikanische Blätter sie besprachen und ihr Bildnis brachten, weil sie doch gar nicht jene war, der eigentlich all dies galt. Sie sah es wie ihr eigenes Denkmal an, wie ein lebloses Ding, zu dem man nicht dringen konnte; sie rettete ihr Ich vor dieser Versteinerung, die in die Sommernacht starrte. Sie ging mit der weißen Narbe an ihrem Halse mit der Lotosblume ihres Nackens, mit der spöttischen Liebe an ihrer Stirn, durch alle Härten und Grausamkeiten des Zirkus hindurch. Sie sah die Qual ihrer Gastspielgenossen an, die das Leben in Säcke genäht hatte und prügelte; die Brüder der Abbéma mit Tränen über gepuderten Backen und das närrisch-geliebte Hütchen am Kopfe des Zwergklowns. Sie taumelten alle hinter ihr her, auch durch die nördlichsten Staaten, und haschten nach ihrer Seele, die lachte und weinte.

Auf der Rückfahrt nach Europa (wieder von Rio aus), auf schwimmendem Luxushotel, sah sie vom Fenster ihrer Kajüte einen Totenkopf über die See gemalt, der ihr Renatus' Züge zu tragen schien. Es war der Marquis de Sade; weiß, hoch und grausig wandelte er über die Wasser hin, die ihn wie herausquellende Menschenaugen umflossen. Er trug die Rechte geballt, als höbe er allerlei Peitschen- und Kriegsgerät — und wies mit der anderen Hand auf ein Holzkreuz hin, von dem sich der Christus löste. Die beiden Mächte näherten sich einander, sie glitten kämpfend aufeinander zu und begannen mit Blitzen zu streiten — bis Mirjam, des Schauspiels nicht mehr fähig, bleich in die Kajüte zurücktrat.

Mirjam hielt im Erschrecken die Hände vor ihre Brust. Das ungeheure Schicksal, gleichsam zum zweitenmal diesem Feind zu begegnen, überwältigte sie. Ahnungen überschauerten sie, daß ihre Vision Tieferes bedeute, und daß sie diesem Manne gegenüber zu Kampf oder Liebe bestimmt worden sei — als einer Gewalt, mit der sie sich gleich ihrer ärgsten Widernatur auf Tod oder Freundschaft werde auseinandersetzen müssen. Die furchtbaren Galanterien der Kardinäle sprachen aus seinen Augen, die Gartenfeste der Renaissance verwelkten in seinem Gesicht. Er war verbrannt in den großen Spielsälen und hartgesotten in zahllosen Zweikämpfen, er hatte im Kasino seine Muskeln beherrschen gelernt und im Salon sich an Fächerschlägen erlustigt.

Ludwig verfehlte nicht, seine Ansicht über Renatus an Mirjam weiterzugeben. Er schilderte ihn als einen Mann, der gemächlich von einem Diwan aus zu Lieblingsfrauen sprach, — und dies Bild verfolgte sie als letztes Erlebnis ihrer Amerikafahrt.

Sie sah in Berlin ihren Vater wieder und knüpfte an alles an, was zur Heimat gehörte, — und blieb trotz allem durch jene Vision irgendwie in der Fremde haften.

In der Nähe des Zirkusses, in dem sie zum erstenmal aufgetreten war, sah sie Renatus plötzlich in Begleitung von grauen, europäischen Sultansköpfen. Ein furchtbarer Schrecken durchzuckte sie — zu welcher Zeit war er nach dem Festland herübergekommen? Aus irgendeiner Hemmung grüßte er nicht — und nun war es eine traurige Sache für Ludwig, zu beobachten, wie Mirjam errötete und sich in sich kehrte. Dennoch war sein Gefühl des Mitleidens mit ihr das Schönste, was er seit ihrem ersten Anblick erlebt hatte.

Sie liebte Renatus nicht, sie haßte ihn, aber sie erregte sich nach ihm. Seine Gedanken liefen nicht wie Ludwigs Gedanken auf sie zu, ihre Kunst versagte; trotz allem fühlte sie sich an diesen Fremdlingsmenschen sinnlich gebunden. Sie wollte nicht mehr einschlafen, weil sie glaubte, irgend etwas entginge ihr. Wie in den Zeiten jüngsten Ruhmes prüfte sie unruhig ihre Gefühle nach und ersann sich neue Nuancen. Wenn sie morgens erwachte, stürzte ihr aus dem Nirwana der Nacht der quälende Liebesgedanke entgegen, mit dem sie am Abend aufgehört hatte.

Weil sie wie zur Zeit ihrer Träume von Goldener wieder schlafwandelte, brachte Ludwig sie zu einer längeren Kur im Etschtale unter, in einer Meraner Pension in der Nähe der Gilfpromenaden. Er hatte es nicht verhindern können, daß Renatus, der letzte Zeit um den Zirkus oft spionierte, sich ihnen anschloß, sein Leiden und die Ansicht der Ärzte vorschützend, er stürbe in nächster Zeit — und daß er künftighin besonders auf denjenigen Wegen anzutreffen war, die auch das Künstlerpaar bevorzugte. Doch sah man ihn niemals mehr in Gesellschaft der Kunstreiterin Abbéma.

Als man ihm dann auf einer Bergpartie begegnete, war ein Gespräch unmöglich zu umgehen, in dessen Verlauf sich ihm Mirjam unbewußt näher stellte. Sie tranken gemeinsam Kaffee aus Gläsern in der Baude und gingen über den Schnee. Es lag noch Glanz in der Luft, darüber kam Olivengeruch vom Süden her; ein Brünnlein sprang aus dem Schnee, ein Heiligenbild mit Alpenrosen — und drunten lag die Mandelblüte, schwingender Lenz. — Renatus, alt und bei Tafel nach seiner Gewohnheit Aufgeräumtheit heuchelnd, sah lachend auf Mirjams Jugend, über welcher die Berge Psalter sangen. Ein dunkler Schwindel überfiel ihn plötzlich, und bevor er wieder lachen konnte, klappte sein Mund einige Male auf und ab. Er pflückte jetzt am Boden Skabiosen und Thymian und zerstach sich die Hände dabei; er entblößte vor Nervosität seine Zähne, als es geschah. Daß sein Gefühl womöglich erraten sei und für das Künstlerpaar einen Gesprächsstoff bilde, wurmte ihn über die Maßen; ihm war, als würde er sich in Gesellschaft einer Unordnung seiner Kleidung bewußt — und er verbarg sich. Er litt maßlos unter den

Vertraulichkeiten, die sich Ludwig und Mirjam in seiner Gegenwart untereinander gestatteten.

Mirjam kehrte von diesem Ausflug sehr heiter zurück, etwas Neckisches, Weltliches war in ihr aufgesprudelt. Sie ging zum erstenmal ohne Ludwig aus, in den Lauben umher, am Marktplatz, an den Läden vorüber, und ließ sich von allem, was Farbe enthielt, anlocken. Sie mußte Atem holen vor so viel Schönheit, das Glück von Bergwiesen voll zu ertragen. Ihr fiel Renatus ein, den sie doch zu hassen vorgegeben hatte, und nach dem sie jetzt ein offen eingestandenes Verlangen spürte. Sie wünschte sich helle Nächte und dunkle Tage herbei; sie schlummerte ein.

In ihrem Traum fand sie nicht Ruhe, weil sie sich quälte, jemandem nah zu bleiben, von dem sie örtlich-geistig verschieden war. Ihre Haut war blaß wie nach überhitzten Bädern. So folgte sie durch den tauenden Schnee ihrer Heimat stundenlang dem Hochzeitswagen, der die Abbéma und Renatus trug. Mirjam war im Hemd, so schlimm es erschien; sie klammerte sich an die Räder fest, sie blickte durch die spiegelnden Scheiben hindurch auf das Brautpaar und bemerkte das blühende Weiß über Renatus Frack und den Blumenstrauß der Marcella Abbéma im Wagen. Sie fuhren wohl dreimal um den Schulbau des Heimatdorfes, langsam und traurig, sie lenkten, knirschend im Sand, zum Dünenweg ein, an der Villa von Ludwigs Vater vorüber, und senkten im nächsten Sommer (denn es war Sommer geworden!) so Hochzeitskutsche wie Bespannung in die laue See hinein. Dort, wo die Schwämme sich an Steinen ringelten, war eine Rosenhecke aufgebaut worden. Mirjam winkte — schluchzend in Glückseligkeit — ich liebe dich nämlich — und Wortgebärden sprudelten wie Wasserbäche.

Als sie erwachte und am Kurhaus Renatus begegnete, ließ sie sich vom Gefühl der Stunde soweit verleiten, daß sie ihn auf einem seiner Spaziergänge zu begleiten versprach. Gewöhnt, jeder Triebrichtung ihres Geistes sofort nachzugehen, versagte sie ihm auch die andere Bitte nicht, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

So betrat sie denn an seiner Seite in Obermais das Hotel, das er bewohnte, wurde ins erste Stockwerk hinaufgefahren und spürte sogleich in den Wänden und Lüften des Zimmers, hier fühlte sich ein Mensch im Tiefsten nicht glücklich. Auf einem Tischchen lagen galante Briefe. Mirjam ward durch Renatus Art, Gegenstände und Bedienung anzufahren, wieder um ein kleines ihm entfremdet. Sein Diener war Neger; er kniete vor ihr und reichte Konfekt.

Renatus zog einen Stuhl in die Nähe des Flügels, doch wollte Mirjam vorerst ihren Schleier, ihren Hut ablegen. Sie hob die Arme bis zur Höhe des Hutes, sie ging, ungekünstelt und dennoch leise. Dann kam sie

wieder, ordnete etwas an ihrem Haar und bat um die versprochenen Reiseskizzen. Statt dessen begann Renatus unvermittelt von seinem Leben zu erzählen.

Er wußte es kaum, ob er auf Mirjam oder über sie hinaus ins Unendliche blickte. Er fühlte nicht das Bedürfnis, sie zu seiner Geliebten zu machen, noch die lockende Lust, sich von ihr wie von der Abbéma betrügen zu lassen — diese Liebe berührte sich, gesetzt, daß es Liebe war, nur ein wenig mit allem Endlichen, sie schwebte über den Dingen und fand ihr Ziel in einer Sehnsucht nach Auflösung, nach dem Tode, mit dem ihm die Ärzte schon in Rio gedroht hatten. Es gab gelenkfeine Seelen und raffinierte Engelköpfe, es gab zierliche schwarze Betrügerinnen, ein Menuett aus dem Rokoko — am meisten aber vermochte ihn Mirjam zu erschüttern, die mondän und sanft, weiß und seiden immer wie aus Konzertsälen glitt.

Erst nach längerer Weile, als er keine Antwort bekam, bedachte er, wohin er sich verloren hätte. Er bewegte die Hände, als hätte er schon zu tief sich aufgedeckt.

Sie hatte, wie sie nun ernsthaft mit ihm die Bilder durchblätterte, eine Art die Worte ganz hinten im Kehlkopf zu bilden, die ihr ein rührendes Ansehen vor ihm verlieh. Er begann sich wieder — wie in tiefer Erinnerung — nach einem ungeküßten Kuß, einem unausgeführten Abenteuer zu sehnen, weil er dahinter eine Schönheit vermutete, die ihm fremd geworden war. Der Kankan seiner Instinkte legte sich schlafen.

Lag seine Seele nicht zum erstenmal keusch im Licht der Kerzen, vor diesen verschlossenen achtzehn Jahren, vor der spöttischen, herben Liebe an ihrer Stirn?

Weil Mirjam Schleier und Hut vorher zu hastig abgelegt hatte, löste sich eine Welle ihres Haares und glitt an ihrem Rücken hernieder, was sie ganz klein und kindlich aussehend machte. Durch Ludwig in diesen Dingen an Unbefangenheit gewöhnt, tat sie nichts weiter als unter behutsamem Lächeln die Unordnung der Frisur wieder ins Rechte zu bringen, hingegen für Renatus diese Handlung etwas Entscheidendes und Außerordentliches bedeutete.

Mit Erstaunen wurde er nämlich gewahr, daß eine selbstlose Güte in ihm heraufquoll, die sich von Augenblick zu Augenblick verstärkte und die in dem Entschlusse gipfelte, Mirjam ihrem Begleiter zu lassen. War er nicht schon von jeher vor ihr des Körperlichen, Eigensüchtigen entkleidet gewesen? Wie gut das war, dies Glück für einen Fremden zu wollen! Wie gut, wenn alle Vorstellungen, alle Konventionen, alle Schranken abfielen und man dem Wesentlichen näher rückte! (Weil er nicht weinen konnte vor Schmerz, so schluckte er nur.) Er war ein Parvenü der Seele gewesen bis jetzt; nun war er adelig. Der Adel des Verzichts erhob

ihn zum Nobile. Wie gut das war, das Glück des Nächsten zu kosten! Den Hauch von ihrer Wesenheit, der jetzt an seinem Ärmel haftete, dem Nächsten hinzugeben — wie war das voll Güte!

Eine freundliche Wallung Ludwig gegenüber bemächtigte sich seiner, er gedachte mit Reue seiner früheren Feindseligkeit und wollte gut machen, was sich noch bessern ließ. Er wünschte es, den heutigen Abend mit ihm verbringen zu können, mit ihm zu dritt die Felder zu durchschreiten, Mirjams Freund zu sein, nichts weiter sonst! Er geleitete sie aus seinen Zimmern und schlug ihr vor gemeinsam vor Ludwig mit ihr hinzutreten und ihn zu einer Feier einzuladen. — Als er mit ihr auf der Straße war, wollte er noch einmal zurückkehren und Ludwig sogleich von seinem Hotel aus ins Kurhaus zum Treffpunkt bestellen — Mirjam wies ihn indessen auf das näherliegende Telephon des Postamts hin, das ihm den Zeitverlust sparen konnte. Er gab ihrem Vorschlag nach — und hörte im Augenblick seines Entschlusses ein seltsames Lachen der Obermaiser Mägde in das Schweigen seines Herzens fallen.

Breitbeinig standen Bürger vor den Telephonzellen und ließen niemanden nähertreten, die Postbeamten zitterten mit den Händen und bekümmerten sich nicht im geringsten um seine Beschwerden. Renatus spürte ein Zurückfallen in sein Herrentum. Die anerzogene Furcht, vor einer Dame nicht genug energisch zu erscheinen, riß ihn aus seiner frommen Stimmung in scharfen Wortwechsel hinein und steigerte ihn zu solchem Grade blaßer Erregung, daß er fast tätlich zu werden drohte.

Als er dann endlich in einer Zelle stand, fühlte er eine dunkle Macht vom andern Ende der Leitung her gegen ihn wachsen. Es kam viel Unvorhergesehenes aus dem Sprachrohr, der Hörer schwankte in seiner Hand — und das, was Ärzte lange vorausgesehen hatten, wurde zur Wahrheit: der plötzliche Herzschlag. — Er schlug mit dumpfem Fall gegen die Holztür der Zelle, sein Vorhemd buckelte sich zur Weste heraus; weil ihm Mirjam die Härtigkeit des Willens entzogen hatte, war er verloren . . . Sein Unterkiefer klappte schon auf die Brust herab, die Plomben klangen hart aufeinander — da kniete Mirjam an seiner Seite und bettete ihn in ihrem Schoße.

Er hatte bereits sein zynisches Ich verlassen, er sah sich selber in ihrem Schoße liegen; Religion, sonst Volksbändigungsmittel in seinen Augen, erhöhte ihn auflösend über sich selbst. Dann verließ ihn Erde und Sorge und Haltung. Ach, er bedurfte ihrer nicht mehr! Gefüllt mit inneren Werten war er auf einmal. So leuchtend doch — das war schon Gott-Stoff, der ihn erfüllte, der groß erst machte, was demütig war, und der jetzt purpurn sein Gesicht in Mirjams verstellte, bis er verschied.

Mirjam vermochte sich kaum an seiner Seite aufrecht zu erhalten. Sie weinte über der Leiche und merkte es nicht, als man Renatus aus ihrem Schoße in sein Hotel fortschaffte. Sie lief in die Nähe der Gilfpromenaden zurück, in ihr Pensionat und zu Ludwig und erzählte ihm alles. – Er breitete seinen Arm um sie und führte sie auf sein Zimmer. Er legte sie vorsichtig auf den Diwan, dann ging er langsam; er nickte ihr zu.

Bei seiner Freundlichkeit begann sie einzuschlafen und geriet in jene wallende Atmosphäre hinein, die den Zustand zwischen Schlaf und Wachheit bildet. Sie hatte vergessen, daß Renatus gestorben war; sie beschloß, ihn auf der Stelle zu besuchen, vor ihm zu weinen.

Die Dinge, die Umgebung der Pension schienen in rätselhafter Weise verändert zu sein. Eine nachtwandlerische Stimmung lag über allem und Mehltau streute sich auf jeden Gegenstand. Die dunkle Treppe nahm Mirjam mit Leichtigkeit, die schwere Haustür schien sich von selber zu öffnen. Vor ihr lag nicht Meran, es waren die Tropen; sie sah, wie über dem Dampfer das Kreuz des Südens den Himmel schmückte.

Der Berliner Zwergklown brachte einen Krug herbei, er setzte ihn nieder. – Ich suche Renatus, erklärte Mirjam; und der Zwergklown schlürfte von dannen. Man hörte den Schrei eines Weibes auf einer Straße – das war die Abbéma. – Sie sucht Renatus! sagte der zahnlose Zwergklown.

Die Brüder der Abbéma kamen herbei, sie trugen Stöcke und hölzerne Füße, und die im Zirkus abgestürzt waren, warfen mit Fleisch aus offenen Gräbern. Renatus hatte sie zu Krüppeln gemacht – Mirjam erkannte das jetzt – nun rächten sich alle an ihr für seine Gewalttaten – Die Erbse! rief Marcelle Abbéma; sie sucht Renatus, trink aus dem Krug! – und die mit ihr im Zirkus waren, ergriffen sie und schleppten sie vor den Krug des Leids, den der Zwergklown herbeigeschafft hatte.

Mirjam floh durch die brasilianische Nacht; die Angst saß ihr wie ein Kobold im Nacken. Da waren unsichtbare Hindernisse, die plötzlich ihren Leib umstrickten, Skabiosen und Thymian von der Bergpartie, mit denen sie sich herumstreiten mußte. Manchmal schien sich ein Baumstamm quer vor ihre Brüste zu legen – sie aber glitt über ihn wie ein Luftgeist hinweg. Wenn sie einen Augenblick Atem schöpfte, hörte sie das Hämmern ihres Herzens zu sich heraufklingen, indessen konnte es auch der Galopp ihrer Verfolger sein, die hinter ihr her waren. Unvermittelt sah sie ihr Pensionat wieder vor sich liegen; fast wäre sie an der Türe gestürzt. Ihre Hände wühlten in ihrem Geldtäschchen und fanden erst nach unerträglich langen Minuten die Schlüssel darin vor. Sie zwängte sie nur mit Mühsal heraus; der Haufe hinter ihr war beängstigend nah;

sie tastete fiebernd die Füllungen ab – sie litt für Renatus! – sie rüttelte mit gekrampften Fingern am Türverschluß, der kalt wie ein Fisch war. Wie bei Renatus glitt ihr das Haar herab; sie brach in die Knie.

In diesem Augenblick hatte das Leiden sie eingeholt. Die Klingen der Nickfänger, die sich in ihren Rücken senkten, waren scharf wie Säuren. Sie zerteilten ihre Organe, sie fraßen ihre Nerven, ihr Gehirn. Sie stieß einen blassen, zitternden Schrei aus – und erwachte.

Ludwig stand neben ihrem Lager und reichte ihr Medizin. Sie lag im Fieber und gab sich der Krankheit hin, die wochenlang ihren Körper bedrohte. Doch löste sich die visionäre Spannung in ihr. Ihre Sinne belebten sich, sie warf sie zur Genesung auf Ludwigs Liebe — und wusch sich rein.

In den Tagen ihrer betonten Leidenschaftswallungen war sie nicht fähig gewesen, Gedanken zu lesen, jetzt, in der Zeit ihrer Rekonvaleszenz, bewegten sich die Lippen der Menschen wieder und verrieten ihr, was die Seelen fühlten: was Ludwig auf sie übertrug. Wenn ein Lufthauch um sie wehte, so war es Ludwig, der ihr körperlich nähertrat. Sie läuterten beide ihre Verbindung aus der bisherigen Geistigkeit zu abgeklärter Sinnenlust empor, die ihren Urgrund in einer Gemeinschaft auf fremden Sternen hatte. Sie waren dort vor Jahrtausenden Geschwister gewesen, die man vermählte, in einem schmerzlichen und süßen Kultus, den Ludwig auf dem Kinderfest schon in sich gefühlt hatte.

Sobald Mirjam wieder hergestellt war, begann sie auf dem Festland neuen Ruhm um sich zu sammeln. Sie stand nach der Krankheit auf dem Höhepunkt ihres Könnens, auf einem Gipfel, von dem sie sich gefahrlos ins Irdische verlieren konnte. Sie kam von einer ersten Morgenfahrt in den Saal, in den Zirkus, stets mit Sonne und Gold in frischen Händen zurück. Groß, fremd und sommerlich dehnten sich Städte vor Bahnhöfen aus, auf die sie hinaustrat; sie war beziehungslos zu allen Wesen und liebte sie dennoch, weil sie abends Ströme von Geist mit ihnen wechseln würde. Sie durchreiste Europa und sammelte Liebe um sich, an vielen Orten. Sie lernte im Gegensatz zu ihrem Traum Artisten kennen, die ihr ergeben waren. Wenn sie in anderen Ländern mit neuer Liebe umgeben wurde, schmerzte es sie; sie fühlte sich traurig. Sie begann nach Gott zu verlangen, der all diese Bäche in sich aufnähme und sich mit ihnen zu einem einzigen Strom vereinigte.

Die Schönheit Gottes, der Welt, wurde übermächtig in ihr – wie sie die Strandkleider beim Kinderfest bedrängt hatten! – sie glaubte vor Überfülle zugrunde zu gehen. Sie nahm aus einer Stadt nichts anderes mit als das Achselband eines Mädels vom Chor über rosigen Schultern – und litt darunter wie unter der Ewigkeit. Sie lernte das

lachende Fluidum verstehen, das die schönen Augenpaare von Liebesleuten durchströmt. Sie sah Südengland, den Norden Europas, Kopenhagen, das eine blonde Radlerin war, das Pelzwerk der grauäugigen Frau von Stockholm, den verschneiten Zirkus in Djurgarden. Das Paradies war in die Baumkronen hinabgestiegen; der Winter schloß die Kreise ihres Lebens.

In Berlin erglänzte der Schnee unter ihrer Berührung, als sie sich wieder der Stätte näherte, von der sie ausgegangen war.

Mirjam und Ludwig blieben allein in der Nähe der Friedrichsbrücke. Sie kauften Apfelsinen und Tannenzweige; Gottes Lachen kam über ihre Heimlichkeit. Die Welt war ein Pfefferkuchenhäuschen – o, die Konturen des Doms im Schnee! – Die Stimmen der Menschen klangen wie Schlittenglocken; die Ohren trugen Erfüllung im schweigenden Schnee! Das Glück war übergroß, die Seele metallisch und schluchzend – da küßte Ludwig Mirjam durch ihren Schleier hindurch. Er führte sie ins Hotel, und weil ihr Kuß an ihm forthaftete, gab er seinem Dasein in ihr Berechtigung. Sie schenkte sich ihm mit scheuer, gesenkter Stirn; sie ward tief und ruhig unter seinen Küssen. So oft sie in dieser Nacht an ihm trank, fielen Flocken seines Wesens in ihr Weihnachtsherz.

Sie reisten schon am folgenden Tag; es war ihnen selbstverständlich, sich dorthin wieder einzureifen, wo ihre Träume gewachsen waren. Im Badedorf schlief jeder Augenblick wie eine Wasserrose; sie griffen hinein in den Schilfsee der Zeit und rundeten die Sekunden zu Vollkommenheiten ab. Wie alle Dinge in sich selber ruhten, erschien ihnen jeder Tag voll Glück und voll Güte, und wie in Tautropfen Sonne funkelt, strahlte das Silber ihrer Gemeinsamkeit . . . .

Es war im Juni, die Erde gab Weihrauch ab, als Mirjam allein auf der Düne saß. Zuweilen kamen Glocken auf sie zu, wie Wellengebirge, umspülten sie und verebbten wieder im Strande. Sie schloß die Augen, spürte in der Ferne das Siebengestirn eines Mückentanzes – und sogleich schien Wind und Strauch an ihr vorüberzureisen, bis sie schlummerte. Es glänzte die Welt des Wesenlosen – da trat ihre Mutter auf sie zu und berührte ihren Schoß – daß sie die ersten Töne der Frucht und ihre künftige Melodie verspürte.

Verkündigung senkte sich auf Mirjam nieder, Neues und Ahnungsvolles in ihr trunkenes Herz. Sie senkte das Haupt, sie fand sich im Körperlichen nicht mehr zurecht, sie fühlte sich wie als Kind unter des alten Doktors Berührung im Badedorf. Sie würde den Menschen der Zukunft gebären, erfuhr sie, dem das Erlebnis sich ins Innere wandelt – den Heiland von morgen, der alle Kriege zerbricht und dem das Reale an seinen Fingern zerrinnt wie ein nutzloser Tag.

Da wurde Mirjam die seligste Frau des himmlischen Alphabets, die blühende Leyse sang immer in ihr, die Flechte fiel auf die geschnitzte Wiege herab — und Tulpen brachen blutig aus ihrem Schoß.

Späterer Eindruck gegenüber einem eigenen Werk

Ich kucke in mein Werk
„Ignorabimus",
vor Jahren in drei Jahren wildester, wirbelndster, wütendster Arbeit wuchtigst geschrieben,
kein Rasttag, kein Ruhtag, kein „Ausgeh"tag,
kein
„Feier"- und kein „Sonntag",
die dicken, gelben, gleichmäßig geschichteten Stöße Konzeptpapier
immer wieder verschrumpelnd, immer wieder sich häufend,
es muß, es muß, es muß, es muß,
jeden Morgen wie aus Stahl, jeden Abend wieder wie aus Blei,
es muß, es muß, es muß, es muß,
es
muß,
noch im Traum wie unter einer Last, wie unter einer Riesenlast, wie unter einer seligen mich windend,
beglückt, verzückt, entrückt,
berufen,
wie zu einer Sendung begnadet, wie zu einer Sendung gebenedeit, wie zu einer Sendung gesegnet,
wie zu einer Sendung auserwählt,
„erkoren",
jetzt,
nachdem alles
vorbei,
nachdem alles verrauscht, nachdem alles
fast
„vergessen",
wie durch ein kleines, verwittertes, zufälliges Zaunloch,
in einen alten,
fremden,
von einem andern gepflanzten,
von einem andern gehegten, von einem andern gepflegten,
nie betretenen, nie gesehenen,
verwunschenen,
dunkel phantastisch labyrinthisch verwachsenen, hieratisch mammutbäumigen,
erotisch überraschend berauschend verblüffenden,
hunderttausendblütigen
Garten!

Seltsam.

Den
„schuf“ ich?

Diese ... Knorren ... diese ... Stubben ... diese ... Stummen ... diese
Äste?

Diese wirr verwickelten, irr verzwickelten,
überirdischen,
übersinnlichen, überweltlichen
Zauberblumen?

Ein Summen, ein Singen,
ein Zittern, ein Flittern, ein gleitendes Glittern,
ein sonderbar smaragdgrün amarantrot türkisblauer Wundervogel
mit steilhoch grellgold blitzendem Sonnenschopf
und paradiesisch märchenhaft argusäugig irisbunt schillerndem Phönixschweif,
von kipper, wipper Lianenschaukel
verschmitzt nach einem Meergreis lugend, der unter buschigen Augenbrauen,
weißhaarig, nordisch, hünenhaft, glattrasierter als Schopenhauer, gestützt auf seinen Knotenstock,
im Großvaterrock, mit Großvatermördern,
von unten her, aufwärts,
Augen in Auge,
Schnabel gegen Schnabel,
verwogen-mißtrauisch-bärbeißig
ihn
anglupt!

Etwas in mir lacht, etwas in mir weint, die Sonne auf seinen Scheitel scheint —
„Onkel Ludwig“!

Arm in Arm,
durch die lange Allee,
aus der mattfern ein Haus glänzt,
plaudernd,
lachend, aufgeräumt,
die jungen Herzen voll Eintracht, die Seelen voll Unschuld,
jetzt fröhlich sich bückend und Blumen pflückend,
jetzt wieder jubelnd hinter einem Schmetterling her,
der buntbunt davonblinkt,
in leichten, lichten Frühlingskleidern,
an der Rechten bei der einen, bei der andern an der Linken,
aufblinkernd, aufflinkernd, feindrähtig,
ein Goldkettchen,
sonst,
die eine wie die andre, die andre wie die eine,
ununterscheidbar,
zwei Blumen selber, zwei Schmetterlinge,
zwei liebe, holde, gute, goldne,
süße,
Geschöpfe!

„Marianne-Mariette“!!

Schlank, nervös,
die Schritte federnd, die Schläfenhaare schon ergraut,
geduckt wie ein Tiger,
sprungbereit,
den fernen Feind, das Ferne witternd,
die große Dunkelheit,
das Unbekannte, das sich von allen Seiten auf ihn stürzt,
mit irren Augen zu durchdringen suchend:
„Wehr dich! Ich faß dich! Ich faß dich! Wehr dich!" Man fühlt: die Welt um ihn liegt grau, der Garten ist nicht:
. . . .

„Georg"!

Und
. . . der dort? . . .

Der?

In langem, weitem, purpurnem Faltentalar,
gebückt,
am Brunnen,
am „Putten-, Tritonen- und Najadenbrunnen",
aus dem ihn gramvoll, leidverstört,
hermelinunterbrämt,
sein altes, wehes, welkes, blasses,
eigenes
Kummerantlitz
anblickt?

„Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Exzellenz,
Rektor der Friedrich Wilhelms-Universität,
Professor Doktor Dufroy-Regnier"!

„Tot!!

Tot!! . . . Alle, alles, alle . . . tot!!

Geschlagner . . . als . . . Hiob!! . . . Geschlagner . . . als . . . Hiob!!"

Und
Euch . . . Euch,
die Ihr nie gelebt . . . die Ihr niemals wart,
Euch,
die ich mir, dennoch und trotzdem, anders als lebend, atmend wie mich,
denkend, fühlend, empfindend, wie ich denkender, fühlender, empfindender selbst nie war,
überhaupt gar nicht hatte vorstellen können,
Euch, Euch . . . „schuf" ich?

„Schuf" ich . . . wie jenen . . . „Garten"?

Von fremder „Schuld", von fremder „Sühne",
die beide,
beide

nur in meinem Hirn
ein seltsam sonderbares Schattenleben lebten,
bedrückter, zerstückter,
als wenn mein eigenes, rotes, schlagendes Herz in jedem von Euch selbst geschlagen hätte?

Ich denke die Stunden,
vieltausendfach,
da Euer Blut meins war und meins nicht meins,
da Ihr aus mir spracht und ich aus Euch,
da wir alle nur
Eins,
mir selbst . . . ein Wunder,
mir selbst . . . ein Geheimnis . . . mir selbst . . . ein Rätsel,
und
fasse es nicht . . . und . . . fasse es nicht!

Arno Holz

Der deutsche Maskenball

von Linke Poot

Gerhart Hauptmann hat eine dramatische Phantasie „Der weiße Heiland" geschrieben. In ein sanftmütiges schönes und dekadent schwaches Mexiko bricht eine militarisierte Christenhorde spanischer Abkunft ein. Der Kaiser der Mexikaner, den verheißenen weißen Messias erwartend, erlebt seine Desillusionierung; das Christentum wird entlarvt. Es sieht so aus: entlarvt. Mit Flüchen auf das christliche Raubgesindel endet das Stück.

Die Kunstarbeit, die balladenhafte Konzeption steht nicht zur Erörterung. Wie in einem Bild von Rembrandt liegt alles Licht auf Montezuma, dem Kaiser. Die Umgebung ist Folie, windet sich mehr oder weniger verschattet in den Hintergrund.

Nach der Lektüre des Stückes frage ich mich, was das heißt, den Mexikaner so ins Licht, allein ins Licht zu stellen. Dieses Stück ist Anklageliteratur, nicht anders wie die bekannte der Jüngeren und Jungen. Der christliche Militärstaat wird von jemand mit Infamie belegt, der verwirrt, bedrückt ist vom Krieg oder vom Christentum, oder von ihrer Unverträglichkeit.

Ich habe meine Einwände. Die angeblich polare Spannung zwischen Christentum und Kriegertum macht auf mich nach einiger Zeit keinen Eindruck. Man kann den christlichen Militärstaat zur eigenen Genug=

tuung als Verlogenheit bezeichnen; viel geschafft ist damit nicht. Wissenschaftlichen und Wahrheitszwecken dienen religiöse Vorstellungen und Fiktionen von Haus aus nicht; jeder ererbt seinen Schatz an Theorien und Bildern, baut ihn aus, benutzt ihn für seine kleinen netten Zwecke. Das ist alles. Gelogen wird überhaupt nicht. Solche religiöse Lehre ist wie eine Gartenharke; wenn ein Hund oder eine Katze sie betrachtet, so ist die Harke völliger Unsinn, denn an sich haben natürlich die Zähne und der Stiel keinen Sinn; die Harke muß im Zusammenhang mit dem arbeitenden Gärtner betrachtet werden; dann versteht man sie. Die Evangelien als rein literarisches Dokument sind irreal; jeweils muß hinzugeschrieben werden, wer es glaubt, wann er es glaubt, wie und warum. Die Evangeliengläubigen der verschiedenen Zeitalter und Zonen lassen sich nicht miteinander vergleichen; dieselben Tropfen Opium beruhigen den Erwachsenen, erregen den Nervösen und bringen ihn zum Brechen, töten einen Säugling, sind wirkungslos beim Säufer, versetzen eine Maus in Krämpfe; und alles sind Opiumgläubige.

Man kann sehr leicht sagen: das Christentum paßt nicht zu den kriegerischen Spaniern oder zu uns. Ich finde, es paßt ganz schön. Man überzeuge sich, zähle die Zahl der Christen: das ist mein Beweis. Mit theologischen Spitzfindigkeiten: wahr und unwahr, moralischem Entsetzen läßt sich wenig anfangen. Die Sache muß anders gefaßt werden; dann hört freilich die Entrüstung auf und man muß sich etwas Kühle aneignen, eine Temperatur, die dem tragischen Pathos nicht günstig ist.

Noch mehr. Die übermenschliche Güte Montezumas ist eine Nichtswürdigkeit gegen Kortez. Gegen Spanier, Europäer und mich. Ich protestiere gegen die falschen Maßstäbe und Konstruktionen. Roheit ist das wahre Gesicht Montezumas.

Ich lobe die Spanier, gegen Montezuma. Ich lobe allemal die Realität gegen den Traum, und den Traum nur, wenn er schöpferisch und richtunggebend ist. Montezuma, prächtig als dichterische Konzeption, tiefsinnig und rührend, seinen Passionsweg gehend, — er dient niemandem als der Dichtung Gerhart Hauptmanns. Ich sage das für keinen als für mich. Hier wird einer den Spaniern, einem Kumulationspunkt der Realität, nicht gerecht. Ich habe noch nie den Messias gemocht; ich möchte nicht leben, wenn Montezuma etwas mehr wäre als eine Figur im „Weißen Heiland". Montezuma ist das Komplement der ganzen Welt, an dem sie alle wird. Und die ganzen dicken Pferde, die gebürsteten und ungebürsteten Gäule, die Löwen mit ihrem schrecklichen Geruch, die kleinen wackligen Schmetterlinge, die schwarzen Käfer, großmäulige Parlamentsreden, Millionenschiebungen, Totschlag an einem Mädchen und Sprung aus dem Fenster, zerrissene Socken, Kindergeschrei, die blaue Adria, mein Liebster

ist ein Weber, Gassperre: und Montezuma soll sich hinstellen und das alles kaputt machen? Das wäre allerhand. Dieser Kaiser ist nichts mehr als Dunst über einem europäischen Haus. Die Gassperre und der liebste Weber sind siegreich dagegen. Ich nehme euch in Schutz gegen ihn, ihr kleinen Kanaillen. Ich nehme das Abscheulichste, Ungemütlichste und Rauchigste gegen ihn in Schutz, Bombast, Häßlichkeit, Banalität.

Als Reaktion – etwas verspätet erscheinende – gegen kriegerische Tobsucht bleibt der Mexikaner bestehen. Da halte ich still und gebe ihm die Hand. Reaktion leistet nicht genug. Das ganze treibende Leben muß durchdrungen werden. Man kommt nicht mehr aus mit Geplänkel. Alles will durchwühlt und neu beantwortet werden.

Es ist eine verzweifelte Zeit für Künstler von starken Antrieben zu Phantasie und Plastik. Jetzt ist die Nacht zwischen zwei Tagen; man kann sich keine „Weltanschauung" für den Hausgebrauch zulegen. Das Gewissen der Zeit ist an der Arbeit. Gewaltsam müssen Wege freigelegt werden, auf denen man mit Wagen fahren kann. Was jetzt leuchtet, kann nur Sehnsucht, Verlangen sein. Eine neue Mystik zieht herauf. Die Geistigen blicken nach Osten; man wird da vergeblich suchen; es wird nicht neuer Wein in alte Schläuche gegossen. Sie werden wie ein hungriges Tier ihre Nahrung von allen Seiten finden. Sie graben Heilsbotschaften aus, Jesus, Buddha, Laotse, statt den Sprengstoff, scharfen Geist, drängenden Instinkt, spielen zu lassen.

Der Kappstreich war kein Putsch. Sondern erstens eine Tatsache, zweitens eine Demaskierung. Diesmal eine richtige Entlarvung. Jedoch nur auf zwei Minuten. Der Ball geht weiter. Säuglinge, Generale und Arbeiter haben freien Eintritt. Der Bürger bezahlt. Die Melodie spielt: So leben wir, so leben wir alle Tage. Es wird gebeten, von den Galerien Handgranaten zu werfen. Artillerie und Munition ist an der Kasse erhältlich. Der ehrliche Finder einer republikanischen Gesinnung wird gebeten, sie auf dem Podium abzugeben; sie soll meistbietend versteigert werden. Valutagäste willkommen. Warnung vor Bolschewismus, Imperialismus, Syndikalismus, Monarchismus und anderen Gewässern: trinkt nur Müller extra und Afrikaner („ich liebe nicht den Alkohol, doch Afrikaner tut mich wohl").

Es demaskierte sich das Heilige Römische Reich, zog die schweren republikanischen Stiefel aus, nahm das falsche Gebiß des Parlamentarismus aus dem Mund, legte es in Wasser und greinte. Einen verzweifelten Augenblick hätte es fast das Wasser ausgetrunken und wäre an dem Gebiß erstickt.

Man hatte sich im Heiligen Römischen Reich einige Monate in

bemerkenswerter Weise ergangen. Wir kennen und verehren schon seit langer Zeit die Demokratie. Dies ist ein Ausschank in Frankreich, Amerika und England, in dem man alle Menschenwürdigkeiten erstehen kann. Als das Heilige Römische Reich anno 18 seine Wochenstube hinter sich hatte, bestellte es sich in der Nähe eine Filiale und fing an, jenes heilsame Getränk zu konsumieren. Man hatte einen Magen. Man trank. Man tat noch mehr als Trinken. Man trank soviel, bis man am Boden lag. Besonders leidenschaftlich gewöhnten sich an das Getränk Offiziere, Minister, Redner.

Als die Deutschen nach einigen begeisterten Monaten fragten, was der neue Geist sei, erfuhren sie, daß er Arbeit sei. Sie erfuhren von ihren enthusiasmierten Ministern, daß der wahre Demokrat und Sozialist um sechs Uhr in die Fabrik geht, nach acht, zehn Stunden nach Hause fährt, Steuern zahlt und die Produktion steigert. Um das Übrige sollen sie sich nicht kümmern; denn schon das Volkslied singt so schön: Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn alle Zeit. Wobei im unklaren gelassen wurde, wer mit dem lieben Gott gemeint war.

Diese Antwort erstaunte viele Rückständige und nicht Eingeweihte, die meinten, man hätte schon im sogenannten fluchbeladenen Deutschland gearbeitet. Aber wie das Christentum im Munde eines Spaniers etwas Besonderes ist, so Sozialismus im Sinne eines Deutschen: er kann im Gegensatz zur Monarchie und Obrigkeitsherrschaft nur heißen mehr Arbeit, straffere Ordnung, höhere Steuern.

Eine Anzahl Arbeiter war mit dieser Verbesserung nicht zufrieden. Man hatte sich dazu zu äußern. Langsam stellte sich bei der Regierung, die des ausländischen Gottes und Geistes trunken war, der Begriff Minorität ein. Was bedeuten soll: der Biceps tritt in Funktion. Minoritäten sind da, um sich zu fügen. Minoritäten haben sich auf den Boden der Majorität zu begeben. Zum Heiligen und Schutzpatron des neuen Römischen Reiches war der alte Pythagoras, der Lehrer der Zahl, bestellt. Aber dies war nur öffentlicher Gottesdienst; im geheimen gingen andere Dinge vor, wurden andere Gebete verrichtet, und die Minoritäten rechts und links rochen das. Sie hatten gegen Pythagoras nichts einzuwenden, aber gegen seine Priester. Im Namen dieses ollen Griechen zogen die Majoritäten ihre Plempe und verdroschen die anderen. Sie schlugen sie total zusammen. Weil sich das für eine Minorität so gehört. Darauf verhängten sie den Belagerungszustand. Und weil man gerade dabei war, verschärfte man ihn. Schließlich ließ man das Standrecht los; die Minoritäten wußten, was die Uhr geschlagen hat. Pythagoras' Priester ließen Fanfaren blasen. Die Minoritäten mußten automatisch arithmetisch gleich null werden.

Die Anbeter der deutschen pythagoreischen Demokratie entsetzten sich in manchen Augenblicken: das Ganze sähe einer Diktatur zum Verwechseln ähnlich. Aber die Hohenpriester sprachen segnend, es sähe nur so aus; es entwickle sich alles; die kontinuierliche Entwicklung sei charakteristisch für Deutschland; peu à peu, so käme man zu der wirklichen echten und alleinseligmachenden pythagoreischen Regierungsform, wie sie geschrieben steht in den heiligen Büchern von England, Amerika, Frankreich, wortgetreu; das konnte nicht ausbleiben. Man müßte nur Geduld haben; sobald die Störung durch die gottlosen Minoritäten wegfällt, stimmt die Sache von selbst. Und damit zogen sich die Hohenpriester in ihr Heiligtum zurück. Ihnen war höchst sonderbar zumute. Sie liebten Begegnungen mit dem Publikum nicht. Denn einmal hatte einer geschrien: wenn im Staat die Zahl regiert, warum dividiert Ihr nicht, warum macht Ihr nicht, Ihr Großkopheten und Staatsbonzen, daß einer so viel zu futtern kriegt wie der andere, warum futtert Ihr so viel und wir so wenig. Und das durfte doch nicht richtig sein, das konnte nicht richtig sein; wo war nur der Mann, der den Talisman von ferne hergebracht hatte, der Bonifazius des neuen Mysteriums?

Es war auch eine Republik da. Die hatte man sich von demselben Mann mitbringen lassen. Man wußte nicht, was man damit anfangen sollte, da man sich hier zu Lande nur auf Schuften, Ordnung und Steuern versteht und Republik bei näherer Betrachtung weder eine Drehbank noch eine Bohrmaschine war. Man gedachte aber mit ihr fertig zu werden. Zehn Mann der Regierung streiften sich die Ärmel hoch, spuckten in die Hände, faßten an, stellten die Republik auf die Beine. Da hatte man sie. Ein prächtiges Ding. Man überlegte, ob man ein Glasgehäuse darum bauen sollte, putzte es fleißig, zeigte es allen Nachbarn, hatte seine Freude daran. Einige ältere Männer und Frauen wurden damit betraut, das Ding in Ordnung zu halten und zu bewachen; denn es wird im Land furchtbar gestohlen.

Fünf Minuten, bevor das Ding aufgestellt war, war das Land noch monarchisch gewesen. So zu sagen monarchisch bis auf die Knochen. Auf die Knochen desselben pommerschen Grenadiers, mit dem Bismarck und seine Nachfolger Krieg spielten. Alles war gespannt, welchen Eindruck die blitzblanke Republit auf sie machen würde. Für sie machte man noch extra eine Verfassung. Sogar in Amerika wunderte man sich, wie lecker sie war. Sie mußte den Monarchisten munden. Man dichtete im Überschwang eine neue Fahne: schwarz rot gold. Die war sehr schön. Ich bin durch viele Städte Deutschlands gefahren, aus Kunstinteresse für diese neue großartige Farbenzusammenstellung. Ich habe sie nicht gesehen. Einer den ich traf, wollte sie gesehen haben, aber

der Mann, der stark lispelte, wurde als farbenblind entlarvt. Ich sprach ein Regierungsmitglied, das sagte mir: erstens sollte das deutsche Volk bei der Arbeit nicht durch eine neue Fahne erschreckt werden, und dann kann man den Leuten den Kunstgenuß nicht nach verschaffen, weil die alten Fahnen aufgebraucht werden müssen und die seien schwarz-weiß-rot. Die sah ich denn auch zu vielen malen in Berlin auf allen möglichen Straßen und zu allen möglichen Gelegenheiten; ich bewunderte, wie planmäßig kontinuirlich die Entwicklung war in Deutschland. Die kaiserliche Fahne und die alte Marinekriegsflagge sah ich mit eigenen Augen auf dem Berliner Schloß. Tief erstaunte ich, als ich eines Tages in Lichtenberg in den Märztagen nach der Unterdrückung des Aufstandes die republikanischen Regierungstruppen mit kaiserlichen Fahnen anrücken sah, ja sehr wohl bekannte Lieder bliesen die Trompeten, es klang sonderbar und überraschend. Aber loben mußte man die Fahnen; das Weiß war tadellos rein; man glaubte es den Leuten, es waren neue Fahnen. Man besänftigte mich: das Gold ist schwer zu beschaffen, woher soll man jetzt Gold bekommen, es sind Kinder, sie hängen an ihren Fahnen, lassen wir ihnen ihre Fahnen. Und als ich erklärte, ich bin auch ein Kind, ich will auch meine Fahne, flüsterte man erschreckt und zog mich in die Ecke: Machen Sie keine Witze, regen sie die Leute nicht auf. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Republik, die Monarchisten nicht vor den Kopf zu stoßen, besonders wenn es Militärs sind. Denn wie gesagt, die Republik war von einem weisen Mann aus dem Auslande ins Heilige Römische Reich gebracht; was man mit ihr machen sollte, hatte er nicht gesagt; es war eine Republick ohne Gebrauchsanweisung. Die Militärs konnten sie kaputschlagen und was hatte man dann.

Was es mit diesem geheimnisvollen Wesen für eine Bewandtnis hatte, würde sich schon bei längerem Umgang mit ihr herausstellen. Sie muß sich vor allem „einbürgern". Sich einbürgern. Man erließ Verfügungen: die Republik hat sich „einzubürgern": es ist Bedacht darauf zu nehmen, daß sie es bedachtsam tut und nichts ausbürgert. Und niemanden kränkt. Wir sind ja ein Volk.

Und gespannt lauerten alle, Minister, Parlamentarier, bloßes Stimmvieh, wie sie das machen würde, die Republik, das dolle Ding, dieser raffinierte Teufel und sich „einbürgern." Und verschlang jeden Morgen die Zeitung danach. Alle schwuren ihr Treue zu halten, fest zu ihr zu stehen. Fest zu ihr zu stehen. Man guckte rechts und links auf seinen Nebenmann. Fest zu ihr zu stehen.

In dieser geheimnisvollen rätselgeschwängerten Situation wurden neugierige Schelme gereizt, ihr auf die Schliche zu kommen. Die Monarchisten besonders schwollen über vor Neugierde. Sie fühlten sich von

Tag zu Tag heftiger nicht vor den Kopf gestoßen. Sie stellten sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse, zogen die schwarz-weiß-rote Fahne auf, traten in Kolonnen zusammen und berieten sich. Die deutschen Minister fühlten die Not der Zeit und das gespannte Interesse des Publikums; sie setzten in alle Ämter, an alle führenden Stellen des Heeres Männer des alten leidenschaftlich an der Republik interessierten Systems. Es war ein Ereignis, das jeden, der zur Republik stand, mit innigster Rührung erfüllte: wie sich Mann für Mann der Altkonservativen bereiterklärten ins Heer einzutreten und in ihm zu verbleiben. Sie wollten das Vaterland nicht im Stich lassen, wenn die Gefahr einmal käme, von Polen. Von ihrer Neugierde sagten sie nichts. Der Kriegsminister selber, einer sozialistischen Partei entsprungen, stand im Kabinett auf, rühmend die Wirkung jener so merkwürdigen Republik auf diese Männer, und gerade auf sie und daß demnach auf niemanden soviel Verlaß sei wie auf sie. Er zog sie ans Herz. Sie betrachteten ihn während der Prozedur und fanden, daß man einem Republikaner leicht die Halsknochen brechen könnte.

Und im Frühjahr war die Republik gesichert. Da setzte sich eine Anzahl Deutscher feierlich in Bewegung, mit Schwertern und Posaunen gerüstet, gesegnet von den Repräsentanten der Republik. Sie wollten die Republik im Tempel des Pythagoras begrüßen und im übrigen sehen, was sie auf den unvermuteten Posaunenschall und einen entschlossenen Angriff machen würde. Es erschien Kapp. Es erschien nicht Kapp; es erschien Lüttwitz, der zu Kapp sagte: Lindemann geh du voran. Sie fragten im Tempel, ohne Anklopfen erschienen, rechts und links: „Was ist gefällig?" und sahen aus wie zwei Leute, die nicht lesen und schreiben können, sondern sich damit begnügen, Haare auf den Zähnen zu haben. Mit einem Wort, Hochverräter. Jede ihrer Bewegungen hatte große Hoffnung auf einige Jahre Gefängnis. Hinter ihnen einige tausend Leute in den Pubertätsjahren, die auch nicht lesen und schreiben konnten, aber Handgranaten werfen.

Es ist interessant zu beobachten, daß in Deutschland in entscheidenden Momenten immer bewaffnete Jünglinge in den Pubertätsjahren auftauchen, die von konservativen Offizieren kommandiert werden; die älteren Jahrgänge warten inzwischen zu Hause, was die Pubertätsjünglinge und Konservativen machen, oder streiken; so verläuft die deutsche Revolution.

Als Lüttwitz mit seinen Jünglingen in Berlin erschien und die Jünglinge in zehn Minuten Blumen an den Knopflöchern hatten, riß die Regierung schaudernd aus über solch veraltetes Vorgehen und die mangelnde Ehrfurcht vor den gebildeten Einrichtungen. Lüttwitz erklärte, er wolle aus rein mathematischem Interesse die Minoritäten mal feststellen, und fixierte darauf die demokratische Regierung so scharf, zugleich mit der Faust ausholend, daß sie über Dresden nach Stuttgart entwich. Er wußte sich im Besitz

erlesener Truppen, die tadellose Exerzitien machten und andere Dinge, mit denen er seine Rechnung anstellen wollte. Auf ihren Panzerwagen, auf Stahlhelmen hatten sie freundliche Hakenkreuze gemalt, sie schwenkten die Fahnen der kontinuierlichen Entwicklung.

„Wie wird mir doch," schrie man in allen Berlinern Häusern und bald darauf in ganz Nord- und Süddeutschland.

„Abwarten und Tee trinken", sprachen die Nationalen. Offiziere und Oberlehrer wieherten wie Pferde zur Schlachtmusik, aber leiser. Poco piu mosso. Sostenuto wechselnd mit Staccato. Ordnung muß geschafft werden, so geht's nicht weiter, die Lebensmittel sind schon unerschwinglich, das machen die Wucherer. Deutschland, Deutschland über alles.

Der gemäßigte Bürger betrachtete in der Stille des Märztages sein Portemonnaie; es war nicht kleiner geworden, man entschloß sich zu existieren, komme was wolle. Im übrigen war alles unerhört; man hatte die Soldaten gut bezahlt, das Schiebergeschäft hatte geblüht, mit den Steuern und den Hi-hi Betriebsräten ließ sich's leben: was war das für ein Eingriff in die verfassungsmäßigen Verhältnisse. Wahlen sollten, so Gott will, überhaupt nicht mehr stattfinden. Zum Fenster gingen sie; gut daß man Fenster hat; riefen hinaus: „Arbeiter, Angestellte, schützt die Verfassung."

Die Arbeiter hörten. Knurrten: „Nu gerade nicht. Für euch Kunden streiken wir noch lange nicht." Und dann plötzlich: „Wir streiken. Aber –." Und pfiffen, klapperten mit den Pantinen, fingen lustig zu streiken an.

„Gott sei Dank," seufzte erleichtert der Gemäßigte, als er ans Kommandofenster trat morgens und sah wie sein Dienstmädchen vom Brunnen Wasser holte. „Sie streiken. Die armen Leute werden viel zu leiden haben. Aber es ist für die Republik. Die elenden Baltikumer." Und sie begingen mit ihrer Madame die Vorratskammern, setzten sich auf das Sofa und sagten: „So, nun kann der Streik beginnen. Wollen sehen, wer es aushält."

Bei der Absperrung von Wasser und Licht passierten mancherlei Zwischenfälle. Für die Kranken war es nicht leicht, die Totengräber begruben ihre Klienten nicht; die Ärzteschaft drang auf die Berücksichtigung der Interessen der Leidenden. Die Ärzteschaft erkennt solche Interessen immer im richtigen Augenblick. Der Krieg hatte vier Jahre gedauert, in allen Wartezimmern hingen Plakate, man müsse durchhalten, ein bißchen Unterernährung schadet nichts, die gelehrtesten Professoren schrieben experimentell begründete Abhandlungen über den Wert der Entfettung und den trefflichen Gesundheitszustand. Nun erfuhr der Laie, daß eine Gesundheitsschädigung nicht so groß ist, wenn sie vier Jahre dauert als wenn sie vier

Tage dauert. In den Streiktagen wurde vor dem Umsichgreifen von Krankheiten gewarnt, vor den noch lange spürbaren Folgen des Fehlens an Gas und Wasser; offenbar holt die Tuberkulose, gewitzigt wie sie ist, jetzt in vier Tagen nach, was sie in vier Jahren aus Patriotismus versäumt hatte. Es gibt Geheimnisse in der Medizin. Vielleicht ließe sich auch das Wüten von Krankheiten durch einen kleinen Ärztestreik paralysieren. Es ist merkwürdig, daß die Herren nicht darauf kamen.

Im Hause der Gemäßigten sah man täglich zum Kampffenster hinaus, freudig, manchmal leicht kopfschüttelnd: sie streiken. Sie streiken noch. Tiefsinnig ging man mit dem Worte noch von der Front in die Etappe, auf das Sofa. Im Herzen regte sich ein schwerer schwarzer Verdacht: wenn sie nur nicht zu sehr streiken. Man hörte plötzlich nachts Gewehrschüsse. In stiller Nacht schrie einer im höheren Stockwerk: sie streiken zu sehr. Wehe. Weh uns. Was machen wir? Wo ist Kapp? Und im Bett erwog man grämlich: was hat man mit einmal gegen Lüttwitz; er hat es voriges Jahr ja so gut gemacht. Wir sind doch alle Kapitalisten.

Und eines Tages geschah das Furchtbare, daß Lüttwitz verschwunden war und der Streik dauerte weiter. Wer gemäßigt war und die Republik verteidigt hatte an der Front und in der Etappe, tobte: „Schande." Die Nationalen legten ihre Orden in die schwarz-weiß-rote Schachtel „Auf Wiedersehen", gingen in Räuberzivil auf die Straße; man tauschte heimliche wehmütige Blicke mit ihnen. Und ängstlich sahen die tapferen auf den Flugblättern nach: stehen auch die Mehrheitssozialisten drauf, stehen auch die Gewerkschaften drauf? Wo ist Lüttwitz? Wo ist die alte Regierung? Sie jammerten: es ist katastrophal; das ganze Land wird ruiniert, wenn noch einen Tag gestreikt wird. Die Wirtschaft ist hin. Die Valuta, die Valuta, tuta, uta, ta, a. Einer verstand Brahmaputra und wünschte sich nach Indien. Aber da soll auch Bolschewismus sein. Bleibt nur die Einsteinsche Relativitätslehre, bei der alles wo anders ist; wie ließ sich das nur machen? Der Einstein war wegen Telephonsperre nicht zu sprechen.

Die Truppen waren nach Döberitz marschiert, nicht ohne einige schneidige Exerzitien unter Mitwirkung der Bevölkerung geübt zu haben. Die weggestreikten Kappaunen bezogen Landaufenthalt zur Beruhigung ihrer Nerven; sie hatten begründete Hoffnung, in ihrer Kur nicht gestört zu werden. Die sogenannte alte Regierung kam nunmehr bereits stark verwest aus Stuttgart zurück, bedeckt von württembergischem Militär. Sie sagte, als man sie ins Zimmer getragen und zu Bett gelegt hatte, „ja" zu allem, was man von ihr wollte. Wehmütig dankte sie allen Besuchern und den Herumstehenden für die treuen Dienste, die sie ihr geleistet hätten. Sie sprach noch einmal von der Köpenickiade, die man

erlebt hatte; es war nicht sicher und nicht mehr zu ermitteln, was sie damit meinte, den Kappstreich oder ihre Tätigkeit. Sanft verschied sie in den Armen der Gewerkschaften.

Ihre Nachfolger sollen von starkem Mißtrauen gegen die Wunderkraft des Gottes Pythagoras erfüllt sein. Man erklärt, etwas gelernt zu haben bei dem Ereignis. Vorläufig wird in Pommern weiter gerüstet; die Ämter werden verteilt. Der Maskenball geht weiter, voraussichtlich mit kleineren Tanzpausen.

Verfassungen Abstimmungen sind nur ein Regulativ und Korrektiv für das tatsächlich wachsende Leben. Das wachsende Leben kann durch keine Formel voll gefaßt und durch kein Gesetz richtig dirigiert werden. Der Chinese sagt: tatlose Verwaltung – frohes Volk, eifrige Verwaltung – trauriges Volk.

Wer von oben viel modelt an der Entwicklung und Vorschriften machen will, wird Schiffbruch erleiden. Eine Verfassung, die mehr will als Korrektiv und Regulativ sein, ist Diktatur und wird Schiffbruch erleiden. Es gibt keine Universalverfassungen für alle Völker. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß den neuen deutschen Einrichtungen mehr als Augenblicksmaßnahmen und Notbehelfe sind. Lassen sie dem treibenden Leben keinen Spielraum, so kann der Staat zugrunde gehen. Der deutsche Minister, der in öffentlicher Versammlung erklärte, er werde keine Nebenregierung irgendwelcher starker Organisationen dulden, bewies, daß er von Demokratie nichts wußte, obwohl er ihr Lippengebete sprach. Dem Spiel der Kräfte sich nicht entziehen, vielmehr minutiös empfindlich, empfänglich dafür sein und es regulieren, nichts als regulieren: ist Demokratie. Die Auszählung der Stimmen ein einzelnes Regulativ. Neben der Klugheit. Wer die jeweils vorhandenen Einrichtungen eines Staates für schön hält aus idealen Gesichtspunkten, obwohl er merkt, daß der Staat dabei in Unordnung bleibt, mißbraucht das Wort „schön".

Man verlache das Ausland, das absurde Phrasen schnitzt wie: Deutschland sei noch nicht reif für die Republik, für den Parlamentarismus. Wir haben mehr zu tun, als uns um ungelegte Eier zu kümmern. Große Gewalten arbeiten im Lande, sie arbeiten so rasch und so lärmend, daß man keine Zeit hat, über die Grenze zu horchen.

Die Affäre Lüttwitz war eine kurze Desillusionierung. Daneben war sie eine Proletarierbewegung, nämlich von Soldaten, die auf die Straße gesetzt werden sollten, sich weigerten und daher bereit waren, Rom zu erobern. Die Idee arbeitet in der Geschichte listig und lustig.

Die Europäer wissen nicht, wie ihnen ist. Es ist ihnen aus der Seele

geschrieben: von Osten, von Rußland kommen die schweren Barbarenmassen. Sie fühlen sich reif, sie zu empfangen. Man schwankt zwischen Furcht und Sehnsucht.

Die Russen blicken nach Osten. Solowjeff und andere gestehen, es drohe die chinesische Gefahr. Die Chinesen blicken ängstlich auf Japan. Den Japanern ist nicht wohl, wenn sie nach Amerika blicken. Und so sind wir bald zu Hause. Es geht rund herum. Einer erwartet etwas vom anderen.

Wir brauchen gar nicht zu warten. Es ist ganz gemütlich bei uns. Noch einige Jahre Revolution und man wird sich in Deutschland wie in Rußland, in China, in Japan, Amerika fühlen. Unbeschreiblich abwechslungsreich. Die Zeit besorgt die geographische Umorientierung.

Wie amüsant ist schon etwas, das ich vergessen habe, die schwarz-rot-goldne Fahne in Berlin. Sie ist vorhanden. An der Schloßbrücke weht sie auf einem Spreekahn neben einer Bedürfnisanstalt. In dem Kahn ist gegen billiges Eintrittsgeld ein verfaulter Walfisch zu sehen. Zu riechen. Du Stolz des Heiligen Römischen Reiches.

Anmerkungen

Wegbereiter

Wir sind eine Nation, die den Weg verloren hat, wir sind ein Volk in der Wüste ohne Sinai und Moses. Moses war ein Genie, kannte seine Juden; er tat, als steige er zu den Wolken und hole vom Himmel Gesetze — und fand sie doch selbst, Denker, Willensmensch, Steigrer von Energie. Die Zugabe von Mythos, Verkleidung in Legende, wird keiner mehr geben können, wir müssen die Quelle selbst benennen: die eigne Vitalität.

Die Deutschen hatten nur einen, der zu dieser Quelle wies, Nietzsche, den Lehrer von Zucht, Disziplin, selbstgesetztem Ziel, die übrigen empfehlen das Formlose, Abstrakte, die Ethik, die den Mensch, statt ihn bis in die sinnlichen Wurzeln zu erregen, entsinnlicht, zum gequälten Dualisten macht. Eine andre Nation, die französische, ist reich an solchen Steigrern des Vitalen, an Erscheinungen, die das Sinnliche nicht unterdrücken, sondern durch den geistigen Widerstand hindurchleiten, damit die rohe Kraft nutzbarer, noch immer hochgespannter Strom werde.

Als die Dreyfuskrise diese Nation durch und durch erschüttert hatte, begann jener Erneuerungsprozeß, der dem müden, impressionistischen, bürgerlichen Laissez faire ein Ende setzte. Renan hatte noch sagen können: La France se meurt, ne troublez pas son agonie; aber um die Wende des Jahrhunderts konnte von „Dekadenz" keine Rede mehr sein. Nur der alldeutsche Agitator und sein schmutziger Helfeshelfer, der Hochmut deutscher Professoren und Journalisten, arbeitete noch mit dieser Behauptung, deren Verlogenheit offenkundig wurde, als, im Krieg, Frankreich zäh nicht untergehen wollte und nicht unterging: die direkte Folge jener Revitalisation. Wer waren ihre Geburtshelfer gewesen? Hatte sich der Prozeß anonym vollzogen oder lassen sich Führer nennen, die ein neues Denksystem zur Verfügung stellten?

Ja, es waren Führer da, sie hießen Bergson, der die Philosophie aus einer Schulmeisterin in Dialektik zu einer Vermittlerin von Temperament gemacht hatte; Rolland, der Humanitäre; Claudel, der an die Stelle der Relativität aller Dinge die religiöse Unverrückbarkeit der Existenzen setzte; Suarèz, der das Leid dadurch zu überwinden suchte, daß er den Energiezuwachs durch Bereitschaft zum Leid lehrte; Péguy, der den tiefen Gedanken faßte, daß das Ewige, Unzeitliche nur Wirkung wird, wenn es sich eine zeitliche, reale Form sucht, so daß er seine Philosophie der réalité geben konnte, die ihn Schritt für Schritt vom Sozialistisch-Revolutionären zum Nationalen mit Einschluß der Armee führte; und schließlich auch Gide, der wie Suarèz, Claudel und Péguy die Form, die Bindung, das Unromantische, Nichtschweifende als die höchste Aufgabe der Geistigkeit hinstellte.

Wo haben Deutsche gleiche Probleme empfunden? Sie waren, während sich dieses europäische Ereignis vollzog, Materialisten oder Ethiker oder Musiker oder, als die Welle von Frankreich herüberkam, in schwächlicher Auslegung Expressio-

nisten, d. i. Steigrer von Gefühl, Seele, Menschlichkeit, nicht aber von Klarheit, Bindung, Form, Willenszucht; weshalb der deutsche Expressionismus nur ein deutsches, provinzhaftes Ereignis ist und bleibt, jetzt (siehe die Darmstädter Gruppe um Edschmid) brav und doch unzulänglich ins Agitatorische einmündend.

Ein junger Bonner Romanist, aristokratischer als Philologen, diese Lakaien, sind, fähig Geistiges präzis darzustellen, Ernst Robert Curtius, hat ein vorzügliches Buch geschrieben, in dem er jene „Literarischen Wegweiser des neuen Frankreich" behandelt. Das Buch (bei Kiepenheuer in Potsdam verlegt) war schon 1914 aus Vorlesungen erwachsen, blieb durch den Krieg liegen: nun erscheint es in einem Augenblick, wo es ohne Absicht und darum so zwingend zu einem Spiegel wird, worin der Deutsche seine matte, unstolze, disziplinlose Geistigkeit erkennen kann, die nichts vorbereitet hat, um der großen Stunde der Revolution gewachsen zu sein: keine Idee ist da außer der erbärmlichen bolschewistischen, kein Temperament außer dem hysterischen des unorganischen, bindungslosen Barrikadenpathetikers, keine Form, nur ein verschwommener Inhalt allgemeiner moralischer Richtung, keine wägende, erlebte Sachlichkeit, keine Vibration, keine Gläubigkeit.

Am Anfang alles Neuen steht für uns die Scham über die am tiefsten gesunkne Periode unseres Denkens und Fühlens; alle rührenden Worte über den Glauben an das deutsche Volk sind sentimentaler Schwindel, solang wir nicht den Weg angeben können, *selbst Wegbereiter werden*.

O. F.

Schweiger, das Signal*

Der Mann hat zu seinem Familiennamen einen guten Buchtitel gefunden. Ist mehr an dem Roman? — So habe ich mich ohne besondere Neugierde gefragt, als ich den mäßigen Band zur Hand bekam. Ich habe dann geblättert, gelesen und habe mir gesagt: Es ist Signal!

Hier ist nicht eine ungefähre revolutionäre Stimmung uud ist keine programmatische Absichtlichkeit, sondern — was ist an dem Buch?

Es gibt Dichter (wie Menschen überhaupt) die sich leicht tun und es auch dem Leser leicht machen, ohne daß sie deshalb oberflächlich sind. Aber sie sammeln ihre Vorzüge gegen die Oberfläche ihres Daseins hin und behalten ihre Mängel in den tieferen Schichten zurück. So sind sie bei jeder Begegnung mit der Welt „fein heraußen": Sie haben sich gegenwärtig; ihr Wert liegt zu Tage; sie zahlen so rasch und großartig aus, daß sie reicher *scheinen*.

Andere Dichter und Menschen gibt es, die an der Oberfläche dumm, dumpf, leichtsinnig, unsicher, ungeschickt, talentlos sind. *Vielleicht* sind sie in der Tiefe ihres Wesens von reiner Schönheit und unbestechlicher Wahrheit. Aber wer hat Zeit, nachzuforschen? Zunächst scheinen sie wenig wert. Und dieses „zunächst" kann einem Dichterwerk gegenüber zwanzig, hundert oder wieviel Jahre dauern.

Das „Signal" ist nicht ganz in solcher schlimmen Lage. Immerhin fehlen ihm gewisse Erzählervorzüge, die den Leser rasch gewinnen. Zugleich kann ich es aber dem Leser überlassen, diese Vorzüge *nicht* zu vermissen.

Denn wie schön: Die Kunstform der Zeit, so oft nur von Hand zu Hand virtuos weitergespielt, bricht hier aus einem ins Tiefste getroffenen Herzen! Ich schäme mich nicht, dieses Schauspiel schön zu finden. Den Dichtern kann nur das gleiche Schicksal bereitet sein wie uns allen heute! Sie bluten aus, das ist Expression oder der Betrug, der die Gefahr aller Kunst ist, ist gerade in dieser Kunstform am widerlichsten.

* Georg Müller, München 1918.

Der Held der Erzählung ist ein Lehrer. Ein Mensch im Kampf mit dem Leben, das er liebt. Signal seines Lebens ist die Internatsglocke von einst. Und das Gegensignal, das die Menschheit zur Menschwerdung soll aufrufen können, sucht er sein Leben lang. Dieser Lebenslauf, in pulsartig stoßenden Bildern und kurzen Kapiteln zuckt vorüber. Nur als Bruchstücke, in Trümmern und Fetzen werden Dinge, Vorgänge, Personen aufgeworfen. Die Welt ist zerrissen und zerfressen von der „Gesellschaft": Wie der Wurm im Apfel sieht sie nichts als sich, als den nächsten Fraß.

Der Reine speit diese Welt aus. Aber wer erträgt es, mit der Welt zu leben wie mit Auswurf! Wenn diese Welt auf ihm lastet, ihn unterdrückt, ihn unter einem Berg von Ekel ersticken will!

Aus der Anstrengung eines Verschütteten wächst das Signal auf. In Variationen vieltönig den einen Ton, das Thema bewährend: Wilde Liebe zum Menschen! Die Menschen! „Er kannte sie alle, Genossen seiner Demütigungen von Jugend an, millionenfach vermehrt. Wie aus Gräbern stürzten sie hervor, bebend und bleich und hatten die Lippen offen voll Singen, daß es einen Wind gab und ein Brausen einsetzte. Fanfare blies auf. Mit Besessenheit riß sie Rudolf an sich, blies, schmetterte, schrie groß das brausende Signal des neuen Menschen." — Im Tod.

Dieses Buch ist ein Sklavenaufstand — zu Gott.

E. H.

Der Theaterkritiker Polgar

Psychologische Nationalcharakteristiken sind stets mißlich und immerhin ist zu sagen, daß der französische Geist ein schriftstellerischer ist und daß in Korrelation gute Schriftstellerei — nicht Dichtung — zur französischen tendiert. Man kann in jeder Sprache ein großer Schriftsteller sein, am schwersten allerdings in der französischen, aber in keiner so leicht ein guter Schriftsteller wie in der französischen Sprache. Inwieweit diese Wechselwirkung zwischen Geist und Sprache ursächlich zu begründen ist, soll nicht untersucht werden; es genügt hier festzustellen, daß französische Werke der Mathematik selbst den italienischen, geschweige den deutschen, unendlich an Exaktheit, Eindeutigkeit und Differenziertheit des Ausdruckes überlegen sind, daß das nämliche Phänomen in der französischen Rechtsprechung, Rechtsauslegung und Urteilsbegründung zu konstatieren ist. Ist es Aufgabe des Schriftstellers — nicht des Dichters — den stets irrationalen Eindruck, wie er aus dem stets irrational-bewegten Erleben hervorgeht, in maximaler Eindeutigkeit, maximaler Differenziertheit, maximaler Exaktheit rational werden zu lassen, so bietet ihm die französische Sprache, die hier allein das legitime Erbe der lateinischen angetreten hat, die adäquateste Form. Jeder Mensch hat seine natürliche Heimat; die des Schriftstellers ist Frankreich.

Aus der Aufgabe des Schriftstellers: restlose Übertragung der irrationalen Impression in rationalen Ausdruck, ist eine spezifisch französische Form des Schriftstellerischen abzuleiten — die impressionistische Kritik, wie sie beispielsweise von Voltaire inkarniert ist, wohl zu unterscheiden von der deduktiven, sagen wir deutschen Kritik Kants. Unter diesem, etwas schiefen, Gesichtswinkel gesehen, ist die ganze neuere französische Philosophie — vornehmlich der eben sehr nationale Positivismus — impressionistische Kritik. Paris ist die Stadt des Impressionismus. Nirgend war und ist die Kunst so kritisch, die Kunstkritik aber so eindringlich, so lebendig, so schöpferisch wie in Paris. Von Voltaire zu Stendhal zu Goumont. (Allerdings in absteigender Linie.) Und nirgends war und ist sie so witzig.

Denn das Witzige ist durchaus Produkt des Rationalen. Man verwechsle nicht:

es besteht ein Unterschied zwischen rationalem Leben und rationalem Geist Der Philister ist derjenige, der rational lebt, und er ist radikal humorlos. Die rationale Reflexion über das irrationale Leben erst wird humorvoll. Jean Paul lebte (d. h. dichtete) irrational und reflektierte rational; so wurde er ein Philosoph und ein absolut humorvoller Dichter. Die rationale Reflexion, auf deren Grund immer, wenn auch unbewußt, die philosophisch-idealistische Schauung, zumindest deren Möglichkeit schimmert, vermag das Unvermittelte des Empirischen und damit dessen Komik zu erkennen — indem sie diese feststellt, wird sie zum Witze. Angewendet auf das Phänomen menschlicher Tätigkeiten, die immer ethisch und nur ethisch zu betrachten sind, wird der Witz zur Satire.

Damit aber auch zum Ernste. Jedes Kunstwerk ist Resultat eines menschlichen Handelns und wenn es schlecht ist, wenn es eben kein Kunstwerk ist, dann hat der, der es verbrochen hat, sich gegen den Ernst und gegen die Idee der Kunst vergangen. Die Kunstkritik kann nur dieses ethische Handeln bewerten; sie hat keinen anderen Angriffspunkt. Das Kunstrichteramt ist, das kann nicht häufig genug wiederholt werden, wie jedes Richteramt ein ethisches und ihre Jurisdiktion unterliegt der absoluten Idee: der echte Kritiker ist ein ins Leben vorgeschobener Vorposten der Philosophie. Er ist rational und als solcher unpathetisch, aber sein Spruch ist getragen vom Ernst und vom Pathos der Idee. In der echten Satire lebt das Pathos des Objektiven.

Impressionismus aber ist unphilosophisch, da er eben nicht deduktiv arbeitet. Der Kritiker steht im „Leben"; er deduziert nicht Ästhetiken. Und deswegen benötigt er zu seinem ethischen Amte „Gesinnung". Der Künstler und selbst der Philosoph brauchen diese viel weniger. Die Leidenschaft, mit der in Frankreich kritische Fragen ausgetragen werden, wäre ohne diese lebendige „Gesinnung" nicht denkbar. Der Kritiker schafft aus seinem „Gefühl" heraus und steht dadurch mit seinem eigenen Ich für die Objektivität seines Urteils ein. Er ist sozusagen ein Lyriker der Philosophie.

Laforgue ist ein typisches Beispiel für einen solchen lyrischen Kritiker des Lebens. Oder man könnte auf einen Größeren, auf Diderot verweisen. Im übrigen sind alle großen Karikaturisten, Daumier, Gavarni, Benjamin, aber nicht minder Poulbot und Heine hier einzureihen.

Alfred Polgar ist auch in gewissem Sinne ein aus Frankreich Deracinierter. Er besitzt die Exaktheit, die Differenziertheit und den Charme der französischen Prosa. Wenn man ihn irgendwo einreihen wollte, so wäre es etwa zwischen Courteline, Bernard und Laforgue. Aber seine Satire besitzt auch jenen Ernst der Kunst und dem Leben gegenüber, der aus dem Pathos des Ethischen entspringt. Wenn ihn seine Begabung vor allem zur Betrachtung des Theaters und des Schauspielerischen zog und sein Bestes leisten ließ, so mag es daran gelegen sein, daß er hier den unmittelbaren Übergang der menschlichen Handlung zum Kunstwerk fand. Sein ethisches Verhalten der Welt gegenüber dokumentiert sich nunmehr noch sinnfälliger in einer Reihe von Skizzen, die er während und zu der großen Zeit geschrieben und — hoffentlich macht er bald dasselbe mit seinen Theaterkritiken — zu einem Bande „Kleine Zeit" (Gurlitt, Berlin) vereinigt hat, aufweisend, wie sich jene große Zeit an der kleinen ad absurdum führt. Viele werden ihn nach diesen kleinen Skizzen für einen Dichter halten; er ist es nicht, jedenfalls kein deutscher Poet. Wohl aber ist er ein Lyriker, aus seiner Kindheit herauslebend wie jeder echte Lyriker und die Impression seiner Welt festhaltend: unpathetisch, ehrlich und mit einer besonderen Zartheit. Er ist sicherlich kein deutscher Dichter, aber man könnte fast sagen: ein Mörike der Kritik.

H. J. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Was wird aus dem Rätegedanken?

von Max Cohen

Als nach mehr als vierjährigem Krieg der deutsche Zusammenbruch erfolgte, entstanden, als Symbol der revolutionären Bewegung, überall in Deutschland Arbeiter- und Soldatenräte. Es ist das Verdienst der Arbeiter- und Soldatenräte gewesen, daß selbst in den ersten Revolutionswochen Disziplin und Ordnung in Deutschland aufrecht erhalten werden konnten. Ihrer Tätigkeit und ihrem Eingreifen ist es zu danken, daß die staatlichen Organisationsformen noch einigermaßen zusammenhielten und nicht in Atome zersplitterten. Obwohl der schnelle und nahezu unblutige Sieg der deutschen Revolution in der Hauptsache der Teilnahme der Soldaten zu verdanken war, haben die Soldatenräte in Deutschland keine nachhaltige Wirkung auszuüben vermocht. Zwar haben sie sehr viel mit dazu beigetragen, daß der von der Entente nach Abschluß des Waffenstillstands geforderte schleunige Rückzug der deutschen Fronttruppen auf das rechte Rheinufer sich in Ordnung vollzog, und im Heimatheer haben sie etwa ein vierteljahrlang an Stelle der früheren Offiziere die Befehlsgewalt ausgeübt. Mit der Auflösung des Heimatheers indes verschwand die Einrichtung der Soldatenräte, und die jetzige aus Freiwilligen bestehende Reichswehrtruppe kennt keine Soldatenräte, sondern nur Vertrauensleute, deren Befugnisse nicht erheblich sind.

Von größerer und weiterreichender Bedeutung war die Wirkung, die von den Arbeiterräten ausgegangen ist.

Die Arbeiterräte, die nach dem Ausbruch der Novemberrevolution von 1918 überall in Deutschland entstanden, sind in den großindustriellen Teilen des Reichs meist aus Wahlen in den Betrieben hervorgegangen. Teilweise wurden sie aber auch in Versammlungen der beiden sozialdemokratischen Parteien gewählt und späterhin (besonders in kleinen Orten und auf dem flachen Lande) durch Vertreter der gesamten Einwohnerschaft ergänzt. Sie haben sodann (in den Garnisonorten meist gemeinsam mit den Soldatenräten) die Verwaltungen kommunaler und staatlicher Behörden durch besonders hierzu ernannte Delegierte kontrolliert. Mit dieser

kontrollierenden Tätigkeit ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht sehr viel erreicht worden. Immerhin aber wurde durch die Vermittlertätigkeit der Arbeiterräte bewirkt, daß das ungeheure, in mehr als vier Kriegsjahren aufgehäufte, Mißtrauen der Volksmassen gegen die Behörden, nicht den ganzen behördlichen Verwaltungsapparat lahmlegte. Durch die Arbeit der Arbeiterräte bei den Verwaltungen ist die Erledigung der Verwaltungsgeschäfte, die sonst wahrscheinlich an dem Widerstand der Volksmassen gescheitert wäre, erst möglich geworden. In vielen Orten haben die Arbeiterräte sich als hilfsbereite Organe in allen sozialen Angelegenheiten erwiesen und alles getan, um den unter den Kriegsfolgen schwer leidenden Volksmassen Erleichterungen zu verschaffen. Mit großem Eifer haben die Arbeiterräte sich der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln angenommen und Wucher und Schleichhandel einzudämmen versucht. Auf dem Lande wurde durch die Mitwirkung der Arbeiterräte beim Abschluß von Tarifverträgen für die Landarbeiter sowie bei der Regelung von Lohn- und Wohnungsfragen sehr viel Nutzen gestiftet, und mancherlei sonstige Streitfragen des Arbeitsverhältnisses sind von den Arbeiterräten geschlichtet worden. Diese vermittelnde Tätigkeit der Arbeiterräte im Interesse der arbeitenden Bevölkerung auf nahezu allen Gebieten des täglichen Lebens hat auch sehr viel zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Deutschland beigetragen.

Trotzdem aber war diese Wirksamkeit der Arbeiterräte, die in den ersten Monaten der Revolution überhaupt nicht hätte entbehrt werden können, nicht die Tätigkeit, die dem wirklichen Grundgedanken der Räteidee entsprach. Ihr eigentlicher Kern besteht nämlich darin, die Arbeiterschaft zu einem tätigen und einflußreichen Mitträger der nationalen Produktion zu machen, was sie bisher noch nicht war. Der Einfluß der deutschen Arbeiter auf die Produktionsentwicklung war bis zur Revolution außerordentlich gering, sie hat in der Hauptsache im Abschluß der von Arbeitgebern wie Arbeitnehmern gemeinsam gewollten Tarifverträge bestanden. Die in Deutschland erfolgte soziale Umwälzung bedeutet in dieser Beziehung den Beginn einer neuen Epoche. Sie wird der Arbeiterschaft den ihr gebührenden Einfluß auf die Produktion sichern müssen oder ihren vollkommenen Zusammenbruch erleben. Freilich bestehen in der Arbeiterschaft selbst weitgehende Meinungsverschiedenheiten über die Art und Weise, wie das am besten zu geschehen hat, und die unglückselige Spaltung der deutschen Arbeiterschaft, die ein wahres nationales Unglück für das deutsche Volk ist, hat diese Meinungsverschiedenheiten außerordentlich verschärft.

Nachdem die Arbeiter- und Soldatenräte durch die Revolution zu Trägern der neuen Staatsform geworden waren, und die eigentliche Souveränität im neuen Deutschland verkörperten, bildete der Berliner

Vollzugsrat, der durch Soldatenvertreter aus dem ganzen Reich verstärkt wurde, bis zum Zusammentritt des ersten Rätekongresses, ihre provisorische oberste Leitung. Dieser Berliner Vollzugsrat war vor allem die Kontrollinstanz der Regierung der sechs Volksbeauftragten, die aus je drei Vertretern der alten und der unabhängigen sozialdemokratischen Partei bestand. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die politischen Verhältnisse einzugehen, die trotz der formalen Einigung der beiden sozialdemokratischen Parteien von vornherein äußerst schwierig waren und zu vielen Auseinandersetzungen geführt haben. Gleich von Anfang an sind zahlreiche Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Vollzugsrat und der Regierung aufgetaucht; die radikalen Elemente nahmen dabei stets den Standpunkt ein, daß alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten gehöre. Diese radikale Auffassung ist aber nicht durchgedrungen, und es ist wohl von allgemeinem historischen Interesse, die nach langen Beratungen zustandegekommene Vereinbarung wiederzugeben, in der die Volksbeauftragten und der Vollzugsrat ihre beiderseitige vorläufige staatsrechtliche Stellung festlegten.

Diese Vereinbarung vom 23. November 1918 hatte folgenden Wortlaut:

1. Die politische Gewalt liegt in den Händen der Arbeiter- und Soldatenräte der deutschen sozialistischen Republik. Ihre Aufgabe ist, die Errungenschaften der Revolution zu behaupten und auszubauen, sowie die Gegenrevolution niederzuhalten.

2. Bis eine Delegiertenversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte einen Vollzugsrat der deutschen Republik gewählt hat, übt der Berliner Vollzugsrat die Funktionen der Arbeiter- und Soldatenräte der deutschen Republik im Einverständnis mit dem Arbeiter- und Soldatenrat aus.

3. Die Bestellung des Kabinetts durch den Arbeiter- und Soldatenrat Groß-Berlins bedeutet die Übertragung der Exekutive.

4. Die Berufung und Abberufung der Mitglieder des entscheidenden Kabinetts der Republik — und bis zur endgültigen Regelung der staatlichen Verhältnisse auch Preußens — erfolgt durch den zentralen Vollzugsrat, dem auch das Recht der Kontrolle zusteht.

5. Vor der Berufung der Fachminister durch das Kabinett ist der Vollzugsrat zu hören.

Wenn damit auch ein modus vivendi gefunden war, der eine Zeitlang vorhielt, so blieben die grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten über die zukünftige Verfassung der deutschen Republik und die Stellung der Arbeiterräte in ihr bestehen. Von den Anhängern der unabhängigen Sozialdemokratie und des Spartakusbundes wurde nach wie vor die Räteverfassung nach russischem Muster verlangt, während die alte sozialdemokratische Partei die Einberufung einer von allen erwachsenen deutschen Männern und Frauen zu wählenden Konstituante forderte, die die

Verfassung Deutschlands zu schaffen habe. Die Entscheidung über diese Lebensfrage wurde einem allgemeinen Delegiertentag der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte übertragen, der, als erster Rätekongreß, vom 16. bis 21. Dezember 1918 in Berlin stattfand. Der historisch interessante Aufruf, mit dem, am 23. November 1918, der Berliner Vollzugsrat zur Wahl von Delegierten für den ersten deutschen Rätekongreß aufforderte, hatte nachstehenden Wortlaut:

An die Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands.

Genossen! Kameraden!

Vor zwei Wochen habt Ihr der Freiheit eine Gasse geöffnet. Euer Mut, Eure revolutionäre Tatkraft hat das alte System, die Militärdiktatur und den mittelalterlichen Monarchismus, zertrümmert. Jetzt gilt es, die Errungenschaften der Revolution zu sichern und auszubauen. Jetzt gilt es, die Mächte der Gegenrevolution, die nach dem ersten Schrecken aus ihren Winkeln hervorkriechen, niederzuhalten.

Der Vollzugsrat der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte erblickte in dem Sturm und Drang der ersten Revolutionstage seine Aufgabe darin, eine Regierung von Volksbeauftragten zu schaffen, die die Leitung und Verwaltung des neuen republikanischen Staatswesens in Deutschland und Preußen zu übernehmen hatte. Der Vollzugsrat der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte maßt sich aber keine Diktaturgewalt über die Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands an. Er ist vielmehr der Meinung, daß nur durch eine feste Zusammenfassung aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte die Errungenschaften der Revolution gesichert werden können. Mißtrauen und Mißverständnisse drohen in das Gefüge der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte einen Keil zu treiben. Bestrebungen sind im Gange, das Reichsgebiet zu zerschlagen und die unheilvolle mittelalterliche Kleinstaaterei wieder einzuführen. Die Verwirklichung der großen demokratischen und sozialistischen Ziele verlangt aber die Erhaltung eines großen deutschen Wirtschafts- und Sprachgebiets. Der Vollzugsrat der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte will keine feindselige Trennung zwischen Nord und Süd. Er will, daß das befreite Deutschland der Schwierigkeiten, die mit dem Friedensschlusse verbunden sind, Herr werde; er will, daß die Demobilisierung sich in geordneten Bahnen vollziehe, daß die Gefahren, die der Volksernährung drohen, glatt und ohne Reibung überwunden werden.

Diese Aufgaben können nur erfüllt werden durch ein harmonisches Zusammenarbeiten aller Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands. Die bisherige Tätigkeit des Vollzugsrates von Groß-Berlin stellt ein Provisorium dar, das so schnell wie möglich auf eine breitere Grundlage gestellt werden soll. Solange eine gesetzgebende Versammlung nicht das letzte Wort über

die Verfassung und Neuordnung des republikanischen Deutschland gesprochen hat, müssen die Arbeiter- und Soldatenräte den Willen des deutschen Volkes zum Ausdruck bringen.

Wir fordern Euch deshalb auf, so schnell wie möglich zu einer Delegierten-Versammlung in Berlin zusammenzutreten. Schnelles Handeln tut not. Es ist daher nicht möglich, ein einheitliches, allgemein gültiges Wahlsystem vorzuschlagen. Wir empfehlen vielmehr, aus den zurzeit bestehenden Arbeiter- und Soldatenräten Delegierte zu wählen und nach Berlin zu senden. Die Delegiertenversammlung darf, wenn sie arbeitsfähig sein soll, im Höchstfalle nur 500 Mitglieder umfassen. Unter Zugrundelegung der Volkszählungsergebnisse vom Jahre 1910 würde auf rund 200000 Seelen ein Delegierter kommen. Für die noch bestehenden großen Heeresverbände ist auf je 100000 Mann ein Delegierter zu wählen. Die Wahlen müßten, um zu einem schnellen Ergebnis zu kommen, auf territorialer Grundlage erfolgen. Wir empfehlen, bei den Wahlen die Verhältniszahlen der in dem Bezirk vertretenen Arbeiter und Soldaten zu berücksichtigen.

Wir schlagen Euch vor, die Delegierten-Versammlung spätestens am Montag, den 16. Dezember dieses Jahres, im Sitzungssaal des Preußischen Abgeordnetenhauses zu Berlin zusammentreten zu lassen. Ihre Aufgabe würde sein, die Wahl eines provisorischen Zentralrats der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands vorzunehmen; die Ausarbeitung eines für alle deutschen Arbeiter- und Soldatenräte maßgebenden Wahlsystems zu übernehmen; Entschließung über die künftige gesetzgebende Versammlung zu fassen und zu sonstigen politischen Fragen Stellung zu nehmen.

Genossen! Kameraden! Laßt uns schnell, laßt uns einmütig handeln. Nehmt unsern Vorschlag an und führt so schnell wie möglich die Wahlen durch. Ihr habt die Revolution gemacht, laßt uns auch gemeinsam ihre Früchte ernten. Die genaue Aufstellung des Wahlschlüssels wird schnellstens veröffentlicht werden.

Berlin, den 23. November.

Der erste Rätekongreß beschloß bekanntlich mit großer Mehrheit die Wahl einer verfassunggebenden Nationalversammlung. Ich selbst bin, als Referent über die Frage „Nationalversammlung oder Rätesystem“, entschieden für die Wahl der Nationalversammlung eingetreten, ohne die nach meiner Meinung die Herstellung eines festen staatlichen Fundaments schlechtweg unmöglich war. Damit sollten aber, wie das leider viele führende Mitglieder der alten sozialdemokratischen Partei wünschten, die Arbeiterräte nicht etwa erledigt sein. Im Gegenteil. Der Wiederaufbau der durch Krieg und Kriegsfolgen zusammengebrochenen deutschen Wirt-

schaft war mit dem politischen Parlament allein nicht zu bewerkstelligen; für ihn mußte die Räteidee nutzbar gemacht, mußten die Arbeiterräte in weitem Umfange herangezogen werden.

Es ist merkwürdig, daß weite sozialdemokratische Kreise Deutschlands diesem Gedanken so wenig Verständnis entgegenbrachten und ihn für die Wiederbelebung und Neugestaltung der Produktion nicht zu gebrauchen verstanden. Während die unabhängigen Sozialdemokraten und die Kommunisten sich die Verwirklichung der Räteidee nur in der Form der Rätediktatur vorzustellen vermochten, wurde er von maßgebenden Führern der alten sozialdemokratischen Partei anfangs überhaupt abgelehnt. Zwar hatte der auf dem ersten Rätekongreß als Nachfolger des Berliner Vollzugsrats gewählte Zentralrat der deutschen Arbeiterräte (der sich zuerst noch Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik nannte) und der nur aus Mehrheitssozialisten bestand, eine Kundgebung an die Nationalversammlung gerichtet, in der er unter anderem auf die Notwendigkeit hinwies, den Rätegedanken in irgendeiner Form verfassungsgemäß festzulegen. Von bekannten Führern der Sozialdemokratie hat sich besonders der erste Ministerpräsident der deutschen Republik, Scheidemann, den Rätegedanken gegenüber ablehnend verhalten. Bereits auf dem ersten Rätekongreß sprach er von den Arbeiterräten als von einer vorübergehenden Erscheinung, und späterhin hat er ausdrücklich betont, daß für Arbeiterräte in keiner Form mehr Raum sei, wenn das deutsche Volk sich erst seine demokratisch-parlamentarischen Einrichtungen geschaffen habe. Diese Auffassung wurde auch von dem ersten Koalitionsministerium unter Scheidemanns Führung geteilt. Als der Rätegedanke in der deutschen Arbeiterschaft immer festeren Fuß faßte und seine Aufnahme in die Grundrechte immer stürmischer verlangt wurde, ließ das Ministerium am 26. Februar 1919 durch das offiziöse Wolff'sche Telegraphenbureau ein Kommuniqué verbreiten, in dem es unter anderem hieß, daß kein Mitglied des Kabinetts daran denke, oder je daran gedacht habe, das Rätesystem in irgend welcher Form, sei es in die Verfassung, sei es in den Verwaltungsapparat, einzugliedern. Wohl sei man der Meinung, daß die Räteorganisation innerhalb der einzelnen Betriebe, als Vermittlungsinstrument zwischen diesen und den Gewerkschaften erhalten werden könnte. Außer den Betriebsräten aber sei von dem ganzen Rätesystem für die deutsche Republik nichts brauchbar. Diese Haltung des Ministeriums hat sich nicht nur als falsch, sondern geradezu als verhängnisvoll erwiesen, da sie mit die Ursache mancher Unruhen und der Abwanderung von Zehntausenden von Mitgliedern der alten sozialdemokratischen Partei in die Reihen der unabhängigen Sozialdemokraten und Kommunisten war. Zwar hat die Regierung dann eine Woche später unter dem Druck des Anfang März 1919 in Berlin aus-

gebrochenen Generalstreiks eine direkt entgegengesetzte Haltung eingenommen und sich den nach Weimar gesandten Delegierten der Streikenden gegenüber schriftlich verpflichtet, die Arbeiterräte in der Verfassung festzulegen. Infolge dieser Zusage beschloß die Regierung den nachstehend wörtlich wiedergegebenen Vorschlag für die Verfassung, der am 5. April 1919 veröffentlicht wurde.

Der Vorschlag, der als § 34a der Verfassung bezeichnet wurde, lautete:

„Die Arbeiter sind dazu berufen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie an der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken. Die beiderseitigen Organisationen und ihre tariflichen Vereinbarungen werden anerkannt. Sie erhalten zur Wahrnehmung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen nach Betrieben und Wirtschaftsgebieten gegliederte gesetzliche Vertretungen in Betriebs- und Bezirksarbeiterräten und einem Reichsarbeiterrate. Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten zur Erfüllung gesamtwirtschaftlicher Aufgaben und zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungsgesetze mit den Vertretungen der Unternehmer zu Bezirkswirtschaftsräten und einem Reichswirtschaftsrat zusammen. Sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe von grundlegender Bedeutung sollen von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung beim Reichstag dem Reichswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Reichswirtschaftsrat hat das Recht, selbst solche Gesetze beim Reichstag zu beantragen, die ebenso wie Vorlagen der Reichsregierung oder des Reichsrats zu behandeln sind. Den Arbeiter- und Wirtschaftsräten können auf den ihnen überwiesenen Gebieten Kontroll- nnd Verwaltungsbefugnisse übertragen werden. Aufbau und Aufgaben der Arbeiter- und Wirtschaftsräte sowie ihr Verhältnis zu anderen sozialen Selbstverwaltungskörpern werden durch Reichsgesetz geregelt."

Inzwischen waren vom Zentralrat Vorbereitungen für die Einberufung eines zweiten Rätekongresses getroffen worden, der von den Arbeitern selber stürmisch verlangt wurde. Er trat am 8. April 1919 zusammen. Im Mittelpunkt seiner Verhandlungen stand die Rätefrage. Man hatte gehofft, der zweite Rätekongreß werde nicht nur Klarheit in der Rätefrage schaffen und eine aus der alten sozialdemokratischen und der unabhängigen sozialdemokratischen Partei zusammengesetzte Mehrheit auf ein festes Räteprogramm vereinigen, sondern auch dadurch eine Grundlage für die Einigung der beiden sozialdemokratischen Parteien bereiten. Der zweite Rätekongreß hat diese Erwartungen nicht erfüllt. Zwar gelang es, die Vertreter der alten sozialdemokratischen Partei auf das Programm einer Kammer der Arbeit festzulegen und eine Mehrheit des Krongresses auf

eine dementsprechende Resolution zu vereinigen, deren Grundgedanken ich im 6. Heft der „Neuen Rundschau" 1919 bereits dargelegt habe.

Obwohl mit den Vertretern der unabhängigen Sozialdemokratie in der ausgiebigsten Weise verhandelt wurde, kam es zu keiner Verständigung. Sie lehnten die Kammer der Arbeit ab und beharrten auf der Forderung der sogenannten reinen Rätediktatur, die nachher auch von dem im Dezember 1919 abgehaltenen Parteitag der unabhängigen sozialdemokratischen Partei zur programmatischen Forderung erhoben wurde.

Der vom zweiten Rätekongreß gewählte neue Zentralrat bestand, da die Unabhängigen, ebenso wie auf dem ersten Rätekongreß, eine Beteiligung ablehnten, wiederum nur aus Mitgliedern der alten sozialdemokratischen Partei. Als der Verfassungsausschuß der Nationalversammlung die Eingliederung der Arbeiterräte in die Verfassung dem oben bereits wiedergegebenen Vorschlag der Regierung entsprechend beschlossen hatte, erhob der Zentralrat dagegen mit der folgenden Veröffentlichung Einspruch.

„Der Verfassungsausschuß der deutschen Nationalversammlung hat in diesen Tagen über die Einführung des Rätesystems in die Verfassung beraten und sie in der bekannten Form beschlossen, wie sie auch von der Regierung als § 34a der Verfassung vorgesehen war. Der Zentralrat hält diese Form für vollständig ungenügend. Der Verfassungsausschuß hat dem Beschluß des zweiten Rätekongresses, der die Schaffung von Kammern der Arbeit auf Grundlage berufsständischer Wahlen fordert, auch nicht in der geringsten Weise Rechnung getragen. Die Abspeisung des Reichswirtschaftsrats mit nur gutachtlicher Tätigkeit in wirtschaftlichen Fragen ist eine Halbheit, die weder den Interessen der Arbeiter noch denen des ganzen deutschen Volks gerecht wird. Sie ist keineswegs geeignet, die von allen Seiten gewünschte Beruhigung zu bringen, sie wird vielmehr zu neuen schweren Komplikationen führen. Der Zentralrat richtet daher an das Plenum der Nationalversammlung die dringende Mahnung, dem Vorschlag des Verfassungsausschusses die Zustimmung zu verweigern und ersucht das Plenum, sich dem vom zweiten Rätekongreß gefaßten Beschluß, Kammern der Arbeit auf berufsständischer Grundlage zu errichten, anzuschließen."

Dieser Kundgebung des Zentralrats war aber ebensowenig Erfolg beschieden wie dem Versuch, den Parteitag der alten sozialdemokratischen Partei, der im Juni 1919 in Weimar tagte, auf den Gedanken einer Kammer der Arbeit festzulegen. Ich selbst habe als Korreferent zu diesem Thema (Referent war das Mitglied der Nationalversammlung Sinzheimer) die vom zweiten Rätekongreß angenommene Resolution vorgelegt. Sie wurde gegen eine Stimme abgelehnt. Etwa acht Wochen später, am 31. Juli, wurde die Verfassung von der Nationalversammlung ver=

abschiedet. Der die Rätefrage regelnde Paragraph 165 schließt sich in seinem Wortlaut eng an den bereits wiedergegebenen Vorschlag der Regierung vom 5. April 1919 an. Nun heißt es im Beginn nicht mehr: „die Arbeiter sind berufen", sondern „die Arbeiter und Angestellten"; und dort, wo vom Zusammentreten mit den Vertretern der Unternehmer in den Bezirkswirtschaftsräten die Rede ist, ist hinzugefügt worden: „und mit sonst beteiligten Volkskreisen". Neu aufgenommen worden ist die Bestimmung: „Die Bezirkswirtschaftsräte und der Reichswirtschaftsrat sind so zu gestalten, daß alle wichtigen Berufsgruppen, entsprechend ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung, darin vertreten sind."

Von den Gesetzen, die die Einzelbestimmungen festzulegen haben, ist das erste: das Gesetz über die Betriebsräte, im Januar von der Nationalversammlung verabschiedet worden. In Vorbereitung sind noch zwei weitere Rätegesetze: eins über die Wirtschaftsräte und ein anderes über die Arbeiterräte. Das über die Wirtschaftsräte ist bei weitem das wichtigste für den Rätegedanken, der nimmermehr im einzelnen Betrieb, sondern in einer Einrichtung (eben den Wirtschaftsräten), in der die gesamten Betriebe eines Gewerbes territorial zusammengefaßt werden, sich Geltung verschaffen kann. Geradezu gefährlich aber ist es, neben den Betriebsräten und Wirtschaftsräten auch noch eine dritte Kategorie von Räten: die Arbeiterräte, zu schaffen. Die Schaffung dieser dritten Kategorie ist formal notwendig geworden, weil die Regierung seinerzeit in Weimar den Delegierten der Berliner Streikenden diese Zusage gemacht und in der Begründung ihres Vorschlags vom 5. April 1919 (siehe oben) versprochen hatte, erstens einen Arbeiterrat (Betriebsarbeiterrat, Bezirksarbeiterrat, Reichsarbeiterrat) und zweitens einen Wirtschaftsrat (Bezirkswirtschaftsrat, Reichswirtschaftsrat) zu schaffen. Sachlich ist aber ein besonderer Arbeiterrat vollkommen überflüssig. Wenn die Betriebsräte die Arbeiter im Betrieb, die Wirtschaftsräte die Arbeiter in der Produktion vertreten sollen, so ist daneben für Arbeiterräte nur noch dann Raum, wenn sie in das Tätigkeitsgebiet der Gewerkschaften eingreifen. Das wird in der Praxis nun auch so sein, und man muß damit rechnen, daß den Arbeiterräten Dinge zur Regelung übertragen werden, die bisher zur Kompetenz der Gewerkschaften gehörten. Diese Regelung bedeutet mehr als eine unnötige Komplikation, die sehr wohl vermeidbar gewesen wäre. Es ist ein außerordentlicher Schaden, wenn durch gesetzliche Festlegung eine Organisation geschaffen wird, die ihrer ganzen Natur nach nichts anderes sein kann als ein Konkurrenzunternehmen gegen die Gewerkschaften. Zu diesem Dualismus von Wirtschaftsräten und Arbeiterräten konnte man nur gelangen, weil man die Frage ungenügend durchdacht hatte. Das ist im übrigen nicht weniger beim Reichswirtschaftsrat, der höchsten Instanz der Räteorganisation, der

Fall. Er soll auf Grund der Verfassungsbestimmungen in der Hauptsache auf gutachtliche Tätigkeit beschränkt sein (er darf allerdings seine Auffassung vor dem Reichstag vertreten lassen und ihm Gesetzentwürfe vorlegen), was der Wichtigkeit seiner Arbeiten keineswegs entspricht.

Wenn es dem Reichswirtschaftsrat nicht gelingt, seine Macht allmählich zu vergrößern und selbstverantwortlich mit den gleichen Rechten zu entscheiden, wie das allgemeine Volksparlament, so wird seine Haupttätigkeit leider nur im Reden und Debattieren bestehen, seine wirkliche Schaffensmöglichkeit aber sehr gering sein. Das wäre besonders deshalb zu bedauern, weil seine Hauptaufgabe die wirtschaftliche Wiederaufrichtung Deutschlands sein soll, eine Aufgabe, der, was sich bereits mit voller Deutlichkeit gezeigt hat, das politische Parlament keinesfalls gewachsen ist.

Leider ist es nicht gelungen, den Reichswirtschaftsrat im Sinne des zweiten Rätekongresses zu einer Kammer der Arbeit auszubauen, obwohl dieser Aufbau bessere Aussichten auf die wirtschaftliche Wiederaufrichtung Deutschlands eröffnet hätte als jeder andere. Die bei diesem Plan vorgesehene Zusammenfassung (Syndizierung) der Gewerbe auf territorialer Grundlage, das heißt also: in Gemeinde, Kreis, Bezirk, Provinz, Land und Reich bot den Arbeiterräten in hohem Maße die Möglichkeit, die Produktion kennen zu lernen und produktionsfördernd zu wirken. Die dann zu schaffenden, paritätisch aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammengesetzten Produktionsräte für die in Gemeinde, Kreis, Bezirk, Provinz, Land und Reich zusammengefaßten einzelnen Gewerbe wären in der Tat die einzige Instanz gewesen, die sachgemäß alle Produktionsfragen des betreffenden Gewerbes zu prüfen und zu entscheiden vermocht hätte. Im Einzelbetrieb geht das nicht, die Grundsätze der Produktionsvermehrung und -Gestaltung können nur für das Gesamtgewerbe festgelegt werden. Und als oberste Spitze dieser die ganze Republik durchziehenden wirtschaftlichen Organisation wäre das auf berufsständischer Grundlage von den Produktionsräten zu wählende Wirtschaftsparlament (die Kammer der Arbeit) diejenige Instanz, die alle von den Produktionsräten vorgeprüften wirtschaftlichen Fragen, losgelöst vom politischen Parteigetriebe, nach ihrer sachlichen Bedeutung für die Produktion hätte entscheiden können.

Wenn der wirtschaftliche Neuaufbau in Deutschland sich vorerst anders vollzogen hat und nicht jene Stelle geschaffen wurde, von der Entscheidungen nach rein sachlichen Gesichtspunkten am ehesten zu erwarten waren, so sind daran in der Hauptsache die beiden folgenden Umstände schuld. Einmal hat die geistig überaus konservative alte Sozialdemokratie mit dem Produktionsgedanken nichts Rechtes anzufangen gewußt. Seit Jahrzehnten darauf eingestellt, mit der alten liebgewordenen politischen Agitation genügend Mandate für das allgemeine politische Parlament zu

erzielen, hat sie sich immer mehr, entgegen ihrer geschichtlichen Mission, zu einer Nurkonsumentenpartei entwickelt, und sie fürchtet sich jetzt wohl ein wenig, Wahlagitation unter dem Gesichtspunkt der Produktionsinteressen zu treiben. In der Konzession, die sie dem Rätegedanken gemacht hat, hat sie die Sache auf ein falsches Geleise geschoben. Man kann nur hoffen, daß sie durch den Gang der Dinge noch rechtzeitig veranlaßt wird, das Richtige zu tun, bevor der Zwang der Verhältnisse zu weiteren schweren Kämpfen führt. Die andere Ursache liegt in der Haltung der unabhängigen sozialdemokratischen Partei. Die angeblich radikale, in Wahrheit aber konfuse Haltung der Unabhängigen, die sich die Verwirklichung des Rätegedankens nur als Rätediktatur vorstellen kann, hat große Teile der Arbeiter dazu veranlaßt, den Rätegedanken überhaupt abzulehnen. Rein sachlich ist die Haltung der unabhängigen Sozialdemokratie überhaupt nicht zu erklären. Mit dem Schlagwort der Rätediktatur ist in Rußland von den Bolschewisten der Rätegedanke in Wirklichkeit sabotiert worden. Denn in Rußland finden, was von den Parteigängern des russischen Bolschewismus geflissentlich verschwiegen wird, wirkliche Wahlen zu den Arbeiterräten (Sowjets) überhaupt nicht mehr statt. Die Arbeiterräte haben dort in Wirklichkeit nichts mehr zu sagen. Die Sowjets werden in Rußland zu einem sehr erheblichen Teil einfach ernannt, die Wahl ist eine Phrase. Den Führern der deutschen Unabhängigen können diese Verhältnisse nicht unbekannt sein, aber sie haben sich so sehr von der radikalen Woge tragen lassen, daß sie es nicht mehr wagen gegen die konventionelle Lüge von der Sowjetherrschaft aufzutreten. Infolge der Stellungnahme der beiden sozialistischen Hauptrichtungen, die hier kurz dargelegt worden ist, hat der Kern des Rätegedankens sich nicht durchsetzen können. Wenn beide Parteien sich auf die Kammer der Arbeit, in der sich der geistige und materielle Inhalt des Rätegedankens in einer Form manifestiert, die Schaffens- und Wirkungsmöglichkeiten gewährleistet, geeinigt hätten, so wäre die Kammer der Arbeit heute da, und die Arbeiterräte könnten ihre Leistungsfähigkeit zeigen.

Es ist schmerzlich, aussprechen zu müssen, daß nicht nur die deutsche öffentliche Meinung, sondern auch die maßgebenden politischen Parteien den Kern der Räteidee auch heute noch nicht begriffen haben. Sonst wäre es unmöglich gewesen, daß das einzig geistig Neue, das die Revolution gebracht hat: der Rätegedanke, in so ungenügender Form in den Grundrechten des deutschen Volks berücksichtigt worden wäre. Aufmerksame und klare Beobachter unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens werden immer wieder sehen, daß der in der Rätefrage liegende Grundgedanke, der in der stärkeren Einflußnahme der Arbeiter auf die Ent-

wicklung der Produktionsverhältnisse besteht, stets wieder nach oben drängt. Freilich oft in primitiver und ungeordneter und daher um so ungestümerer Form. Das hat sich auch bei den mit dem Kapp-Putsch zusammenhängenden Ereignissen im März dieses Jahres gezeigt. Das beim Abbruch des Generalstreiks durch den Gewerkschaftsbund der Regierung abgerungene Zugeständnis, bei Ministerberufungen ein außerparlamentarisches Mitbestimmungsrecht auszuüben, ist, seiner Substanz nach, nichts anderes als der Drang der schaffenden Arbeit nach größerem Einfluß auf die Gestaltung der Dinge. Dieser Drang ist berechtigt, nur gilt es, ihn in geordnete Bahnen zu lenken, damit er für den Aufbau unserer Wirtschaft nutzbar gemacht werden kann. In den Formen des rein politischen Parlaments, das zur Wiederherstellung eines geregelten, zweckmäßigen Wirtschaftslebens völlig ungeeignet ist, ist das nicht möglich. Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft muß von den berufstätigen Menschen selber vorgenommen werden, die eine Auslese der Tüchtigsten in das Wirtschaftsparlament, in die Kammer der Arbeit, senden müssen, damit von dort aus die Basis wiedergewonnen wird, auf der das neue Deutschland der Arbeit zu erstehen vermag. Wenn es nicht gelingt, die richtigen Mittel und Wege zu finden, die den im Arbeitsprozeß Tätigen größere Geltung verschaffen, wird es schwer (und auf Jahre hinaus unmöglich) sein, die deutschen Menschen wieder zu Ordnung und Arbeit zu führen. Daß die alten Mittel aus der Vorkriegszeit ganz und gar nicht mehr dazu taugen: das hat die Märzkrise mit aller Klarheit und Eindringlichkeit bewiesen. Wenn der für die Produktion ausschlaggebende Teil des deutschen Volkes für eine haltbare Neuordnung der Dinge zurückgewonnen werden soll, so ist die Benutzung der Räteidee nach den hier dargetanen Grundsätzen (für die sich übrigens in Frankreich Briand und in Schweden Branting erklärt haben) unabwendbar.

Nur auf diese Weise kann aber auch das überaus wichtige Problem, das Verhältnis des Arbeiters zur Arbeit selber neu zu gestalten, einer Lösung nahe gebracht werden. Denn obwohl der Arbeiter, im Gegensatz zu früheren Zeiten, immer mehr Teilarbeiter wird und rein technisch immer weniger in ein inneres Verhältnis zum Arbeitsprodukt tritt, so ist es dennoch von größter Wichtigkeit, daß der Arbeiter mehr als bisher lernt, sich als Produzent zu fühlen. Das ist erreichbar, wenn der Arbeiter den Gesamtarbeitsprozeß, mit allen seinen Einzelheiten und Zusammenhängen, überschauen und begreifen lernt.

Hierdurch tritt an die Stelle der Verbundenheit des Arbeiters mit dem fertigen Arbeitsprodukt, das der Arbeiter früherer Zeiten unter den eigenen Händen wachsen und werden sah, die Verbundenheit mit dem Arbeitsprozeß als solchem, den er geistig in sich aufnehmen muß. Der Arbeiter,

der den Gesamtarbeitsprozeß versteht, wird nicht nur seine Teilarbeit als unentbehrlichen Bestandteil dieses Arbeitsprozesses erkennen und sich dementsprechend als gleichberechtigten Faktor der Produktion fühlen, er wird auch seine eigene Stellung in der Produktion höher werten und die Arbeit in höherem Maße als sittlichen Faktor, als Dienst am Ganzen, empfinden. Diese Erziehung zum Produzenten kann nicht ohne Gewährung des Rechts zu erhöhter Einflußnahme auf die Gestaltung der Produktionsformen erzielt werden. Und zwar muß dieses Recht, selbstverständlich, kollektiv gewährt werden, indem man die Arbeiterschaft als Gesamtheit ansieht. Diese Einstellung, die den einzelnen Arbeiter als Glied einer Gemeinschaft, einer großen Einheit, betrachtet, ist den deutschen Arbeitern recht eigentümlich geworden. Sie sehen daher auch in den Arbeiterräten die Einrichtung, mit der sie ihrem Kollektivstreben, ein größeres Mitbestimmungsrecht auf die Produktionsentwicklung zu erlangen, Geltung verschaffen können.

Es wird sehr viel davon abhängen, ob es gelingt, mit Hilfe der Arbeiterräte die deutsche Wirtschaft dem schrankenlosen Egoismus des Einzelindividuums zu entziehen und sie in gemeinwirtschaftlichem Sinn, also in eine wirklich nationale Wirtschaft, umzugestalten. Dabei kann sehr wohl Raum sein für die individuelle Leistung der bisherigen und jetzigen Betriebsleiter, deren schöpferische Arbeits- und Erfinderkraft unentbehrlich ist. Die Wiederherstellung, beziehungsweise die Vermehrung der Arbeitslust der Arbeiterschaft aber ist ohne eine solche Umwandlung nicht mehr durchzusetzen. Darüber sollte man sich allenthalben klar sein, und es scheint so, als ob diese Auffassung sich auch in immer weiteren Kreisen Bahn bräche. Die Verwirklichung des Rätegedankens durch die Kammer der Arbeit wird dann eins der hauptsächlichsten Instrumente sein, mit dessen Hilfe wieder Ordnung und Fortschritt in das Chaos unserer wirtschaftlichen Zustände gebracht werden kann. Ob die gegenwärtig maßgebenden politischen Parteien in ihrer jetzigen Verfassung und Zusammensetzung die schwere Aufgabe werden lösen können, erscheint mehr als zweifelhaft. Den Rätegedanken (und nicht nur diesen) haben sie keineswegs zu benützen verstanden, sie sind im ganzen meist hinter den Ereignissen hergelaufen, und die Nationalversammlung selber hat vollends versagt. Der vorläufige Reichswirtschaftsrat, dessen Zusammentritt infolge der zwischen dem sechsten Ausschuß der Nationalversammlung und dem Reichsrat aufgetretenen Meinungsverschiedenheiten während der Niederschrift dieser Zeilen noch recht ungewiß ist,* und der noch sehr viel geringere Befugnisse hat, als die hier als unzulänglich nachgewiesenen des eigentlichen (endgültigen) Reichs-

* Inzwischen ist eine Verständigung erfolgt, die Verordnung über den vorläufigen Reichswirtschaftsrat ist veröffentlicht und in Kraft getreten, seine Wahl und sein Zusammentritt kann in den nächsten Wochen erwartet werden.

wirtschaftsrats, wird sicherlich nicht in der Lage sein, den Dingen den richtigen Lauf zu geben. Man tut gut sich die vielfach auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht zu eigen zu machen; denn sie können sich nicht erfüllen, weil diese viel zu umfangreiche Körperschaft eine Halbheit darstellt, die man nicht einmal als einen Ersatz der Kammer der Arbeit bezeichnen darf. Leider ist ebensowenig zu hoffen, daß der neue Reichstag die Dinge bessern wird; denn die großen Wahlkreise und die Listenwahl scheinen eigens für die Zurückdrängung kraftvoller, schöpferischer Persönlichkeiten und für das Hervortreten von Mittelmäßigkeiten geschaffene Einrichtungen zu sein. Das deutsche Volk wird noch auf lange hinaus einen schweren Weg zu gehen haben, bis endlich die Kräfte frei werden, die, ohne Rücksicht auf überholte Parteiprogramme und verknöcherte Doktrinen, das Land zu neuem und dauerhaftem Aufstieg führen.

Nein und ja

Roman von Otto Flake

(Fortsetzung)

4

Bericht des Morgenblatts, ein deutscher Flieger sei über die Grenze geflüchtet, besagte nichts; aber als Lauda am Abend die Villa Graumanns betrat, sah er unter den Politikern den Arzt, der ihm während seiner Militärzeit das Attest geschrieben hatte, durchblicken lassend, es werde nicht mehr lange Wert haben. Dieser Arzt war der Deserteur, er hieß Wendling.

Der Konflikt war ausgebrochen, als er darauf bestand, einen Epileptiker zu entlassen, der Hauptmann neue Bestimmungen entgegenhielt. Dann sind die Bestimmungen verbrecherisch, sagte der Arzt; die militärischen Erfordernisse gehn vor, der Offizier. Es fiel das Wort Pflicht, Wendling stellte das Primat der menschlichen auf, machte eine Bemerkung über Gewissenlosigkeit des Arzts, der denselben Patient, den er in seiner Sprechstunde für schwerkrank erklärte, im Revier als Simulant behandeln mußte, ward angezeigt. Hunderte dachten wie er, dieser eine sprach aus, ausgesprochenes Wort entfesselte die Lawine der Folgrungen. Er wurde entlassen, um danach als Gemeiner eingezogen zu werden — Hölle des Diensts, jeder Vorgesetzte erkundigte sich nach dem Mann mit den Säbelnarben, vernahm, verhärtete sich. In Bewegung gesetztes Denken verwarf Schritt für Schritt Auswüchse des Militärsystems, Militärsystem als solches, deutsches Bürgertum, das in den Mittelpunkt seiner Geistigkeit

die Kriegsbereitschaft stellte, deutschen Staat. Als ein Strafverfahren gegen ihn eingeleitet wurde, weil er Aufsätze veröffentlicht hatte, ohne sie vorzulegen, vollzog er den Schritt vom Persönlichen zum Grundsätzlichen, floh.

Führer des Flugzeugs war Rudolfi, ganz junger Mensch. Dieser hatte sich begeistert aus der Schule zum Heer gemeldet, die Erfahrung gemacht, daß er nicht befördert wurde, weil er zu zaghaft war, um sich ins Licht zu stellen: er galt bei den Offizieren für unfähig, Mitmenschen als Herr entgegenzutreten, bestand die Probe der Brutalität nicht. Verwirrung in dem Religiöserzognen, nicht Ruhe gebender Gegensatz zwischen Erinnrung an Abende der Mutter, die Schubert sang, und Brüdern, die als Schlachtfeldandenken Todesarten photographierten: erschütternd Gesichter, über die wie bei bitterlich weinenden Kindern ein Rinnsal lief, aber es war schwarz verbrannt, die ausgelaufnen Augen. Ein Gespräch mit Wendling, und das Grundsätzliche trieb auch diesen Knaben zum Tun. Nun stand er, der mädchenhafte Zwanzigjährige, im Kreis der Abtrünnigen, und suchte verstört nach einem, der ihm noch einmal zuredete, daß er recht getan hatte; die Kameraden daheim kämpften, waren treu geblieben, er wurde steckbrieflich verfolgt.

Man beriet, wie Beschäftigung für ihn zu finden sei; Fünfkorn schlug ihm vor, als Volontär in seine neu gegründete Zeitung einzutreten, das nunmehr durch das Geld Shillers ermöglichte Organ der deutschen Opposition. Der Knabe konnte nicht, als er das Programm entwickeln hörte. Da bot Graumann an, für seinen Unterhalt zu sorgen, er brauchte einen Chauffeur. Madeleine Betz widersprach, der Junge sollte, was er getan hatte, ganz tun, die Idee, die ihn geleitet hatte, nicht verleugnen; mochte das Blatt mit amerikanischem Geld gegründet sein — was für Fünfkorn hätte unerlaubt sein müssen, war es nicht für den Unverantwortlichen.

Ausfall auf Fünfkorn erregte Shiller, Graumann trat auf die Seite der Elsässerin, plötzliche Scheidung der Geister. Fünfkorn hoffte einen Trumpf auszuspielen, fragte Wendling, ob er für sein Blatt arbeiten werde. Der Arzt lehnte ab, Fünfkorn und Shiller verließen das Zimmer.

„Da wir symbolisch zurückgeblieben sind," sagte Fräulein Betz, „laßt uns überlegen, wie wir die Einheit der Anständigen sichtbar machen. Gegen unsre Regierung aufzutreten, ist Pflicht, der Wille ist da, es fehlt: das Geld."

„Das Geld fehlt nicht," sagte Lauda und sah Graumann an, „es fehlen die Leiter, es sei denn, daß Herr Wendling, der am ehrlichsten von uns Männern den Untertanengehorsam gekündigt hat, bereit ist, die Redaktion zu übernehmen. Seine Flucht, sensationeller Akt der Anschaulichkeit, ist gegebner Augenblick."

Man begann zu verhandeln. Wendling stellte die Bedingung, daß

Graumann sich als Geldgeber nannte und ein zweiter als Mitherausgeber. Lauda schlug Fräulein Betz vor, sie ihn, Wendling sie und Lauda. Graumann hatte damit zu rechnen, daß sein deutscher Besitz beschlagnahmt wurde, erbat sich Bedenkzeit; dieselbe Lauda.

Seine Stellung war zweideutig; der zweimal verlängerte Urlaub lief ab, aber zwischen diesem Termin und seiner Ankunft lagen nun drei Monate, Erklärung möglicher Wandlung. Er suchte am nächsten Tag Graumann auf, entschlossen anzunehmen, wenn dieser die Bedingung Wendlings erfüllte. Die Entscheidung wurde ihm in der Form mitgeteilt, daß Graumann einen anwesenden Deutschen als ersten Mitarbeiter vorstellte, Doktor Schmitts. Er war Dozent für Geologie an der Konstantinopler Universität gewesen und von der Regierung nach Armenien geschickt worden, um Minerale für die Kriegswirtschaft zu erschließen. Dort war er Zeuge der Systematik geworden, mit der eine ganze Nation, Mensch für Mensch, ausgerottet werden sollte. Lauda erfuhr zum erstenmal von den armenischen Greueln, der entsetzlichsten aller Wellen von dampfendem Blut, die jemals über diese Entsetzliches gewohnte Gegend gerollt waren. Früher hatte man Ortschaften dem Erdboden gleichgemacht, im Zeitalter der Organisation wurde der Plan gefaßt, ein Millionenvolk bis in sein letztes Glied verschwinden zu lassen. Und die erste Million ward getötet. Man mordete an Ort und Stelle, man schickte Züge von Frauen und Kindern in die südliche Wüste, man rief die Kurden. Im Tal von Musch sah Schmitts einen Platz, wo die Kurden zweitausend Frauen geschändet, danach verstümmelt, danach mit Petrol übergossen und verbrannt hatten — in den Überresten wühlten sie dann, weil das Gerücht ging, die Christinnen hätten Geld und Perlen verschluckt, um sie zu retten. Schmitts' levantinisches Weib hatte seiner Nation, die das geschehn ließ, geflucht, und der erregte Mann zitterte wieder, als er von diesem Augenblick sprach; er wollte nicht mehr Deutscher sein.

Fluchszene, biblischer Erinnrung, weckte Mißbehagen, männlicher Entscheid sollte nicht von Tränen einer Frau abhängig sein, und Moralität, die aus zusammenbrechenden Nerven kam, enthielt von Sentimentalität ein Gran, der auch in der breitren Anhängerschaft des Pazifismus zu finden war — gleichwohl, man durfte über das christianisierte Naturell allzuberedter Männer hinwegsehn, es galt: die Sache. Die Sache hieß: Kampf ansagen dem deutschen Block aus Stahl und Willen, mit Worten des Hasses in seine Fuge dringen — ob sie sich sprengen ließ.

„Wir haben Thomas Schreiner vergessen," sagte Lauda, „er gehört in unser Komitee." Es erwies sich, daß Schreiner keinen Wert darauf legte, mehr als Mitarbeiter zu sein.

„Was Sie tun," sagte er, „ist bürgerlich, ich bin russisch geschult,

Sozialrevolutionär, Anhänger der direkten Propaganda an der Front und in den Fabriken."

„Wie vermögen Sie zu wirken," fragte Lauda erstaunt, „wenn Sie fern in der Schweiz leben."

Schreiner lächelte geheimnisvoll, deutete an, daß es von der Schweiz aus möglich war, die Soldaten zu erreichen.

„Durch Flugblätter, die Sie von der feindlichen Seite her in die Gräben bringen?"

„Vielleicht, und durch Schulung der Gefangnen in den Lagern, dort läßt sich die Avantgarde der Revolution ausbilden."

„Das ist Fünfkorns Plan," sagte Lauda, „Sie arbeiten mit den Amerikanern."

„Ja, insofern ich sie benutze; nein, insofern mir ihr Sieg so verhaßt wäre wie der preußische. Ich stehe außerhalb Ihres Reinlichkeitskonflikts, mein Ziel ist: die allgemeine Revolution."

„Mit einem Wort das russische Programm. Wo ist der Unterschied zwischen Sozialrevolutionären und Bolschewisten?"

„Er wird sichtbar werden oder verschwinden, ich weiß es nicht."

Graumann räumte der Redaktion das Dachstockwerk seiner Villa ein; nach kurzem zog Lauda in sein Haus, Wendling siedelte nach Bern über; es war nötig, dort einen Vertreter zu haben.

Ich bin, dachte Lauda, den Dingen der Realität fremd geworden, es wird notwendig, alle Energie des Denkens auf sie zu richten; hier ist Rhodus der Tat, hier springe. Er stellte angesichts jedes einzelnen der vielen Menschen, mit denen er zu unterhandeln begann, dieselbe leise Befremdung fest, der ihn Schmitts und Fünfkorn ausgesetzt hatten: der Eifer, mit dem sie Politik trieben, erschien ihm eng, ihr Fanatismus banal. Demokratie, Wort, das sie wie eine goldne Münze liebkosten, trug ihm Altersspuren der Abgegriffenheit; Teilung, die sie zwischen dem deutschen Block und dem der Entente vollzogen, jener Hürde der schwarzen Schafe, dieser der weißen, begegnete in ihm einem warnenden Instinkt.

Was Lisbao derb mit dem Wort bezeichnete, Schweine sind sie auf beiden Seiten, und Mitrofan mit dem andren: sie sind beide Verbrecher, formte sich in ihm als Einsicht, daß die Staatsform, die sich ein Volk gab, nicht Schuld war, sondern Schuld wurde. Es konnte sich höchstens um Entwicklungsstufen handeln und nur die Feststellung erlaubt sein, daß das eine System besser geeignet sei, bestimmte Grundforderungen des staatlichen Lebens, etwa gleiches Recht und gleiche Verantwortlichkeit des Einzelnen zu verwirklichen, als das andre.

Er ward sich klar, daß diese Betrachtung die der reinen Anschauung

war, die nur feststellt, nicht wertet. Er ward sich danach auch klar, daß, wer nicht wertet, sich von der Sphäre der Tat ausschließt — unmoralischer Vorgang im Sinn eines unhygienischen, denn es verlangt die Energie, die die Erscheinungen schafft, Betätigung, Einsatz, Rotation, Umwandlung — alles Ersatzworte für den einen Grundbegriff: Gehorsam gegen das Gesetz, das Stillstand untersagt.

Der Begriff der Mutation war es, der ihm die moralische Wertung des Phänomens des deutschen Militarismus und die Anerkennung von Regulativen des Gesellschaftlichen erlaubte. Unterhaltungen mit Wendling brachten eine große Überraschung: es deckten sich die Ideen. Der Arzt hatte unternommen, den Begriff Krieg wissenschaftlich zu zergliedern, nicht a priori setzend, daß Krieg eine Degeneration der natürlichen Anlage, sondern durch Zivilisationen hindurch ihr adäquater Ausdruck sei; aber was ursprünglich natürlich war, wurde mit fortschreitender Vermenschlichung und wachsender Souveränität Atavismus. Genau das war im Begriff Mutation enthalten: neue Ideen bedingten eine neue Achse des gesellschaftlichen Zusammenlebens; neben den Begriff Einer und Ego trat der des Bruders — unethisch, rein rationell ausgedrückt, der der Organisation. Der Natur gehorsames Tier bedurfte keiner Regulative; der Natur sich entwöhnender Mensch bedurfte ihrer; Ethik war nur der Imperativ, der von einem Präsens in ein Futurum führte.

Die Form, die sich der deutsche Organismus gegeben hatte, war wohl Schicksal, unentrinnbar kausal verkettet; aber die deutsche Schuld begann da, wo Widerstand geleistet wurde gegen eine deutliche Mutation der ganzen Menschheit, die daran arbeitete, Macht durch Reglung zu ersetzen. In einem Augenblick, wo sich aus dem Denken des Erdballs der Gedanke des höheren Regulativs bereits hervorrang, hatte Preußen noch einmal alle Energie darauf verwandt, ein Instrument der Macht zu schaffen, jede Äußrung geistigen Lebens, Philosophie und Wissenschaft zum Trabantendienst zu zwingen — Schuld hieß hier: eine alte Methode als größte Tatsache Europas aufzurichten. Selbst der Vergleich mit England war nicht richtig. England war wohl durch dieselbe Methode groß geworden, aber in der Blütezeit dieser Methode, und von England war zu sagen, daß es Bereitwilligkeit zeigte, den neuen Fordrungen sich anzupassen, es war der Mutation gehorsam. Schuld Deutschlands war, daß es sein Schicksal ohnmächtigen und durch ihr Machtgefühl verdorbnen Menschen überließ, die Parolen ausgaben, wo sie Rechenschaft hätten ablegen müssen, ihren Dienern Befehle erteilten, wo sie Männer hätten zu Rat ziehn müssen — Deutschlands Schuld war der unbeschränkte Freibrief, den es seinen Regierenden gab.

Wenn Demokratie einen Sinn hatte, dann den, daß der christliche

Gedanke, wir seien alle Menschen hilflosen Hirns und darum gleichberechtigt und gegenseitig zur Hilfe verpflichtet, in ihr eine grundsätzlich politische Form gefunden hatte: Möglichkeit der Mitbestimmung und der Kontrolle; wurde Schicksal gemacht, so trugen es alle. Man konnte zugeben, daß in den westlichen Demokratien dieses Kontrollrecht noch nicht rein ausgebildet war, durch Demagogie befleckt wurde: worauf es ankam, war, daß dort gleichwohl dieses Recht aufgerichtet stand, sein Sieg nicht bezweifelt werden konnte, die Idee gefunden war. Überall in den Demokratien wurden die Ideenträger als Hüter, Bahnbrecher, geistige Elite angesehn, Pazifist war nicht verächtlich, heißblütiger Wächter über garantierten Rechten galt als Mann von Adel und Herz — in Deutschland wetteiferten die Intellektuellen, eine irrationale Philosophie zu treiben, die dem Herrn sein Herrenrecht bewies, oder standen lustlos zur Seite — Mangel an Noblesse, die wacht, eintritt, kämpft.

Daraus ergab sich ihm die Aufgabe, der vielfache Gegner: die Feigheit der deutschen Geistigen, die triumphierende Selbstunterordnung der deutschen Menschen unter die Herren, die Anbetung eines nicht mehr lebensfähigen Prinzips. Und es ergab sich die Möglichkeit, diesen Dreifrontenkrieg, obwohl er nur mit dem Wort, dem Abgegriffnen, Verhurten, operierte, reinlich, straff zu führen, ohne die Geschwätzigkeit derer, denen die Welträtsel gelöst waren, weil sie den Freisinn hatten.

Die Aufgabe gestellt, brach er die Brücke zur Sphäre des Absoluten entschlossen ab, stand in der der Tat, der wertenden, streitbaren; Energie des Totalen durfte nur Florett sein, den Stoß zu führen. Kein Zweifel, nur Glaube, keine Zersetzung, nur Konzentration. Er fühlte die Grausamkeit der Tat in sich strömen, Sphäre des Geschehens war die des Hasses, der täglich wachsenden Feinde, des Hohns, der unterdrückten Liebe, der sich suchenden Männer. Traf er Elena, die sich La Putana nennen ließ, sah er im Schwung ihres Munds denselben Trieb, sich vom Blut der andren zu nähren, denselben Triumph, zu sein und Schicksal für Menschen zu werden; und sich mit ihr verstehn, war wie Kommunion des Irdischen; Sinnlichkeit des einem Zweck dienstbar gewordnen Geists und die des Fleisches, das Macht suchte, waren eins. Sie verschwand auf Tage, Wochen, das Goldnetz aus ihren Opfern zu spinnen, aber wenn sie zurückkehrte, suchte sie ihn auf, bei dem sie unausgesprochne Bestätigung der Idee ihrer Erdentage fand. Was er schrieb, verstand sie nicht, aber die Gemeinsamkeit aller Dinge, die aus dem Willen kommen, gab ihr: das Brudergefühl.

Fräulein Betz hatte ihn mit Elena gesehn; sie riet, vorsichtig zu sein. „Warum?" fragte er, „weil der Agent des Konsulats, den ich nun

wie einen plumpen Schatten hinter mir beobachte, mir zu einem Aktenvermerk verhilft, in dem neben ‚Landesverräter' steht ‚Verkehrt mit einer Dirne'? Wie hilflos man gegen solche abstrakten Charakteristiken ist (und fügte in Gedanken hinzu: sie fallen ins Gebiet der Bewertungen, Beweis wie brutal dumm sie sein können, wie infiziert vom Unrecht des Urteilens)."

„Nicht darum allein handelt es sich," antwortete Fräulein Betz, „Sie sind der Bewegung, die Sie vertreten, Rücksicht schuldig, und Sie dürfen den schweizerischen Detektiven, die mit den deutschen Agenten in Verbindung stehn, nicht Gelegenheit geben, ihrerseits einen Aktenvermerk zu machen. Sie sind doppelt rechtlos, man wird Sie hetzen; sobald Ihre Regierung Vorstellungen über Ihre Tätigkeit erhebt, werden Sie der politischen Polizei lästig. Sie müssen auf Leumund bedacht sein, dürfen nur als politischer Idealist, demokratischer Vorkämpfer gelten. Es ist wahrscheinlich, daß unter der Klientele des Mädchens auch Parteigänger oder Spione der Entente sind: eine Denunziation des deutschen Überwachungsdiensts, und Sie geraten in den Verdacht, Mittelsmann zu sein."

„Das sind Winke," sagte er, „an die ich nicht gedacht hatte; aber sie gehören zu denen, die man nur zu erhalten braucht, um ihre Realität einzusehn – alles Gemeine, Egoistische, Lieblose, das man von der Realität erfährt, leuchtet ein; es ist, als wachse man sofort als vollgültiges Mitglied in sie hinein und trage das Wissen um sie als eingebornen Besitz in sich."

Danach besprachen sie die Aufgabe, die Madeleine Betz bei dem Blatt zufiel. Sie war Frau, ihr Wirkungskreis war die Frau. Es kam weniger darauf an, für ihre staatsbürgerlichen Rechte und Politisierung einzutreten, als ihre natürlichen Instinkte, die gegen Krieg und Gewalt standen, zu wecken, es galt, ihr die Augen zu öffnen, wie erbärmlich es war, daß sie dem Mann nachsprach, was er zur Rechtfertigung des harten Geschehens vorbrachte, und in Lazaretten seine Wunden heilte, damit er wieder an die Front ging.

„Ich lese," sagte Fräulein Betz, „die Schriften jenes einzigen Indiers, der uns bekannt ist, Tagore. Es ergreift mich, wie ein Asiate, der der Verwalter des Geistes Buddhas ist, Europa von Osten her sieht. Was wir wohl sagen, aber nicht Erschütterung werden lassen, daß der Europäer der Materialität verfallen ist und wie ein mißbrauchter Sohn des Bösen die Eingeweide der Mutter in Eisen und Chemie verwandelt – er fühlt es unmittelbar, schmerzhaft; er sieht es legendenhaft wie einen Aufmarsch von Urprinzipien; Europa muß ihm der Fluch heißen. Was kann, für ihn, grauenhafter sein, als daß unsre Frauen Granaten drehn, Hochöfen speisen, Bahnen baun? Der Orient, der die Frau in ihrer

Passivität niederhält, muß ihm doch als Hüter der Weisheit und der mütterlichen Kräfte erscheinen, die weibliche Passivität als der große ewige retardierende Faktor, Gegenstück des von seiner Aktivität verzehrten männlichen."

Am Abend dieses Tags durchblätterte Lauda, während Elena auf seinem Diwan lag, Zeitschriften. Blickte er auf, sah er die hohe Kurve ihrer Hüfte, und an Madeleines Worte sich erinnernd, dachte er: Verkleide sie dort auf dem Diwan in die orientalische Tänzerin, nicht mit Stoffen behängt, mit Rubinen, Smaragden, Steinen, spitz wie ihre Brüste, und sie ist ein Tempelmädchen, mühlos zur noch symbolischeren Astarte erhöhbar — auch das ist indisch, fern dem mütterlichen oder auch nur lotussanften Mädchenhaften.

Nicht Indisch und Europäisch sind Gegensätze, sondern Zart und Hart, Mild und Grausam; nur die Dichtigkeitsunterschiede sind Prinzipien. Gretchen und Astarte, Lotusmädchen und Messalina sind erst dann auf den gemeinsamen Nenner Frau, Attila und Christus auf den des Manns zu bringen, wenn man statt in den Frauen Passivität, in den Männern Aktivität zu sehn, in ihnen allen den Kampf zwischen Passivität und Aktivität erkannt hat; erst das Vorwiegen, der Sieg, der vielleicht auf einem winzigen Mehr beruht, bestimmt den Gesamtcharakter. Die Aktivität Messalinas ist zunächst primärer als die Christi, unendlich stärker als sie; das ganze Temperament des in die Existenz schießenden Willens ist darin; die Urenergie vor aller Geschlechtsdifferenzierung ist darin. Was macht den Unaktivren gleichwohl zum Überlegneren, was befähigt ihn zur Handlung, wenn man Handeln die Ersinnung einer Religion nennt? Etwas Sekundäres: das Vermögen, Vitalität in Geistigkeit zu verwandeln, die Einschaltung eines Widerstands, an dem die Sinnlichkeit sich bricht und als Gedanke ausstrahlt. Primäre Sinnlichkeit braucht sich auf, bleibt Phänomen, findet keine Projektion; verwandelte wird Wirkung über das Individuum hinaus.

Aber nun erhob sich die Komplikation, die Madeleine schon einmal ausgesprochen hatte: die Widerstandsfähigkeit, diese Voraussetzung des Denkens, wurde von den Müttern vermittelt, war Gabe der Frau an die von ihr Gebornen, das Männlichste wuchs aus dem Weiblichsten. Trägheit — Passivität — Widerstandskraft, in dieser Atomkette lag das Geheimnis. Praktisch gesprochen: wie in der Sphäre der Existenz alle Erklärung dualistisch operierte, waren Gretchen und Lotusmädchen das eigentliche Weib, und Madeleine durfte sagen, daß die Frau, die hütete und hegte, wenn sie sich nicht astartehaft selbst verbrannte, der ewige große und retardierende Faktor war, der die Instinkte der Liebe und Güte ausbildete. Liebe, diese Liebe, was war sie, wenn man sie nicht als ein mora=

lisches Faktum ohne präzise Definition hinnahm, sondern auf das letzte Prinzip der Energie zurückführen wollte, andres als ein Hemmungsphänomen, das der rein vitalen Wut des Sinnlichen und noch nicht Gestalteten die Idee des Gestalteten, das Recht des Einzelnen und Vereinzelten auf Selbständigkeit entgegensetzte?

Hier ward faßbar: die Geburt eines Gedankens aus dem Sinnlichen, einer Idee aus dem Gefühl der Totalität, eines Verständlichen aus dem Vitalen, eines Herzlichen aus dem Energetischen, eines Moralischen aus dem Egoistischen: es mußte erlaubt sein, Phantasie und Verstand gleichzustellen, weil die Gleichstellung auf ein Drittes, Übergeordnetes zielte.

Er schaute, während er dachte, Elena in die Augen, unbewegt; sie beobachteten sich wie Tiere, deren Blick durch die Dinge geht, weil die Dinge nicht Widerstand für sie werden. Was war Denken, von der Physis und in ihr gesehn? Ein Dunst aufsteigend aus der innren Landschaft, wie Regen aus der der Täler und Berge aufsteigt, ein Niederschlag des Bluts, des Fleischs, des ganzen Organismus, der sie rotierend ausschied, wie kreisende Erde die Atmosphäre; ein Duft gleich dem der Pflanze war Denken, so sehr, daß von der unsterblichen Seele nicht mehr zu sagen war als von der der Pflanze.

„Sie träumen," sagte Elena und lenkte ihn ab. In der Zeitschrift blätternd sah er ein Bild der Duse; sie stand in einer Szene der „Toten Stadt" am Turm, ihre Schlankheit in schwarzen Kleidern parallel zu der des höheren, aber der Kopf war zurückgelegt und sie schaute hinaus. In diesem Blick alle Zartheit, die gebrochen worden war und doch sich behauptet hatte, alle Tragik, die erlebt hat und doch demütig stolz ist, ewige Bereitschaft, weiter zu dulden und stolz zu sein, die vollkommenste Frau, Barbaren zur Huldigung zwingend, Siegerin über den, dessen verlebter, eitler Kopf neben ihr abgebildet war und der sie in die Bücher gebracht hatte. An ihr ward klar der tiefe schöne Inhalt, mit dem sich das Wort Passivität der Frau erfüllen konnte, diese Frau am Turm war Hüterin des Retardierenden, der Liebe, Gestaltung des Gedankens des Indiers, große Europäerin.

Am vierten Jahrestag des Kriegsbeginns ging Lauda durch die Bahnhofsstraße, um fünf Uhr sollten die Straßenverkäufer die erste Nummer der Wochenzeitung ausbieten. Er sah ein Gedränge, hörte Schreie; ein Polizist warf einen knabenhaften Mensch in eine Kutsche, drückte neben ihm sitzend seine Hände nieder, den Vergewaltigten schüttelte ein Lachkrampf, es war Puck. Lauda dem Wagen nachgehend ward von Lisbao angehalten. Lisbao sagte:

„Wir saßen, Miß Lilian, er und ich, beim Tee im Hotel; er war wie

sonst, beobachtete die Menschen, kleidete die Reizung in die ihm eigentümlichen, preziösgewundnen Worte, so daß man empfand, die Menschen ziehn an ihm wie Marionetten vorüber, jeder am Draht seiner Eitelkeit, Lüsternheit und gespreizten Wichtigkeit. Langsam begann er anzüglicher, lauter zu reden, wenn Frauen vorübergingen, zeichnete die Kurve ihrer Sinnlichkeit auf dem Tischchen nach, ekelte sich, hob die Hand gegen Lilian und sagte: ‚Blancheflor, ich habe einen Augenblick des Muts, den ich zu Haus nicht finde, entlassen Sie mich aus Ihrem Dienst. Wenn wir uns ansehn, finden wir uns beide bleich, uns ist Frau Minne Flagellantin. Ich sehe eine Wand, den Totentanz darauf und ich und Sie darin Figuren. Mir graut —‘ und bei diesem Wort machte er einen Satz gegen die Fensterscheibe, als wolle er durch sie springen. Sie war hochgezogen, er stürzte draußen auf die Kniee, Auflauf, Abtransport ins Irrenhaus."

Sie gingen ins Polizeigebäude, es war unmöglich, zu Puck zu gelangen. Er hatte, als er Uniform und Gitterfenster sah, sich widersetzt, den Agent in die Hand gebissen, sich selbst zu einer Beobachtungszeit beim Psychiater verurteilend. Lauda ging mit Lisbao in die Stadt zurück. Als er an einem Stand seine Zeitung kaufte, hielt ihn Lisbao fest und zeigte auf ein Heft:

„Wir hängen nebeneinander, Herr Lauda," sagte er spöttisch, „wir sind am gleichen Tag herausgekommen, Ihr ernstes Blatt und unser unernstes. Vielleicht ist Puck über der Redaktion verrückt geworden, es wäre die schönste Reklame, vielleicht ist er nur überarbeitet, wir haben alles selbst in einer Winkeldruckerei gesetzt."

Sie gingen in ein Café, die Blätter zu lesen. Das Pucks enthielt Manifeste Siriwans und Pucks, Verse Lisbaos und Hans'. Wenn nun Puck es bei sich trägt, dachte Lauda, wird es sein, als finde man bei einem des Mords Verdächtigen Besitztum des Getöteten.

„Was erwarten Sie von diesem Blatt?" fragte er.

„Nichts. Sie wollten einmal wissen, warum ich noch Verse mache, wenn ich das Wort Kunst hörend nur eine Grimasse ziehn kann. Sie haben recht, Kunst ist nicht einmal das, was ich antwortete, Zeitvertreib. Als wir das Blatt vorbereiteten und zwischen Schreibmaschine und Setzkasten tätig waren, erfaßte mich der Rausch der Geschäftigkeit, nun ekelt mich davor. Was erwarten Sie von Ihrem Blatt?"

„Die Durchführung einer Idee, zu der ich mich entschlossen habe. Sie sichtbar machen, alle Energie an sie wenden, alle Konsequenzen tragen, ist auch Zeitvertreib, Ausfüllung des großen Nichts, in das wir stürzen, wenn wir vom Absoluten her das Leben betrachten. Der Unterschied zwischen uns ist, daß ich mir zum Aufbau meiner Geometrie, dieser

Illusion mit saubren, klaren Gesetzen, eine Idee wähle, die mich von mir, einem Anlaß zur Selbstvergiftung, fernhält und Mitmenschen erlaubt, ihre Energie ihrerseits mit meiner zu vereinigen. Verziehn Sie nicht das Gesicht, Mitmensch ist Tatsache neben mir und Energiebetätigung ist so sehr Gesetz, daß sie unterbinden heißt, an Stauung sterben. Der tiefste Gedanke, auf den praktisches Denken stoßen kann, ist hygienischer Art: gehorsam sein der Kraft, die uns erzeugte. Sie ist blind, sie ist aber auch Mutter – sehn Sie, wie das rein Phänomenologische ins Gefühlsmäßige übergeht? Was ist diese Liebe? Gehorsam, Aufgeben des Widerstands gegen die Tatsache der Existenz. Sie hassen Moralität? Warum? Vorausgesetzt, daß man sich nicht auslöscht, hat man die vernünftige Pflicht, sich mit der Existenz abzufinden, und sich abfinden hat zur Folge, daß man nicht grämlich Ja sagt, sondern energisch, klar; nicht leidet, sondern seine Aufgabe erledigt. Es bleibt Ihnen erlaubt, Kunst eine fixe Idee zu nennen, aber eine fixe Idee, an die man seine Energie setzt, wird Inhalt."

„Geben Sie acht," sagte Lisbao, „daß Sie nicht Wanderprediger des Optimismus und des Maximums an Glück werden."

„Angst vor Banalität? Haben Sie noch nicht erlebt, daß Gedanken, die Ihnen seit Wochen unerhört erschienen, mit einem Durchbruch in längst gesagte Banalität endeten, wie man, sich verirrend, nach Visionen mittelalterlicher Verzauberter, auf der wohlbekannten Ebne vor der Stadt herauskommt? Wissen Sie, wo wir alle enden, wenn wir Himmel und Hölle durchschritten haben? Bei dem Gedanken, daß es gut ist, die Heranwachsenden zu erziehn und den Erwachsnen durch Kunst, Wissenschaft, andres ein wenig Glück zu geben, auch dabei, das Haus des Menschen, die Gesellschaft, vernünftig zu baun. Das ist die praktische Form von Suveränität, alle andren, die sprengenden und grundsätzlich revoltierenden, werden auf die Dauer Leidensformen. Was ist Puck? Ein Psychopath, einer, dessen Nerven schwächer sind als die Säule der Existenz, die auf ihnen lastet. Jeder ist Psychopath, der schwächer als die Ideen ist, die in ihm nisten."

„Heute morgen," antwortete Lisbao, „dachte ich allerdings wie Sie. Siriwan und ich wohnen im selben Hotel. Um sechs verlangte ihn ein Paar zu sprechen, eine erschöpfte Frau, ein mitgenommner Mann, zwei österreichische Revolutionäre, die ersten, die dem russischen Vorbild nacheiferten und zum Streik gegen den Krieg aufforderten. Der Mann der Frau wurde verhaftet, sie flüchtete mit dem Genossen über Hochgebirge und Schnee, zu Fuß von Innsbruck bis Zürich. Siriwan sollte sie unauffällig mit Nüßli in Verbindung setzen, sie bringen Botschaft von den Russen. Sah man sie, Fanatismus war größer als Erschöpfung, dachte man: sie sind arme Tiere, von einer Idee gehetzt, die ihnen alles gibt,

was Menschen zu innrer Nahrung zu brauchen scheinen, Gefühl der Wichtigkeit, des Mehr-als-andre-seins, des Geheimnisses, des Schmerzes, der ein süßer Druck ist, des Hasses, der den Druck verstärkt, der Beredsamkeit, in der die Spannung entströmt, und der Tat, die sie, wie eine vergiftete Katze die Droge, in sich tragen."

„Ganz recht," antwortete Lauda, „so gesehn ist das Bild real und objektiv."

„Also mein Ekel berechtigt."

„Doch nicht. Denken Sie scharf. Der Ekel ist etwas, was Sie hineintragen. Sie finden ihn nicht im Bild, dem betrachteten Material. Er ist subjektiv, durchaus Auslegung. Sie müssen sich, wie ein neuer Kant, fragen: welches sind seine Grundlagen, realen Bedingungen? Und hier ergibt sich, daß wir mit der gleichen Legitimität zwei Auffassungen haben können, eine so begründbar wie die andre, Nein und Ja, deren jede aber die Pflicht enthält, die Konsequenz zu ziehn. Sehn Sie in allem Treiben nur das Sinnlose, das Leid, das Abrollen einer Vitalität, die um ihrer selbst, nicht um unsrerwillen da ist, dann vollziehn Sie, als Imperativ gesagt, den Akt der Souveränität und der Ablehnung, den Selbstmord. Erklären Sie sich einverstanden mit dem unverlangten Geschenk der Existenz, dann erklären Sie die Autonomie des von der Urenergie ausgesetzten Geschöpfs und verhelfen Sie ihm zu einer saubren Ordnung, dem wohnlichen Haus, proklamieren Sie das Glück an Stelle des Leids; und Glück heißt Beherrschung der Kräfte, Überlegenheit den Geschehnissen der Existenz gegenüber. Glück ist Waffenstillstand, den innren Vorbehalt des Wissens berührt es nicht. Das ist die Souveränität des Ja, wie der Selbstmord die des Nein ist. Was Sie, Puck, Siriwan tun, ist Halbheit, ihr schleppt die Existenz weiter und hebt euch nicht aus dem Leid."

„Sie raten mir also kurz und klar, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen?"

„Nur konsequent zu sein. Löschen Sie sich aus, so halte ich Ihnen eine unbefangne Nachrede; Feststellung darin, daß Sie nicht gesund genug waren, wird Ihnen gleichgültig sein. Denn von Gesundheit darf man reden, weil jedes Geschöpf die vorwärtsdrängende Sinnlichkeit mitbekommt, und wenn Sie wollen, ist diese Mitgift das einzige Prä, das das Ja vor dem Nein hat."

„Wie banal."

„Durchaus, wenn auch Gesundsein nicht besagt, daß man nichts von dem Ekel verspüre, den die Feststellung der überall existierenden Sinnlichkeit auslöst. Mich verläßt das Wissen um sie keinen Augenblick, ich sehe sie im Glanz der Augen, der Kurve der Wangen, höre sie im Mezzo-

sopran der Sängerin, notiere sie halb zynisch, halb gelassen, und wenn ich wie ein Tier über der Frau bin, denke ich, wir ordnen das alles in unser Dasein ein, wissen darum, verhöhnen damit den Gott, dem wir für das Leben danken sollen – es sei. Was Ihnen und Ihresgleichen fehlt, ist das Mitleid, das annähernd Aufhebung des Leids ist. Auch ich bin nicht gütig, aus mir wird nie das Bekenntnis der großen Liebe brechen, mit dem man am bequemsten zu einer repräsentativen Stellung gelangt; aber ich mische in mein Denken genau die Dosis Mitleid, die real und objektiv ist: Mitleid gründet sich auf die Tatsache, daß Einzelgeschöpfe neben mir sind und, noch metaphysischer, daß das Individuum, an sich nur Vorwand der Energie, sein eignes Dasein auszubauen unternimmt, sich der Totalität entzieht; mein Mitleid ist Gerechtigkeit."

Die Saaltöchter begannen die Tische zu decken, nach französischer Manier wandelte sich die Galerie des Cafés zum Speisesaal. Hans und Siriwan tauchten auf, erklärten, fünfzig Franken zusammengelegt zu haben, um sich Abend der Illusion zu schenken, Kommunion mit der Grundtatsache essender Körperlichkeit und ihrer nach dem Geistigeren ausgreifenden Derivate, als da waren Flirt, Musik, Gespräch, Blick auf Kristall und in Taft entblößte Schlankheit von Armen.

Hans sparsam lebend feierte solchen Abend selten, Siriwan, als kenne er keine andre Art, zu Tisch zu gehn; Hans empfing von jedem, der um ihn saß und kam, die Schwingung, Siriwan sah nichts, sagte alles zu wissen.

„Was denken sie," fragte Hans, „die geldmachenden Männer mit den blaurasierten Wangen und die Weiber, die sie vom Goldschmied hierher führen? Vielleicht, daß es so in der Ordnung sei; aber vollzieht sich nicht in jedem von ihnen, hinter seinem Bewußtsein, fortwährend eine Art religiöser und philosophischer Auseinandersetzung? Kreisen sie nicht un-unterbrochen um den Grundgedanken von Ja- und Neinsagen? Es schlechtes Gewissen zu nennen, wäre zu viel, aber sie alle operieren mit dem Gegensatz, dem Reiz, daß draußen andre hungern, schlecht verdienen, nutzlosen und verachteten Ideen des Altruismus nachhängen. Als ich das letztemal hier war, wurden plötzlich die eisernen Läden herabgelassen, weil Streikende demonstrierten, Steine gegen die Scheiben warfen. Eine Sekunde erblaßten sie, dann wandten sie sich um so breiter dem Genuß zu und in dieser Nacht umarmten sie ihre Weiber gesteigert in Befriedigung, die zugleich Bewußtsein war, das richtige Weltbild zu haben, mit der Sinnlichkeit identisch zu sein – ja ein Gehorsamkeitsgefühl ist in ihnen, das ‚Lebt! So wollen wir leben.' Und dafür gestehe ich ihnen zu: das Brudergefühl. Seht, wie sie stopfen und schütten, wie die Brillanten sprühn. Suche ich zu überlegen, was die in diesem Raum Versammelten

an diesem einen Tag an List, Niedrigkeit, Raub, Lüge begangen haben, die Frauen an Verkauf ihrer selbst, Betrug, Habgier, die Musiker und Angestellten an Eifersucht, Neid, dann ist es, als sei die Existenz, durch die ich gehn muß, die brennende Stadt der Apokalypse, die über mir zusammenschlägt. Ich erkläre so den Traum von der brennenden Stadt, der oft in meinen Nächten wiederkehrt. Ich glaube, daß wir uns in jeder einzelnen Sekunde mit dem Leben auseinandersetzen, eingehüllt in einen Dunst, der aus uns steigt, oder in erregteren Momenten ein Gleichnis für es suchend."

„Sie haben recht," antwortete Lauda, von Freundschaftlichem zu ihm bewegt, „es kann nicht anders sein, als daß der Kosmos, der keine Sekunde ohne Rotation und ohne Wärme ist, jederzeit auch eine Bewußtseinssphäre um sich legt, aus der alles steigt, was wir Traum, Denken, Fühlen nennen. Der Schmarotzer dort mit den kauenden Backen fühlt sich selbst, seine Stellung im All, die Nähe der andren, den Gegensatz zu ihnen, der nur ein andres Wort für Einheit mit ihnen ist. Wir atmen Denken, und man könnte sich vorstellen, daß wir alle jederzeit gegen einen Mittelpunkt der vollkommnen Bewußtwerdung vorrücken, wie die Himmelskörper nach einem Zentrum der Rotation."

„Ist es erreicht –"

„Werden die einen sehn die vollkommne Harmonie, Summe der Verkettungen, Sphärenklang, die andren die grauenhafte Entsieglung des sinnlosen Geheimnisses, Rasen, Wüten, Ablauf, Sturz in die Zeit, Asche der sich selbst verbrennenden Energie. Ob Anfang, Mitte, Ende der Zeit, es ist jeden Augenblick gleich erlaubt, Ja und Nein zu sagen, Widerstand zu leisten und ihn aufzugeben, Welt zu regulieren und von der Illusion der Regulative zurückzutreten. Höre ich in mich hinein, vernehme ich das Geschrei des jüngsten Tags so gut wie den geordneten Gesang der Chöre, die Zeiten und Räume zusammenfassen."

„Ich habe über Ihre Theorie des Widerstands nachgedacht," sagte Siniwan. „Widerstand ist das Prinzip, aus dem Sie die Geburt der Existenzen erklären, weiterhin im Mensch die Entstehung von Idee und Gefühl; und es ist gewiß überraschend, wenn Sie Liebe ein Phänomen des Widerstands nennen. Die Gesammtheit der Widerstände ergibt den Zustand der Souveränität, der Leid nicht leugnet, aber bändigt. Also ist derjenige der leidet, widerstandslos. Wie aber kann er leiden, wenn nicht deshalb, weil er Widerstand leistet? Und der Souveräne, der sich mit der Tatsache der Existenzen abfindet, gibt er Widerstand nicht auf?"

„Beweis, daß jeder Entschluß, genauer die Verwirklichung einer Idee, uns auf die andre Seite setzt – wir finden uns staunend auf dem jenseitigen Ufer. Tat ist ein Prisma, das die Strahlen der Ideen im rechten

Winkel zum Einfall bricht. Tat ist Aufhebung der Idee, obwohl von ihr erzeugt. Im übrigen unterscheiden Sie nicht scharf genug zwischen Leiden und Erleiden. Wenn man eine Idee Dämon in sich werden läßt, der von Konsequenz zu Konsequenz treibt, erleidet man, und dieses Wort ist nur eine vom Beobachter ausgesprochne Wertung; macht man den Versuch, Widerstand zu leisten, so leidet man, und das ist bereits ein subjektives Gefühl oder ein objektiver Zustand. Man leidet, weil man nicht radikal Widerstand leistet; radikaler Widerstand heißt Souveränität; sie besteht darin, den Widerstand mühelos sowohl ein- als ausschalten zu können. Deutsche Bücher sind schwächlich, weil sie, wie ein französischer Dramatiker auf die große Szene, auf den Augenblick zueilen, wo der Held endlich seine endgültige Weltanschauung erreicht haben wird, meist die der Harmonie, unter Leugnung und Vergessen der vorher erlebten Verneinungen. Es sind Bücher ohne Aufhebung."

„Das Kaffeehaus wird zum Anschauungsunterricht," sagte Siriwan und wies auf die Nische, „der perfekte Harmonist sitzt neben uns, Nachtwächter der Ethik an einem Tagblatt, Umwechsler des geistigen Pfunds in Leserkurant, Abteilungschef für Literatur im Warenhaus zur öffentlichen Meinung, kurz ein Feuilletonredakteur, von allen Soldstellen des Kapitalismus die anrüchigste, weil ihm freie Meinung gelassen wird, vorausgesetzt daß Abonennt sich nicht beklagt. Schrieb er nicht heute im Abendblatt vom Glück bei Gelegenheit irgendeines Franzosen, der die Freuden der Familie empfiehlt, weil sie die vollkommenste Kombination von Sorge für sich und Sorge für andre ist? Da haben Sie einen Deuter Ihres Glücksbegriffs."

„Einen bürgerlichen," antwortete Lauda. „Ich verstehe unter Glück die Energie, nicht im Zustand des Erleidens zu beharren, stärker zu sein als Vorgänge in uns. Das ist eine dynamische Angelegenheit, was hat sie mit dem Glauben an die moralische Weltordnung zu tun? Nichts, es sei denn, daß sie versteht, wie Menschen dazu kommen, einen Gott zu erfinden."

„Verstehn ist Abschwächung des Urteilens. Sie billigen mein Urteil über den Redakteur nicht?"

„Ich müßte erst die Not kennen, die Sie dazu führt, einen Mensch radikal zu verwerfen, radikal böswilligen Dummkopf zu nennen. Ich kenne von Ihnen nur Urteile, die absolut verwerfen — ich müßte fühlen, durch welche innre Katastrophe oder Neulagrung Sie in den Gegensatz zur Welt geraten sind; ich müßte Atmosphäre um Sie spüren. Sie werden antworten, daß Ihnen alles Tun, Wollen, Sichregen der Menschen eine Verirrung ist, daß sie sich spreizen und blähn. Aber dann wäre die Konsequenz unerläßlich: daß Sie unter diesem Zustand des Menschen leiden,

sich nicht ausschließen. Das Recht auf Urteil wird durch Miterleiden erkauft, durch Aktivität. Urteil und nur Urteil ist rein passiv. Urteil, das nicht aus der Wärme des eignen rotierenden Organismus kommt, ist kalt, Urteil, das diese Wärme in sich trägt, ist entweder Haß oder Liebe oder, wenn es das Hoffnungslose feststellt, Trauer. Ich kann nur sinnliche Urteile gelten lassen, alle andren gehn der wichtigsten Frage: Und du selbst? aus dem Weg."

Am nächsten Morgen gelang es Lauda, Puck zu sprechen; er wurde gebeten, sich danach bei der Assistentin des Psychiaters, selbst Ärztin, zu melden. Puck, lustiger Gnom, saß auf einem Stein und suchte einem frei umhergehenden Melancholiker zu erklären, daß inzwischen draußen der Weltkrieg ausgebrochen war.

„Was ich auch an Zahlen ersinne," sagte er, „um auf die Depression dieses Alten die letzte Last zu legen, es bleibt Wirklichkeit; der zwanzig Millionen Streiter müde, suchte ich ihn zu überzeugen, daß die sämtlichen Kriegsschulden abgetragen werden können, wenn die Steuer auf Liebesfreuden eingeführt wird: fünf Pfennig, Rappen, Heller pro Umarmung, der Kavalier zahlt willig, Damen bleiben steuerfrei. Ich war gerade dabei, auszurechnen, wieviel eine Stadt wie Zürich in einem Tag einbrächte, was meinen Sie? Auch die Vermutung über die einträglichsten Stunden ist ergötzlich.

Der Sprung durch die Fensterscheibe? Mein Lieber, ich sah ja, daß sie hochgezogen war. Allerdings, die Stimmung war ernst, ich kann nicht mehr Lilian zu Willen sein. Ich will Ihnen ein Märchen erzählen. Es war einmal ein armer Junge, der gern mit seinem Wissen prahlte, aber von freiwilliger, geheimer Zärtlichkeit der Frauen wenig wußte. Niemand starrte ungläubiger als er, als Blancheflor an einem Sommerabend die Gewänder löste und ihn an sich zog. Es werden wohl auf den weißen Altar, der aus dem dämmernden Zimmer leuchtete, Tränen getropft sein. Er glaubte, nun sei die Hemmung, die vor die Entrückung gelegt ist und die er so gefürchtet hatte, ausgelöst, warum hätte sie sonst sich ihm angeboten? Da erwies es sich, daß er die größte und unerwartete noch zu besiegen hatte. Keine Liebkosung, kein Gespräch über das, was ihn Liebe suchen ließ, kein Lachen und keine Güte konnte ihr die Erregung des Eros geben; statt geborgen zu sein, stieß er auf eine Aufgabe, die ihn abscheulich dünkte — durch Brutalität, Bisse, Schmerzzufügen ihr zur Lustvorstellung des männlichen Tiers zu verhelfen. Sie lag, die Härte erwartend, den Rücken zugekehrt, was er zuerst für eine Geste der Laszivität hielt, und gebot ihm ungeduldig, weh zu tun. Er ward ganz schlaff, das Gefühl, um das Schönste betrogen zu sein, formte sich in harten Worten; die

trank sie gierig, lächelte verzückt und — war willig. Seither wurde er gehorsamer Schüler, lernte gewünschte Energie, staunte über die Phantasie der doch Unberührten, die sich schuf, was sie brauchte, verließ sie jedes Mal um einen Grad elender. Ich kann nicht mehr, dem Frau das Heimlichste, Zärtlichste ist, Wärme ihres Körpers Güte des Bergens. Arme Kleine, warum verfiel sie auf mich, da ihr Lustmörder und Fleischergeselle das süße Grauen geben? Was tun? Es blieb nichts, als durch das Fenster zu springen. Immerhin ist zu sagen: in diesem Augenblick war ich so durchaus Schauspieler, daß Grenze zwischen Lüge und Wahrheit verschmolz; in fünf Minuten steigre ich mich in jeden Wahnsinn, begehe jede Tat, finde für jede Verwandlung die sie erschaffenden Worte. Was ist Phantastik? Die Fähigkeit, die Assoziationsbrücken von irgendeiner Vorstellung zu der entferntesten und nicht verwandten herzustellen, also nachzuweisen, daß doch Verwandtschaft ist. Ich bin der blaue Funke des Hirns, der die Bahnen überspringt."

„Haben Sie dem Arzt das alles erzählt?"

„Die Ärztin hielt mich ab, sie ist scharfsichtiger als er, ich mache ihr nicht das Vergnügen, mich zu durchschaun."

„Und doch entgehn Sie nur so der Drohung, Sie acht Tage lang zu beobachten."

„Was machen sie mir aus, sie sind mir willkommen. Wolke vollerregenden Leids hat sich auf mich gesenkt, ich will durchaus in ihr weilen, bis sie sich wieder hebt. Darüber schwebt, auf der Sichel, Maria, zaghaft leise begehrt, weil sie Königin und Mutter ist, gelästert, weil sie Frau ist. Lassen Sie mich, es formen sich Verse, Gedicht einfach im Schmerz des Geschundnen."

Lauda suchte den Arzt auf, wurde ins Zimmer der Assistentin geführt. Es standen alte kräftige Möbel mit Grün bezogen, lag Teppich, Raum war Mischung aus Sachlichkeit und Frauenhand. Die Frau trat ein, Blick auf sie ward Huldigung vor Persönlichkeit, — schöne Frau, ganze Frau. Flut von Adjektiven drang auf ihn ein: groß, fest, üppig; gesund, dunkel an Kraft, hell an Wirkung; zugreifend, braunäugig, warm; bisweilen derb, im ganzen königlich. Wie sie komponiert war, wie sie vor ihm stand; aus straffen Säulen der Beine kam die mächtige Kurve des Beckens, bog in die Wölbung des Rückens ein, floß über die Schultern in die der Büste. Farbe des Gesichts war wie bei dunklen Keltinnen, die er in Vogesentälern gesehen hatte, von Welle des Bluts erzeugt, das zurückweichend weiße Höfe ließ — Stoß des Bluts durch die ganze Frau.

Puck, den er um Barbaras willen nun öfter besuchte, sagte:

„Es ist eine groteske Situation. Wenn sie eine Brille und schlecht=

sitzende Röcke trüge, würde es mir ein Vergnügen machen, ihr einen Indianertanz von Irrsinnigkeiten vorzuführen. Ich kann es nicht, ihre Augen, in denen ein schlaues und lustiges Bewußtsein von Energie ist, würden es nicht dulden. Die Ärztin anzuerkennen weigert sich Männliches in mir. Es bliebe nichts übrig, als mich in sie zu verlieben, nach dem Rezept, daß Liebe eine Schutzhandlung und Abgang mit Ehren ist, aber es wäre aussichtslos und – sie macht mir Angst. Es ist eine Vitalität in ihr, eine Fülle des Bluts, der ich nicht gewachsen wäre. Sie versetzt mich in denselben Furchtzustand wie Lilian, einen andren und doch den gleichen, daß Frauen Raubspinnen seien, die meine Kräfte aussaugen wollen. Freund Lauda, unsre Sehnsucht, bei einem Weib geborgen zu sein, ist ein übler Trick der Natur. Ich merke es, wenn ich meine Stunden Maria auf der Sichel schenke. Wie raffiniert ist diese Fiktion: Wolke und Sichel schweben dicht über unsrem Kopf, damit wir die Himmlische gerade noch mit unsern sinnlichen Wünschen erreichen können. Manchmal überfällt mich eine tolle Lust, ihr, das Auge am Saum ihres Rocks, die deutlichsten Zynismen zu sagen; dann, um die Abendstunde, kommt die namenlose Melancholie, so schwer, daß sie sich wie ein Block von Leid in das Gelatinemeer des Geschehens senken möchte, in ihm die eine feste, große Tatsache. Was die Ärztin betrifft, so habe ich mit offnen Karten gespielt und ihr zu verstehn gegeben, daß ich von selbst in Ordnung komme, wenn man mich hier ein paar Tage in Ruhe sitzen läßt – es ist so gut zu schreiben, wenn ringsum die schweren Fälle heulen und einem auf dem Gang der Mann begegnet, der von einem andren erzählt, daß er in seiner Manie die Tür öffnen müsse – er macht es einem vor, und er ist dieser Mann selbst."

Nach acht Tagen wurde Puck nach Hause geschickt, er brachte ein Manuskript mit und sagte spöttisch:

„Positive Arbeit, die einzige, die ich geleistet habe. Nun kann ich sie drucken lassen, so beweist man seine Prinzipien. Es ist keine Spur von Humor in den Versen, dieweil ich mich der Welt als Humorist angekündigt habe. Aber ich gebe mich nicht besiegt. Was tut man mit Versen, wenn sie gedichtet und gedruckt sind? Falsch bescheiden warten, bis einer sie aufgreift? Das ist unanständig, dann schon lieber selbst nachhelfen, tun, als ob man etwas geleistet hätte, und ein Vergnügen daran haben, daß man vom Produkt von acht Tagen ein Jahr lebt – ich werde das Heilsarmeetempo, das wir an irgendeinen fiktiven Einfall wenden wollten, an mich selbst wenden, auch das ist Ironie."

Größre Ironie war, daß der Redakteur, den seine Freunde verachteten, ihn entdeckte. Aufsatz des Kritikers war Posaunenstoß, es folgte Einladung der literarischen Gesellschaft zu lesen, Vorstand des Gottfried Keller-

Bunds drückte ihm die Hand, Aufforderung erfolgte aus Berlin, ein Stern war aufgegangen.

Lauda, der Vorlesung beiwohnend, fand ihn liebenswert, Kind mit der ernsthaften Brille bemühte sich zu zeigen, daß Erfolg es nicht verschlingen werde.

„Warum," fragte er ihn, „verbergen Sie Ihren Kern, der Stärke des Leids ist, Demut des Schmerzes?"

„Ich komme nur auf Brücke der Lustigkeit zu ihm, lassen Sie sie mir. Soll ich mich als Dichter des großen Pathos etablieren, Firma eingetragen in das Register der Literaturgeschichte? Wer andrer als Sie sprach von Aufhebung?"

„Das konstruieren Sie nachträglich. Ich wollte sagen, daß Sie selbst nicht wußten, was in Ihnen Kern ist, Sie sollen ihn nicht leugnen."

„Noch verläßt mich das Schauspielergefühl nicht, von dem ich Ihnen erzählte, aber seltsam ist, daß er mir selbst nur Verkleidung zu sein scheint, der Kunstgriff eines Gotts, der mich in eine Bahn drängt, gegen die ich mich sträube. Niemand kann begreifen, wie befremdend es ist, sich auf dem andren Ufer wieder zu finden. Es sprang einer durch eine hochgezogne Fensterscheibe, Akt reinen Bluffs, und ward durch ihn zum Bürger."

Lauda hatte versucht, den jungen Rudolfi zu seinem Gehilfen zu machen. Gehilfe hieß Kamerad, es lag ihm nichts daran, einen Angestellten zu haben. Zwanzigjährige Jugend und deutsche Weichheit, die an Schubert dachte, wenn Brüder von Krepierten sprachen — doppelte Möglichkeit. Wenn er erreichte, dem Knaben Straffheit, dem Musikalischen einen Tropfen lateinischer Bestimmtheit zu geben, ihn zu lehren, daß, wer wirken will, klar von einer gegebnen Stellung aus entwickeln muß, den Gegner ohne Relativität und Gefühlsbrücken als Gegner sehend, dann gelang Synthese, auf die es ankam, aus Geistigkeit und politischem Willen. Der geistige Mensch, wie er ihn empfand, Herrscher in der absoluten Sphäre, in der es keine Wertung mehr gibt, konnte nur dadurch brauchbar für die reale Sphäre gemacht werden, daß er seine fluktuierende Energie, die dazu diente, die Berechtigung aller Standpunkte kausal zu erklären, entschlossen auf ein ordnendes Prinzip verdichtete, die Hochspannung in den Transformator eines ethischen Postulats leitete.

Jeder Deutsche trug eine irrationale Philosophie in sich, war nicht praktisch wie Engländer, noch ironisch-doktrinär wie Franzose. Soweit überhaupt vitale Kraft in ihm war, leitete er, wie alle dem Religiösen Zugänglichen, der Idee des Staats Metaphysik zu. Gesellschaft ohne Achse der Rotation, ohne übergeordnetes Regulativ, war Sphäre des

Chaos — der Organismus eines Volks mußte unter Druck gehalten werden, damit er sich ballte und einheitlich kreiste: solchen Druck ermöglichte die Idee des preußischen Systems, das seine Herkunft aus dem Protestantismus nicht leugnete. Und Protestantismus, so fest er in der Irdischkeit stand, den Mensch recht eigentlich auf seine Souveränität verwies, kam doch, da er Religion war, im letzten aus dem Pessimismus: es gab eine Verwandtschaft der preußischen Herrenkaste mit dem katholischen Priester, für den die Existenz das Reich der Sünde war, das Befehl und Gebot brauchte. Die Junker waren Menschenkenner: entfesselt das Individuum und es weigert Arbeit; unterstellt es der Idee des Gehorsams und es arbeitet, wird nutzbare Energie, sich und dem Ganzen Inhalt schaffend.

Vom Absoluten her war dieses System nicht materialistisch, es wurde es erst, weil es alle Kräfte dem Irdischen zuführte, und die Verwalter zu Ausnutzern machte, während katholischer Priester Diener blieb und von ihm gepredigte Ordnung nicht in Marschleistung von Bataillonen umgesetzt wurde. Es geschah nicht ohne Grund, daß selbst die edler denkenden Geister in Deutschland am preußischen System festhielten, sie waren nicht alle, Fünfkorn und den Mittelmäßigen unter den Demokraten zufolge, verlogen und böswillig; ihr unverzeihlicher Fehler war, daß sie zur Idee zurückgriffen, wo sie die Tragik ihrer Überspannung sehn mußten. Schicksal von Ideen war romanhaft wie das von lebenden Menschen, man konnte vom Verfall eines Ideensystems wie von dem einer Familie reden und seinen Roman schreiben. Klarblickender sah den Punkt, wo ein geistiges Prinzip religiöser Färbung durch zeitliche Entfernung von der religiösen Quelle ins Gegenteil umschlug, Hebel in der Hand der an die Spitze gesetzten Familien wurde — Dämonie auch das einer Idee, die Herrschaft gewonnen hat, statt reguliert zu werden. Axiom: Regulative bedürfen der Regulierung; Lehrsatz: sich zum Tun entschließen, heißt die radikale Energie regulieren, nicht zerstören, sondern beaufsichtigen, nicht hinnehmen, sondern selbst verwalten. In Rotation gesetzt, kreiste der deutsche Kosmos nun um die Idee der zentralisierten Monarchie, bis er zerschellte. Aufgabe war, unter den Denkenden solche zusammenzurufen, die durch Einfluß und Menge der Anhänger stark genug waren, eine Gegenbewegung oder Hemmung zu erzeugen; gelang das nicht, dann einige zu retten für den Augenblick der Katastrophe und die Zukunft.

Das war die Rechtfertigung seiner Opposition, daraus entsprang auch sein Wunsch, mit dem Jungen ein Experiment zu versuchen. Letzter Beweggrund war, wie bei allem, was Mensch tat, der eigne Gewinn, für sich wollte er die Fordrung, Mutation in das deutsche System zu bringen, sichtbar machen. Und da es klar war, daß Sprung in die Sphäre der

Tat nichts bedeutete, als sich vom Egoismus der Anschauung den andren zuzuwenden, begann ihn das ihm selbst Unerwartetste und Fernste zu beschäftigen, die Möglichkeit, dereinst Erzieher zu werden. Bejahte man die Tat und stellte Regulative der Ordnung auf, erhielt der Ablauf des menschlichen Geschehens einen selbst gesetzten Sinn, dann war die vornehmste dieser Illusionen die Pädagogik, Vermittlung der Energie an die Nachwachsenden.

Wie mit einer Frau, die zum steilen Flug der Entrückung entfesselt wird, suchte er mit Rudolfi dem neuen Land der Ideen zuzueilen. Tempo der Flucht im Flugzeug war noch in dem Knaben; als er den Rhythmus seines eignen Bluts wieder gefunden hatte, kam die Hemmung. Eine geistige Bastion mit stürmender Hand nehmen, war nicht deutsch, an Stelle des strahlenden Siegs trat das schrittweise Ringen Ungeduld Laudas, er bezwang sie, sich erinnernd, wie er selbst in diesem Alter gewesen war, von Erdbeben geschüttelt, wenn er sah, wie verschiedenartig Menschen dieselbe Sache betrachteten; aber es war der Loyolawille dagewesen, in Quadern zu bauen.

Rudolfi war schwerfällig, Namen der Mitarbeiter machten ihm Mühe; Vorstellung mit ihnen zu verbinden, größre; Ideen so klar wie Bildhaftes zu sehn, die größte. Lauda schlug den Umweg über die Anschaulichkeit ein, führte Rudolfi in Gesellschaft, so abendliche wie die der Straße. Dem Knaben fiel die besondre Art der Schweizer auf, sie schien ihm von bäurischer Gleichartigkeit zu sein, niemand trat aus der Masse hervor. Lauda half die Linien nachziehn: bestimmtes Bekenntnis zu einer Anschauungsform wie der des deutschen Beamten und Offiziers wurde hierzuland vermieden; man fühlte nicht unmittelbar, daß alle Kräfte eines Landes von einem Willen zusammengehalten wurden, sich um ihn lagerten, in jedem Augenblick des Privatlebens von ihm Bestimmung erhielten; das Bewußtsein großer Aufgaben, der Ausblick auf den Welthorizont des deutschen Lebens fehlte. Deutscher war straffer in Umrissen, großzügiger in Ideen, an ein anschauliches, repräsentatives Zurschautragen der das Volk durchsetzenden Energie gewohnt, in der Schweiz blieb alles anonym. Lauda sagte:

„Es ist zunächst der Unterschied der Größe zweier Länder. Das kleine war von je darauf bedacht, Existenz zu wahren; Ehrgeiz wie ein Sonnensystem zu wachsen, benachbarte Zellen in seine Rotation zu ziehn, fehlt vollständig. Es wurden nicht ausgebildet Kräfte der Konzentration noch das gefährliche und, wenn es sich mit Klugheit verbindet, schöne Schauspiel der Vitalität. Daher das Gefühl, das man unter Schweizern immer hat, daß sie mißtrauisch und schwerstirnig, bäuerisch wie Sie sagen, importierte Ideen der Fremden abweisen, froh sind, wenn sie unter sich

bleiben können. Das Positive dieses Zustands ist schwerer zu erfassen, darum nicht weniger wertvoll: kein Hochmut der Kaste, keiner von Offizier Polizist Beamten, es ist menschlich, unter ihnen zu leben, Anonymität wird wohltätig."

„Auf mich wirkt unser System stärker, seine Idee ist verständlicher, weil jeder Gebildete sie zur Schau trägt. Auch Sie verwerfen ja nicht, wie ich eigentlich gedacht hätte, den Willen eines Volks zur Expansion. Warum also billigen Sie den Deutschen nicht zu, was Franzosen und Engländern erlaubt ist?"

„Ich wäre gern national," antwortete Lauda, „weil ich alles liebe, was Kristallisationspunkt für Energie wird, abgegrenzte Wirkungsfelder schafft, Differenzierung in die Welt bringt. Ich kann nicht national sein, weil es mir verwehrt wird, man duldet nur hochfahrend ergebne Diener. Auch ist Expansion und Wachsen in Größe nicht dasselbe; jenes nur die brutale, materialistische, herrische Spielart. Bildung eines großen Kosmos darf nicht auf Kosten andrer Rotationssysteme erfolgen, die schon ihre endgültige Lagrung gefunden haben. Einbeziehung Belgiens in das deutsche System ist nicht Verschmelzung, sondern Einbruch, Diebstahl, Gewalt. Die Kosmen der zivilisierten Nationen, kleine und große, müssen nebeneinander rotieren, es ist ihnen nur eine höhere Form des Ausgleichs erlaubt, die der Verträge, des Handels, des geistigen Tauschs. Keine Dialektik kann das Verbrechen ungeschehn machen, daß man die beschworne Neutralität Belgiens brach. Jedes Gefühl, das mir befähle, trotzdem zu meinem Volk zu stehn, da es nun einmal um seine Existenz kämpft, ist Dialektik. Anerkennend die Vitalität des deutschen Systems und das Recht auf sie, verwerfe ich bedingungslos ihre Methode."

Aber in dem Knaben war dieses Gleichwohl und Trotzdem stärker. Heimweh ward stärker, wuchs zur Sehnsucht, die deutsche Atmosphäre, vertraute, zu atmen, Befehle zu empfangen, die vorstellbar waren, weil Blut der Väter sie schon empfangen hatte. Es kam der Tag, wo Rudolfi Reue gestand; siegreicher als die Moralität auf sich selbst vertrauender Gegnerschaft wurde die Gewissensqual, Kameraden im Stich gelassen zu haben.

Lauda ging aufs Konsulat, erreichte, daß in Berlin Straflosigkeit zugesagt wurde, eröffnete Rudolfi, daß er heimkehren könne. Weinender umarmte ihn, fuhr an die Grenze, um sühnend im vordersten Graben zu sterben.

Lauda hatte nicht mit dem Widerspruch der politischen Freunde gerechnet, seine Stellung wurde so erschüttert, daß nur der Fahndungsbrief, den das Generalkommando gegen ihn erließ, ihrem Argwohn ein Ziel setzte.

Heftigste Vorwürfe hatte Justus erhoben, Mitglied des Redaktionskomitees, Veteran des demokratischen Gedankens. Die meisten waren erst im Krieg zu Bekennern geworden, er seit 1885, Jahr, in dem er das Deutschland Bismarcks verlassen hatte. Er war in Paris mit den Politikern des Republikanismus verwachsen und Zeuge gewesen, wie schwer, langsam, zuerst nur äußerlich, der Gedanke von 1870 sich durchgesetzt hatte: Erschüttrungen und Rückschläge kamen, bis er zu den letzten Wurzeln der nationalen Existenz vordrang, Macht auf die Erziehung der Jugend, Heer, Kirche gewann. Die Überwindung der Tradition, in Fleisch und Blut nistender, die Ausscheidung noch immer kreisender Säfte, die innerste Umschichtung, die Entstehung einer neuen Vitalität, die letzte große Krise des Dreyfusprozesses, das Schritt für Schritt, die Energie, ein Ideal der Zukunft sichtbar und sieghaft zu machen, das war Justus die Größe der Männer von 1890, und er hatte bewundernd die Geschichte der bürgerlichen Führer geschrieben, die ein größres Werk als die Sozialisten vollbrachten: die theoretische Fordrung gänzlich andrer Grundlagen schien ihm banal, der zähe Kampf mit realen Interessen, die Mutation der Realität war Leistung. Und Lauda verdankte ihm Einsicht, was es heißen wollte, in den lebenden Kosmos eines Volks einzugreifen und Mutation zu erzeugen. Es war die Zeit, da in Deutschland die Parole der Neuorientierung ausgegeben wurde, demokratische Vertreter Anteil verlangten, fühlend die Katastrophe.

„Machen Sie sich keine Illusion über die Ohnmacht dieser Ansprüche," sagte Justus, „das ist, als hätten vor 1870 die französischen Demokraten die Republik im Bund mit Napoleon dem Dritten einrichten wollen. Frankreich hatte ein Jahrhundert republikanischer Tradition, es hatte Temperamente und Charaktere ohne Zahl hervorgebracht, und doch bedurfte es einer von uns nicht gekannten und nicht begriffnen Größe der Anstrengung, um die Idee zu sichern. Der Deutsche versagt vor der Schwierigkeit dieser Fordrung, er ahnt die Problemstellung nicht einmal, ist ohne Sinn für die Noblesse derer, die, was sie tun, ganz tun, die Lösung einer Aufgabe nicht den Beamteten überlassen, sie wie eine Leidenschaft bis zum Ende erleben und nicht auf halbem Weg zur bequemen Hausfrau zurückkehren. Dieser Mangel an radikalem Anstand ist von allen Lastern das deutschste und für mich das verächtlichste — was hilft die innre Freiheit, die gefunden zu haben Deutsche sich rühmen, sie ist nur Feigheit und Flucht vor Realität."

Bei Ausbruch des Kriegs erlangte er Erlaubnis zu bleiben, wurde im zweiten Jahr vom schützenden Minister gebeten, ihn der Aufgabe zu entbinden, ging nach der Schweiz, mittellos, Opfer des Sequester. Er ernährte sich von Unterricht, Zeitung, Arbeit der zu schneidern beginnenden

Töchter und Sparsamkeit der Frau, kleinbürgerlicher Französin — Demokratie ward Märtyrertum, fanatisch getragnes; Züge des Alternden wurden scharf; bitter und tröstend die Stimmung eines verspäteten Achtundvierzig.

Lauda war bei ihm zu Gast, sah, in wie engem Bezirk ein Mensch leben kann, Grenzen des Käfigs waren die der Welt. Es durchwanderte der Alte diesen Bezirk unermüdlich, hatte Wege angelegt, alles eingeteilt: wer nicht böswillig war, brauchte sie nur zu begehn und schaute die in Demokratie geordnete Welt. Sie war die Wahrheit, es gab keine andre; noch größer als Erregung über Nichtbereitschaft der Geister war Staunen — darüber grübelnd, fand er neuen Beweis, fügte ihn ein, nun war die logische Kette geschlossen. So war einer Freidenker — er war selbst Freidenker, Priester hieß Pfaffe, König Tyrann. Justus gestand, einst Romane und Verse geschrieben zu haben, Thema des Romans: Kampf gegen Vorurteile, Verse: Epigramme, darin einer die Welt am gesunden Verstand maß. Die Welt hatte sie nicht gelesen, ihr Schade.

Lauda, dem er der rationalistische Mensch schlechthin war, reines Extrem, klar zu überschauen, folgte der Einladung, wiederzukommen, begegnete plötzlicher Herzlichkeit und dem Geständnis eines entbehrten Ideals: Verkehr aufrechter Männer, zweimal in der Woche, Schachspiel zur Übung der Hirnkräfte und Kegeln zu der des Körpers; Gemütlichkeit bei Bier und einfachen Sitten. Er entwand sich höflich, Justus kam ihn mit seiner Familie besuchen, Prinzip der Gegenseitigkeit. Mensch, den er als Mensch gelten lassen wollte, ward lästig, zwang dazu, Beschränktheit lieblos zu benennen, Abstand mit allen Mitteln zu setzen, und aus einem Freund ward Feind, der ihn geheimen Anhänger des preußischen Systems nannte, weil er von dessen Philosophie sprach. Es kam der Augenblick, wo Justus vor den Versammelten aufsprang, sagte: „Er ist nicht das, was uns nottut, Politiker, er ist der Geistigen einer, die alles verstehn, mit jedem Gedanken huren; sie werfen ihre Leidenschaft auf ein Objekt für drei Monate wie ein Schauspieler seine unehrliche Glut für drei Stunden in eine Rolle. Denkt er ans Volk? Er denkt an sich, er will nicht Zustände ändern, sondern Ideen klären" und mit gerecktem Zeigefinger dastand, als fordre er das Volk auf, zu steinigen.

Lauda war versucht, für einen Augenblick hinauszugehn, nicht wiederzukehren — es hätte jener recht gehabt. Blick in das verzerrte Gesicht des Manns gab ihm das skrupellose Argument unbefriedigter Ehrgeiz, und er war gehorsam dem Gesetz der Realität, Angegriffner wehre dich. Danach ekelte ihn vor erlangter Kenntnis, was ein Tribun sei, Beredsamer in Geste der Treuherzigkeit. Ruhiger geworden sprach er mit Hans von dem leisen Grauen, dem Widerwillen im Hintergrund, die er empfand,

wenn wieder die Bekanntschaft eines Menschen durchlaufen war. Zuerst, war er noch neu, sah man das Tüchtige in ihm, seine Energie, das um was er kämpfte, die durchdachten Ideen; dann, schattenhaft, verschob sich das Bild, es traten hervor die Banalität, die fixe Idee, die Grenzen, die Enge; zuletzt wies er die Zähne des Egoismus, verteidigte den Käfig, in dem er saß und den er nannte Leuchtturm der Wahrheit.

„Was schwerer wiegt," sagte er, „und was zu lähmen droht, ist der Widerstreit in mir, wie ich solchen Menschen, jeden, werten soll. Wertung ist nicht nur Anmaßung, sie ist auch durchaus willkürlich, denn wir tragen keine andere Norm in uns als selbstfestgesetzte, eine von vielen. Wonach aber setzen wir fest? Nach Interesse, nach einem politischen oder gesellschaftlichen Standpunkt, von dem ich wenigstens weiß, wie relativ er ist. Was habe ich ausgesagt, wenn ich Justus einen Dummkopf nenne — gestern hatte ich Respekt vor ihm, morgen werde ich mit ihm zusammenarbeiten. Klarheit ist nur, wenn ich jemand liebe oder hasse, Urteil ausscheide oder einschalte. Alle scharfen Urteile sind diesseitig; in der Welt, in der jede Existenz von der andren getrennt ist, kann es nur Urteile des Hasses, des Gegensatzes, der Trennung geben. Aber in sie spielen fortwährend die Urteile des Absoluten hinein, die skeptisch gegen Benennung sind, weil sie religiös sind, die Getrennten vereinen und, nun nicht mehr pessimistisch, Nachsicht, Milde, Duldung gebieten. Nicht darum zuletzt ist die Sphäre der Realität die der Qual, des Hin- und Hergezerrtseins — man könnte, man sollte ein neues Lehrfach der Erziehung finden: Unterweisung in Grundtatsachen der Existenz; Zwiespalt, Unversöhnlichkeit der Prinzipien würden gelehrt, Ableitung daraus einer großen Klarheit, einer Kenntnis der Maschinerie in uns, einmündend in die Nachsicht mit ihrer Ohnmacht und das Suchen nach Überwindung der Ohnmacht — erkannte Gesetze werden Schalter mit spielenden Gelenken. Der Mensch hat noch nicht denken gelernt, weilt noch im Stadium des geistigen Manchestertums, wo die Welt der Empfindungen ein Haufe durcheinander kriechender Schlangen ist."

Sie saßen am Kai, Wellen des Sees schlugen nach den Bänken. Barbara ging mit einem Mädchen vorüber, grüßte. Lauda stand auf, Barbara sagte:

„Wir wollen segeln, meine Schwester und ich, wir haben Platz, kommen Sie mit?"

„Darf ich meinen Freund mitnehmen?" fragte er, wandte sich nach Hans um und sah ihn verzückt das Mädchen anstarren.

Barbara richtete die Segel selbst, die Kleine ließ sich schelten, weil sie Handreichung verschmähte, lächelte nur aus so dunklen Augen, daß die Pupille nicht sichtbar war. Andres Temperament, innigeres, derb schaltende Herzlichkeit Barbaras gedämpft durch Süße.

„Wenn ich hätte tun können, was Gefühl mich hieß," sagte Hans nachher, „würde ich wie mit einer kleinen Insulanerin ein zärtlich-lehrhaftes Gespräch über mein Entzücken auf den ersten Blick und seine Gesetze, die Gesetze in ihr selbst, begonnen haben. Denn es gibt Gesetze unsres Naturells und wir müssen ihnen nur gehorsam sein, um ohne Vorbehalt und Lüge zu lieben. Fast immer entschließen wir uns unter Vorbehalt und Lüge zur Werbung: Zufall führt mit einer Frau zusammen, die uns fast ganz, aber doch nicht ganz gefällt, Gelegenheit ist günstig, man ist des Suchens müde, und das übrige tut die Frau, sie fühlt, daß wir zur Anpassung bereit sind und holt sich, was sie haben will. Ich, der kleine feste Körper ohne differenzierte Nerven anbetet und auf die Entdeckung der heimlichen Fülle um der sichtbaren willen verzichtet, bin immer von Schlanken, Nervösen erobert worden, selbst zu underb und hilflos, um zu widerstehn. Das war die Untreue gegen das erste Gesetz, das mich kräftigere Körper, als meiner ist, lieben heißt. Das zweite hebt die Gegensätzlichkeit wieder auf und verlangt, daß ganz zarte, heimliche Wärme in ihnen ist, ohne Dämonie oder kaporalhaftes Temperament. Wie ein kleines warmes Tier schaute sie aus Mantel und Muff heraus; die Eigenwärme des Geschöpfs ist das Herrlichste."

(Fortsetzung folgt.)

Ziele der Schulreform

von Paul Oestreich

„Der Ideologe denkt, und der Krämer lenkt, tragische Ironie der Weltgeschichte." Der Marxismus wurde von jenen am verächtlichsten abgetan, die unbewußt Musterbeispiele zwangsläufigen Denkens darstellten; für die Geschichte als Tummelplatz der großen Persönlichkeiten setzten sich am fanatischsten die Gelehrten ein, die, stolz auf ihre Politikferne, jedes Verstehen- und Verständnis-suchende Hinabsteigen in die Volksarena ablehnten, die den lärmend zerstiebenden Oberflächenschaum dekorativer Geistigkeit verwechselten mit Wirtschaftsgewalten, welche den Menschenozean aufpeitschten oder über den trügerisch ruhigen in langen und wuchtigen Dünungswellen ausschwangen. Die Kritik stieg so wenig tief hinab, daß nicht die Tatsache der grotesken Rolle des Geistes in der Wirtschaft Empörung erweckte, sondern allein die Aufdeckung solcher Abhängigkeit, die Entschleierung all der schönen „Ideale" und Philosopheme als färbender Flechten, aufgeklebt auf die Blöcke der Wirtschaftsgestaltung. Die Macht der materiellen Wirklichkeit gedieh inzwischen im Schutze der

Illusionen. Staat und Gesellschaft, auch die „Regierenden“, stellten sich immer ausschließlicher in den Dienst der „großen Persönlichkeiten“, die letzten Endes zumeist nur die sehr eintönigen Exponenten wirtschaftlicher Herrschaftskörper waren. Die Wissenschaft und die Schule wurden Instrumente und Einpeitscher für die Wirtschaft, die Kirche predigte nun Gehorsam gegenüber den kapitalistischen Autoritäten. Es erhob sich viel Jubelgeschrei, daß Schule und Wissenschaft näher an die Wirtschaft — mancher sprach sogar von „Natur“ — rückten, da einige technische Institute an den Hochschulen entstanden, der Geographie-Unterricht Deutschlands Rolle in der Weltproduktion und auf dem Weltmarkt rühmend und anfeuernd hervorhob. Man glaubte wundervoll vorurteilsfrei zu sein, wenn man die Industrie- und Handelsfürsten neben oder gar über den alten Adel stellte und sie in die Reihe der vorbildlichen Persönlichkeiten aufnahm, deren „Lebensbilder“ die Schule sublimierte. Des Basses Grundgewalt stellte fest: „Wer Gabe und Willen hat, dem helfen Gott und der Staat!“ Und die zwinkernde Augurenweisheit ergänzte: „Aber stelle dein Licht nicht unter den Scheffel! Vergrößerung! Reklame! Prästieren!“ — Der beste Teil der Jugend und der Lehrerschaft aller Grade ging in Fachtüchtigkeit auf, glaubte das Höchste zu leisten, wenn jeder an seinem Ort das vollständigste Zahnrad darstellte, die höchste Berufsroutine oder gar Spezial-„Geistigkeit“ erreichte, strebsam und zweckvoll sein Wissen und Können erweiternd seine unpersönliche Person ins höhere Mandarinenstockwerk erhob. „Die uneigennützige Hingabe an die menschliche Wirkungssphäre ist ja eine schöne Sache, aber — der tüchtige Mann strebt weiter“, gab mir mein Seminardirektor vor Jahrzehnten mit auf den Weg. Mit solcher Anpassungsfähigkeit Hand in Hand ging ein weltfremdes und doch ehrliches Schwärmen für Kunst und Philosophie — ich spreche immer von den Besseren! — für das Gute, Schöne und Wahre, das irgendwo den „Menschen an sich“ als holdes, unerreichbares Ziel locke. Im Studierzimmer träumte der Edle und an hohen Feiertagen zwang er die Welt durch Geste und Pathos sich zum Troste in eine Uniform, die jenes „höhere“, kraftlos ersehnte, virtuelle Leben in einem starren Querschnitt für einen begeisterten Augenblick vorgleißte. „Historisch geworden, harmonisches Einfügen, organisches Wachsen“, solche schönen Schlagworte überprahlten die ungeheuerliche Passivität, welche vor der Gefahr des Überrädertwerdens den Rückzug in ein Resignationsdorado antrat.

„Abgrenzung“, scharfe Umzirkung der Amtspflichten, des Wirkungsbereichs, der Verantwortung hieß das Fahnenwort. Das war nicht nur frisierte Bequemlichkeit, es war weit öfter der Aus„druck“ eines inneren Lebensstromes, in dem die Ahnung eines freudigeren, volleren Lebens rauschte, der nun wenigstens, in die von „Fachsimpelei“ freien Stunden

versickernd, die Steckenpferde tränkte. Aber das Ergebnis war die Glockenschlagauffassung vom Dienst, eine prätentiösere Aufmachung des Gewerkschaftskampfes um Arbeitszeit und Stundenlohn. Die Energie richtete sich immer nur auf quantitative Verschiebungen, nicht auf Befreiung = Gestaltung, nur auf Befreiung = Herauslösung. Die Mechanisierung und Schematisierung des ganzen Lebens, ökonomisch notwendig und wertvoll, wirkte geistig nicht ersparend, sondern ertötend. Die geistigen Kräftepotentiale verflogen in inneren Beherrschungsreibungen oder tobten sich in „Erholungs"-Exzessen aus: sportlich, alkoholisch, sexuell.

Die Zerspaltung ent„volk"te immer mehr diese Masse von Fachmenschen, welchen die Sachverständigkeit so hoch stand, daß sich die Ethik, die Kultur überhaupt ihr anzupassen hatten. Aus dieser Einstellung heraus log man in Deutschland ethisch, mit Stolz, aus Pflicht, wahrhaftig, denn die Welt harrte der deutschen „Sachlichkeit", der deutschen Organisationskraft: mit der deutschen Materialechtheit, der deutschen Anilin-Farbenpracht, der Panzerplattenmajestät zieht von selber der deutsche Geist ein! „Sie wissen: Luther, Kant, Schiller, Fichte! Wir haben da wunderschöne Säße, unerreicht in der Welt!" — Der deutsche Cant war um kein Haar besser als der angelsächsische, aber weit verderblicher, denn hier herrschte und steuerte das rassentheoretisch-technische Ideal, oberflächlich bezuckert mit Kategorik, drüben anerkannte man stets den Fundamentalcharakter der ethischen Grundsätze, mochte der Quäkerbann auch oft genug — blind oder heuchlerisch — aus materiellen Spannungen hervorgrollen. Dieser aus völligem Mißverstehen der Welt hervorbrechende pathetisch-ethische Zynismus, der asoziale Gesinnung durch einen sozialen Versicherungsapparat auskompensieren zu können glaubte, diese Unfähigkeit zu begreifen, daß das belgische Unrecht nicht auch von den Andern als „kriegstechnische Notwendigkeit" rubriziert werden könnte, diese durch Narkotika und Abschnürung aufrecht erhaltene, durch die technisch-militaristischen Jahrzehnte vorbereitete Unbelehrbarkeit, warf uns in diesen Abgrund, in dem wir labil auf der Felsenkante balancieren, um noch tiefer zu stürzen, wenn wir nicht unsern Standort verbreitern: lebensgefährlich auch dies Geschäft! Zumal dem auf der Klippe schwebenden Traumwandler seine Lage noch längst nicht klar geworden ist. Die Menschen sind jahrzehntelang so sehr an die Vorgeschriebenheit ihrer Lebensgestaltung, an die obrigkeitliche Dosierung von Zwang und Freiheit, an die durch Umgebung gemilderte äußere Gesetzlichkeit gewöhnt, daß sie weiter leben wollen wie zuvor oder vielmehr, daß Alle leben wollen wie zuvor die „Oberen". Nicht eine neue, tiefere, flutendere Menschlichkeit mit elastischeren Lebensformen wird gewollt, sondern das „alte" Leben wird aufgenommen, obgleich es angesichts der ententistischen Saugpumpen doch nicht denkbar

ist, sich bestenfalls einige Stockwerke tiefer im Kellerschlamm abspielen könnte. Es gibt „Sozialisten", die an die Vereinbarkeit all der November-„Errungenschaften" mit der Fortführung, der Wiederaufnahme der alten kapitalistischen Wirtschaftsweise glauben, die sich von Volksbildungsbestrebungen infolge des Achtstundentages jetzt viel versprechen, weil nun der Proletarier Zeit hätte. Ach wäre es doch so! Aber wer durchschaut, wie sehr jetzt die ganze Konstruktion à la Münchhausen an einem oben abgeschnittenen Stricke baumelt, wer den Mangel an Perspektive bei allen „leitenden Personen" erkannt hat — wie soll die „Deckung" all der schönen Dinge aus einer bankerotten und von draußen kontingentierten „freien" Wirtschaft herausgeholt werden? —, der glaubt hier nicht, gerade weil er gläubig sein Volk und die Menschheit will. Wenn das Ideal des Arbeiters der unveränderte Bürger ist, so sind wir am Ende einer Laufbahn; Todeskrämpfe folgen, aus denen vielleicht neues Leben sich gebiert. „Menschlichkeit", „Menschenwürde für alle", heißt nicht gedankenlose Beschaulichkeit für alle. Neue Formen und Intensitäten der Produktion, der Konsumtion, der Gesellschaftsgliederung, eine neue Kultur, eine neue Geistigkeit sind vonnöten, wollen wir bestehen, überhaupt leben. Ökonomisch wurde Ungeheures in diesem Jahre versäumt, vorläufig Uneinbringliches. Unser größter, fast einziger Sachwert ist nun unser Menschentum. Steigern wir ihn, lassen wir ihn sich steigern! Wenn irgendwo, hier gibt es Parthenogenesis!

Der Kapitalismus hat aus der Wirtschaftseinheit „Familie" eine sexual etikettierte Konsumtionseinheit gemacht, ohne diesen Konsum zu regeln und sicherzustellen. Diese Familie hat allerlei traditionelle „Aufgaben", ohne ihnen noch genügen zu können. Unter andern die der Kinderaufzucht („Erziehung"). Ziehen kann man nur zu einem Zweck, zu einem Ziel, ehemals zur Erbfolge in der elterlichen Aufgabenerfüllung. Wo kann davon noch die Rede sein? Der Mensch ist vom Boden getrennt, er geht allerlei Form und Inhalt wechselnden Berufen nach, in denen er nicht mehr das „Glück" durch die verschiedenartige seiner Eigentümlichkeit angepaßte Ausübung finden kann. In der Fülle dieser vom Boden abgehobenen, über ihn verschiebbaren Betätigungsmöglichkeiten kann orientieren nicht mehr die Anerbung, die Vorbildlichkeit der Verwandten, sondern nur die Auspassung des werdenden Menschen. Nicht mehr Hineinschlüpfen und Hineinwachsen in Vaters und Mutters Rock, sondern Herausprojizierung der Anlagen aus der Person und Herausformung der „Persönlichkeit" durch innere Kraftflüsse und äußere Begrenzungen! Die Familie von heute kann das nicht mehr leisten, auch nicht, wenn die Siedelungspolitik allmählich die oberen Zellen der großstädtischen Menschenstöcke wieder ausleeren sollte. Sie könnte nicht einmal mehr die alte

bescheidene, sich fast selbst erfüllende, nur guten Willen und Beständigkeit erfordernde Aufzucht betreiben, viel weniger all die Komponenten modernen Lebens, die ein junges Menschenkind beeinflussen, so zusammenfassen, ableiten und auffangen, daß es weder Schaden noch Mangel erduldet. Also muß die Schule helfen! Sie hat viel Anfeindungen erfahren und doch überträgt man ihr immer wieder soviel Tun, das Vertrauen voraussetzen sollte. Sie dient als Kinderschreck – gleich dem lieben Gott. – Sie soll biegen, was zu grade ist, soll beschneiden, was wuchert, soll aus dem Gestein Quellen sprudeln machen, sie soll am meisten da tun, wo die Eltern am wenigsten vermögen, aus Armut an Kraft oder Zeit. Da, wo die Familie „erzieht", verständnisvoll oder pressend, soll die Schule nur den Kopf ausfüllen. Sonst verlangt man auch den Drill zur Manierlichkeit. Immer erwartet man eine „Reife" als Ergebnis, die zu „Erwartungen" und Erfolgen „berechtigt", ein „Zeugnis", weil wir papieren geworden sind und nicht mehr Menschen erproben wollen. Da erzieht denn die Schule mehr oder minder versteckt für die „Berechtigung", die fingiert, daß der Mensch für bestimmte Berufsleistungen eine bestimmte allgemeine und besondere Vorbildung braucht. Man versucht immer wieder unsere verschiedenen Schultypen auf verschiedene „Bildungsideen" zurückzuführen, die humanistische, die realistische und allerlei Legierungen. Einmal vergißt man dabei den Werdegang dieser Schule aus Kloster-, Hof-, Beamten-, Offiziers-, Kaufmannsschulen, vergißt, daß die Realschule unmittelbar aus dem Ruf von Industrie und Handel nach für ihren Nachwuchs „geeigneten" Schulen entstand, daß also die „Bildungsidee" erst hinterher aus ihr herausdestilliert wurde. Dann übersieht man, daß die Bildung aus und an der antiken Kultur wohl in einer Zeit und unter Umständen diskutabel war, als man die Jugend in Internaten versammelte und völlig unter einen Einfluß stellte, als man die alten Sprachen dort als Umgangssprache benutzte und keine andersartige Kultur in die Schulmauern hinein brandete. Daß aber heute jeder Schritt aus der Schule die Fremdheit, die Inkongruenz von Schulweisheit und Lebenswirklichkeit grell in die Erscheinung treten läßt. Man hängt Kulturinhalte, die nur aus der Ferne – durch die literarische Brille – einfach und deshalb für die Jugend verständlich erscheinen, an die – unvollkommene – Erlernung von Sprachen, obgleich man nicht einmal genau weiß, wie ihre Wörter vor zweitausend Jahren klangen. Man glaubt für das Leben zu „ertüchtigen", indem man vom Leben fern hält, fern zu halten glaubt, denn die Jugend studiert das Leben doch, nur leider dann inoffiziell, auf Abwegen.

Die Philologen behaupten, sie erzögen nicht für einen Beruf, nicht für bestimmte Tätigkeiten, sondern zur „allgemeinen Bildung", zum „wissen-

schaftlich denkenden Menschen". Was für ein „Mensch" wird das, der in einer Anzahl von Stunden, in vorgeschriebener Haltung sitzend, Vorträge anhört und auf Anruf antwortet, der alle fünfzig Minuten sich blitzschnell in einen andern Interessenkomplex hineinschwingen, der durch eingeschobene Körperübungen für Geistesdrill „erfrischt" werden soll, der von der Natur einige naturfremde Ausschnitte vorgeführt erhält, vom Getriebe in Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie und Handel bestenfalls einige Klänge aus der Ferne vernimmt? Hat diese ganze „Vorbereitung" einen Sinn an sich? Ist der „Mature" irgendwie reif, nicht nur — ein „gebildet"? Vor uns steht eine äußerlich wohl konservierte, tatsächlich solchem Zweck ganz entfremdete „Gelehrtenschule", die viele Unwillige und Ungeeignete zwingt, in dieser Parodie auf die Gelehrsamkeit Statistenrollen zu übernehmen, damit sie dann allerlei Beschäftigungen nachgehen „dürfen", in denen sie diesen Lack gar nicht brauchen. Selten hat eine Idee so entartete Verkörperungen erzielt. Ursprünglich eine Schule für Priester, hohe Staatsbeamte, Richter usw., also eine reine Berufsanstalt, hat die höhere Schule, um ihr Ansehen in der Gegenwart zu wahren, in geistiger Mimikry eine „Bildungsidee" produziert, die nun als Geist aus einem längst verstorbenen Leibe am hellen Tage herumspukt und die Köpfe verhext. Ehemals eine Institution, die bewußt aus der Natur herausheben, von der sündigen Natur loslösen sollte, dient sie jetzt dazu, den vorhandenen beklagenswerten Abstand zwischen Mensch und Vollwirklichkeit ins Quadrat zu erheben. Die kleinen Palliativmittelchen des erlösenden Sports helfen nicht viel. Die Schule ist lebens- und naturfremd und erzieht zur gleichen Verarmung. — Mit der Erziehung zum „Menschen" ist also nicht zu prunken. Vielleicht aber mit der Erziehung zum „Denken"? In der Tat sind hier „Erfolge" zu buchen. In der Schule, in der Erzogene der Universitäten unterrichten, ist das Bestreben vorhanden, zum verständnisvollen Mitarbeiten in gelehrten Seminaren hinaufzuführen. Es wird also — bewußt oder unbewußt — die „Logik", die Methodologie der Einzelwissenschaften in die Köpfe eingehämmert, so daß sie schließlich „verständig" denken, das heißt eine gewisse logische Empirie an bestimmten Problemkategorien ausüben können. Die „Reifsten" dringen bis zur Relativität aller Beziehungssysteme durch und sind dann am gefährlichsten, da in dieser Art jugendlichen Lebens die Herausbildung lebendiger und selbstläufiger Beziehungen zur Umwelt durchaus versäumt werden muß. Die Pennälerkameradschaftlichkeit ist eine üble Spielart des Korpsgeistes, in diesem Milieu aber ist sie unentbehrlich. Ethik ist auf diesen Marionettenbühnen selten etwas Erlebtes, sondern nur etwas Angelerntes, das also zu instinktmäßigen, sicheren Reaktionen in Konfliktsfällen nicht führen kann. Drum ist es nicht verwunderlich, wenn die in

scholastischem Denken, in dialektischer Kunst Geübten nachher in ihrer prinzipiellen Einstellung, aus Mangel an sozialwissenschaftlicher Erfahrung und natürlichem Empfinden, haltlos schwanken, und — wenn sie hinreichend lange sich in einem Argumentensystem hypnotisiert haben — jede „Auffassungsreihe" zu vertreten und zu beweisen bereit und fähig sind. So ist die sogenannte Nationalökonomie mit ihrer statistischen Kasuistik ein Spott und eine Schande geworden! Die „Intelligenz" flattert heimatlos über den Boden und klammert sich mit ihren Luftwurzeln irgendwo und irgendwann an. Die „Würde" der Wissenschaft ist bisweilen eine betrübliche Sache.

Was fehlt? Zusammenhang, Gemeinsamkeit, Natürlichkeit, in der sich das Einzelwesen frei und reich entwickeln kann, in der es erlebnis- und gewohnheitsmäßig seine soziale Form so kräftig ausbildet, daß nachher keine Sophismen sie zersprengen können. Die Gemeinschaft muß der Anfang sein, und sie bedeutet den Höhepunkt, die Brutstätte und die Grenze des Individuums. Sozialisieren ohne sozialen Geist, ohne soziale Ethik, ohne sozialen Glutwillen ist ein Schlagwort für eine dürre Mechanisierung, für ein Sichselbstüberschlagen kapitalistischer Methoden. Der soziale Mensch ist das Thema der Erziehung, auf das sich alle Schulreformen, die immer nur ein Teil allgemeiner Gesellschafts- und Kulturreformen sein können, einzurichten haben. Wir sprechen nur von Reformen, die in einem freien Volksstaat möglich sind, in dem der Geist sozialer Gemeinschaft lebt. Denn alle andern Grundlagen sind nicht mehr diskutabel, alle andern Staatsformen unbeständig, alle Rückschläge können nur weiter zerbrechen und zertrümmern. Die Wirtschaftsentwicklung ist in Europa und Nordamerika so weit gelangt, und wird in den andern Erdteilen im Geschwindschritt so schnell nacheilen, daß wir vom Beginn einer neuen zivilisatorischen Menschheitsepoche sprechen dürfen und also darnach bewußt unsere kulturelle Marschroute wählen müssen. Die Erde bleibt nur dann groß genug, wenn irgendwie der Völkerbund-, der Menschheitsgedanke sich eine Realität erringt, wenn der Ausgleich zwischen den Interessen der Einzelpersönlichkeit und der Allgemeinheit, des Einzelvolkes und der Menschheit in einer solchen Form stattfindet, daß eine übernationale Ordnung und Sittlichkeit in das Menschheitsgewissen aufgenommen wird. Dazu eben soll die Reform, die sittliche und geistige Erneuerung des deutschen Erziehungs- und Bildungswesens das Ihrige tun.

Das Ziel der Schulreform für alle Teile des Volkes, für alle Schulen ist die in die Menschheit sich einfügende lebendige Volksgemeinsamkeit. Gemeinschaftserziehung ist von selber staatsbürgerliche Erziehung. Während der alte staatsbürgerliche Unterricht nur zu früheren toten Pensen neue fügte, die eine „staatserhaltende" (starre) Gesinnung aufnötigen sollten. Nun ist Wissen nicht Tugend und aufgezwungene Klassenstaats-

dogmen konnten erst recht nicht die Unglücksprobe und die Katastrophenbelastung überstehen. — Das Kind soll alle Lebensbäche um sich sprudeln sehen, drum muß es durch Spiel zur Arbeit in ihren wirklichen Gestaltungen geleitet werden. Nicht erst die Form, dann den Inhalt, sondern die Form aus dem Inhalt, dem Erproben, Arbeiten und Können sich heraushebend! Die Jugend darf keine Zeit nur des Wartens und des Hoffens sein. Sie habe eigenen Wert; die Autonomie der Jugend sei ein Erziehungsprinzip. Dazu muß die Schule zum Volk auswachsen, das Volk muß seine Wurzeln in der Schule haben. Die Schul„beamten" sterben aus, und die Schule wird ein Teil des Hauses, das Haus, die Werkstätte, der Garten, das Ackerland ein Teil der Schule. Menschen mit einem Jahrzwölft der stundenweisen Lebenseinteilung nach heutiger Art müssen eigentlich Schwung und Willenskraft verlieren. Soll der Mensch seine Fähigkeit zu freudiger und zäher Hingabe ausbilden, so muß ihm Gelegenheit dazu gegeben werden. Es muß die Stundenplanmarter von Kindesbeinen an fortfallen oder zum mindesten — in abgemilderter Form — in ein Alter verschoben werden, in dem der bereits ausgebildete Wille die Herrschaft über Körper und Geist besitzt. Es werde hier keine Pädagogik und Didaktik im einzelnen getrieben werden. Soll aber der jugendliche Mensch nicht wie bisher in den meisten Exemplaren am Ende seiner Schullaufbahn — die achtzehnjährigen „gebildeten" Abiturienten noch weit öfter als die Volksschüler — ratlos nach der Konjunktur ausspähen, um sich für die beste Brotkrippe zu entscheiden —, sogar Theologie wurde nach der „Aussicht" studiert! — so muß sein Jugenderleben, seine Schule ihm am Schluß gar keine Wahl lassen, sie muß ihn so entdeckt, aufgedeckt haben, daß ihm der Beruf sich aufdrängt, daß er nicht im Zweifel ist, ob es ihn mehr zur Landwirtschaft, zum Handwerk oder zur Rechtsprechung zieht. Der Aufbau der Jugendbildung muß also elastisch sein, muß jeder Veranlagung sich anpassen und jede herausfordern, statt den Menschen in eine von ein paar starren Schablonen zu pressen. Das ist sehr gut ausführbar, wenn wir von alten, überkommenen Anschauungen ablassen, wenn wir kritisch schürfen, um zu finden, daß wir Bildungsformen und Ideen, die nur wenige Jahrhunderte und Jahrzehnte alt sind, für „ewig" und für „immanent" hielten. Die Entwicklung zeigt den Weg: für wenige Bedürfnisse und geringen Formenreichtum des Lebens, für eine dünne Schicht „Gebildeter" (damals „Gelehrter") genügten wenige Schultypen. Mit der Differenzierung des Lebens wächst die Notwendigkeit der Bildungsdifferenzierung; sie endet in der sozial eingebetteten Einzelerziehung jedes Kindes, die nur in einer nirgend vom wirklichen Leben und der Natur durch breite Gräben abgetrennten Schule möglich ist. Es ist unerträglich, daß die Mehrzahl

der „Städter" in kenntnis- und liebloser allgemeiner Naturschwärmerei, die aus dieser Fremdheit wohl erst entsprungen ist, durch die Fluren wandelt. Daß vom Leibe, vom menschlichen Leibe, seiner Ernährungs- und Bekleidungsweise, über seine Erkrankungen usw. mittelalterlich abergläubische oder redensartlich primitive Anschauungen verbreitet sind, daß dem Städter alle Materialkenntnis abgeht, der Landmann die Kunst auf den Rummelplätzen sucht, Philosophie als eine gelehrt aufgeputzte Attrappe in der Volksmeinung läuft. Es fehlt jeder Sinn für den Begriff „Volk" außer dem eines gleichen Minimalsprachschatzes. Jede Schicht gleitet an der andern ab, kein Volksteil fühlt sich in den andern hinein, der Dünkel armseligen Gelehrtentums, das sich – in völliger Unwissenheit über die Wirtschaftsgestaltung und über die Lebensbedingungen der Arbeiter – aus Standesbewußtsein glaubte auf die Seite der seine Dienste in Anspruch nehmenden Kapitalsbesitzer schlagen zu müssen, scheidet das Volk in Vokabeln beherrschende „Gebildete" und – die Andern! Die Handarbeit ist nun im Wert gestiegen, in die vorderste Reihe gerückt. Jetzt ist es an der Zeit, solche Schulreformen vorzunehmen, daß jeder junge Mensch wirklich die für ihn passende Bildung erlangen kann. Die Achtung pflegt – das kapitalistische Zeitalter triumphierte darin bis in alle Volkstiefen hinein! – der Einnahme zu folgen. Beim Ausgleich der Bezahlung wird sich von selber allmählich die Bewertung des Hand- und geistigen Arbeiters gleichstellen. Wenn nicht, welch Glück wäre es!, diese Trennung mehr und mehr wegfällt, indem Jeder beide Tätigkeiten ausübt, ohne daß die notwendige Spezialisierung der Berufsarbeit deshalb unterdrückt wird.

Denn natürlich wollen wir in keine primitive Wirtschaft zurück, brauchen wir die höchste Ebene für Technik und Wissenschaft. Wer anderes wollte, die Menschen „vereinfachen" statt bereichern, von Schäferspielen schwärmte, würde von der wirtschaftlichen Notwendigkeit hinweggeschwemmt. Man muß wissen, wie der Strom läuft, will man ihn leiten, nützen und zieren. Aber der „Fortschritt" ist sicherlich nicht durch eine aus vielen Reserven schöpfende Persönlichkeitsvertiefung gefährdet, wobei freilich nicht versichert werden kann, daß nicht vielerlei „Geschäfte", „Berufe" und „Stellen" bei richtiger Organisation des Volksganzen, so daß es wieder als gesunder Organismus die parasitären Wucherungen ausstößt, überflüssig werden. Allzu viele „Reformer" gehen davon aus, daß sie persönlich oder ihre Berufsschicht erhalten bleiben müssen. Es gibt Schulreformer, für die der Kernpunkt der Schulreform an den höheren Schulen der ist, daß die vielen Studienassessoren untergebracht werden müssen, und die jeden objektiver Denkenden des Mangels an „Kollegialität", die in diesem Falle die höhere Volkskollegialität vergißt, bezichtigen. Sie verleugnen damit

selbst die „Bildungsidee", die sie sonst als absolut in Gegensatz zu setzen pflegen zur zeitlich und räumlich begründeten Bildungsforderung.

Der alte Staat ist gestürzt, der neue ein unwirtliches Blockhaus für den Winter. Aber die alte Gesellschaft lebt darin wie auf einem Picknickausflug. Die vereinzelten Mitglieder einer Zukunftsgesellschaft wandeln als Fremdlinge durch diese Millenniumsstimmung mit ihrer sodomitischen Kulturfratze. Alle, die einzige, Hoffnung liegt beim Siedlungs-, beim Genossenschafts-, Gemeinschafts-, beim Schulreformgedanken. Deshalb hat der „Bund entschiedener Schulreformer" hier seine ganze Energie eingesetzt. Er proklamiert als Ziel, als Aufgabe der neuen Schule „die Erziehung des jugendlichen Menschen zum körperlich durchgebildeten, geistig freien, sozial gesinnten und willensstarken Mitgliede der Volksgemeinschaft und der Menschheit". Wir sind davon überzeugt, daß eine Generationen lange Erziehung mit diesem Ziel auch unserm Volke wieder eine hochgeachtete Stellung als wirklicher Kulturträger unter den Nationen des Erdballs verschaffen wird ... Nicht dem Gedanken des imperialistischen Wettbewerbs, sondern dem Streben nach dem tüchtigen Einzelnen in einer lebensvollen Gemeinschaft wird die Erde gehören.

Erziehung solcher Art führt von selber zur Harmonie von Intelligenz, Wille und Wirklichkeit, weil nicht bereits die Jugend auf spezialistische Abwege getrieben wird, weil die Vollmenschlichkeit wieder höher bewertet wird als der Rekorderringer auf irgendeinem Gebiet. Der Geist wird nicht mehr isoliert noch dressiert. Seine Entartung wird nicht mehr als schönste Blüte gelten. Männliche und weibliche Eigenart werden nicht mehr nach irgendeinem gröberen oder nuancenreicheren Schema unterschieden und aufgedrängt. Man läßt sie sich entpuppen, indem man vorbildliche Menschen aus beiden Geschlechtern am Erziehungswerk beteiligt. Die eingeschlechtige Schule und die eingeschlechtige Lehrerschaft bedeutet Vereinseitigungen, die vielleicht technische Vorteile, nimmer aber ein klangvolleres und -reineres Leben im Gefolge haben könnten. Überall müssen wir in der Menschenbildung wieder zur natürlichen Einheit und Fülle, in der wir nun soviel mehr neu entdeckte Kräfte mobilisieren können. — Ob dann nicht wieder Kunst und Philosophie andere Bedeutung erhalten, aus dem Erleben und ins Leben hinein? Ob nicht mancherlei Kunstanmaßungen die letzten erdenfernsten Austriebe spielerischen Spezialistengeistes sind und in einer Umwelt, in der alle Sonderheit in die Gemeinschaft fließt, von selber sich verkriechen würden?

Das ist das Kernproblem: wie kommen wir zum Gemeinschaftsleben? Wie brechen wir die Wände der Schlupfhöhlen nieder, in denen Arme und Reiche ihr Elend und ihre Vergeudung verbargen? Wie erzeugen wir in ihnen flammenden Willen zur Erneuerung, der alle die Ängste,

Fremdheiten und Vorbehalte überbrückt, die jetzt Eltern, Lehrer und Schüler trennnen, jeder Teil mit seinem Komment, mit seinen erlaubten Kriegslisten, mit seiner Tradition? Es wird recht langsam gehen und froh werden wir sein, wenn wir noch mehr als die Anfänge solchen Ineinanderpulsierens erleben! Wenn wir nur einmal die stumpfe Ablehnung der Untersuchung und der Erörterung überwunden haben, wenn wir wenigen von der Unerläßlichkeit der Erneuerung und von der Unzulänglichkeit unseres Lehrens, der Verfehltheit unserer pädagogischen Ausbildung Überzeugten nicht mehr über die Agitation die gestaltende Arbeit hintansetzen müssen, weil nun Viele gewonnen sind, Alle sich regen! Wir brauchen ein anderes Lehrergeschlecht. Alle schmähende Anklage bleibe fern: der alte Staat wollte gefügige Beamte, er ließ Freiheit nur in der Didaktik und Forschung und war stolz, daß darin Erstaunliches von seinen Lehrern geleistet wurde. Da war auch Initiative erlaubt. In Erziehungsfragen war es anders, soweit es nicht nur um hübsche Äußerlichkeiten ging. Es kam hinzu die entsetzliche Seuche der letzten Jahrzehnte, allenthalben homosexuelle Verirrungen zu wittern, so daß die Vorgesetzten junge Lehrer geradezu warnten, sich nicht durch vertraulichen Umgang mit Schülern Verdächtigungen auszusetzen. Das Schulleben entkräftete und verflachte. Die Reglementierung und Normalisierung wucherte. Immer neue Vorschriften und Rezepte, wachsende Schüler- und Korrekturenzahl belastete den Lehrbeamten, daß er müde wurde, daß ihn ein Ausfall des Drilldienstes so sehr freute wie den Schüler. Kein Wunder, daß diese Männer und Frauen (ja, auch sie sind reaktionär!) widerstreben, denn ihre Autorität kommt in Gefahr. Ihre Kraft reicht nicht aus. Sie sollen unter Verzicht auf alle wohltätig mildernde Routine nun neu sich einfühlen und denken. Und sie begannen die Laufbahn doch unter andern Verhältnissen und mit andern Ab- und Aussichten. Menschlich ist das alles so leicht verständlich und doch wird eine neue Zeit, die einzige, die uns ein Kanaan winken läßt, nur dann heraufsteigen können, wenn auch in diesen Köpfen langsam die Einsicht dämmert, daß die alte Schule ärmlich-starr, in militaristische Umgangs- und Instruktionsformen eingeengt, mechanistisch, lebensfremd, volkstrennend war. Daß aus ihr der Geist des europäischen Zusammenbruchs geboren wurde, daß sie jetzt Gefahr läuft, zu den Basalten und verfallenen Schlössern hinzugerechnet zu werden, durch deren Fehlen es „Amerika besser hat“ als Deutschland. Jene Schlösser waren auch einmal des Landes Stolz.

Der Zukunftslehrer muß auf alle militaristischen Vorrechte verzichten. Er wird wie ein älterer Kamerad mit seinen Schülern zusammenarbeiten. Daß ihm seine Persönlichkeit dabei die Rolle des Führers erobern kann, wird das Ergebnis richtiger Lehrerauslese sein. Wie herrlich kann sein

Amt, wie weitreichend sein Einfluß sein, wenn er mit Eltern und Schülern in wirklicher Geistesgemeinschaft lebt. Und wie anders werden die Eltern allen Erziehungsaufgaben gegenüberstehen, wenn sie restlos offen mit dem Lehrer (und dem Arzt) verhandeln können. Soll freilich der Lehrer solch vornehmen Aufgaben genügen können, muß er frei sein. Kein noch so geheimer Rat kann aus Probelektionen, Revisionen und „Ergebnissen" untrüglich ablesen, wie weit des Lehrers Verantwortungsgefühl reicht. Das Untergebenenverhältnis muß aufhören. Ein Untergebener kann nicht Menschen bilden. Arbeitsgemeinschaften sind nur kollegial denkbar. Und es müssen sich Organe des Erziehungskörpers bilden, Lehrerkammern und Elternräte, in denen die Vergemeinschaftung der Arbeit und Anschauungen durch Beratungen herbeigeführt werden kann.

Die Schulumgestaltung wird wie alle gewaltigen Reformen in großen und kleinen Absätzen verwirklicht werden. Die Familie wird dabei lernen, auf allerlei nunmehr unberechtigt gewordene Gewaltformen zugunsten der größeren Gemeinschaft, die ihrer nicht bedürfen wird, zu verzichten. Sie verliert ja auch allerlei Lasten, die ihr nicht mehr auferlegt werden dürfen (Schulgeld und Lernmittel, auch mancherlei Kosten für den Unterhalt.) Sie wird immer noch gewichtigen Einfluß haben, wenn die Beratung mit dem Lehrer anhebt über den Eintritt der Kinder in die einzelnen Wahlkurse, in die sich oberhalb der gemeinsamen Grundschule über die Minimalfächer hinaus der Unterricht auflösen muß. Aber die Schule wird dabei nach den Erfahrungen in Kindergarten und Grundschule ganz anderes Beobachtungsmaterial in die Wagschale werfen können. Sie wird es ständig vermehren, indem sie, immer und überall Arbeits-, nicht Lernschule, durch die mannigfachsten Betätigungsversuche alle Veranlagungen, die intellektuellen, die technisch-wirtschaftlichen wie die künstlerischen gleichmäßig zu bewerten und zu fördern versucht. In dieser vielwegigen Freiheit der Entwicklung, in dem Austausch persönlichen Geisteserwerbs im Gemeinschaftsleben der Schule wird auch die deutsche Sprache gefunden, weil sie nun erlebt wird, quellhaft sprudelt. Jede schulmeisterliche Zwangskur vertreibt den Teufel durch Beelzebub. Alle homöopathische Sprachreinigung mißglückt! — Körperkultur muß dazu führen, daß der nackte Körper als das schönste und reinste Besitztum empfunden und geheiligt wird, die beste Art, die Jugend im Pubertätsalter vor sexueller Abwegigkeit zu bewahren. Die Triebe sind in den Dienst der Erziehung zu stellen. Früh müssen Musik, Körperrhythmik, die Kunst in jeder ihrer Erscheinungsformen sie erhaschen, hegen und adeln.

Damit wären die Richtlinien und Ziele einer Schulreform in sozialem Geiste angedeutet. Um die Mittel und Methoden im einzelnen kann es an dieser Stelle nicht gehen. Sie sind zum guten Teil bis zum Ende

durchdacht, denn die „Feigheit vor der Konsequenz" ist zwar „das moderne Laster", aber sie ziert nicht uns entschiedene Schulreformer. Es geht uns darum, den neuen Menschen für die neue Zeit und die neue Zeit für den neuen Menschen zu bereiten. Genossenschafts- und Gemeinschaftsgeist kann sich auswirken nur an empfänglichen, aktivistisch bereiteten Menschen. Also ist Reform des Jugendlebens wichtiger als aller „Räte"-Aufbau aus brüchig gewordenen Alten. — Der Krämer soll nicht mehr den Ideologen lenken, sintemalen es weder den Krämer noch den Ideologen geben soll. Epochale Denkweise tut not. Aus unserm Niederbruch führen nur Wahrhaftigkeit, Mut, Glauben und Willen zu einer andern Menschlichkeit heraus. Jede wahre Sozialisierung verlangt sozialistischen Geist. Und der wird nicht durch Opposition gegen Schlechtes emporgepeitscht, sondern aus Begeisterung für Besseres geboren und genährt. Wir brauchen die Schule der geistigen Sozialisierung, damit die materielle und energetische kommen kann. Verpfuscht sind die Menschen vom Friedens- und Kriegs-Kapitalismus. Legen wir endlich Hand an, daß der Mensch, sein Beruf und sein Sehnen nicht weiterhin zerklaffen, daß die Betätigungsfreiheit in der Gemeinschaft statt des in einem überorganischen Leben entbehrlichen rohen Kampfes ums Dasein zum Leitstern seines Lebens werde, daß Wirtschaft, Volksstaat und Geist zur Einheit verschmelzen!

Junge amerikanische Dichtung

von Claire Goll

Das Land der achttausend Zimmerhotels und siebenundfünfzig Stockwerke, die jenseitige Welt des rasenden Lebens und der elektrischen Produktion hat auch auf künstlerischem Gebiet eine riesige Steigerung im Laufe der letzten Jahre erfahren. Über hundert Dichter liegen im Kampf mit sich selbst, mit der alten Form, dem alten Inhalt, dem Klassizismus und Akademismus, der ihnen noch von den in gleicher Zunge reimenden konservativen Poeten, den Imagists, die sich um „The Georgian Poetry" gruppieren, aus England importiert wird. Überall, wo diese Zeit hinkommt, Zertrümmerung des Überlieferten, geistiger Umsturz. Wie hätte er gerade die allerneueste Welt vergessen sollen?

Upton Sinclair, bekannt auch bei uns durch seine Romane und seine internationale Tätigkeit, hat in seinem Buch: „Jimmie Higgins" die Entwicklung eines Soldaten dieses Krieges zum Bolschewisten gezeigt. Max Eastman, Theodor Dreizer folgen in sozialen Romanen seinem Vorbild.

Romane des meistgelesenen und beliebtesten unter ihnen, Theodor Dreizer: „Titan", „Schwester Carrie", „Zwölf Menschen".*

Er schreibt keinen sehr guten Stil, aber seine Bücher haben immer ein ethisches Volumen.

Max Eastman gibt in New York eine bolschewistische Zeitschrift: „The Liberator" heraus.

Eine Fülle junger Revuen schließen sich an:

„The Quill", New York, „Bruno Chapbook", New York, „Reedy's Mirror", St. Louis, „The Plowshare", zwei Tage weit von New York, „The Poetry", Chicago, „The Play Boy", The „T. N. T.", New York (Da-Da) usw.

Überrealismus und Far West, äußerste Wirklichkeit und äußerste Romantik, haben der Welt einige große Dichter geschenkt.

Carl Sandburg dichtet in seinen „Chicago Poems"** den Krieg nieder und ruft auf zur Freiheit. Er ist der Dichter Amerikas, der am lautesten die Verbrüderung verkündet. Ein westlicher Verhaeren ist Sandburg. Ein Riese wie der Belgier in seinen Visionen des Elends. Seine Größe gibt am besten dieses Gedicht wieder. Es enthält erschütternd das amerikanische Lachen, dies zugleich kindlich und schrecklich eiserne Lachen über das Schicksal:

Aus: Chicago

Schweinemetzger der Welt,
Werkzeugfabrik, Weizenpyramide.
Spieler mit Eisenbahnen, Schiffsreeder der Nation,
Stürmisch, rauh, lärmend,
Stadt der breiten Schultern.

— —

Kommt und zeigt mir eine andre Stadt, singend
Erhobenen Hauptes, so stolz zu leben, grob zu sein und stark und schlau.
Magnetische Verwünschung schleudernd unter das Dach des Maklers
Und Aktionärs. Ein großer, kühner Faulenzer, in lebhafter
Auflehnung gegen die kleinen, sanften Städte.
Wild wie ein Hund mit der Zunge lechzt er nach Tat,
Listig wie ein Wilder, kämpft er gegen die Wildnis.
Barhaupt
Beiseiteschiebend
Zertrümmernd
Platzmachend
Bauend, niederreißend, wieder aufbauend,
Unter dem Rauch, Staub um den Mund, mit weißen Zähnen lachend,

* Boni and Siveright, New York.
** Henry Holt, New York 1916.

Unter der schrecklichen Last des Schicksals, lacht er wie ein junger Mann lacht,
Lacht wie ein unwissender Kämpfer lacht, der nie eine Schlacht verlor,
Prahlt und lacht, daß der Puls klopft unter dem Handgelenk
Und unter den Rippen das Herz des Volkes.

Lachend!

Lachend das stürmische, heisere, lärmende Lachen der Jugend. Halbnackt, schwitzend, stolz darauf Schweinemetzger, Werkzeugmacher, Weizenstapler, Spieler mit Eisenbahnen und Schiffsreeder der Nation zu sein.

Wie leise und lyrisch ist der Dichter dagegen in diesem Gedicht:

Verwandt

Bruder, ich bin Feuer
Anschwellend unter Ozeanen.
Ich werde dir nie begegnen, Bruder.
Nicht in Jahren, irgendwo,
Mag sein, Bruder, in tausend Jahren.
Dann will ich dich wärmen,
Dich an mich drücken,
Dich lieben und beglücken —
Mag sein in tausend Jahren, Bruder.

Ebenso jung, ebenso stark, in seinem „Gesang der Jugend" Elternhaus, Pietät und Tradition zertrümmernd, ist Orrick Johns. Nachdem er zuerst Eltern und Heim mit starkem Wort niederschreit, ruft er im

Lied der Befreiung

Es ist nichts in mir als Tumult und Gelächter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist nichts andres in mir als Erneuerung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nicht Menschen, Parteien sind mir Kameraden,
Nicht Personen, Nationen sind mir Verbündete,
Ich schüttle den Nationen die Hand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich durchschwimme das Meer und siehe!
Die Kontinente versammeln sich gleich
Inseln um meine Küste.
Gespräche führ ich mit Homer und Bonaparte,
Mit David und Garibaldi,
Mit China, Pharao und Texas.
Wenn ich lache, lach ich mit Luzifer und Rabelais.
Meine Freunde und ich, wir begegnen uns nicht jeden Tag;
Denn wir sind durch Jahrhunderte getrennt,
Unsre Grüße umgürten den Globus.

Hier der fundamentale Unterschied zwischen der Dichtung der Alten und der Neuen Welt. Bei uns krankhafte Welt- und Selbstzerstückelung, pessimistische Klage über sich und die Zeit oder gewollter Aufruf zur Erneuerung. Dort aus Urkraft und unverbrauchtem Willen, zu tausend Zukünften hindrängendes explodierendes Lebensgefühl. Der Amerikaner erhockt nichts im Zimmer. Keine sentimentale Anlehnung oder Anempfindung an Fremdes, Geliehenes, sei es aus Ost oder West, sondern Schöpfen aus dem eigensten Ich, einem Ich, das die stählernen Dimensionen New Yorkischer Wolkenkratzer zu haben scheint, schöpfen aus seiner unverbrauchten Erde. Um drei solche Riesen nun streitet Amerika. Diese den einen, jene den andern zum Führer der neuen Generation proklamierend. Der erste, Sohn Whitmans. Der zweite: ein Enkel Molières. Der dritte gewaltiger modernster Troubadour, aber nicht mehr wie jene, Sänger der Minne, des Monds und der Nachtigallen, nicht lyrischer Lautenschläger allein, sondern mit Trommel und Tamburin wirbt er im Land für seine revolutionären Gesänge. Die Sprache hämmernd, biegend wie rotes Eisen. Er erfindet und findet neue Worte, sieht exotischste Visionen. Nicht in englischer, in amerikanischer Sprache. Und diese ist eine Zusammensetzung aus Spanisch, Indianisch, Neger-, Inka-Aztekenworten. So hat er wie jeder Neuerer viele Gegner. Die Namen dieser Dichter:

Edgar Lee Masters, Charlie Chaplin, Vachel Lindsay.

Masters vor seiner und anderer Seelen sitzend wie der Dichter der „Grashalme", einfach und tief, Charlot filmend die sinnlich-übersinnliche Komik der Welt, Lindsay heimatloser Reisender, zur Trommel im fernen West zwischen Ohio und Illinois seine Verse singend, singend seine nach Lotos duftende Sehnsucht.

In einem Dorf des Westens am Spoon River gelegen lebt zurückgezogen ein vierzigjähriger Mann und dichtet. Dichtet 250 Biographien. 250 Analysen menschlichen Daseins. Jeder im Dorf, gestorben oder lebend, singt sein eigenstes Ich. Die Leidenschaften, das Leid von 250 Menschen, einer ganzen Gemeinde, enthält der Gedichtband: „Spoon River Anthology",* die seit Mai 1914 wöchentlich in „Reedy's Mirror" erschien. Die Originalität dieser Anthologie machte Masters mit einem Schlag zum bejubeltsten Dichter der Neuen Welt. Ehebruch, Mord, der Denker, der leere Gedankenlose, der Träumer, der seichte schreibende Dichter und der tiefe unschreibende Dichter, gute und schlechte Tote auferstehen aus ihren Gräbern, aus der Unbedeutendheit ihres früheren Alltags oder der jetzigen Allnacht und lesen sich selbst eine transzendente Grabschrift.

* New York, The Macmillan Company, 1918, ferner von Edgar Lee Masters: „Songs and Satires", 1919, derselbe Verlag.

Das rechte Auge des Dichters weint, während das linke unerbittlich Schicksale bucht. Ohne jede Romantik setzt er die große Banalität der Leben hin. Hier ein Gedicht auf einen Selbstmörder des Dorfes:

Harold Arnett

Gelehnt gegen die Brüstung, müde, müde,
Überfühlt ich mein Leid und sah hinein in den Abgrund.
Eine Kirchenglocke klagte aus der Weite herüber.
Ich hörte eines Kindes Schrei –
Ich hörte John Yarnell husten,
Aus dem fiebrischen Bett, hinsterbend,
Dann die heftige Stimme meines Weibes:
Wach auf, die Kartoffeln brennen an! –
Ich roch sie ... Dann nichts mehr als unwiderstehlicher Abscheu.
Ich riß an der Klinke ... Weißheit, Licht,
Unsagbare Reue ... Tastete mich noch einmal zurück nach der Welt.
Zu spät! – So kam ich her,
Mit Lungen zu atmen ... Man kann hier nicht mit Lungen atmen,
Doch man muß atmen ... Was nützt es
Sich selbst von der Welt zu befrein,
Da keine Seele je des Lebens Gesetzen entflieht?

Oder wie einfach ist hier die millionenmal vorhandene, so wichtig genommene Leerheit eines Daseins geprägt:

Hortense Robbins

Immer stand mein Name in allen Zeitungen,
Immer stand da, wo ich gegessen hatte,
Wohin ich reiste
Oder ein Haus in Paris mietete,
In dem ich den Adel empfing.
Ich aß und reiste immer
Oder brauchte die Kur in Baden-Baden.

Nun bin ich hier, um zu ehren
Spoon River, hier neben der Familie, der ich entsprang.
Niemand nun kümmert es mehr, wo ich aß
Und lebte, wen ich empfing,
Oder wie oft ich die Kur in Baden-Baden nahm.

Aber nicht Whitman, nicht Lee Masters ist der geliebteste Mann Amerikas, sondern Charlie Chaplin. Nur kann er nicht gelesen, nur gesehen werden. Er schenkt einigen Erdteilen das Lachen von der Leinwand her. Ein Seufzer des Glücks geht durch alle Kinos Amerikas, Englands und Frankreichs, wenn der Name: Charlot im Lichtbild erscheint. Er schreibt

seine Films auf einer kleinen Insel, fährt dann herüber nach Los Angelos und spielt sie mit Virtuosität.

Elie Faure schreibt in einem seiner tiefen Essais: „Seit Montaigne, Cervantes und Dostojewski habe ich von keinem Menschen mehr gelernt als von Charlot."

Und seit Molière hat es kein Publikum gegeben, das sich über seine eigenen Schwächen in größeren Lachkrämpfen gewunden hätte. Charlot langweilt und ärgert zuweilen den Bürger. Dafür ist er der Geliebte der Proletarier und Künstler. Er heißt der König des Kinos und er ist mächtiger als Napoleon. Hat er doch drei Kontinente durch Güte, durch Lachen erobert. Das Pariser Volk hat sein überlebensgroßes Monument im Fastnachtszug von Mi-Carême stürmisch umjubelt. Die Künstler behaupten, seine Films seien wie Bilder Manets. Die Dadaisten wiederum reklamieren Chaplin für sich als den geistigsten Clown dieser Zeit.

Nicht in jenem andern Amerikanismus, der jetzt die Lichtspieltheater Englands und Frankreichs überschwemmt, Geld und Revolver statt Esprit in der Hand, nicht in den faden sentimentalen Ehebruch – oder Spielerfilm des Kontinents, sondern hier liegt eine Zukunft des Kinos. Man schenke auch den Deutschen zur Gesundung täglich eine Stunde: Charlot.

Vachel Lindsay, der dritte Dichter. Sehr jung, Neuromantiker, reist er umher und singt in den Straßen der westlichen Städte mit gewaltiger Stimme, mit großen Gesten seine brüderliche Dichtung. Er schrieb: „The Congo,"* „General William Booth Enters into Heaven,"** „The Chinese Nightingale".***

Das wildeste, weiteste (Urwald und Urseele der Eingebornen enthaltend) ist: „The Congo", der auch Gedichte gegen den Krieg bringt. Hier das geliebteste Thema englisch dichtender Poeten (siehe Whitman, John Gould Fletcher, E. Lee Masters und das augenblicklich mit viel Erfolg in London gespielte Drama: „Lincoln" des Engländers John Drinkwater).

Abraham Lincoln geht um zur Mitternacht (1914!)

Es ist gräßlich, aber wahr,
Daß hier zur Mitternacht, in unsrer Kleinstadt
Ein Gestorbener ruhlos umgeht
Nah dem alten Gutshof, auf und ab.

Nah seinem Heim, dem tief verschatteten Hof,
Zögert er, wo seine Kinder spielten,

* The Macmillan Company, New York, 1914.
** The Macmillan Company, New York, 1913.
*** The Macmillan Company, New York, 1917.

Oder schreitet über den Markt auf zertretnem Stein,
Bis ausgebrannt die Dämmerungssterne.

Ein bronzen schlanker Mann! Von altem Schwarz sein Rock,
Berühmter spitzer Hut und schlicht zertragener Schal
Machen ihn zur seltsam großen, geliebtesten Figur,
Ihn, den Präriegelehrten, unser aller Meister.

Den Kopf gebeugt. Er denkt der Menschen und der Könige.
Wie soll er schlafen, da aufschreit die kranke Welt?
Zuviel Friedliche kämpfen und wissen nicht warum,
Zuviele Heime weinen in schwarzer Angst.

Die Sünden aller Kriegslorde verbrennen sein Herz.
Er sieht Dreadnaughts jedes Weltmeer geißeln.
Auf seinen schalumrankten Schultern
Trägt er das Leid, den Irrsinn dieser Zeit.

Er wird nicht ruhen, bis eine geistige Dämmerung
Kommen wird — eines freien Europas Sonne,
Der wahre Völkerbund, Erde der Arbeiter,
Langen Frieden bringend Kornland, Alp und Meer.

Es bricht sein Herz, daß Könige noch morden müssen,
Daß alle seine Arbeit hier für Menschen
Vergebens war. — Wer wird den weißen Frieden bringen,
Daß er auf seinem Hügel wieder schlafen kann?

Von wunderbaren Farben auch „Die chinesische Nachtigall" Lindsays. Hat man nicht den Geschmack Märchen-Chinas im Mund nach Sätzen wie:

„Die teerosengesichtige Prinzessin" . . .

„Mondschiffe klettern über den Sturm
Und zerschneiden die Himmel" . . .
„Rote Feuererbsen, grüne Feuererbsen,
Drachen, Drachen, chinesische Drachen" . . .

„Die Kinder, Porzellanpuppengesichter,
Tragen Laternen voll Mondfeuer" . . .

Und nun noch einen jungen Dichter des spanischen Amerika, aus Chile: Vicente Huidobro.

Cow Boy

Dort im Far West,
Das einen einzigen Mond hat,
Zerbricht der Cow Boy
Die Nacht mit seinem Lied
Und seine Zigarre ist eine Sternschnuppe.

Den Kopf in den Knien
Tanzt er den Cakewalk.
New York einige Kilometer weit . . .
In den Wolkenkratzern
Steigen die Lifts wie Thermometer.
Und beim Niagara,
Der meine Pfeife auslöscht,
Seh ich verspritzte Sterne.
Der Cow Boy auf einer Violinsaite
Überquert den Ohio.

Die Jugend aller Kontinente wird sich endlich erkennen und vereinigen. Und besonders Deutschland und Amerika werden immer mehr ihre Verwandtschaft fühlen.

Der bekannte amerikanische Dichter Ezra Pound sagt in einem Aufruf in dem internationalen Organ „Esope", das der herrliche Idealist Banville d'Hostel in Paris herausgibt:

„Weltfriede kann einzig durch Weltverständnis kommen. Und dies Verständnis nur durch Austausch künstlerischer und literarischer Meisterwerke und Austausch nützlicher und heilender Entdeckungen der Wissenschaften. Die Amerikaner, die zäh daran arbeiten, einen japanisch-amerikanischen Krieg zu verhindern, sind Amerikaner, die Nishikigi oder Hagoromo oder Kagekiyo gelesen haben. Und mir kann im Namen Whitmans und Whistlers keine ersehnte Tür verschlossen werden."

Das Aktenstück „Gnu".

Beinahe eine Kriminalgeschichte von E. F. Hoffmann

Pfingsten das liebliche Fest! Der Vollklang des Tages zerschmolz zu einem weichen Abend. Ein frischgekämmter Mond koboldete mit Wolkenhündchen. Gallerte II, Nachtschutzmann, in einer der stillsten Straßen der Großstadt seinen Dienst versehend, sog an einer Zigarre. Sie lag in den letzten Zügen. Plötzlich sah er, wie vom dritten Stock eines Hauses ein nackter Frauenkörper aus einem Fenster flog. Er blieb in wunderlicher Verrenkung auf der Straße liegen. Sie war völlig menschenleer. Weit auseinandergerissene Lichtbündel fielen aus Gaslaternen und spendeten spärliche Helle. Als breites, dunkles Band lagen auf beiden Seiten Schatten von Kastanienbäumen, die den Fahrdamm einsäumten. Und inmitten eines dieser Bänder sah der Nachtschutzmann Gallerte II

ganz deutlich den zerschmetterten Körper schimmern. Aber der Beamte sprang nun nicht in müßiger Neugier auf die Leiche zu. Kein irdisches Geschehen hätte den Mann veranlassen können, gegen die heiligen Gesetze des in seiner Brust verankerten Pflichtgefühls zu handeln, das die durch spärliche Besoldung gesteckten natürlichen Grenzen über alle Begriffe überragte. Seinen Hund am Halsband haltend (er hieß Phylax, wie alle dressierten Schäferhunde), eilte er in sicheren Sätzen auf das Schreckenshaus zu. Er entfesselte seine Taschenlampe, beleuchtete die Stelle, wo nach polizeilicher Vorschrift die Hausnummer zu finden sein mußte. Er fand sie, schrieb sie mit Sorgfalt und ohne unnötige Hast in sein Notizbuch. Gleichzeitig vertiefte er den schon von Anfang an gefaßten Gedanken, nämlich nach Möglichkeit den Verbrechern auf die Spur zu kommen. In dem stärkenden Bewußtsein seiner Verknüpftheit mit der Unendlichkeit aller Dienstvorschriften und Subalternwichtigkeiten klopfte er mit dem Handgriff seines Dienstrevolvers heftig an die Haustüre. Das wiederholte er in kurzen Abständen, bis ein Schlürfen im Innern des Hauses hörbar wurde. Gallerte II merkte am Tonfall der Stimme, die drinnen ein abgerissenes Selbstgespräch führte, daß man dem nächtlichen Ruhestörer verschiedene Grobheiten widmete. Das kränkte ihn. Er verabscheute Handlungen, die er als Beamtenbeleidigung auffassen mußte. Würde man ihn jetzt zwingen, hiergegen einzuschreiten, so hätte die vor ihm liegende weit wichtigere Aufgabe verzögert werden können. Er trat daher einen Schritt von der Haustür zurück, stärkte sich mit einem Blick auf die schimmernde Leiche und wartete so das Aufstoßen der Haustür ab. Als dies erfolgte, rief er: „Im Namen des Gesetzes!" und drückte damit dem Portier schon auf der Zunge liegende unwirsche Bemerkungen in den Schlund zurück. Mit der Eile, die geboten war, klärte er den alten Mann auf. Der sagte, er heiße Gnulpe und der dritte Stock sei unbewohnt. „Das verstärkt meinen Verdacht," entgegnete der Beamte und glitt dann furchtlos durch die gähnenden Rachen der Hausflure, über die Klippen der Treppen zum dritten Stock.

Der Portier hatte Licht gemacht. Bei seinem Scheine sah man vier gänzlich leere Wände. Ecken grinsten hohl und gefühllos, Decken blickten in stumpfer Breite höhnisch herab. Gallerte II sandte Blicke durch die genau sich gegenüberliegenden Türen: Nichts, nichts! Kein Anhalt, der in Beziehungen stehen konnte zu dem gräßlichen Vorfall! Der Beamte wurde leider mit keiner Blutlache, mit keiner blutbesudelten Mordwaffe für seinen Eifer belohnt.

Er öffnete ein Fenster, sah hinab auf die Straße. Ja, da unten lag der Leichnam, genau unter dem Kastanienbaum. Aufgelöstes Haar floß in die Gosse. Ein Bein war vom Fall gräßlich verstümmelt. Es

berührte in wunderlicher Verrenkung beinahe den Kopf. Man sah die vielen dunklen Stellen: Ohne Zweifel Blut und schwere Wunden. Ein schemenhaftes Leuchten lag noch immer auf dem leblosen Körper und verklärte ihn fast. Das Haar glühte wie stilles Feuer. Der Beamte stieß den Hausbewohner eifrig auf Einzelheiten, wies auf das rote Haar, auf die verrenkten Glieder, machte darauf aufmerksam, daß man sogar die unnatürlich weit geöffneten Augen zu sehen vermeine.

Gnulpe taumelte zurück, sah nochmals hinab, spuckte in weitem Bogen durch das Fenster, daß es unten klatschte und murmelte nichts als: „Und dat soll nu ein Feiertag sind!" Dann ächzte er, wurde bleich, rutschte an der kahlen Wand langsam zurück ins Zimmer, wobei er mit den Händen um sich tastete. Endlich landete er auf dem Boden. Eine Minute brachte er mit Winseln zu, bis endlich ein Kindergeschluchze seine Spannungen löste. Darauf schnappte er ein paarmal nach Luft und schickte sich endlich an, dem Schutzmann eine Erklärung über die Häßlichkeit des Lebens zu geben. Höhere Gewalten hinderten ihn an dem Austoben seines Schmerzes. Wenn auch die Dienstvorschriften Herrn Gallerte II nicht zum Beobachten der wunderlichen Wirbel seelischer Ausströmungen verpflichteten, so hätte er doch, gutmütig, wie er war, dem Zusammengebrochenen seine Geschichte vielleicht abgenommen. Aber gerade in diesem Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit von einer neuen Begebenheit auf der Straße gefesselt. Da Gnulpe sich unbeobachtet sah, preßte er sich entsagungsvoll zusammen. Sein langsam hinsickerndes Gestammel erstarb in ein ruhiges Schnarchen.

Der Beamte aber bemerkte, wie unten aus der schräg gegenüberliegenden Seitenstraße zwei Männer herbeieilten. Sie blieben im Lichtschein einer Gaslampe stehen, sahen sich im heimlichen Einverständnis einen Augenblick an, spähten nach allen Seiten, blickten auch zu dem verhängnisvollen Kastanienbaum hin, wo die Leiche lag. Das scharfe Ohr des Gallerte II hörte, wie einer von ihnen lallte: „Kein Schutzmann in der Nähe!" Und schon hob er entschlossen den Spazierstock.

Gallerte II hatte schon seinen Hund am Halsband, zerrte den Schnuppernden aus der Ecke, bückte sich, sah in die treuen Augen seines nächtlichen Begleiters und war beruhigt. Auf diesen Hund und auf seinen Dienstrevolver, den er in die rechte Hand nahm, konnte er sich im Notfall verlassen. Eile tat not. Er rollte den ersten Treppenabsatz hinab, fluchte zu eifrigem Geheul des Tieres, sah beim Weitereilen verstörte Hausbewohner auf seinen Fersen. Unten angekommen, überschaute er mit Leichtigkeit die Lage. Sein Hund lief ohne Besinnen auf die Stelle zu, wo die Leiche liegen mußte. Aber während das Tier nur den Boden beschnupperte, um sich dann dem Laternenpfahl zuzuwenden, wo er sich

in der jetzt dort herrschenden völligen Finsternis nach der Art aller Hunde betrug, taumelte Gallerte II zurück und bewies damit eine ungleich höhere, über den bloßen Instinkt dressierter Hunde hinausgehende Kraft zu logischem Zusammenfassen von Ursache und Wirkung. Denn — o Ahnung und Schrecken! — die Leiche war verschwunden! Nur an der Stelle, wo vorhin das Haar ausgebreitet war, sah er einen dunklen Fleck. Es konnte Blut sein.

Aber dort, am Ende der Straße, schon in beträchtlicher Entfernung, liefen da nicht die beiden von oben beobachteten Männer? Kein Zweifel, sie waren es, Gallerte II glaubte sie keuchen zu hören, so rannten sie.

Himmel, sie führten die Leiche fort, zerstörten jede Spur zur Aufdeckung des furchtbaren Verbrechens!

Gallerte II hatte ein sonniges Gemüt. Ein Hauch jener frischen Ursprünglichkeit, wie sie nur das Volk zu bewahren versteht, war auch ihm eigen. Sie stärkte ihn in den Beschwernissen seines Berufes, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. Immer war er auf seinen nächtlichen Gängen zu sinnigen Betrachtungen geneigt und so kam ihm manchmal der Morgen und die Ablösung rascher, als er erwartete. Jetzt aber riß es ihn heraus. Und als er sich nun so gewissermaßen nackt fand, ein Nachtschutzmann Gallerte II schlechthin, fühlte er wohl, daß etwas von ihm abgefallen war, und er staunte, wie brutal er sein konnte, wenn das Pflichtgefühl es erheischte. Sonst hätte er wohl behaglich geschmunzelt über das tiefsinnige Walten der Natur, die, zur höheren Freude eines Züchters und nicht ohne Bedeutung für ein auf Ordnung haltendes Gemeinwesen, selbst einem Hunde einen gewissen Schaminstinkt nicht versagte und ihn anhielt, zur Verrichtung niederer Bedürfnisse die Nähe gelöschter Laternen aufzusuchen. Aber jetzt wurden alle Fäden, die ihn mit Beschaulichkeit verknüpften, glatt durchschnitten von der wie ein Donnerkeil einschlagenden Wahrnehmung: Zwei Männer jagten davon mit dem Opfer eines schamlosen Verbrechens!

Das Schlimmste war, er holte sie nicht einmal ein. Die mangelhafte Straßenbeleuchtung in diesem stillen Stadtviertel begünstigte der Verbrecher Flucht. Auch den in heiterer Rundung scheinenden Mond traf einige Schuld. Er verriet hämisch die zackigen Sprünge der Uniformknöpfe, als des Beamten Schuhnägel in rascher Folge auf den Asphalt prasselten. Und er blickte dem Hund so tief in die treuherzigen Augen, daß diesen Rührung übermannte. Er begann, einen Gesang anzustimmen. Das Verhaftungsgeschäft interessierte ihn nicht mehr.

Gallerte II irrte bis zum Sonnenaufgang innerhalb der Grenzen seines Reviers auf und ab. Er erlebte nichts Besonderes mehr. Sein Dienstbericht hatte eingehende Untersuchungen zur Folge, die seine Angaben

bezüglich des leeren Stockwerkes, des Kastanienbaumes, der gelöschten Gaslaterne bestätigten. Den Rest seiner Tage füllte er mit dem Auswendiglernen einer Zeitungsnotiz aus, die lautete: Die Bemühungen zur Aufklärung eines mysteriösen Verbrechens usw. usw.

Die große, rastlos alles Neue verschlingende und verdauende Welt hatte diese Nachricht rasch vergessen. Aber in dem kleineren nach genau abgesteckten Gesetzen rotierenden Kosmos der polizeilichen Amtsstuben kreiste jahrelang ein Komet in Gestalt eines mäßigen Aktenfaszikels, das den Tatbestand verewigt hatte. Seine Erkennungsfahne „Gnu" wurde jedes Jahr einmal abgestaubt.

2

An dem Tage, an dem Gallerte II, pensioniert und ziemlich bejahrt, mit Sätzen des Zeitungsartikels auf den Lippen, das Zeitliche segnete, einige Zeit bevor nach den geltenden Bestimmungen das Aktenstück „Gnu" ausgeschieden und vernichtet worden wäre, lief bei der Polizei ein Schreiben ein. „Ortsangabe und Unterschrift unleserlich." Man las, daß jemand bereit war, sich in Sachen „Gnu" an einer genau bezeichneten Litfaßsäule am nächsten Tage nachmittags 3 Uhr verhaften zu lassen. Er würde als Erkennungszeichen eine weiße Lilie im Knopfloch tragen und ein Sträußlein Maiglöckchen zwischen den Zähnen halten.

Dieser Brief stiftete eine gewisse Verwirrung im Polizei-Präsidium. Es mußte ein Verhaftungsprogramm entworfen werden. Kriminalkommissar Streckzahn war für Entfaltung polizeilichen Gepränges. Der Inspektor war Anhänger streng exakter Methodik. Er wurde wütend, als der Kommissar sich auf praktische Erfahrungen berief und den Plan entwickelte, sieben Beamte als Milchjungen zu verkleiden, die nach und nach den angegebenen Treffpunkt umzingeln sollten. Wenn dann der Verhaftete endlich, des Wartens müde, sich entfernen wollte, hätte sich eine schwere Hand auf seine Schulter zu legen. „In diesem Augenblick werde ich laut, aber mit sachlicher Kühle mein „Im Namen des Gesetzes" rufen. Man muß imponieren, das stärkt unsere Autorität!"

Der Inspektor erwiderte, nicht ohne Schärfe:

„Lieber Herr Streckzahn, Ihnen geht trotz aller praktischen Erfahrung ein gewisses intuitives psychologisches Erkenntnisvermögen völlig ab. Das kann man sich allerdings nicht aneignen, das muß mit einem geboren sein. Sie mögen die Fähigkeit haben, zu inszenieren, zu blenden. Was nützt uns das? Einem gewiegten Polizeimann darf aber die Kunst der Analyse nicht fehlen, der Analyse!" wiederholte er, froh, ein gewichtiges Wort in diesem Augenblick zur Verfügung zu haben. „Wir wollen also mit dem scheinbar Unbedeutenden beginnen, um zu dem Umfassenden zu

gelangen. Wir können eben unser Ziel nicht weit genug stecken, um den ganzen Komplex des Verbrechens zu umfassen." Der andere riß sich zusammen. Nur der Gedanke an Frau und Kind gab ihm Kraft zur Mäßigung.

„Ich bestimme", fuhr der Chef fort, „daß vier Detektive, Männer des zivilen Rocks und zwei Beamte von der Sittenpolizei den Fall studieren und ein Gutachten ausarbeiten."

Da der Bericht, trotz allen Eifers seiner Verfasser, zu spät fertig wurde, konnte erst um 3½ Uhr zur Verhaftung geschritten werden. Fast wäre es zu spät gewesen. Denn der Schreiber des merkwürdigen Briefes hatte mit der Pünktlichkeit der Polizei gerechnet und war im Begriff, enttäuscht fortzuschleichen, als ihm ein glücklicher Zufall zur Hilfe kam. Giftige Maiglöckchenstengel im Munde eines Menschen unterstanden den Lokalreportern und der Sanitätspolizei. Diese, von jenen auf den Fall aufmerksam gemacht, handelten pflichtgemäß und konnten den von ihr in Schutzhaft genommenen Mann an der nächsten Straßenecke ihren in Eiltempo herbeieilenden Kollegen von der Kriminalabteilung übergeben.

3

Die Geschicke fügten es, daß der Verhaftete dem Untersuchungsrichter Landgerichtsrat Dr. Fritz Schnorrkopf zur näheren Behandlung zufiel. Der Tag, der diesem Herrn den neuen Fall bringen sollte, fand den noch im besten Mannesalter stehenden in seinem Bureau sitzend, wo er sein langgeschädeltes Haupt mit dem vornehm gelichteten Haar mit der Hand stützte. Diese gedankenschwere Haltung entbehrte nicht einer tieferen Berechtigung. Denn Herr Dr. Schnorrkopf dachte. Der Gedanke aber war einer schaukelnden Libelle gleich. Wenn er sie haschen wollte, verschwand sie. Plötzlich tauchte es wieder auf: Das Haus im Grünen, Sterne als Zahlungsmittel, wie sag ich es meinem Kinde. Donnerwetter, ich habe ja gar kein Kind!... Nein, es hatte wirklich keinen Zweck. Er nahm resolut die Kopfstütze fort. Ungewöhnlichkeit schrumpfte zusammen. Er begann in dem vor ihm liegenden Aktenstück zu blättern. „Gnu" rief die Erkennungsfahne.

„Ah, dieser blöde Mist"! brummte er halblaut vor sich hin.

„Man könnte ja auch mal im Hotel Monopol frühstücken, weshalb immer im Goldenen Löwen!" sagte ihm plötzlich eine Eingebung. Sie veranlaßte ein weiteres Grübeln. Was würde wohl Landgerichtsrat Stampfkern dazu sagen? Ja, was würde der alte Herr wohl dazu sagen? . . .

In diesem Augenblick klopfte es und der Untersuchungsrichter wurde wieder ganz Wirklichkeit. Der Gefangenenwärter Möllwurm zeigte, wie immer, eine stramme Figur, die von glänzenden Knöpfen in der Mitte geteilt war.

„Melde, der Gefangene ist eingeliefert!" jodelte er.

„Vorführen!" befahl kurz der Untersuchungsrichter, ohne die Wetterlage zu berühren. Ein Gähnen ließ sich aber nicht unterdrücken.

Der Mann mit den germanisch-blauen Augen, dessen Dienstrock aus dem wolkenlosen Himmel geschnitten schien, erhielt von einer unerklärlichen Kraft einen Stoß in die linke Rückenseite, der seinen Körper nach rechts fliegen und seinen rechten Arm einen symmetrischen Halbkreis beschreiben ließ. Der taktmäßige Knall der auf Steinfliesen aufprasselnden Sohlennägel wurde hörbar.

„Ekelhaft, ja!" krächzte Schnorrkopf. Das Selbstgespräch blieb Fragment. Es ist jedem unbenommen, das Seinige dazu zu denken.

4

Der Mann, den der Gefangenenwärter wenige Minuten darauf ins Zimmer stellte, trug einen farblosen straßenstaubähnlichen Mantel. Er machte ihn im Verein mit kohlschwarzen, fragenden Augen, kurzgeschnittenen, tiefdunklen Haaren und einer scharfgebogenen Nase zu einer interessanten Figur. An dem Gesicht fiel ein gewisser Mangel an Biederkeitszügen auf.

Schnorrkopf hatte sich noch nicht gerührt. Es war einer seiner Kunstgriffe, Kühle zur Schau zu tragen. Das Aktenstück nahm ihn auf. Plötzlich veranlaßte ihn ein Geräusch zum Aufblicken. Es wurde ihm ein Anblick, der sich mit allen seinen beruflichen Erfahrungen nicht in Einklang bringen ließ. Der Verhaftete kam ruckweise näher, sog sich grinsend, wie ein Doppel-Ich des Dr. Schnorrkopf ganz nahe an diesen heran. Der Untersuchungsrichter zerlegte sein Gesicht in eine Fläche zugespitzter Furchen. Der Gefangene schlug mit seinen Augen einen rasenden Wirbel. Dr. Schnorrkopf geriet hinein, wurde in einem Sausen in die andere Ecke des Zimmers geworfen, wo er hilflos am Boden kleben blieb. Plötzlich zischte ihn ein Strahl wie körperlos ganz an die Wand und er fühlte, wie er ganz mit ihr verwuchs. Und nun sah er ein grünviolett schillerndes, schlüpfriges Männchen mit spindeldürren Gliedern im glutroten Raum umhertanzen.

Der Raum begann zu dröhnen, wie von einer keuchenden Posaune:

„Aus, aus mit dem natürlichen Ende der Dinge! Ein Ereignis kann sich nicht mehr geräuschlos aus der Welt stehlen. Zur rechten Zeit hängt es sich an den Zipfel einer unsterblichen Seele und rettet sich zur Unvergänglichkeit und Fortentwicklung."

„Aber eine arme, unsterbliche Seele, so . . ." begann Dr. Schnorrkopf einen Gedanken, versuchte ihn auch auszusprechen. Aber die Überlegung wurde zischend aus seinem Gehirn gerissen, noch ehe sie vollendet war. Ein Gelächter zerpflückte sie. Kristallenes Pathos brüllte:

„Triumphe, Triumphe! Protokoll notiere: „Zynismus bringt feine Köpfe zum Lodern!"

Der Beamte sah mit Entsetzen, wie das Protokoll ganz selbsttätig sich aufzunehmen begann.

In seine Sinne wurde es diamantklar hineingeritzt:

„Dringen wir bis zum Urgrund des Geschehens! Spannen wir einen Bogen zum Morgenrot des ersten Wollens! An diesem Funken wurde die Welt entzündet. Brachten wir Opfer, diesen Brand zu löschen? O, in einem Meer von Leben schwimmen die Qualen des Erkennens. Sieh', aus dem Nichts taucht es auf: ein Wirbel, rätselhaft, stumm, ein Nichtswollen. Aber wir stürzen uns darauf, reißen es in eine Form, schmettern es hinaus ins Chaos des Sinnlosen und siehe da, es ist ein Etwas, mit unserm Sein unlöslich verbunden. Wir schleppen es nach ewig, inmitten der unzähligen Schatten, die früher unsern Händen entglitten."

„Was soll mir das?" winselte die Schnorrkopf-Wand.

„Dir soll das nichts. Aber du sollst dem Ding etwas. Nämlich gewissermaßen dem Ding an sich. Es handelt sich ja nicht eigentlich um die Mordsache ‚Gnu', sondern um den schablonisierten Trieb überhaupt. Hier bietet sich eine Gelegenheit, den Erlösungskeim bloßzulegen. Versteh mich recht: Dieser Keim ist das Ewigböse. Wenn unser Finger ihn legt brach, ist uns gewiß, was kommen mag: Eins werden End' und Anfang sein und niemals schrumpft das Ganze ein. Das Blühen kann und will nicht enden, und alles, alles muß sich wenden."

„Mir steht der Verstand still!"

„Ein gutes Zeichen. Das Opfer des Gehirnes ist unsere erste Forderung. Unser nächster Schritt muß natürlich sein, das Hineingleiten in die bloße Erfühlung des Seins."

„Wo bin ich, wo . . . wo . . . bin . . . ich?" Die Beamtenwand rang mit dem Federhalter.

„Lächerliche Frage. Du befindest dich noch halb bei dir und stehst nur mit einem kleinen Schritt in jener Welt der ersten Verklärung, der ich den Vorzug habe anzugehören. Aber ich befinde mich leider mit einer winzigen Faser noch in deiner Welt, nämlich mit jener Erinnerung an das Aktenstück ‚Gnu'. Und ich fordere dein Gehirn, das den letzten Rest jenes fernen Ereignisses katalogisiert hat. Ich fordere es, damit ich ins Nichts jenen Wirbel zurückschleudere, der mit meiner Hilfe in die Öde des Alltags schlenkerte, wo er keine Vollendung finden konnte."

Qualvoll waren diese Minuten für den Dr. Schnorrkopf. Er balancierte seinen Kopf zwischen den Händen. Ihm war, als würde er sonst davonhüpfen und ihn ganz allein lassen. Er spürte schon die gräßlichen Eisfinger absoluter Einsamkeit an sich emportasten.

Das Wesen, das den Raum so sehr verwandelt hatte, das Mauern, Licht und Farben verzerrte, das den kühlen Beamten zerriß, machte eine ironische Verbeugung und einladende Handbewegung. Und allsogleich marschierten die Paragraphen aus den geheimsten Hintergedanken des Dr. Schnorrkopf und eilten mit zappelnden Bewegungen zusammen in feierlicher Prozessionsordnung. Zunächst kamen, in lange Gewänder gehüllt, mürrischen Angesichts und kleinlaut, Verleumdung, Betrug im Kleinen. Dann folgten, in Aschgrau, mit bunten Läppchen aufgeputzt, alle Eigentumsvergehen. Und nun marschierten auf mit Getöse, Blumen im Haar, fahnenschwingend, Fackelbrände schleudernd, Verbrechen an Leib und Leben, die Hauptfigur umbrausend, die, majestätisch, einsam, auf des Dolches Spitze reitend, vom roten Mantel umflattert, vom Morgenrot umlodert war und über alles hinausragte.

„Heraus, heraus, das neue All zu formen!" schmetterte die Stimme im Raume. „Vereinigt euch zur umfassenden Formgebärde!"

Der Beamte machte sich zu letzten Zuckungen bereit. Er spiegelte sich in Tränen, die sich aus seinen wehen Augen stahlen. Die Wand wankte.

Jenes unbegreifliche Etwas entäußerte sich jetzt vollends seiner Form. Es zuckte in Gewirr und Zacken, die magisch auseinander zischten und wieder zusammenknackten, und die Schar der anschaulich gewordenen Begriffe kommandierte, beschwor. Aber plötzlich flatterten Fledermäuse von Tisch und Brettern und fielen als schwere Gesetzbücher zu Boden. Der Chor der Paragraphen aus ihnen jauchzte den Brüdern in der Prozession zu. Jeder einzelne aus dieser fiel aus seiner Rolle, erkannte sein Urbild, vereinigte sich mit ihm und legte sich bescheiden an Ort und Stelle. Und im selben Augenblick wurde es öde und leer im Raum.

Ein weiteres Wunder geschah. Im überirdischen Glanze leuchtete ferne, von der Tür her, eine dicke Kartoffel, kam feierlich näher und näher. Freundlich schlug die Uhr zwölfmal. Dr. Schnorrkopf fühlte sich auf seinen angestammten Sitz zurückgeschraubt. Er erkannte Nase, Gesicht, Augen des edlen, treuen Gefangenenwärters mit dem goldenen Herzen. Getreu seiner Instruktion kam er, punkt zwölf Uhr, den Gefangenen aus dem Zimmer des Untersuchungsrichters zu entfernen. Der Uniformierte faßte das Unwesen. Das schrumpfte im gleichen Augenblick zum kleinlauten, gewöhnlichen Untersuchungsgefangenen zusammen. Der Uniformbeamte hüpfte würdevoll mit ihm von dannen. Die gesunde Forsche des Unterbeamten hatte die Gewalt über den Verhafteten, die dem von weiten Abstrakten angekränkelten Juristen versagt bleiben mußte. Dieser fühlte sich dem Leben neu geschenkt. Aufseufzend sah er das rotgeblümte Taschentuch des Gefangenenwärters um dessen Hinterfront tänzeln. Er stammelte

dann eine Art Gebet, das er mit einem wilden Fluch beschloß. Darauf begab er sich in den „Goldenen Löwen" zum Frühstück.

5

Schlüssel klirrten, die Zellentür knarrte: der graue Mann wurde in seinen Raum geschoben. Freude erwachte in ihm, als er dessen lächerlich primitive Einrichtung bemerkte. Er schlürfte in vollen Zügen frohe Überraschung und lächelte geschmeichelt, als sich der niedrige Schemel, ihn zuerst erkennend, vor ihm verbeugte und dann auch die übrigen wenigen Ausrüstungsstücke teils Begrüßungsworte murmelten, teils sich so tief verneigten, wie es ihr Gleichgewichtsbedürfnis zuließ. Mit einem gewissen gönnerhaften Wohlgefallen zog er einige steinere Tafeln aus der Westentasche und lehnte sie an die Wand. Flammenschrift züngelte auf ihnen.

„Ihr dürft sie gelegentlich zerschmeißen," erklärte er dem Nachtstuhl, der neugierig herbeieilte.

„Ihr habt mich aber gleich wiedererkannt", meinte er dann.

„Ja, wir sahen natürlich, trotz deiner individuellen Einkleidung, daß du aus unserer Sphäre des dem Menschen nur auf dem Umwege über eine Begriffsformel bewußt Gewordenen stammst. Wir warten auf dich, um dir zu dienen," erwiderte der Nachtstuhl.

„So laßt uns gute Freundschaft halten, solange es uns gelingt, die Illusion von der Verknüpftheit mit irdischen Zeit- und Raumbegriffen, losgelöst aus unserm Wesensbereich, aufrecht zu erhalten. Ihr wißt, ich nenne mich Gallerte I, nachdem ich aus der Erscheinungsform Gallerte II avanciert bin. Ich habe aus jenem Dasein des Bedingten eine Erinnerung mitgeschleppt, die zum Urgrund aller Dinge in Beziehung steht. Meine mir selbst gestellte Aufgabe ist, mich ihrer zu entledigen. Soeben komme ich von einem mißglückten Versuch. Aber geharnischte Botschaften werden uns zum Ziele verhelfen."

Da rasselte die Tür wiederum und der Verteidiger trat ein. Doktor Fletschaal trug nun schon seit seinen Jugendtagen jenes Idol von der Willensfreiheit mit sich herum. Aus ihm sog er den Optimismus, der sein ganzes Wesen mit Weihe durchtränkte.

Doktor Fletschaals geläuterte Unbefangenheit betrachtete seinen Klienten eine Minute lang wortlos, mit froh schimmernden Augen, in die sich der wolkenlose Himmel zufriedener Lebensbejahung spiegelte. Er tätschelte behutsam den Schmerz, den er dem Gefangenen zubilligte. Er erzählte frohlockend, wie schlimm die Sache stehe, welch ein Triumph für die Verteidigung sich daraus ergeben müsse. Hierauf weidete er sich weiter an den Zuckungen des Niedergebeugten. „Wie sich die Qual knirschend in seine Seele bohrt," dachte er befriedigt.

Vergeblich versuchte jener, die glitschige Oberfläche dieses Menschen zu durchdringen. Die Äußerungen seines dämonischen Ohnmachtsgefühls glichen in der Tat menschlicher Zerknirschtheit.

Mit dem Gönnerstolz des Mannes, der mit seinen Gnaden in der Tasche klimpern darf, schritt der Rechtsanwalt an ihn heran. Begütigend, fast segnend, senkte sich die feingepflegte Hand auf den Kopf des Gefangenen.

„Fassen Sie sich!" träufelte es wie warmes Öl auf sein Haupt, „wir Rechtsanwälte sind ja gewohnt, in die Tiefen menschlicher Leidenschaften zu schauen. Wir sind befähigt und auserlesen wie niemand sonst, menschlich zu erkennen und zu entschuldigen. Und besonders mir, dem es vergönnt war, sich innerlich frei zu machen, können Sie unbedingt vertrauen. Darum Fassung, mein Lieber, schütten Sie Ihr Herz aus!"

Auf diese eindringliche Mahnung erfolgte nichts. Doktor Fletschaal war äußerst befriedigt und fuhr fort:

„Gewiß, nichts klarer, als Ihr Fall. Zweifellos handelt es sich um eine im Affekt begangene Tat, auf die lebenslängliches Zuchthaus steht. Die Hinrichtung hoffe ich abzuwenden, falls der Affekt bewiesen werden kann (und was können wir nicht alles beweisen!), Fehltritte in der Jugendzeit: Hemmungen auf dem ganzen Lebensweg. Und nun stehen Sie im Banne der Schuld, die alle Ihre Taten zu vergiften droht. Ich verstehe, ich verstehe! Zunächst gilt es, die Harmonie der Seele wieder zu erringen, Ihr Inneres von der begangenen Schuld und der fressenden Atmosphäre loszulösen. Ist die Erkenntnis dieser Notwendigkeit ganz klar, dann tauchen Sie sicher aus dem dunklen Chaos jener Triebhaftigkeit, das Sie hinabgezogen hat, siegreich wieder in das Licht des reinen Wollens. Ich werde Ihnen Lektüre besorgen, erdfrische Lyrik. An ihr werden Sie sich emporranken."

Der Gefangene wand sich wie ein getretener Wurm. „Mit Flammen verzehren!" war sein Impuls. Aber das lauwarme Spülicht des Geplauders löschte den Funken.

Das Schweigen rührte Doktor Fletschaal, allein sprechen zu dürfen, machte ihn hochbeglückt. Er vertiefte das überlegene Lächeln um eine Befriedigungsfalte.

„Meine rein juristische Mission wäre damit vorerst erfüllt. Mein Verteidigungsplan ist schon jetzt in allen Teilen so gut wie fertig. Er wird Ihren Beifall finden. Sie sind ein herrlicher Klient. Ich kann mir aber nicht versagen, noch ein wenig als Mensch zum Menschen zu plaudern."

Doktor Fletschaal suchte und fand eine neue Arabeske. Sein Gesicht glättete sich mit einem kurzen Ruck und nahm kummervolle Ebenmäßigkeit an. Hierzu brachte er den Klang seiner Stimme in das richtige Verhältnis:

„Ich fühle mich Ihnen in gewissem Sinne geistesverwandt. Es ist das Los aller Idealisten und Volksbeglücker, ihrer Zeit weit vorauszueilen. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Gestatten Sie mir zu bemerken, daß ich Ihr bescheidenes Schweigen wohl zu deuten weiß und Sie deswegen um so höher schätze, da ich das Heldenmäßige Ihres Charakters klar erkenne. Wenn ich mich erneut der Betrachtung Ihrer Tat zuwende, so liegt das natürlich ganz außerhalb des berufsmäßigen Interesses, das ich an ihr nehme. Wenn Polizei und Untersuchungsrichter insofern auch den Dingen näher gerückt sind, als sie das grob Sichtbare, also das von den Motiven Ihrer Tat an der Oberfläche Liegende zu erkennen glauben, so fehlt ihnen natürlich die Fähigkeit des Erkennens der tieferen Gründe. Das kurze Beisammensein mit Ihnen hat mich diese tieferen Gründe ahnen lassen. Ich sehe eine ringende Seele, die den hohen Kampf der Befreiung der Menschheit aus den schweren Fesseln der Knechtschaft kämpft. Und in diesem gewaltigen Ringen um die Idee muß das Individuum geopfert werden. Antike Größe, Tragik, Unsterblichkeit. O, welch ein hinreißendes Gefühl, in den vordersten Reihen zu stehen! O, das Bewußtsein . . ."

Der Gefangene sprang heftig auf, zwinkerte mit dem Auge, so daß der Nachtstuhl besorgt herbeieilte. Sein Gebieter umarmte ihn leidenschaftlich, als habe er von ihm Hilfe zu erhoffen.

Doktor Fletschaal entging diese Gebärde. Er kroch, ganz hingerissen, näher an seinen Klienten heran und keuchte, heftiges Erröten unterdrückend:

„Und hier beginnt die Erkenntnis meines Einsfühlens mit Ihnen. Sehen Sie, Vertrauen gegen Vertrauen, das wünsche ich, sollte uns fortan verbinden. Fühle ich doch mit Ihnen. Denn, wie gesagt . . . denn auch ich . . . ja, auch ich . . . wirklich, ich darf mir schmeicheln, gleichfalls den übermächtigen Drang zum Kampf für Freiheit und Recht . . . Gott, man ist durch Rücksichten gehemmt . . . Beruf . . . soziale Stellung . . . Verwandte, o gewiß, mehr als einem lieb sein kann. Und doch, die Kampfnatur, der Wille, in die Speichen zu greifen, läßt sich nicht zurückdrängen . . . besonders, wenn man die Opfer sieht. Sehen Sie hier. Jahrelang trage ich es mit mir herum. Ironie und Schärfe habe ich hineingelegt. Einigkeit und Recht und Freiheit, Gedanken eines Paragraphenstechers." Er legte ein abgegriffenes Manuskript aufs Bett. „Sie werden meinen Wunsch verstehen, daß ein Mann der Tat sein Urteil darüber abgebe. Tun Sie mir den Gefallen. Vielleicht können Sie mir auch zum Druck verhelfen. Ich komme morgen wieder."

Der Rechtsanwalt reichte seinem Opfer die Hand, wandte sich zur Tür: „Darf ich übrigens um Ihren Namen bitten? Ich heiße Fletschaal."

„Schwälmatz," tönte es zurück.

Der Jurist hinterließ eine Verbeugung.

„Wieder ein Mißerfolg!" rief der Gefangene wütend und hielt die Papiere dem Nachtstuhl hin, der sie gierig verschlang.

„Aber noch habe ich meine starke Universalwaffe nicht erprobt. Lieber Schemel, zittre meine Botschaft in den Weltenraum." Und er schmetterte mit Hilfe des Schemels hinaus:

„Geistesträger! Die Stunde ist gekommen, wo das durcheinanderstürzende Chaos sich die Hand reichen muß. Die Lampe des Erkennens ist höher zu schrauben, auf daß sie einen weiteren Kreis erleuchte. Eine Wüste war bisher das Leben. Ein Verdurstender taumelte hindurch, von Oase zu Oase. Alles Erleben ist getrennt. Ihr seht Sonnen und Planeten, Tag und Nacht. Tat ist euch Gehirnprozeß. Über die Brücken der Vorstellung hinweg gelangt ihr erst zum Objekt. Aber die Brücken hinter euren alten Welten stürzen ein. Eine neue Welt braust heran. Not ist, daß ihr selbst mit ihr zur Tat werdet, daß ihr ganz in Taten euch in ihr vollendet. Entleert eure Gehirne vom Spuk des mühsam in Jahrhunderten Hineingeschlichenen. Reißt euch los von jenem wesenlos Werdenden. Eine neue Frucht der Erkenntnis ist euch geboten. Holt sie euch bei mir. Ich reiche sie euch. So ihr davon esset, wird euer Mund vom Safte triefen. Esset davon und ihr werdet über den Irrtum von Gut und Böse in schallendem Gelächter zur Tagesordnung übergehen. Das, was ihr jetzt nur als das Nichtseiende begreift, wird euch riesenhaft überschatten. Mit Sternen werdet ihr spielen. Ihr werdet ganz Selbst werden. Alles wirklich Scheinende hat seinen Schrecken für euch verloren. Kommt herüber zu mir. Durchbrecht die Mauern. Tut den großen Sprung. Das Wunder ruft euch!"

Lange wartete er auf die Wirkung des Mahnrufs. Melancholisch kroch der Abend in die Zelle.

„Hört ihr Mauern krachen? Erfaßt ein Wehen alles Gebundene? Nein, Stille, warum kommt man nicht?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Schemel. „Aber draußen sitzt ein Drache auf dem Dache und singt."

„Ein Spatz, ein Spatz! Ich hätte mirs denken können. Die Spatzen pfeifen etwas anderes von den Dächern, wie sollte man da mich hören!"

„Wie lange harren wir hier schon?" wandte er sich nach einer Weile gelangweilt an den Nachtstuhl.

„Wie sollen wir das wissen, haben wir doch kein Verhältnis zur Zeit. Vielleicht sind schon tausend Jahre vorüber, denn wir langweilen uns alle sehr."

„Es ist immer eine mißliche Sache, in die Materie hinabzusteigen.

Dann umschleicht ein Spuk alle unsere Bemühungen und zerstört unser bestes Wollen. Das ist der Zufall. Kein Mittel gibt es, ihn zu bändigen. Meine Frist ist abgelaufen. Meine Rechnung hat ein Loch, da ich einen wichtigen Faktor außer acht ließ. Und so muß ich denn scheiden von euch. Dir, mein Freund, übertrage ich die Aufgabe, mich an den Menschen zu rächen. Versprich mir, dein Bestes zu tun."

Der Nachtstuhl gelobte es, gerührt und stolz.

„Wie gut, daß ich mich wenigstens mit einigen Tropfen konzentrierten Parlamentredengifts versah," fuhr der Gefangene sinnend fort, „ich könnte sonst, weiß der Teufel, aus diesem verfluchten Loch nicht einmal nach eigenem Belieben heraus."

Dies sprechend, betrachtete er mit unverhohlenem Interesse das kleine Fläschchen, das die erlösenden, grellgrünen Tropfen enthielt. Er roch daran. Mit Genugtuung stellte er fest, daß es noch unverändert ekelhaft stank. Darauf goß er mit innigem Behagen die schleimige Flüssigkeit hinunter. Sofort stellte sich die Wirkung ein. Im Nu war der ganze Körper verzehrt. Noch einige Sekunden schwebte der interessante, höhnisch lächelnde Kopf wie ein Kinderballon allein in der Luft. Dann sprang er mit zackigem Puff zum Zellenfenster hinaus.

Ein zäher Gestank kroch umher und suchte alle Ritzen und Winkel auf. Es wurde rabenfinster und ein leises Knistern kroch hier und dort.

Am nächsten Morgen legte sich der Nachtstuhl auf die Lauer. Als nichtsahnend der Gefangenenwärter den Raum betrat, sog ihn eine grausame Gewalt auf das Instrument. Jeder Saft in seinem Körper verdorrte. Man fand ihn als mumiengleiche, sich auch im Tode noch straff haltende Säule. Sie zerfiel leider bei der geringsten Rührung zu Staub. Der Nachtstuhl mußte mit ihm bestattet werden.

6

Übrigens hatte doch eine Zuckung des Manifestes den Doktor Schnorrkopf in seinem Arbeitszimmer erreicht und ihm Krämpfe der Hilflosigkeit und Verlegenheit überwinden helfen. Das Hauptverdienst mußte allerdings dem Frühstück zugeschrieben werden, das ausgiebig und vorzüglich gewesen war.

Nun lag er noch im Kampf mit einem leichten Schleier von Scham und Unruhe. Wie konnte man bei einer Amtshandlung einschlafen und so beunruhigend dabei träumen? Gewiß, es war erklärlich, nach dem langen Abschiedsfest des Assessors Würgkohl gestern abend. Aber es durfte doch eigentlich nicht vorkommen.

Aber allgemach verzogen sich die Nebel. Es schien indessen doch geraten, etwas zu unternehmen, um entweder die Untersuchung schnell zu

führen, oder sich auf irgendeine Weise des unangenehmen Aktenstücks zu entledigen. Der Verteidiger hatte noch einen Zettel hineinlegen lassen mit der Aufschrift: Der Angeklagte heißt Schwälmatz.

Der Untersuchungsrichter verharrte in Ruhe auf seinem Schreibsessel und wartete in Demut, ob sich nicht ein Gedanke einstelle. Plötzlich kam ihm denn auch eine Erleuchtung. Er schlug das städtische Adreßbuch auf und suchte unter „Schw." Richtig, da hatte er ihn, den einzigen des Namens in der ganzen Stadt: „Schwälmatz, Dr. phil., Gymnasiallehrer, Kronprinzenstraße 11 II." Aus diesem Fund die Folgerung zu ziehen, war nicht allzuschwer. Doktor Schnorrkopf füllte ein amtliches Formular aus und ließ es den Instanzenweg nehmen. So waren noch am gleichen Tage die sämtlichen Bücher und Schriften des Doktor Schwälmatz zur Stelle. Sie bedeckten fast eine ganze Wand im Arbeitszimmer des Untersuchungsrichters. Erleichtert atmete der Beamte auf, als er diese Papiermassen höher und höher wachsen sah. Er stellte mit Genugtuung fest, wie geschickt er einen schwierigen und beunruhigenden Fall in den bekannten Stall „Ablagern" gelockt hatte. Jetzt sah er monatelange stille Maulwurfsarbeit vor sich und hatte die frohe Zuversicht, vom regelmäßigen Gang der Dinge im harmonischen Gleichgewicht gehalten zu werden. Würden erst diese Bücher- und Schriftenmassen zur Aufklärung des Verbrechens durchgearbeitet sein, dann würden sich ohne Zweifel neue Situationen ergeben. Auch der Gefangene würde wohl nach monatelanger Haft müde und der Vernunft zugänglich geworden sein. Ganz heimlich wagte der Beamte auf das Glück zu hoffen: Vielleicht konnte er das Aktenstück „Gnu" einem Kollegen abtreten.

Er entnahm den Stößen Papiers ein Bündel engbeschriebener Blätter, erkannte es als ein unvollendetes Manuskript und las stirnrunzelnd die Aufschrift: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme . . . Studie über das Gesetz der Ausnahmen, mit besonderer Berücksichtigung der Folgen zivilisatorischer Entartungen . . . Meiner Braut, Margarete Birnfraß, in heißer Liebe zugeeignet." Was mochte dahinterstecken? Nichts Gutes sicherlich. Vorsicht war geboten. Der Beamte breitete die engbeschriebenen Blätter vor sich aus.

In diesem Augenblick wurde mit großer Energie die Tür aufgerissen. Ein junges Weib stürzte sich auf den Untersuchungsrichter. Dieser hatte die Empfindung einer neuen, unirdischen Erscheinung. Kastanienbraunes Haar, alabasterweiße Stirn über schwarzen Augenbrauen, mandelrunde Augen bemächtigten sich seiner Sinne.

„Lassen Sie mich zu Artur! Sie haben ihn eingesperrt, sagte man mir in seiner Wohnung. Was könnte er denn begangen haben? Lassen Sie mich zu ihm! Ah, da haben Sie ja auch seine ganze Bibliothek?"

Diese aufgeregten Worte führten die Dame ein und warfen sie Doktor Schnorrkopf zu Füßen, der sich fassungslos von seinem Sitze erhob . . .

Er erinnerte sich, daß Kommersbücher Bier und Frauen priesen. Erlebnisse überfielen ihn. Das Ewigweibliche durchzitterte in mächtigen Wellen seine Seele. Das deutsche Weib ist hold und rein. Der deutsche Recke treu und bieder. Heißes Gefühl, das ihm fast die Augen feuchtete, durchflutete ihn und verlieh ihm eine rührende Hilflosigkeit, der folgende warme Phrasen entsprangen:

„Gnädigstes Fräulein, entschuldigen, wie peinlich für mich. Wie soll ich Ihnen helfen? Ich bitte herzlich, beruhigen Sie sich doch! Wollen Sie denn nicht wenigstens Platz nehmen. Gnädigstes Fräulein, auf Ehre . . . ." Keine von diesen Redensarten schien auf den vorliegenden Fall zu passen. Doktor Schnorrkopf sah zunächst keinen andern Erfolg, als daß die Dame nach zehnminutigem Schluchzen in Ohnmacht fiel. Der Untersuchungsrichter bemühte sich mit heißem Gesicht um sie, setzte sie sanft auf seinen Schreibsessel, klingelte nach dem Wärter, der aber nicht kam, tröpfelte Wasser in ihr Gesicht und streichelte ihre weißen Hände.

Endlich erwachte sie, sah seinen warmen, ängstlichen Blick auf sich gerichtet und errötete geschmeichelt. Sie setzte sich aufrecht und erklärte: „Ich will versuchen, mich zu fassen. Bitte, sagen Sie mir, was ich tun soll. Ich suche doch meinen Freund, Herrn Dr. phil. Schwälmatz. Ich war in seiner Wohnung. Wir hatten uns verabredet zu einem Spaziergang. Aber er war nicht da. Dagegen fand ich zwei Polizeibeamte vor, die seine Bücher forttrugen. Und die sagten mir, er sei verhaftet worden. Weshalb, wußten sie auch nicht. Man verwies mich aber an Sie. Gott, wie ist mir das alles unfaßbar! Ein solch edler Charakter. Gestern nachmittag waren wir noch vergnügt beisammen und heute wollte er mir die Krokodilledertasche schenken. Daß ich so etwas erleben muß!"

Dem Doktor Schnorrkopf entzückten sich die Fingerspitzen an dem Vollklang dieser Stimme. Es war ihm nicht leicht, die Würde einer seinem Berufe und der ernsten Sache angemessenen Haltung zu wahren. Welche Pein, den holden Glauben der Jungfrau zerstören zu müssen!

„Gewiß, gnädiges Fräulein," begann er, „aber . . . verzeihen Sie, aber ich kann Ihnen leider keine freudigen Eröffnungen machen. Sie müssen gefaßt sein, Schlimmes zu hören, Schlimmeres, als Sie ahnen können. Vielleicht gehen Sie zunächst einmal nach Hause und versuchen, ruhiger zu werden. Ich will Sie gern begleiten. Nein? Sie wollen nicht?

Nun, so will ich Sie nicht länger in Ungewißheit lassen. Herr Dr. phil. Schwälmatz ist, äh . . . ist dringend verdächtig, bei der unfreiwilligen Verunglückung einer jungen Dame tätigen Anteil genommen zu haben."

Das junge Mädchen saß einige Augenblicke schreckensbleich da. Dann erhob sie sich mit energischem Ruck, sprang auf den Juristen zu:

„Wie, er soll gemordet haben? Wann hätte er dann dazu Zeit gehabt? Er ist doch so beschäftigt."

„Es ist freilich schon lange her, fast ein Menschenalter, fast wäre die Sache verjährt gewesen."

„Unfaßbar, er ist doch erst dreiunddreißig Jahre alt."

„Das wäre eine neue Verdunkelung des Tatbestandes. Das geht mich übrigens nichts an. Ich halte mich streng hier an das Aktenstück ‚Gnu'. Und danach ist gar kein Zweifel möglich. Den Motiven werden wir schon näher kommen. Deshalb die Beschlagnahme seiner Schriften. Ich lese gerade dies Manuskript. Sehen Sie: ‚Meiner Braut, Margarete Birnfraß zugeeignet.' Sind Sie das vielleicht?"

„Ich? nein, ich heiße Nabel, Emilie Nabel."

„Sehr angenehm, Doktor Schnorrkopf mein Name."

„Lassen Sie sehen, Herr Doktor, wahrhaftig: Margarete Birnfraß! Auf diesem Umwege also muß ich die Wahrheit erfahren. Er hintergeht mich. Er hat eine Braut!"

„Vielleicht irren Sie sich. Ja, er mag eine gehabt haben. Donnerwetter, da hätten wir ja das Motiv. Ohne Zweifel, sie ist es, die er umgebracht hat."

„Vor etwa dreißig Jahren? Er wäre also nicht älter als drei Jahre gewesen?"

„Das Aktenstück spricht dem nicht entgegen. Er wäre dann allerdings noch minderjährig gewesen und würde mit einem Verweis davonkommen."

„Ach, ich wage gar nicht zu hoffen, daß er sie getötet hat. Mich will er los werden. Nun verstehe ich auch, weshalb er in letzter Zeit so oft betonte, er könne mich nie heiraten. So behandelt man ein armes, alleinstehendes Mädchen, das in blindem Vertrauen dem geliebten Manne alles opferte."

„Liebes Fräulein," sagte Doktor Schnorrkopf einfach, „ich begreife und teile Ihren Schmerz. Ja, der Menschheit ganzer Jammer faßt einen an," und damit ließ sich der große, starke Mann wie gebrochen in seinen Stuhl fallen. Erschütternd war der Anblick des auf dem Pulte liegenden Kopfes, der gemeinsam mit Schulter und Rücken in verhaltenem Weinen zuckte.

Das junge Mädchen hätte schon aus Dankbarkeit für seinen gütigen Eifer von vorhin gern etwas für ihn getan. Aber was? Als sie noch überlegte, gab der Jurist schon wieder Zeichen normalen Lebens von sich.

Da sagte das Mädchen, begütigend und fest:

„Ich sehe es, er liebte mich nie. Er hat gar kein tieferes Empfinden. In eine solch lügenhafte Mordgeschichte sich verwickeln zu lassen! So war er aber immer. Und ich bin solch feinfühliger Natur. Wie oft hat

er mich überrascht, wie ich mich an dem lebendigen Quell unserer Literatur erquickte. Und was tat er, wenn mich die humor- und gemütvollen Schilderungen unseres Freiherrn von Zwiebel zum Beispiel zu Tränen rührten? Er lachte roh, quälte mich wohl gar mit ganz unverständlichen Vorträgen über Götter- und Heldentaten, Weltenschlangen und was weiß ich. Und wir kamen natürlich zu spät ins Kino oder Kabarett. Alles Lüge, Lüge."

„Ich bin einfach überrascht, liebes Fräulein, freudig überrascht, zu sehen, daß wir völlig gleiche Interessen haben. Von Zwiebel ist nämlich der einzige Dichter, der mir was sagt. Wie der einen hineinversetzt in das, das ..., na, wie sagt man doch?"

„Milieu, würde Artur sagen."

„Eben, das Milieu, kaum zu glauben!"

„Süß, nicht wahr? Ich bin immer noch ganz fassungslos. Auf diese skandalöse Weise mich zu hintergehen! Aber ich löse unsere Beziehungen! Was denkt sich dieser Oberlehrer eigentlich!"

Kraftvoll hatte sich ihre Stimme gesteigert. Sie schrie die Worte hinaus, daß die Scheiben klirrten.

„Begraben wir das Vergangene, liebe Emilie. Wir sind noch jung. Darf ich Sie nach Hause begleiten?"

Sie neigte den Kopf, wie unschlüssig und verschämt. Er ergriff ihre Hand und rang mit den Wallungen seines Hochgefühls. Er war zu Liebkosungen entschlossen. Aber ein Mann, dessen Anklopfen er wohl überhört hatte, fiel störend in die Szene.

Zwei runde, goldgefaßte Brillengläser funkelten mit Hast näher. Doktor Schnorrkopf öffnete den Mund, um eine scharfe Zurechtweisung abzuschießen. Aber der Fremde wieherte ihn kleinlaut mit:

„Emilie, du hier, mein Herz?"

Emilie löste sich: „Was soll ich von dir denken?"

„Zum Teufel, was ist denn los? Ich bin im Begriff, wegen meiner Bücher, die man mir ..."

„Er naht mir mit blutigen Händen, mich schaudert ..."

Der also Glossierte besah seine Hände, kopfschüttelte: „Ich kann beim besten Willen nichts an ihnen entdecken. Sollten deine Worte in übertragenem Sinne gemeint sein, den ich nicht gleich erfassen kann ..."

„Übertragene Bedeutung, hören Sie, Herr Doktor? Sagte ich nicht, daß ich keine Hoffnung hätte?"

„Was für einen Unsinn muß ich hören, erkläre dich doch bitte näher. Ich weiß wirklich nicht, was ich davon halten soll."

„Ach, Artur, wenn du Bekennermut hättest. Es könnte noch alles gut werden."

„Ohne Zweifel, wenn du mir nur erklären möchtest ...“

„Weine dich aus an meinem Herzen. Es fühlt für dich wahr und echt. Aber sage mir das eine, gib mir Hoffnung: Tatest du es für mich? Aus Liebe zu mir?“

„Alles tue ich für dich, sieh, hier habe ich dir auch eine Überraschung mitgebracht. Alles aus Liebe ...“

Zwischen die zum Jubelsprung Ansetzende und die goldgefaßte Brille schwang sich mit geschmeidigem Sprung Doktor Schnorrkopf. In seiner Hand wehte die Schrift: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“.

„Verzeihen Sie die Störung. Aber Sie stehen unter schwerem Verdacht. Da müssen Familienszenen unterbleiben.“

„Himmel und Wolkenbruch! Mein geistiges Eigentum. Bin ich denn in den Händen von Banditen, daß man meine Gedankenwelt plündern darf!“

„Mäßigen Sie sich doch! Wollen Sie nicht lieber endlich ein Geständnis ablegen, nachdem Sie so gut wie überführt sind? Allerdings habe ich mich Ihres Gehirns bemächtigt, das die Reste jenes fernen Ereignisses katalogisiert hat. Und das von Rechts wegen, laut Paragraph ...“

„Und ich sage Ihnen: die Lampe des Erkennens ist höher zu schrauben, auf daß schallendes Gelächter nicht zur Tagesordnung übergehe.“

„Sie sollen mich nicht übertölpeln! Den Keim des Ewigbösen lege ich brach. Die Öde des Alltags ...“

„Ha, Brücken stürzen ein. Ich höre den Ruf, tue den Sprung!“

Ein Paragraphenband eröffnete das Gefecht. Zettel flogen befreit durch den Raum. Alle Gesetz- und Gelehrtenbücher, verbissene Wutwörter, zerrissene Sätze aus dem Manifest des Gallerte I beteiligten sich an der Schlacht. – – –

Als Rechtsanwalt Fletschaal den Raum betrat, die Neuigkeit von dem unerhörten, rätselhaften Vorgang des Verschwindens des Untersuchungsgefangenen auf den Lippen, beleuchtete ein durch die Fensterscheiben pendelnder Vollmond zwei Männer, die, wie aus Trunkenheit erwachend, die Zeremonie des Vorstellens und die Rückkehr ins Bürgerliche probierten. Es gelang ihnen nicht. Sie blieben Umriß, fast Schemen. Der eine starrte, wie in mühevoller Erinnerung verloren, auf sein Auge, das er in der Hand hielt. Ein schmaler Blutstrom rann aus der leeren Augenhöhle in seinen Vollbart. Der schimmerte im Mondenschein. Der andere suchte verstört und verschämt nach seiner Kinnlade, die ihm abhanden gekommen war.

„Was geht hier vor?“ fragte Fletschaal, einigermaßen erstaunt. Der Mann mit dem Vollbart suchte vergeblich, seinem Auge den früheren Platz wiederzugeben. Es rutschte heraus und klatschte zu Boden.

Der andere warf seine Arme in die Luft, umhalste den Mann mit dem Vollbart. Der stöhnte: „Das Wunder, das Wunder ruft uns! Bist du taub, Bruder?"

Es geschah ein Lachen. Die beiden sanken, leise, leise, vom Gesetz der Schwerkraft nicht beeinflußt, auf den Bücherhaufen, um den sie sich wie eine Krone legten. Die Regale eilten herbei und bauten sich ringsum als Wache auf.

Durch all diese Vorgänge wurde dem Raum ein weibliches Wesen wiedergeschenkt. Fletschaal war bewegt.

„Was geht hier vor?" fragte er nochmals.

„Ich war guter Hoffnung, . . . daß, daß er sie meinetwegen beseitigt habe," erwiderte das Mädchen ohne Gemütsbewegung zu verraten.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!"

„Auch hatte er mir eine Krokodilledertasche versprochen."

„Das braucht Sie nicht zu kränken. Das Leben blüht immer wieder vornen. Sie sind noch jung, ich auch. Darf ich Sie nach Hause begleiten?" Dabei bückte sich Doktor Fletschaal, hob den eingewickelten Gegenstand auf, der dem einen der Resignierten entglitten war. Auch das Aktenstück „Gnu" steckte er in die Tasche. Mann und Weib verließen die wüste Stätte, unbekümmert um notwendiges großes Reinemachen. Aufatmend traten sie in den duftenden Sommerabend.

Draußen hatte Doktor Fletschaal das Glück, der aufgefundenen Umhüllung heimlich eine Krokodilledertasche zu entschälen. Und so wurde Emilie Nabel ihm vermählt.

Beider Sohn fand im Alter von vierzehn Jahren das Aktenstück „Gnu". Es fesselte ihn so, daß er ihm zuliebe eines Nachmittags eine Logarithmenreihe, seinen Fleiß unterdrückend, vernachlässigte. Am Abend legte er, unter heftigem Erröten, seinem Vater folgende Fragen vor:

1. Ist überhaupt jemand ermordet worden?
2. Weshalb ist überhaupt der Fall nach dem Pförtner Gnulpe benannt worden?
3. Hatten die beiden Männer, die angeblich die Leiche verschleppt haben, nicht einfach nur Laternen gelöscht, und entflohen dem Protokoll, wie das auch heute noch gar nicht so selten sein soll?
4. Ist die ganze Geschichte nicht eigentlich Blödsinn?

Fast vernichtet und doch gerührt über den Scharfsinn seines Geschlechts sank Doktor Fletschaal in seinen bequemen Denkerstuhl, ein Bild des Menschen, dem einmal nicht zu helfen ist.

„Und doch, du verdankst der Geschichte dein Leben, so blödsinnig sie auch sein mag", murmelte er und warf das Aktenstück ins Feuer.

Konjunktur-Revolutionäre

von Walter Oehme

Zu allen Zeiten und an allen Orten hat es Menschen gegeben — leider nur allzuviele — die aus lebendigen Bewegungen, großen wie kleinen, politischen wie religiösen, geistigen wie wirtschaftlichen ihren persönlichen Vorteil zu gewinnen verstanden, indem sie ohne innerlichen Zusammenhang mit der Bewegung doch freudig mitliefen und sich für eine Sache begeisterten, die sie weder verstanden, noch ehrlich glaubten. Sie sind zu ertragen in Zeiten, da nicht große Ereignisse das Geschehen erschüttern, da nicht große Ideen die Völker erfüllen. Sie sind lächerlich in ihrer Angst, die kleinste Regung zu verschlafen, die geringste Abweichung der Entwicklung mißzuverstehen, die Neuorientierung nicht rechtzeitig zu erkennen. Sie werden zur Plage, wenn sie sich an die Rockschöße großer Ideen hängen, wenn sie eine gewaltige Bewegung für ihre kleinlichen egoistischen Zwecke mißbrauchen. Man vermag sie nur abzuschütteln, indem man sie der verdienten Lächerlichkeit preisgibt.

Revolutionszeiten, Zeiten innerer Umwälzung, Tage der Neugeburt großer Ideen sind stets Zeiten der Hochkonjunktur für die politischen Strandräuber gewesen. Was immer ihnen an Ideen vorgeworfen werden mag, sie erraffen es, umklammern es und stellen sich eifrig in den Dienst der Sache. Konjunkturrevolutionäre, erst waren sie Hüter der bestehenden Staatsordnung, Stützen des Thrones, nach Orden und Dekorationen strebend, nunmehr bei veränderter Konjunktur sind sie Männer des Volkes. Man soll sie nicht mit Namen nennen, es wäre jammerschade, wenn irgendein gedrucktes Wort ihr Andenken der Geschichte überlieferte, aber man sollte nicht verfehlen, voll Humor das Bild zu betrachten, das sie in ihrem Eifer der Mitwelt bieten. Wir haben nicht mehr Geist der Selbstironie genug, um mit humoristischer Kritik, mit feiner Satire die Ereignisse zu begleiten. Uns fehlt die Literatur witziger Satiren, beißender Ironie, mit der man zu andern Zeiten kritisch die Auswüchse unb Verirrungen der Wegelagerer jeder großen Idee begleitete.

Noch 1848 gab es eine reiche Literatur dieser Art. Vielleicht helfen einige Erinnerungen aus jener Zeit uns dazu, uns auch zu dieser weniger schwer belasteten, deshalb aber nicht unwirksameren Kritik aufzuschwingen. Es erschien da 1848 im Verlag von Gustav Mayer ein „Handbüchlein für Wühler oder kurzgefaßte Einleitung in wenigen Tagen ein Volksmann zu werden" von Peter Struwel, Demagog. Im Vorwort heißts: „An das deutsche Volk. Da hier nimm es. Ich habe dies kleine Büchlein geschrieben, Dir damit einen ungeheuren Dienst zu leisten und zwar einen

doppelten, denn erstens können die, so Dir gefallen wollen, daraus lernen, wie sie es zu machen haben, gibt es doch allerlei Komplimentierbücher und darunter auch welche für Hofschranzen, warum sollte es nicht an der Zeit sein, ein solches für Volksschranzen zu versuchen? Zweitens aber magst Du selbst daraus erkennen, ob die, welche Dir dienen wollen, es auch redlich meinen und ob sie ihr Geschäft gründlich verstehen. Ich, der Verfasser, werde Dir wohl schon bekannt sein. Vor ein paar Jahren trat ich als ungekämmter Junge unter Deine kleine Souveräne. Die Zeit fliegt mit Sturmeseile, die organische Entwicklung ist ein Märchen, so grüße ich Dich heute als Deinen Lehrer und Meister Peter Struwwel, genannt Struwwelpeter, Professor der Wühlerei und Demagog. Das erste Kapitel ‚Die Retraite' scheint manchem unserer Revolutionsgewinnler auf den Leib geschrieben." „Hänge den Mantel nach dem Winde ist gut sagen und auch leicht ausführen, wenn die Passatwinde gleichförmig aus einer Himmelsgegend herwehen, schwer aber, wenn in sturmbewegter Zeit kein Mensch Dir sagen kann, woher es eigentlich pfeift. Die Windfahnen sind dann in der alten gewohnten Richtung eingerostet oder kreischen haltlos hierhin und dorthin, dann ist Vorsicht und kaltblütige Überlegung vor allem nötig. Wenn zum Beispiel dreiunddreißig Jahre lang der Hof- und Fürstenwind geweht hat und nun mit einemmal in Volkssturm umsetzt, wie soll man da das Steuer führen, um gehörig zu lavieren und oben zu bleiben, Grün allein ist der Praxis goldner Baum. Also ein Beispiel, der Amtmann X in Y-Stadt war bis zu den Märztagen ein submissester Fürstenlecker und konsequenter Polizeimandarin, da bricht das Völkerleben und Thronewanken los, alsbald erscheint in einer benachbarten Zeitung nachfolgender Artikel, vom Herrn Amtmann entweder selbst oder durch einen sehr vertrauten Freund verfaßt und besorgt.

Y-Stadt. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, auch bei uns regt sich mächtig das Volksbewußtsein usw., Freiheitsfrühling usw., Volkssouveränität usw., Proletarier usw., Tyrannei usw., Nieder usw., Hoch usw. – Daß die Bewegung auch bei uns mit Kraft und Nachdruck auftreten muß, dafür bürgt der Name des Amtmanns X, eines Mannes, dessen Verdienste, lange verkannt, jetzt im reinsten Lichte glänzen werden, eines Mannes, der jetzt um so ungehemmter für des Volkes heilige Interessen tätig sein kann, als die schändliche Kamarilla gestürzt ist, die dem Edlen überall in den Weg trat und als deren Opfer er betrachtet werden muß usw.

Einen Tag später wird der ganze Artikel in dem Y-städter Anzeiger abgedruckt, etwa mit folgenden einleitenden Worten: Wir lesen in der x-schen Zeitung mit Freuden nachstehenden Aufsatz über die hiesigen Zustände.

Nun hat der Herr Amtmann folgende Entwicklungsstadien durchzu-

machen. Dritter Tag. Er tritt an die Spitze folgender Geldsammlungskomitees; 1. für Schleswig-Holstein, 2. für die deutsche Flotte, 3. für die Opfer in Berlin und Wien. Vierter Tag. Er schenkt der rasch herzurichtenden Bürgerwehr aus eigenen Mitteln, oder klüger aus der Amtskasse eine schwarz-rot-goldne Fahne. Aus Dankbarkeit wird er zum Oberleitmann gewählt. Fünfter Tag. Er veranstaltet irgendeine Petition oder eine Adresse und hält eine donnernde Rede. Sechster Tag. Er sammelt für die flüchtigen Patrioten und stiftet einen demokratischen Verein mit einer noch donnernderen Rede. Siebenter Tag. Tag der Ruhe nach göttlichem Gesetz. Der Kunstpatriot ist fertig und handelt weiter nach Umständen.

Dies ist so der Weg, den mutatis mutandis ein jeder einschlagen kann, dies die Schablone, durch die sich ein jeder volkstümlich mit den Farben des Tages anstreichen lassen muß. Ein Grundsatz darf vor allem nie außer Augen gelassen werden. Rasch aber doch allmählich, keine Sprünge, sonst brichst Du das Bein."

Hören wir es nicht auch heut so rauschen? Bräut es nicht auch in den Tagen dieser Revolution noch so, aber reden, reden, das ist das Wichtigste. „Das Wort ist recht eigentlich das Samenkorn der Tat, nicht allein, daß aus den gesäten Worten Taten reifen, sondern auch diese Taten wiederum bringen eine reiche Worternte, nämlich unendlichen Redesegen, ganze Scheunen voll, grobkernige Früchte, mitunter recht flegelhaft ausgedroschen. Wer nicht reden, oder wenigstens schwatzen und schwadronieren kann, wird sein Lebtag kein Kunstpatriot. Erstes Bedürfnis sind ein paar recht starke Lungen, ohne sie ist jeder Versuch ein verzweifelter. In der Kraft des Schreiens stimmen die Helden der Ilias und die des Tages überein."

„Sprich über alles! Keiner Frage weiche aus, das wäre ja feige. Ein Volksredner muß es machen wie General Wrangel bei Danevirke. Die Zunge ist sein Bajonett und damit drauf und drauf! Ein großer Fehler ist ein jedes zweifelhafte Urteil, namentlich wenn er tadelt. Tadeln soll überhaupt ein Kunstpatriot nie, sondern nur schimpfen.'

„Frech geradezu zu lügen ist unrecht, denn es ist unklug. Nur im äußersten Falle als letzte Notwehr kann es erlaubt sein. Hingegen so ein bißchen nebenherum lügen, ist durchaus nicht zu verwerfen. Überhaupt was ist Wahrheit? Subjektive Ansicht. Was ist eine Tatsache? Objektive Erscheinung. Da nun aber Letztere immer durch die Erstere bedingt wird, so liegt es in der Idee der Tatsache, daß sie in eine Stellung geschoben werden muß, wo man sie vom individuellen Standpunkte aus eben von der geeigneten Seite erblicken kann. Jede Tatsache steht wie manche Bildsäulen auf einem beweglichen Fußgestell; nun ist doch wahr-

haftig einerlei, ob ich mit dem Licht um die Bildsäule herumgehe, oder ob ich dieselbe selbst um sich selbst herumdrehe. Es kommt alles auf den Standpunkt an, und es steht mir gewiß das souveräne Unrecht zu, dabei zu verfahren, wie mir gutdünkt. Das rechte Maß zu halten, ist schwer, und es bedarf eines feinen Tastsinnes. Wichtiger und sicherer ist hierbei immer das Verschweigen, gefährlicher das Erfinden, das ist so unsere Weltanschauung."

Aber auch das Reden allein tut's nicht, schreiben Artikel, Hefte, Bücher. „Wir Deutsche sind von Natur ein Literatenvolk und kommen wir auch nicht mit Gänsekielen auf die Welt, so scheint der Allmächtige die Gänse blos deshalb geschaffen zu haben, damit der Deutsche aus deren Flügeln sich sein Haupthandwerkszeug rupfe. Teut hieß der Erfinder Schreibkunst und wir heißen nicht umsonst Teutonen; denn wir kennen keine schönere Seligkeit als die Schreibseligkeit. Es gibt kaum ein Volk in Europa, das tiefer in der Tinte säße als das deutsche. Es gibt aber auch kein anderes Volk, das schon soviel unschuldige Tinte grausam vergossen hätte wie wir!" (Es können weder die deutschen Weißbücher, noch Bethmanns, Ludendorffs, Tirpitz und anderer Bücher, weder Eberts und Scheidemanns Volksaufrufe, noch die Gesetze und Verordnungen der Nationalversammlung gemeint sein, denn man schrieb dies 1849.) „Wahrlich wäre Diogenes ein deutscher Philosoph gewesen, Alexander der Große hätte ihn gewiß in einem Tintenfasse gefunden."*

Aber auch die Klagenden müssen zu Worte kommen, die Philister, die der verlorenen Herrlichkeit nachtrauern. „Der Mensch, er mag zur kaukasischen oder zur mongolischen Rasse gehören, wird von einer Liebe beseelt die nie erkaltet. Diese Liebe trägt er treu im Busen und hält sie für die heiligste, süßeste Empfindung; es ist dies die Liebe gegen sich selbst. Diese Liebe ist auch wirklich die alleredelste, eben weil sie die unerschütterlichste ist. Denn mag der Mensch ein noch so großer Galgenvogel sein, er wird sich dennoch lieben und ein Auge gegen seine Niederträchtigkeit zudrücken. Ja, wenn ihm tausend und abertausend tugendhafte Leute beteuern, daß er ein Galgenkandidat sei, so wird er das zarte Verhältnis zu sich selbst doch nicht aufgeben. Statt den tugendhaften Leuten zu glauben und sich die Liebe aufzukündigen wird er sich nur desto heißer lieben und die tugendhaften Leute auslachen. Da nun die Liebe, die der Mensch zu sich selbst hegt, so stark und mächtig ist, so folgt daraus, daß sie uns von Natur eingeflößt ist. Was uns aber von Natur eingeflößt, sollen wir sorgsam hegen und pflegen und nicht frevelhaft unterdrücken. Die erste Lebensregel für vernünftige Menschen, zu welchen ich besonders die wahren Heuler rechne, ist also;

* Ludwig Kalisch. Das Heulerbrevier, Frankfurt am Main 1849, Literarische Anstalt (J. Rütten).

sich selbst zu lieben mit der heißesten, mit der innigsten Liebe. Da aber jede Liebe nur desto heißer und inniger sein kann, je ungeteilter sie ist, so muß ein vernünftiger Mensch das, was man Gefühl nennt, soviel wie möglich zu verbannen suchen; denn jedes Mitgefühl bringt uns um ein Stück Lebensfreude und wer sich gewöhnt über die Leiden anderer Wesen nachzudenken, wird keinen Augenblick froh genießen können. Wenn er die Stiefel anzieht, wird er an den armen Ochsen denken müssen, dem die Haut für diese Stiefel gewaltsam vom Leibe gezogen worden ist; wenn er ein Kotelett verzehrt, wird ihm das in der Blüte der Jugend hingeschlachtete Kalb, dem dieses Kotelett entnommen, Tränen bitterster Schmerzen entlocken und ihm den Appetit verderben, ohne daß er dadurch den Ochsen und den Kälbern für die Zukunft ein besseres Los bereitet. Wenn ein solch' Mitempfindungsmensch einen Paganini hört, denkt er gleich an die armen Schafe, aus deren Eingeweiden die Saiten für die Geige gedreht wurden; und wenn er sich ins Foulard schneuzt, fällt ihm die arme Seidenraupe ein, die auf Kosten ihres unschuldigen Lebens die feinen Fäden gesponnen hat. So verbittert sich ein solcher Mensch das Leben, bloß unvernünftiger Bestien willen; wie groß ist erst sein Leidwesen, wenn er an den Jammer seiner Mitmenschen denkt. Kann er ein Glas Jamaika Rum trinken, ohne an die armen Sklaven zu denken, die das Zuckerrohr dafür unter grausamen Peitschenhieben eingesammelt? Kann er einen Zobelpelz anziehen, ohne daß ihm die Unglücklichen einfallen, welche die Tiere dafür unter russischer Knute in Sibirien erlegen mußten. Bei Wrangel und Manteuffel, er kann es nicht. Wer stets über das Weh anderer Wesen nachdenkt, wird unzufrieden mit sich und der Welt und fällt täglich mehr vom Fleisch, bis ihm endlich die Rippen neugierig durch die Weste sehen und er sich von seinem eigenen Schatten kaum mehr unterscheidet. Solche Menschen sind auch arge Sünder, denn der liebe Gott für alles und alle sorgt, so ist es dünkelhafte Vermessenheit, oder frevelhafte Zweifelsucht, sich die Leiden anderer zu Herzen zu nehmen und nicht überzeugt zu sein, daß die Welt so gehen muß wie sie geht, weil sie eben so geht. Ein wahrer Erzheuler, der ja wie es sich von selbst versteht, immer ein tugendhafter Mensch ist, überläßt also dem gütigen Himmel die Fürsorge für die Armen und Elenden, freut sich ungestört seines Besitzes, schneidet, wenn es Zeit ist, die Coupons ab, ißt, wenn es ihn hungert, trinkt, wenn es ihn dürstet und pflegt seines Leibes mit gemütlicher Sorgfalt. Die erste Lebensregel für den wahren Erzheuchler ist demnach: liebe Dich selbst. In diesen drei Worten ist auch die schönste Lebensweisheit enthalten. Ein altrenommierter Heide, namens Sokrates, hat zwar die ganze Weisheit in dem Spruch: Kenne Dich selbst! zusammengefaßt, dafür ist er aber auch eines jämmerlichen Schierlingstodes

verblichen. Kenne Dich selbst? Dummes Zeug, man kann sich nie selbst kennen lernen, ohne erst vorher eine schlechte Bekanntschaft zu machen, aber sich selbst lieben kann man, ohne daß man je dabei zu kurz kommt."

„In dieser Welt ist nichts vollkommen, der eine hat Geist, schreibt aber keine Bücher, der andere schreibt Bücher hat aber leider keinen Geist. Manche Frankfurter Parlamentsmitglieder haben sehr gute Gedanken, (das ist lange her, es war 1849!) können aber keine Worte dafür finden und sehr viele Parlamentsmitglieder haben sehr viele Worte, können aber keinen einzigen Gedanken finden. So hat das Lumpengesindel, die besitzlose Volkshefe, immer Hunger, aber nichts zu essen; während wir die besitzende Klasse immer Küche und Keller voll haben, aber gar so oft an Appetitlosigkeit leiden. Die Kanaille verdirbt sich nie den Magen, während wir sehr oft mit innerster Zerknirschung die besten Speisen unberührt lassen müssen, weil unser Appetit übel gelaunt ist. Was ist aber ein Mensch ohne guten Magen, ein Sklave, der von einem hohlen Tyrannen beherrscht wird. Jede Schüssel, die auf den Tisch kommt, schickt einem solchen Unglücklichen nichts als wohlriechenden Spott, nichts als duftenden Hohn in die Nase. Oh, es ist nichts schmerzlicher, als wenn der Mensch von Gott und rechtswegen Speisefreiheit hat, von einem reaktionären Magen aber die mutwilligsten Beschränkungen erleidet und froh sein muß, wenn ihm dieser elende Despot eine transparente Bouillon oder ein viertel Huhn oktroyiert, das sich seiner eigenen Schwäche schämt. Wahrlich, viel besser ein verdorbenes Gemüt, als ein verdorbener Magen, denn mit jenem schaden wir nur andern, während dieser ein permanenter Katzenjammer unser Leben zu einer ewigen Hungerkur macht. Deshalb trachtet vor allen Dingen, Euch einen guten Appetit zu erhalten. Ihr werdet ihn aber erhalten, wenn Ihr, meine geliebten Mitheuler, meine guten Vorschriften beherzigt. Die erste Vorschrift ist, daß Ihr, meine lieben Brüder, im Geheul alles vermeidet, was Euern innern bürgerlichen Frieden stören kann. Hütet Euch also nicht bloß, Armut, Not und Elend zu sehen, sondern verbietet auch Eurer Umgebung davon zu reden. Eine oberflächliche Gemütserschütterung ist freilich nicht unheilsam. Diese kann man sich aber leicht verschaffen, wenn man in den Zeitungen von entferntem Unglück liest. Von Barrikaden, die in Krakau gebaut worden, oder von Plünderungen, die in Serbien stattgefunden. Weiter darf man aber hierin nicht gehen. Da alle Ärzte darüber einig sind, daß dem Menschen nichts so gut schmeckt, als das, was er selbst genießt, so rate ich Euch, Ihr Freunde der Ruhe und Ordnung, eine gute Tafel zu führen. Proletarierspeisen verursachen eine Proletariergesinnung und wer bei elendem Käse und Bier sich behaglich fühlen kann, zeigt, daß er zur Kanaille gehört und alles Bestehende umzustürzen geneigt ist."

„Den Vogel kennt man an den Federn und an den Kleidern sieht man, wer der Mann ist, der sie trägt. In Lumpen kann nur ein Lump stecken, aber unter einem Hemde von schottischer Batistleinwand schlägt immer ein nobles Herz. Es gibt Menschen, die in wühlerischen Turnjacken, oder gar in anarchischen Blusen öffentlich herumgehen. Diese Menschen verabscheuen die Halstücher und geben die zottige Brust den rauhesten Winden preis. Sie verachten das historische Recht der Hosenträger und gürten sich mit einem Stück elenden Rindleders die demagogischen Lenden. Was ist von solchen Menschen zu erwarten, die nicht einmal die Legitimität der Jahreszeiten anerkennen? Umsturz des Bestehenden, Verachtung des Eigentums und Einführung der roten Republik. Darum, edler Mitheuler, gehe solchen Menschen, die so gekleidet sind, stets aus dem Wege."

„Der Anarchist, der Teiler und der Umstürzer des Bestehenden, trägt einen alten in sich selbst versunkenen Turnerhut, oder läßt gar wie König Lear den Sturm in seinen Haaren wüten. Der friedliebende Bürger und Erzheuler aber, der keinen überflüssigen Kopf zu verlieren hat, weiß den Weg der Kopfbedeckung zu schätzen und sucht darin den Sanitätsrücksichten und dem Patriotismus zugleich zu genügen, indem er in seinem Hause stets eine Schlafmütze trägt. Eine Schlafmütze ist das baumwollene Sinnbild der deutschen Treue und des deutschen Gehorsams, sie ist schmiegsam und sanft, sie ist weich und gutherzig, man kann sie mit Füßen treten und nach allen Seiten zerren: sie bleibt dennoch immer dieselbe und fügt sich den Launen jedes Kopfes. Eine Schlafmütze ist die Krone des Gehorsams und ein wahrhaft deutscher Untertan darf dieser Krone nicht entsagen. Anarchisten, Wühler, Demokraten, Kommunisten und Rotrepublikaner gehen mit dicken gesetzwidrigen Knotenstöcken umher und erschrecken die friedsamen, ruheliebenden Bürger. Ein friedsamer, ruheliebender Bürger aber bedient sich eines soliden, spanischen Rohres mit silbernem oder goldenem Knopf. Besonders aber kündigt er sich dadurch als wahrer Heuler an, daß er den größten Teil des Jahres einen seidenen Regenschirm unter dem Arme trägt. Ein seidener Regenschirm ist das untrüglichste Zeichen des Besitzes. Ein Mensch ohne seidenen Regenschirm gehört dem Proletariat an und ist zu allem fähig. Hat es aber der Mensch auf dieser Erde einmal zu einem seidenen Parapluie gebracht, so kann man sicher darauf rechnen, daß er nie Barrikaden bauen wird. Hütet euch also, meine vielgeliebten Mitheuler, vor Menschen, die in seidener Paraplueielosigkeit leben.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, so sagt das Sprichwort und der Herr von Schmerling. Ein wahrer Heuler wird auch deshalb gewiß alles vermeiden, was einigermaßen mit Risiko verbunden ist. Ein

wahrer Heuler wird nie eine Volksversammlung besuchen, und wenn er eine solche ausnahmsweise besucht, wird er sich so stellen, daß ihm, wenn irgendein Tumult auszubrechen droht, die Flucht nicht erschwert wird. Wird die Stadt von einem Krawall beunruhigt und schreit man „Bürger heraus", so wird ein wahrer Heuler, der Ruhe und Ordnung liebt, Tür und Fensterläden fest verschließen, niemand ins Haus lassen und im Schoße seiner Familie still und ruhig verharren, bis das tapfere Militär seine Schuldigkeit getan und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt ist. Das erfordert die Pflicht der Selbsterhaltung und unter allen heiligen Pflichten hält ein wahrer Heuler diese Pflicht für die allerheiligste. Die Wühler und Anarchisten werden uns zwar vorwerfen, wir hätten keine Courage; aber wir werden lächeln und denken, besser man ist frisch und gesund im Schoße seiner Familie ohne Courage, als daß man umkommt auf den Barrikaden mit der Courage. Viel besser ein Leben ohne Courage, als Courage ohne Leben. Dies werden wir wie gesagt nur denken; aber aussprechen werden wir es nicht, um uns dem rotrepublikanischen Gesindel gegenüber kein Dementi zu geben. Unter uns gesagt, wir Heuler haben wirklich keine Courage und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns zur Courage der Mut fehlt; aber wir bedauern es gar nicht, und zwar deshalb, weil wir gute Bürger sind. Denn Mut erfordert Selbstverleugnung; Selbstverleugnung ist Verrat an sich selbst und ein guter Bürger hält jeden Verrat für eine unauslöschliche Schmach. Was ist denn überhaupt an den Märzerrungenschaften so schön und prächtig, daß ein guter friedliebender Bürger, der etwas zu verlieren hat, sich dafür opfern soll, etwa die Preßfreiheit? Eine schöne Bescherung diese Preßfreiheit! Sie ist nur eine Waffe literarischer Proletarier gegen den Wohlstand friedliebender Bürger und weiter nichts. Oder ist etwa die Volksbewaffnung eine so herrliche Errungenschaft? Gerechter Himmel! Seit die Volksbewaffnung aufgekommen, kommandiert uns jeder Schuhflicker und mancher friedliebende Bürger muß das Bett verlassen, um in Nacht und Nebel die Anarchie von unten zu verhüten und in beständiger Angst vor Prügel und Erkältungen zu leben.

Was ist politische Gesinnung? Was ist Gesinnung überhaupt? Kann man sich ein Vermögen erwerben durch Gesinnung? Wird man dick und fett durch Gesinnung? Kann man mit mehr Appetit essen und trinken durch Hilfe der Gesinnung? Au contraire! Durch Gesinnung kann man das Seinige verlieren, durch Gesinnung kann man eingesteckt werden. Durch Gesinnung kann man gehängt, oder durch Pulver und Blei gestandrechtet werden. Darum hole der Teufel die Gesinnung. Anarchisten, Wühler und Demokraten lehnen sich gegen jede Gewalt auf, weil sie keine Religion haben; ein wahrer Heuler aber, der Ruhe und Ordnung

über alles liebt, unterwirft sich ruhig jeder Gewalt und fängt keine Händel an, denn ein wahrer Heuler hat Religion und denkt: alles kommt von Gott und folglich kommt jede Gewalt auch von Gott, und folglich kommt die polizeiliche Gewalt ebenfalls von Gott, und folglich muß sich jeder fromme Mensch jeder Gewalt unterwerfen und dem General Wrangel gehorchen. Der Mensch steht sich auch viel besser, wenn er Religion hat und keine Gesinnung, als wenn er Gesinnung hat und keine Religion. Darin unterscheidet sich jeder wahre Heuler von dem Wühler, daß der Wühler den Glauben wechselt, aber seiner Gesinnung treu bleibt, während der Heuler seinem Glauben treu bleibt, aber seine Gesinnung wechselt, wenn er überhaupt etwas zu wechseln hat. Daß aber auch in dieser Beziehung der Heuler viel höher steht als der Wühler, versteht sich von selbst, denn die Gesinnung ist für die Erde, der Glaube aber ist für den Himmel. Wie aber ein wahrhaft edler Mensch die Erde dem Himmel opfert, so muß auch ein wahrhaft edler Mensch die Gesinnung dem Glauben opfern. Da nun die Heuler wahrhaft edle Menschen sind, so haben sie nicht nur einen Widerwillen gegen die Gesinnung selbst, sondern auch gegen alle, die eine Gesinnung haben, weil ein Mensch, der Gesinnung hat, zu allem fähig ist, und ein Mensch, der zu allem fähig ist, niemals ein friedliebender Bürger sein kann. Hütet euch also, meine verehrten Mitheuler, vor Menschen von Gesinnung!"

Die Frau ohne Schatten

von Oskar Bie

Mit dieser Oper habe ich nicht gerungen, wie mit Palestrina. Ich habe sie studiert, gehört, kritisiert und bin fertig damit. Wenn ich daran zurückdenke, steht nur die schwarzhaarige, schlanke, sinnlich erregte, eng gewandete, den Körper wie einen Schrein ungestillter Lüste langsam und schwer schleppende Färbersfrau der Barbara Kemp vor meinem Auge. Hier sprang ein Funke über. Hier war eine lebendige Kraft, die sich operndramatisch auswirkte. Sie hat viel zu schreien, und ihre Worte gehen oft in den Tönen unter, ihre Künste sind gesegnet mit dem Segen der Widerruflichkeit, daß man eine an der anderen zerschellen hört – aber es ist ein greifbarer Überschuß da über die Partitur und die Szene und den Inhalt und das Symbol, und es schlängelt sich aus der Hypertrophie der Kunst ein Erlebnis der Bühne heraus, das Blut und Fleisch ist. Bei der Kaiserin sage ich bestenfalls, welche Leistung es

sei, ätherisch und explosiv zugleich zu sein. Beim Kaiser sage ich, er möge ruhig meinetwegen versteinern, denn er geht mich gar nichts an mit seinen Mendelssohnmelodien, in denen er sich vergeblich bemüht, ein Gefühl zu suggerieren. Und der Färber, der arme Barak? Er kann sich mit der Amme zusammentun. Denn beide leiden unter Schicksalsmächten, die sie nicht verstehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß er wert befunden wird, sich zu retten, sie aber nicht, obwohl sie so sehr viel geredet hat, wie er geschwiegen hat. Wenn wir ernstlich fragen, wer diese Schicksalsmächte überwindet, so kann es sich um alle diese gar nicht handeln, ein bißchen vielleicht um die Kaiserin mit ihrem Menschenmitleid, wobei sie sehr viel Symbole durchzukosten hat, aber wirklich und einzig doch nur um die Färberin, die einer Verlockung widersteht, um zu ihrem Mann zurückzukehren. Dieses ist das Menschliche an der Geschichte. Etwas sehr Einfaches trotz aller Zauberei, aber sehr Wahres. Es ist die Frau mit dem Schatten. Sie widerspricht dem Titel der Oper. Sie ist nicht Oper, sondern Drama.

Um sie herum, in erstickender Hitze, ist eine Welt konstruiert von Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten, von Moral und Zauberei, von Realität und Symbol, von Naturalismus und Expressionismus, Geschehen und Idee, Mensch und Geist, von allen Stilen der Dichtung und der Musik, exotische Alterationen, altromantische Melodie, Wagnersche Kosmik, Straußsche Rhythmik, Illustration und Absolutheit, Monodie und Polyphonie, herzliche Schlichtheit und geballte Dramatik, Opernensemble und Orchestersymphonie, Buffolust und aristokratische Distanz, Klang und Seele, dienende Musik und herrschende Musik — daß nur ein einziger Griff das alles zusammenhalten konnte, der Griff des Meisters. Technische Souveränität deckt das Gefüge. Sichere Hand meistert das Widerstrebende. Vollendetes Können entwaffnet die Widersprüche. Bin ich fern von Strauß, habe ich meine klaren Bedenken; bin ich ihm nah, lösen sie sich in dem Reiz und der Überlegenheit seiner Persönlichkeit auf. Zu Hause widersetze ich mich jenen Mendelssohns und Lortzings, die in ihm spuken. Spielt er mir die Kaisermelodie am Klavier vor und sagt: ist sie nicht schön? beiße ich mir auf die Lippen. Höre ich sie in der Oper, bezwingt mich der Klangrausch, der leichte Griff, die reife Handschrift so sehr, daß ich sie ihm glaube, in seiner Art. In seiner Art! Darin liegt immer noch sein ganzer Sieg. Es geht ein Atem von ihm aus. Eine Art, Musik zu fassen, liegt in seiner Hand, durchgeschult, durchempfunden, wie kein anderer uns anspricht. Nicht eigentlich Wärme, sie war es nie, nicht das große hellsichtige Auge einer tonlichen Vision, wie in Salome und Ariadne, nicht der einheitliche künstlerische Wurf, wie in Elektra, aber irgendein persönlicher Reiz seiner musikalischen Vor- und Darstellungs-

art, wie er im Tonmeer badet, wie er die Fäden schlingt und löst, wie er baut und abbaut, wie er schichtet und breitet, wie er die Kurve jede Dynamik abläuft, wie er seinen Klang wirklich erreicht – diese seine Bewegungen rühren uns an, über alle Probleme, in jener sinnlichen Überzeugungskraft, wie sie nur die lebendige Musik hat, wie sie die aufgeführte Oper hat, ein Triumph über alle Logik, Analyse, Wirtschaft, Sozialistik, das letzte Wunder der alten Welt. Hören und gehorchen.

Während ich dies schrieb, kam eine Finsternis mitten am Tage über die Stadt. Ich zündete die Lampe an. Es war wie am Schluß des zweiten Aktes. Übermächte riefen mir zu. Ich stand in einem starken Traum. Alte Wunder schwärmten durch mein Gehirn. Opernzauber rührte mich. Jetzt ist es wieder hell geworden. Und nichts steht mehr vor mir als die schwarze, stramme Färberin, die am Anfang war.

Nun verstehen wir uns ganz. Denn auch sie war in Gefahr der Oper, in Gefahr, süßen Verlockungen zu erliegen, die aus Klang, Zauber, Sinnlichkeit, aus der Augenblicklichkeit ihrer Wünsche sie bedrohten. Sie war nahe daran, ihren Schatten zu verhandeln, ihre Körperlichkeit, ihre Produktivität, ihre Menschlichkeit, um artistischer Lüste willen, für einen verführerischen Geist, für eine transparente Willenlosigkeit, für eine Instrumentation tönenden Werkzeugs. Bis sie den Mann erkannte, das Irdische, die Hilfe und Nachbarlichkeit. Immer wieder wurde sie verstrickt in Dinge, die sie nichts angingen. Mochte die Frau, die ihren Schatten kaufen wollte, doch als Geist vegetieren, solange sie konnte. Mochte der Mann, den sie erretten wollte, doch Stein werden, meinetwegen eine ganze Architekur bei dieser ewigen Geisterei seiner Geliebten. Das waren literarische Vorgänge, die in ihr menschliches Herz wenig Eingang fanden. Sie sah den furchtbaren Riß, der durch unsere Kultur ging, nicht nur die Überheblichkeit des Geistes, auch den gemeinen Materialismus, mit dem ihn diese Amme lenkte, sie sah die Radikalität der proletarischen Brüder ihres Mannes und sah den gemäßigten philosophischen Sinn dieses Mannes selbst, sah den Stil derer von oben und derer von unten, sah die Wunder einer äußeren Mystik und auch die Wunder des still seufzenden Herzens – was sollte sie? Wie sollte sie Drama werden in diesen Verstrickungen? Lösung ihres ganz persönlichen, lastenden, brütenden Schicksals finden? Das schwerer wog als manche Literatur. Und manchmal saß sie und weinte über die Literatur. Dann kamen die finsteren Wolken und die Übermächte ängstigten sie. In der Angst um ihren Schatten wandte sie sich dennoch an den Dichter. Man sagt leicht, sie hätte es nicht tun sollen. Aber in diesen Nöten der Zeit, selbst sich zu helfen, war sie zu schwach.

Hofmannsthal stellt zuerst die Frage an sie: Du hast den Schatten und

doch keine Kinder von Barak? Wie kann ich dich brauchen als Schattenbesitzerin und Schattenverkäuferin, wenn auch du gar nicht die sichtbaren Erfolge deiner Körperlichkeit aufweisest und von der Kaiserin dich also nicht unterscheidest, der schattenlosen? Nein, ich muß gerecht sein, ich muß der Kaiserin geben, was der Kaiserin gebührt, ich muß dich des Schattens erst würdig erweisen und muß der Kaiserin helfen, indem ich ihr den Schatten gebe, auch ohne Verkauf, ich muß eine höhere Macht über euch beide stellen, die euch über alle solche Handelsgeschäfte hinüber schließlich aus tiefster Weisheit schenkt, was euch gedeiht. Ich brauche zwei Reiche, das irdische und das überirdische. Ich kann die höhere Macht, die ich Keikobad nennen will und die euch durch Prüfungen auf den Heilsweg leitet, aber so, daß das Heil in euch selbst entspringt, nur zweiseitig, zweibühnig, zweiweltlich wirken lassen. Alles Keikobadische hat drei Stufen des Daseins. Ganz oben, über dem Theater, auf dem Schnürboden der Weltweisheit, thront diese Gottheit, die weder singt, noch spricht, nicht einmal tanzt. Dann auf dem Podium der kaiserlichen Terrassen, die ich vom Griechen Aravandinos in stilisiertem Geschmack bauen lasse (es ist das Aidapodium, 50 cm zu hoch, aber sonst neu würde es heute 90000 Mark kosten), vollzieht sich die Mystik. Und ganz unten, in der Färberhütte vollzieht sich die Realistik. Ich zaubere zuerst die Mystik hinunter ins Reale, dann lasse ich das Reale in den Stil steigen, und verlange von euch Färbersleuten zuletzt einen vollendeten Expressionismus, in dem ihr euch mit den Kaiserlichen trefft, worauf die Erlösung in den Schatten beiderseits vollzogen ist. Die Färbersfrau verbeugte sich und las diesen Text in Garmisch zur Sommerszeit und bewunderte die großen poetischen Schönheiten, aber die Zweifel waren ihr nicht ganz genommen und sie korrespondierte um ihr Schicksal noch lange Zeit mit dem Dichter.

Da hatte dieser eine Offenbarung. Er breitete den Teppich des Märchens aus. Er tauchte zwei Federn, die eine in die leuchtende Klarheit von Goethes Märchen, die andere in die moralische Arabeske von Tausend- und eine Nacht, und schrieb nach dem Text die Märchennovelle, nach dem Bühnenstück den Prosaband, und siehe, eine köstliche Landschaft wuchs um seinen Stoff, der so verzweigt war in Figuren, Sentenzen, Symbolen und Zaubereien, und er fand den Atem, diese Dinge in langem Zug zu sagen, und es quoll in ihm der süße Wein der Phantasie. Er brauchte nicht mehr von dem Podium herab- und wieder heraufzusteigen, er brauchte nicht in geizige Szenen den Reichtum eines langlaufenden inneren Bildes zu zwängen. Wasser und Berg, Palast und Hütte strömten ihre Grenzen ineinander aus, und Raum und Zeit lustwandelten um sie nach Belieben. Versteinung des Kaisers — es wurde ein Kapitel

klingender Mystik in dem tiefgeschauten Rhythmus der Wandlung aller Erscheinungen vom Bilde zur Statue, vom Traum zum Nichts. Der Weg der Amme und Kaiserin zur Färberhütte, er wurde eine Vision der Materie in der Luft und in der Stadt, vorbereitend die Seelenumschaltungen. Die Seele der Kaiserin, keine Opernfigur, wurde wach im stummen und nahen Wirken des Mitleids unter dem Druck einer geheimnisvoll überrealen Atmosphäre bei den Färbern. Färberluft, sie strahlte Motive aus, Färberisches, Farbenwandelndes, Farbenstimmungen der Kleider, die mit Seelenstimmungen kommen und gehen, in idealer Landschaft, Wirkliches, Unwirkliches, Vierdimensionales, Enharmonisches in der Wandlung und Beziehung alles Geistes und alles Stoffes aufeinander, ein Märchenfest der Ideen und Dinge, wie es da ganz oben, weit über der Bühne, Herr Keikobad sich in sein Lebensbuch geschrieben hätte, ohne die drallen Akzente einer Premiere, gebreitet in dem weisen und feinen Ornament, das das Leben da unten beruhigt und auf seinen gleichen Stil gebracht hat.

Die Färberin las das Märchen und bewunderte wiederum die poetischen Schönheiten, aber als sie sich nach ihrem Schatten umsah, bemerkte sie, daß er in dem Märchenspiel des Buches sich verloren hatte, weil er ein Ornament des lieblichen Teppichs geworden war, wie alles andere. Die Gerechtigkeit der poetischen Moral und der Garten des orientalischen Stils galten ihr nicht so viel, um ihr Blut dabei zu riskieren. Sie hatte immer die Stile gefürchtet und zitterte nun darum, sich in eine Romantik zu verlieren, deren Distanziertheit sie leicht völlig vergeistigen konnte, so daß sie sich gleichsam verstorben und gedruckt und schön eingebunden vorkam. In ihrer Hilflosigkeit wagte sie das letzte Mittel und wandte sich an den Musiker. Der Musiker versprach ihr über die Etagen des Textes, über die impressionabeln und expressionablen Stilwettkämpfe, über die Risse und Abgründe der verschiedenen Parteimeinungen und Interessen mit seiner Kunst einen solchen versöhnenden Zauber der Redaktion zu breiten, daß sie ganz entzückt sein würde von der Einheitlichkeit der Methode, ihr den Schatten und, was sie sonst nur wünschen konnte, zu motivieren und zu erhalten. Da sie entschieden geneigt war, dem literarischen Märchen eine sinnliche und temperamentvolle Existenz im Leben der Bühne vorzuziehen, schlug sie ihm in die Hand und kaufte sich eine Karte für hundert Mark ins Parkett der Oper.

Sie war entzückt von der Macht der Töne und der großen Kunst, die ihr Meister da zur Vollendung brachte, aber sie konnte ein Gefühl nicht leugnen, als ob sich ihr Wille im Kreise herumdrehte. Bald verschlang der Gesang die Schönheit des ihr bekannten Textes, bald das rauschende Orchester den Gesang, bald der märchenhafte, tiefsinnige Inhalt beides

zusammen, und wenn schon die Stile sie bisher aufs äußerste geängstigt hatten, so sprangen sie hier in solcher Vielheit und Widersetzlichkeit, in solcher hüpfenden Fülle unter dem Mantel der unbefangenen Musik einher, daß sie es schwer hatte, die Qualitäten, die der Musiker von Fach mit ungetrübter Freude einsaugt, ganz zu genießen. Ihr lag ja nicht an der Musik allein, am lieblichen Musizieren aus sich selbst und in der Wonne vielverschlungner Melismen und Akkorde, ihr lag an einer höheren Bestimmung, die sie Mühe hatte, unter dieser Überschwenglichkeit hindurch zu fühlen. Es gab Momente, wo ihr die Aufführung wie ein übergewachsener Betrieb erschien, der sich kaum noch selbst kontrolliert. Wo die Künste, die geistigen Anspannungen, die verfügbaren Stile, die Formen der Sprache und die der Musik, die Prinzipien der Nachahmung und die der Symphonik und Kontrapunktik und Thematik, wo diese ungeheure, durch Jahrzehnte fortgeübte und fortgesteigerte Anhäufung von übereinander getürmten Ausdrucksmitteln sie zu ersticken drohte. Sie wußte ihr Schicksal und ihren Text. Und wer ihn nicht wußte? Als sie mit Barak, in den Höhlen der geängstigten Ehe, ein prachtvolles Opernduett sich singen hörte, erkannte sie sich kaum wieder. Musik machen, warum nicht? Aber bald diese Musik, bald jene, bald Kaisermelodie, bald Kaiserinexotik – wo finde ich den Menschen? Sie sagte niemandem etwas über ihre Entdeckungen, sie lobte die Arbeit und regte die Hände und begrüßte den Meister und trank ihm zu und stellte ihn über die Zeit.

An demselben Abend aber, als sie mit Barak allein war und die Stile sich in die Ruhe ihres wiedergefundenen Glücks niedersenkten, überdachte sie das Menschliche und besprach es lange mit ihm in ihrer neuen Liebe. Als sie sich endlich Mutter fühlte, reckte sie sich hoch und schön auf und erkannte im Geiste ihr Kind, einfach, stark, groß und jung.

Concours politiques

von Justus

Die Wahlen zur „verfassunggebenden" Deutschen Nationalversammlung waren eine Improvisation. Die Parteien, das Parteienparlament des Vornovember hatten die Revolutionswellen überspült; sie lagen unter den Trümmern des alten Staats begraben, in dessen Gefüge sie ihre Nester gebaut hatten. Ihre Auferstehung wurde von vielen gewünscht, von anderen verabscheut; aber für den Augenblick rechnete

niemand mit ihnen. Neue Machtträger waren da: Räte, Vollzugsausschüsse, Volksbeauftragte. Auf sie blickte, vor ihnen duckte sich Alles. Die Parteien waren eine Erinnerung, für manche eine Hoffnung; aber sie waren keine Macht, mit der man sich zur Stunde auseinanderzusetzen hatte.

Da entlockten die mehrheitssozialdemokratischen Führer, die sich als gute Routiniers und mäßige Talente nach den Bequemlichkeiten und Sicherungen des parlamentarischen Regimes sehnten, dem ersten Rätekongreß die Zustimmung zur Wahl einer Konstituante. Binnen Monatsfrist sollte gewählt werden. Zum Wählen braucht man Parteien.

Naive Leute könnten meinen, daß nach einem so vollständigen Zusammenbruche, wie es der des wilhelminischen Deutschland gewesen ist, auch die Parteien neu entstehen müßten, weil die alten ja mit ihrem ganzen geistigen Gehalt auf die Voraussetzungen, Bedürfnisse und Strebungen der alten Zeit eingestellt waren. Daß also, um es konkret und praktisch auszudrücken, ein paar junge Pionierbegabungen, die bisher kein Parteisekretär gekannt und respektiert hat, mit neuen Ideen, neuen Zielen, einem neuen Arbeitsprogramm auftreten und die nach solcher Führerschaft verlangenden Anhängerscharen um sich sammeln. Daß ein neuer Geist (ich bitte um Verzeihung, wenn ich dies von tausend geistlosen Schreiern und Schreibern mißbrauchte und in Verruf gebrachte Wort anwende) sich in berufenen Persönlichkeiten durchsetzt und sich, nachher erst, die Partei- und Organisationsmaschine baut, die er braucht, um seine Kraft zu bewahren und zu entfalten.

Solch' idealistische Erwartung ist betrogen worden. Die jungen Pionierbegabungen, die unser Parteiwesen in neue Sphären heben sollten, haben sich nicht gefunden. Und wenn sie sich gefunden hätten, so wären sie, im Kampfe um die Macht, kläglich gescheitert. Man kann nämlich, leider Gottes, die Parteimaschine nicht erst nachher schaffen, wenn die alten Parteimaschinen da sind und, gutgeölt, ihre Räder drehen. Das bewährte Parteivorstandsmitglied, der erfahrene Parteisekretär hätten den Pionierpolitiker mit hämischer Überlegenheit abgefertigt. „Sie haben neue Ideen, junger Mann, neue Zielsetzungen und Arbeitsmethoden, mit denen Sie uns alte Routiniers an die Wand drücken wollen? Schön. Haben Sie eine Presse mit Hunderttausenden von Lesern, die diese Ideen verficht? Haben Sie ein paar hundert Wanderredner, die überall Versammlungen abhalten und den Leuten Ihre Gedanken mundgerecht machen? Haben Sie ein Büro mit Adressenkartothek und Flugblätterfabrik? Haben Sie das Geld, das zu all dem nötig ist, oder haben Sie wenigstens eine Ahnung, woher Sie es kriegen können? Nein, Sie haben weder Büros, noch Zeitungen, noch Sekretäre, noch Wanderredner, noch Geld, Sie haben nur Ihre sieghaften Gedanken? Nun, Verehrtester, dann würden

wir Ihnen doch in Ihrem eigenen Interesse dringend raten, zu uns zu kommen und es uns zu überlassen, ob wir aus Ihren werten Ideen das eine oder andere für uns brauchbare Schlagwort münzen können. Wir verstehen uns darauf, das können Sie glauben. Wenn Sie hübsch brav und fleißig in der Agitation mitarbeiten, keine Seitensprünge machen und der Parteileitung mit Ihren sogenannten neuen Gedanken keine Unbequemlichkeiten bereiten, werden wir Sie vielleicht sogar an zwölfter Stelle auf unsere Wahlliste für den Bezirk Posemuckel setzen. Bei der viert- oder fünftnächsten Wahl sind Sie dann so weit aufgerückt, daß Sie Abgeordneter werden. Und dann eröffnen sich Ihnen unbegrenzte Möglichkeiten, — falls Sie sich sie nicht selbst durch unvernünftiges Beharren auf unpraktischen Ideen zerstören."

Es stand also fest, daß die alten Parteimaschinen wieder angekurbelt werden mußten und es ergab sich ganz von selbst, daß die alten Maschinenmeister sie ankurbelten. Andererseits erkannte man, daß Firmenänderungen, „Umgründungen" und Fusionen unentbehrlich waren. Die Führer liefen ein bißchen durcheinander, bis sie sich entschlossen, bei der alten Firma zu bleiben oder zur benachbarten Konkurrenz hinüberzuwechseln. Alle Parteien ließen sich neu eintragen (mit Ausnahme der sozialistischen Gruppen nannte sich jetzt jede irgendwie „Volkspartei") und frischten, ohne die Maschinenmeister, die guten alten „Bonzen" zu verdrängen, ihr Personal ein wenig auf, damit das Publikum ihre Strebsamkeit erkenne.

Das Publikum, dem sich die neu angestrichenen und etikettierten Parteien präsentierten, war zunächst etwas desorientiert. Die Gewitztesten sahen durch die Vermummung und übersetzten sich einfach: Deutschnationale gleich Konservativen, Volkspartei gleich Nationalliberalen, Demokraten gleich Fortschrittlern. Sie urteilten nicht völlig, aber doch zu achtzig bis neunzig Prozent richtig. Die anderen suchten auf Grund nicht ganz klarer Gefühle, nicht ganz deutlicher Stimmungen und Vorurteile, und mehr oder minder zutreffend erfaßter Agitationsphrasen ihre Stellung zu den scheinbar neuen Richtungen. Das meiste taten dabei noch die Namen: die Namen der Parteien und die Namen der Kandidaten. Wenn man die Firmenbezeichnungen national, christlich, demokratisch hörte, oder die Namen Gräfe, Erzberger, Stresemann, Dernburg, so hatte man (oder hatten wenigstens viele) doch handfeste Assoziationen, mit denen sich immerhin etwas anfangen ließ. Dazu kamen dann als weitere Orientierungsmittel ein paar besonders laut ausgeschriene Augenblicksparolen: der Antisemitismus bei den Deutschnationalen, der Antimilitarismus und pazifistische Idealismus bei den Demokraten.

So wurde die Nationalversammlung gewählt. Sie sah, abgesehen von Stärkeverschiebungen der Gruppen, genau so aus, wie der vorrevolutionäre

Reichstag. Die alten Parteimaschinen liefen wieder und sie hatten ihre Schuldigkeit getan.

Die Nationalversammlung tritt ab, — etwas früher als sie eigentlich wollte; es wird zum ersten Reichstag gewählt. Dieselben Parteien, dieselben Parteimaschinen beherrschen das Feld. Die Pionierpolitiker sind immer noch nicht da. Doch halt; irgendwo in Sachsen ist eine „parteifreie" Liste aufgestellt worden. Sie enthält anscheinend die Namen einiger jener „jungen Politiker", die sich in einem „Ring" zusammengeschlossen haben, in Berlin eine von der Tagespresse ignorierte und deshalb weitesten Kreisen unbekannte Wochenschrift herausgeben und übrigens teilweise — leider in bedauerlich ungleichmäßiger Qualität — ganz vernünftige Gedanken vertreten. Da haben wir also unsere Pioniere. Es ist ihnen offenbar geglückt, so viel Geld zusammenzubringen, daß sie einen Wahlkreis im Reiche „bearbeiten" können. Die Zeitungen versichern, daß dem Unternehmen keine politische Bedeutung zukomme. Das dürfte stimmen.

Die Parteien sind die alten und die Übersetzungen ihrer Namen, die ich vorhin erwähnte, sind auch heute noch so ziemlich zutreffend. Aber es ist doch ein neues Element in ihr Wesen gekommen, das sie allmählich verändert. Oder vielmehr ein Ferment. Dieses Ferment ist der Ehrgeiz und das Machtstreben des Berufspolitikertums.

Auch früher gab es Berufspolitiker, — das heißt Leute, die einen guten Teil ihrer Zeit den Partei- und Parlamentsgeschäften widmeten und sich immer wieder zu Abgeordneten wählen ließen. Aber da im Obrigkeitsstaate kein Weg von den Abgeordnetenbänken zur Regierungsestrade hinaufführte — nur ganz ausnahmsweise fand mal ein besonders Glücklicher einen Schleichpfad — so wurzelten jene Berufsparlamentarier doch eigentlich außerhalb des Parlaments. Sie waren Schriftsteller oder Redakteure, Syndikusse oder Anwälte, Verbandssekretäre oder Aufsichtsräte. Daß sie zugleich Abgeordnete waren, sicherte und festigte ihre Berufsstellung, förderte ihren Aufstieg in der Sphäre, in der sie arbeiteten, gab ihnen bisweilen Gelegenheit zu besonderen Geschäften und Verdiensten. Aber die Grundlage ihrer Existenz lag doch eben außerhalb des Parlaments in den Interessenkreisen, in die sie ihr „bürgerlicher" Beruf einschaltete. Die Gesichtspunkte und Wünsche dieser Interessenkreise gaben in Zweifelsfällen auch für sie den Ausschlag; ohne zwingende Not von ihnen abzugehen und Kompromisse zu schließen wäre für diese Art von Berufspolitikern, die doch meist nur im Dienste, bestenfalls trotz ihres Berufes Politiker waren, widersinnig gewesen. Dieser Parlamentariertyp paßte ganz vortrefflich zu der Schichten- und Klassenhaftigkeit, der Unversöhnlichkeit und Verbissenheit, der rein kritischen Einstellung der alten Parteien.

Der Parlamentarismus macht aus den Berufsparlamentariern die bevorzugten Kandidaten für Minister-, Unterstaatssekretärs-, Botschafter- und andere ehrenvolle und anständig bezahlte Staatsposten. Dadurch tritt eine gewaltige Veränderung ein: das Berufsinteresse des Berufspolitikers wird verschoben. Früher sah er aus dem Parlament hinaus — auf die Interessensphäre, in der er dauernd seine Existenz und seine Betätigung hatte. Jetzt blickt er auf die persönlichen Aufstiegsmöglichkeiten, die sich ihm im Parlament, durch das Parlament erschließen und für deren Verwirklichung er nicht nur von seiner eigenen Interessengruppe, seiner Partei abhängig ist, sondern auch von anderen, gegnerischen Parteien und ihren Führern.

Die Berufspolitiker, die eine Ministerkarrière vor Augen haben, sehen einander alle ziemlich ähnlich und sie nehmen, als wissende Auguren, auch die Parteidifferenzen, die zwischen ihnen bestehen, nicht sonderlich tragisch. Die Unterschiede des Starts sind schließlich nicht so wichtig, wenn man nach einem gemeinsamen Ziele läuft. Nach außen werden diese Differenzen natürlich unterstrichen — ebenso scharf, vielleicht sogar noch schärfer als früher. Das ist notwendig, um die Anhänger und Wähler, die ja nicht Minister werden können und weiter ganz in ihrer besonderen Interessensphäre stecken bleiben, zu beruhigen, dann auch, um die Partei, der man selbst angehört, zu stärken und so die eigenen Chancen zu verbessern. Aber hinter dieser absichtsvoll zur Schau gestellten Gegnerschaft fühlen sie doch alle die geheime Solidarität der Ministrablen. Während sie von der Versammlungstribüne mit tönenden Worten verkünden, daß die Konkurrenzpartei ein Krebsschaden des Landes sei, und daß kein vernünftiger und anständiger Wähler ihr seine Stimme geben dürfe, denken sie an die Stunde, in der sie mit den Häuptlingen dieser gemeingefährlichen Gruppe beisammensitzen werden, um die Ämterbeute aufzuteilen.

Eine sehr charakteristische Wirkung der neuen Antriebe, die der Parlamentarismus bei den Berufspolitikern auslöst, ist das allgemeine Bestreben, die Basis der Parteien möglichst zu verbreitern. Nur die Richtungen, die vorläufig gar keinen Anteil an der parlamentarischen Herrschaft anstreben — also zur Zeit alles, was links von der Mehrheitssozialdemokratie steht — geben sich offen als scharf abgegrenzte Minderheitsgruppenparteien. Alle übrigen möchten irgendwie Sammelparteien sein. Zwar können und dürfen sie ihre Schichten-, Klassen- und Interessenabstammung nicht völlig preisgeben; sonst lägen sie bei ungünstiger Konjunktur entwurzelt am Boden. Aber sie mühen sich doch heiß, durch den Schein der Universalität möglichst viel Mitläufer heranzuziehen. Früher bedeutete eine große Zahl von Mitläufern nur verstärktes Gewicht der von der Partei eigentlich und

tatsächlich vertretenen Gruppeninteressen. Heute bedeutet sie unter Umständen Regierungsfähigkeit, mehr Einfluß in der Regierung, mehr Staatsposten für die Parteiführer.

Deshalb wird bei der „geistigen" Einstellung der Wahlagitation nicht mehr gefragt, welche Kreise die Propaganda der Partei erfassen soll, sondern, auf welche sie — mehr oder minder notgedrungen — verzichtet. Parteien verzichten auf bestimmte Gruppen, weil sie bei ihnen von vornherein keine oder so gut wie keine Aussichten haben, weil sie Gefahr laufen, durch das Werben um sie den Stamm ihrer zuverlässigen Anhänger zu verstimmen oder abzustoßen, oder weil sie sich von der Bekämpfung jener Gruppen Erfolge in anderen Kreisen versprechen, die ihnen schließlich mehr Stimmen zuführen. Die Deutschnationalen verzichten aus den eben dargelegten Gründen auf die Juden und auf die Arbeiter; aber selbst dies letztere suchen sie in ihrer Phraseologie, freilich mit wenig Glück, zu verschleiern. Die Partei der Mehrheitssozialdemokraten, die heute in typischer Weise vom Machtstreben des Berufspolitikertums beherrscht wird, verzichtet nur auf die „Reichen", die „Militaristen" und die „Junker".

Die Sammelpolitik der Parteien vereinheitlicht naturgemäß auch die Schlagworte, mit denen sie zu werben und zu locken suchen. Jede verspricht Gerechtigkeit gegen alle Stände und Klassen und allgemeine Volksbeglückung. Nur daß jede die Interessen, die gewissermaßen ihre Stamminteressen sind, mehr oder minder auffällig unterstreicht und die Interessen der Kreise, auf die sie verzichtet, ausschaltet oder offen bekämpft. Und daß selbstverständlich jede behauptet, nur sie allein könne das Reich der Gerechtigkeit und Wohlfahrt aufrichten und erhalten; die Konkurrenz sei dazu weder willens noch fähig. Im Polemischen rennt man mit Messer und Revolver gegeneinander an; aber im Positiven sind die Parolen der Parteien, namentlich der bürgerlichen, dank der Sammelpolitik, einander gar nicht so unähnlich. Man mache nur einmal die Probe aufs Exempel und lege die Volksbeglückungsprogramme aus dem deutschnationalen und dem demokratischen Wahlaufrufe nebeneinander.

Die Sammelpolitik wäre ein entscheidender Gewinn, sie könnte uns vor dem alten und verhängnisvollen Übel der Klassen- und Schichtenhaftigkeit unserer Parteien befreien, wenn sie ernsthaft, sachlich und aufbauend wäre. Aber sie ist nicht sachlich und aufbauend, sie ist bloß mandats-, macht- und kompromißlüstern. Die Sonderinteressen, die die Parteien früher mit einer gewissen Ausschließlichkeit vertraten, hatten ihr eigenes Schwergewicht. Die Versprechungen, die sie jetzt freigiebig nach nach allen Seiten verteilen, um Stimmen zu fangen, haben keines. Sie können keines haben. Denn es gibt vorderhand noch nicht eine einzige

Partei in Deutschland, die sich tatsächlich innerlich — nicht bloß agitatorisch und demagogisch — aus einer Partikular- zu einer Universalpartei entwickeln könnte. Jede muß ein bestimmtes, fest abgegrenztes Stück Gesellschaftsboden haben, in dem sie wirklich und dauernd wurzelt. Verlöre sie diese ihr eigentümliche Basis und Sicherung, so wäre, bei der Zahl der Konkurrenten und der Stärke der Konkurrenz, das Risiko zu groß.

Was wir heute in Wahrheit haben, sind partikularistische Parteien mit universalistischem Firnis, der in Wahlzeiten dick aufgetragen wird, nachher abbröckelt, um bei der nächsten Wahl wieder aufgefrischt zu werden, und mit allerdings verminderter Zuverlässigkeit für die Vertretung der partikularen Interessen, von denen sie ausgehen. Die Schärfe und Einseitigkeit der Interessenvertretung geht bis zu einem gewissen Grade verloren, weil man Regierungsmacht erobern und behaupten will und sie deshalb mit anderen Partikularparteien teilen muß. Das Resultat ist also, notgedrungen, doch eine Art Universalismus. Aber dieser erzwungene Universalismus ist nicht schöpferisch und aufbauend, sondern negativ und kompromißlich. Er entsteht nicht als Verwirklichung allgemeiner, grundlegender Erneuerungsideen, sondern durch gegenseitiges Beschneiden und Wegschachern von Sonderwünschen. Wie steril er ist, wissen wir ja nach diesen eineinhalb Jahren Koalitionsregierung einigermaßen.

Möglich, daß die Notwendigkeit zwischen Sonderinteressen, Scheinuniversalismus und Koalitionsbedürfnissen zu lavieren, die Wurzeln der Parteien schließlich doch aus ihrem Mutterboden heraustreibt, daß dann einige verschwinden und die übrigen wirklich universalistisch werden. Aber das ist eine Frage von übermorgen — wenn die gegenwärtigen Parteien dieses Übermorgen erleben.

Sonderbar wirkt es, wenn die Parteiagitation die Verärgerung der Wähler über Parteiwesen und Parteimacht ausnutzt. Ich meine dabei nicht den Kampf der Radikalen von rechts und links gegen den Parlamentarismus und für eine Obrigkeits- oder Minderheitsdiktatur; da liegen ja die Wurzeln, Triebkräfte und Ziele klar zutage. Ich meine die fast bizarre Erscheinung, daß herrschaftslüsterne Parteien für Beschränkung der Parteiherrschaft eintreten, weil sie damit breite Resonanz zu finden hoffen. Die Sammelpolitik spielt wieder eine entscheidende Rolle. Man proklamiert parteifreie Führung wichtiger Verwaltungszweige, sachliche, nicht parteipolitische Ämterbesetzung. Die beiden Oppositionsparteien der Rechten verlangen auch die „Kammer der Arbeit", ein Konkurrenzorgan des allgemeinen Parteienparlaments, das schon begrifflich dessen Macht mindert.

Die Forderung der „Kammer der Arbeit" wird von dieser Seite sicher nicht ohne interessenpolitische Hintergedanken aufgestellt. Man möchte

bestimmten Gruppen — Unternehmern, Grundbesitzern — eine stärkere Machtvertretung sichern, als sie sie in einem Parlament allgemeinen und völlig gleichen Wahlrechts erlangen können. Aber das ist an sich noch kein Unglück; eine wirklich organisch gegliederte und zusammengefaßte Selbstverwaltung kommt ja in der Tat mit dem nackten nivellierenden Zahlmaßstab nicht aus, sondern muß auf den der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Funktion zurückgreifen. Nicht in der Interessenpolitik liegt die Gefahr, sondern in der Schlagwortpolitik. Wenn diese ganzen, anscheinend fruchtbaren Ideen, nur als Schlagworte gemeint und verstanden sind, nützt auch der Versuch ihrer Verwirklichung nichts. Wenn die „Versachlichung" der Verwaltung und der Ämterbesetzung nur ein Schlagwort ist, kommt als praktisches Ergebnis höchstens eine Revision der parteipolitischen Ämterverteilung heraus. Wenn die Kammer der Arbeit nicht als Krönung einer neuen und in sich geschlossenen Organisation der Gesamtwirtschaft begriffen und hingestellt wird, ist sie ein wertloser Diskutierklub.

Es wäre ja innig zu wünschen, daß die paar aufbauenden Gedanken, die etliche bislang einflußlose Köpfe seit dem Zusammenbruch hervorgebracht haben, verbreitet und verfochten werden. Aber ernsthaft, wie sie gemeint waren, nicht verflacht und travestiert.

In diesem wie in jedem Wahlkampfe wird sehr viel von Korruption geredet. Die Regierungsparteien und die linken Oppositionsparteien werfen den rechten Oppositionsparteien vor, daß sie sich von kapitalkräftigen Interessenten kaufen lassen. Die rechten und die linken Oppositionsparteien werfen den Koalitionsparteien vor, daß sie die Verwaltungs- und Finanzmacht der Regierung benutzen, um das Wahlergebnis in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Die Interessenten und Interessentengruppen drängen sich in alle Parteien, die überhaupt zu positiver, parlamentarischer Arbeit bereit und nicht von Haus aus exklusive Minderheitsvertretungen sind. Sie bieten ihnen Unterstützung in Geld oder Stimmen und verlangen dafür Berücksichtigung ihrer Wünsche, — sei es durch Interessentenkandidaturen, sei es durch Abmachungen über die Parteihaltung in bestimmten praktischen Fragen. Kapitalistische Interessenten geben Geld für die Wahlpropaganda. Interessentenorganisationen mit zahlreicher Mitglied- und Anhängerschaft versprechen Stimmen oder vielmehr kostenloses Werben um Stimmen. Die geldliche Korruption erscheint als die weitaus üblere. Aber Korruption ist auch das andere. Jede Sonderabmachung mit bestimmten Interessenten widerspricht dem universalistischen Charakter, den die Parteien nach außen zur Schau tragen. Sie ist ein Betrug an den Gruppen — den vielleicht

ganz entgegengesetzt interessierten Gruppen – um die sie sonst noch werben. Sie wird deshalb, wenn's möglich ist, genau so geheim gehalten wie die kapitalistischen Wahlfondsspenden.

Übrigens ist auch das Verhältnis zwischen den Teilnehmern an diesen Korruptionsvereinbarungen ziemlich unaufrichtig. Die Parteien wissen, daß sie ihre Versprechungen nur zu einem kleinen Teile oder gar nicht halten können, weil sie in der Opposition einflußlos, in der Regierung aber durch hundert Kompromißnotwendigkeiten gehemmt und gebunden sein werden. Die Interessenten wissen das auch. Die suchen deshalb Zusatz- und Rückversicherungen und betrügen unbedenklich jede ihrer Parteibräute mit einer oder mehreren anderen. „Am sichersten ist es," schreibt der Demokrat Dove, „wenn die Berufsgruppe bei jeder Partei die auf ihrem Boden stehenden Interessenvertreter präsentiert, die dort mit der gleichen Statistenzahl des hinter ihnen stehenden Chors die ängstlichen Gemüter der berufsmäßigen Wahlmacher in Schrecken setzen. Die Parteirichtung tritt dabei mehr in die zweite Linie."

Hätte diese unsaubere Methode den Erfolg, der von den Interessentengruppen angestrebt wird, so würde sie hinten herum eine Art berufsständischer Vertretung schaffen und die scheinuniversalen politischen Parteien zersetzen. Denn die Interessentenvertreter gingen ja, über ihre Parteien hinweg, bei allen Angelegenheiten ihrer Gruppen zusammen. Aber gleichzeitig ist das Machtstreben und die Kompromißbereitschaft des Berufspolitikertums am Werke, die Interessenvertretung innerhalb der Partei zu zersetzen. Der Mann, der heute als Mandatar der Spiritusindustrie kandidiert, denkt vielleicht schon morgen, als Abgeordneter, weniger an die Interessenten, die seinen Wahlfond zusammensteuerten, als an die politische Karriere, mit der ihn, wenn er fügsam und verständig ist, die Parteibonzen locken. Das Geschäft bleibt immer nach beiden Seiten unehrlich; und es hängt einigermaßen vom Zufall ab, welcher Teil am Ende gründlicher betrogen ist.

Über die Korruption, die in der Benutzung des Regierungsapparates und der Regierungsgelder zur Wahlbeeinflussung liegt, ist wenig zu sagen. Entrüstung ist kaum am Platze. So wenig es jemals eine Regierung gab und geben wird, – sie sei konservativ, demokratisch, sozialistisch oder bolschewistisch – die die Pressefreiheit auch auf die Gefahr hin respektierte, an ihr zugrundezugehen, – so wenig wird irgendwo und irgendwann eine Regierung darauf verzichten, mit allen Macht- und Lockmitteln, die sie ohne überwiegenden Schaden, ohne allzu gefährliche Selbstkompromittierung anwenden kann, auf Wahlen einzuwirken, wenn diese Wahlen für sie Sein oder Nichtsein bedeuten. Der Besitz der Macht schließt das Streben ein, sich in der Macht zu behaupten.

Während die bürgerlichen Parteien, namentlich die Demokratische und die Deutsche Volkspartei, sich allmählich mit den typischen Eigenschaften universalistisch angestrichener, parlamentarischer Geschäftsparteien durchsetzen, die die politischen Gruppen in anderen parlamentarisch-demokratischen Ländern längst aufweisen, suchen die Arbeiterparteien, verworren, aber mit — teils wirklicher, teils gespielter — Leidenschaft, einen anderen Rahmen, ein neues Erdreich, in dem sie wurzeln können.

Zwischen beiden Sphären eingeklemmt ist die Mehrheitssozialdemokratie. Von ihren Führern und Funktionären wird sie krampfhaft im Bezirke der parlamentarischen Geschäftsparteien festgehalten. Von einem Teile ihrer Anhänger, von dem Teile just, der die stärkste politische Bewußtheit und Logik für sich in Anspruch nehmen kann, wird sie mit heftiger Energie aus jener Region fortgezerrt. Zwischen dem praktischen Kompromißparlamentarismus der Parteileitung und der Sehnsucht der Gefolgschaft nach Umsturz und Neuverteilung der Herrschaft klafft ein Abgrund, über dem sich die Seiltänzerkunst der gerissensten Parteiagitatoren produziert.

Jede Partei, die sich den Bedürfnissen des Parlamentarismus anpaßt, steht vor der Schwierigkeit, die Stammtruppe ihrer Anhänger mit der universalistischen Ausweitung zu versöhnen, die sie um der Steigerung ihrer Macht willen anstrebt. Aber nirgends ist diese Schwierigkeit so riesengroß wie bei der Sozialdemokratie. Die einzelnen bürgerlichen Interessengruppen sind von vornherein auf Teilung der Herrschaft eingestellt, — wenigstens auf Teilung der Herrschaft untereinander. Jede wünscht für sich Vorsprung und Begünstigung; aber kaum eine verlangt grundsätzlich ein ausschließliches Machtmonopol. Die Arbeiter sind von der Sozialdemokratie durch Generationen dazu erzogen worden, ein absolutes Machtmonopol zu begehren und als notwendige und natürliche Frucht der proletarischen Revolution zu erwarten.

Und nun müssen die mehrheitssozialdemokratischen Führer den Arbeitern eine doppelte Herrschaftsteilung plausibel machen: in der Partei selbst, die ja universalistisch über das Lohnproletariat hinausstrebt, die Beamten, die bürgerlichen Diener des Kapitalismus anzuziehen sucht und selbst weite Gruppen von Besitzenden — die Bauern, den sogenannten selbständigen Mittelstand — nicht abstoßen möchte, und in der Koalition mit bürgerlichen Richtungen. Das erste ist schwer, das zweite ist schwerer. Um den Widerspruch der exklusive Herrschaft heischenden Arbeiter zu betäuben, muß die Partei zu einem Taschenspielertrick greifen, den keine andere nötig hat: zu der Vorspiegelung nämlich, daß sie für sich allein jetzt oder doch bald eine parlamentarische Stärke erreichen könne, die jedes Paktieren mit einer anderen politischen Gruppe überflüssig mache. Die Demokratie wird gegen die Klassenherrschaft mit der tröstenden Begründung vertreten, daß

sie von selbst binnen kurzem zur Klassenherrschaft — zur Herrschaft der Lohnarbeiterklasse, der sich eine Anzahl anderer Schichten freiwillig anschließen und unterordnen — führen werde. Mit dieser Vortäuschung praktischer Identität von parlamentarischer Demokratie und Arbeiterherrschaft haben die Häupter der Mehrheitssozialdemokratie das Proletariat im Winter 1918 beschwichtigt; mit ihr suchen sie es (sicher noch weniger gutgläubig) im Sommer 1920 bei der Stange zu halten.

Aber auf die Dauer geht das natürlich nicht. Wenn die Mehrheitssozialdemokratie ihre Voraussage nicht wahr machen und für sich allein und die ihr nahestehenden Richtungen die parlamentarische Mehrheit gewinnen kann, muß sie entweder die Arbeiter dazu bringen, bewußt und entschlossen in eine Herrschaftsteilung zu willigen, oder sie muß sich am Ende doch von der parlamentarischen Demokratie abwenden. Gelänge ihr das erstere nicht, und könnte sie sich zum letzteren nicht bequemen, so müßte sie ihren Schwerpunkt überhaupt außerhalb der Arbeiterschaft suchen, sie müßte aufhören, Arbeiterpartei zu sein.

Neue Formen bürgerlich-proletarischer Herrschaftsvereinigung und Gemeinarbeit zu finden, ist für jede Partei, die parlamentarische Macht genießen will, eine Frage der Selbsterhaltung geworden. Werden solche Formen nicht rechtzeitig gefunden, wird der Geist nicht erschaffen, der sie lebendig macht, so ist die parlamentarische Demokratie auch in veränderter Gestalt nicht zu retten. Sie fällt irgendeiner neuen Autokratie zum Opfer, — und mit ihr der beste Teil der Entwicklungs- und Aufstiegskraft der Nation. Es ist in dieser trostlosen Zeit fast das trostloseste Schauspiel, wie die Parteien der Berufspolitiker in blöder Eintagsmachtgier mit steril-unehrlicher Laviertaktik und ideenlos-negativer Kompromisselei ihre eigene Zukunft verspielen, die Zukunft der Demokratie, die Zukunft des Volkes.

Was wir neben den hoffnungslosen Geschäftsparteien noch an organisierter politischer Kraft in Deutschland haben, lugt nicht nach neuen Formen der Demokratie aus, sondern strebt, offen oder heimlich, irgendeiner Diktatur zu. Auch das ist steril. Die Diktatur von rechts muß scheitern, weil sie die Geführten vergewaltigt, die Diktatur von links, weil sie die Kräfte derer niederhält, die mindestens heute und morgen als Führer nicht zu entbehren sind. Eine Ahnung dieses Dilemmas spielt mit, wenn Diktaturlüsterne von beiden Flügeln sich umschleichen und listig sondieren, ob man nicht ein Stück Weges zusammengehen könnte. Aber mit dem Hintergedanken gegenseitigen Betrugs läßt sich ein Aufbauproblem nicht lösen. Den „nationalbolschewistischen" Offizieren liegt an den Arbeitern nichts; sie sind für sie nur Truppe, Material, Masse, die man nachher terrorisiert,

wenn sie mit unbequemen Ansprüchen kommt. Den bolschewistischen Arbeitern liegt an den Offizieren nichts; sie sind für sie nur „technische Spezialisten", die man dafür bezahlt, daß sie ihr Handwerk verrichten, „Ausführungsorgane", denen man kein Recht einräumt, mitzuherrschen. Fänden sich diese Autokraten des Militarismus und des Proletariats wirklich zusammen, so wären wüste Kämpfe roter und schwarz-weiß-roter Condottieri das Ergebnis, keine schöpferische Wiederaufrichtung in genossenschaftlichem Geiste.

Das Bekenntnis zur Diktatur beginnt gleich links von der Mehrheitssozialdemokratie. Aber bei der U. S. P. D., vielleicht auch bei der K. P. D. ist dies Bekenntnis doch schon mehr Agitationsprogramm als Tatwille. Ich sagte vorhin, daß die Arbeiterparteien neues Erdreich suchen, in das sie ihre Wurzeln senken können. Wird dieses Erdreich ein Acker sein, auf dem schließlich auch wieder nur das Brot der Parteifunktionäre wächst?

Die U. S. P. D. ist schon beinahe geworden, was die ganze Sozialdemokratie in den Zeiten des Obrigkeitsstaates war: die behaglich lebende Nutznießerin grundsätzlicher oppositioneller Unentwegtheit. Das radikale Pathos schlägt ihr so vortrefflich an, daß der radikale Wille sich mehr und mehr verflüchtigt. Sie hat Zulauf, sie gründet Ortsgruppen, Zeitungen, sie dringt in die Gewerkschaften ein. Eine wachsende Zahl von Funktionären wird in ihr und von ihr erhalten. Die Opposition saturiert sie; eine neue Revolution könnte ihre Sattheit stören. Parteien mit einem großen Apparat, mit gutgefüllten Kassen und wohlbestallten Beamten sind nie umstürzlerisch, — auch wenn sie sich im Interesse des Parteigeschäfts noch so wild gebärden. Im Winter 1918 fürchteten die Mehrheitssozialdemokraten die Revolutton, weil sie wußten, daß sie über sie hinweggehen werde. Heute sind die Unabhängigen in der gleichen Lage. Morgen werden es (wenn sie genug Mitglieder, Zeitungen, Beamte haben) die Kommunisten sein.

Die sozialdemokratische Bewegung der Vorkriegszeit war die Verspießbürgerlichung der Marxschen Umsturzdialektik. Die Entwicklung, die sich jetzt in der linken Nachbarschaft der Mehrheitssozialdemokratie vollzieht, ist die Verspießbürgerlichung der Revolutionsimpulse von 1918. Man macht keine Revolution, aber man redet Revolution und münzt die Enttäuschung der von der Entwicklung Genarrten in Honorare und Gehälter aus. Man wettert gegen Regierung und bestehende Ordnung; aber es ist doch eine heimliche Interessengemeinschaft da zwischen dieser Ordnung und dem Oppositions- und Agitationsapparat, den man selbst in sie hineingebaut hat. Ein richtiges Erdbeben vertragen beide nicht. Man redet Revolution; aber man ängstigt sich doch vor den wirklichen, den Desperadorevolutionären. Denn man hat etwas zu verlieren.

Von den Parteien ist nichts zu hoffen; weder von denen, die ihr Geschäft in der Koalition, noch von denen die es in der Opposition suchen. Auch von den Freischärlern irgend eines Diktatorentums ist nichts Aufbauendes zu erwarten.

Wir brauchen Führer, die neben den Parteien, gegen die Parteien, in ihren Klassen und Schichten auftreten und zu einer Zusammenfassung der Kräfte, zu neuer produktiver Gemeinschaft aufrufen. Wir brauchen diese Führer, die auf ihren Posten ausharren müssen, wenn sie zehnmal verloren scheinen, die ihre Stimmen erheben müssen, wenn sie hundertmal überschrien werden, in allen Klassen, in allen Schichten, in allen Volksgruppen. Wir brauchen sie unter den Großgrundbesitzern und den Bauern, unter den Großunternehmern, den Handwerkern, den Arbeitern – überall. Sie sollen die Ideen organisierter Leistungsgemeinschaft, produktiver Selbstverwaltung den Kreisen, in denen sie wirken, so lange einhämmern, bis die Parteien sie nicht mehr ignorieren und auch nicht mehr travestieren können. Sie sollen diese Ideen den Parteien aufzwingen, wie ihnen heute die Interessenten ihre Kandidaten aufzwingen.

Der Weg ist schwer; vielleicht ist es zwecklos, ihn zu weisen. Mag sein, daß die Führerpersönlichkeiten gar nicht da sind, mag sein, daß ihre Kraft nicht reicht oder nicht aufkommt gegen die, die sich in dummem Eigensinn an das Gestrige klammern oder in nicht minder törichter Überstürzung gleich heute das Übermorgige herbeizwingen möchten. Kann sein, daß es bei dem Geschiebe der Parteien bleibt und bei den Putschversuchen der Desperados. Völker können Gelegenheiten versäumen und Notwendiges unterlassen; sie müssen nur die Rechnung dafür bezahlen. Und die wird diesmal nicht klein sein.

Der Knabe bläst ins Wunderhorn

von Linke Poot

Der Halt!
Der „Große Unbekannte!"
„Gott" ist entdeckt!"
Wer oder was und wo ist der Halt?"
Es ist der große Unbekannte „Halt". –

Nachdruck erbeten. Näheres bei Emil Gast in Lieberode (Bezirk Frankfurt an der Oder).

An frühere Zeiten denken ist von Vorteil. Teils ehrt man die früheren Zeiten, teils kann man anderen etwas erzählen. Im alten Byzanz, das man jetzt langsam zu studieren beginnt, – eine der buntesten und dramatischsten Lokalitäten der Weltgeschichte, – gab es ein Parlament, das hieß Silentium. Etwa so: es gab ein Fenster, das war zugemauert: oder es war ein Baltikumsoldat, der hatte kein Hakenkreuz, (sondern eine Hakennase). Dieses Märchen war aber wirklich in Byzanz: das Parlament hieß und war ein Silentium. Ob die Mitglieder nach dem Rätesystem gewählt wurden, weiß ich nicht; sicher ist nur, daß sie auch nichts zu sagen hatten. Und zwar hatten sie in folgender Weise nichts zu sagen. Es waren zugegen die hohe Geistlichkeit, Zivilbehörden, Offiziere der wichtigsten Regimenter, Offiziere der Feldherrn, Scholarier. Dann ist zu unterscheiden die einfache Verbeugung, die siebenfache, der Kniefall, die Berührung des Bodens mit der Stirn, das Beifallsgemurmel, Huldigungsformeln fünfmal hintereinander, zehnmal, zwanzigmal. Es war also für alle Temperamente gesorgt, zugleich so, daß keine Zankerei entstand; die Geschäfte regelten sich von selbst. Das Präsidium im Silentium führte der christusliebende apostelgleiche Kaiser; er las ihnen die Partitur vor, nach der sie ihre Beredsamkeit einrichteten, Erlasse, Kriegserklärungen, mit einem Wort die Staatsgeschäfte.

Damit nun nicht einer glaubt, ich wolle dem starken Mann mit dem fehlenden Großhirn um den Bart gehen, bemerke ich: nach manchen Apoplexien bleibt die Sprache weg. Aber einen Profit hat man davon nicht. So auch das mit Stummheit geschlagene Volk: es wird höchstens zum Opferlämmchen seiner Schlächter und Regenten. Mit Wehegeschrei kann man – in Märchen – den Schlächter doch bisweilen rühren. Schließlich soll es ein Gott gewesen sein, der den Menschen beziehungsweise den Abgeordneten zu sagen gab, wie sie leiden. (Was nicht nur falsch zitiert ist, sondern im Munde eines Atheisten eine bloße Redefloskel, um eine Sache schwungvoll und scheinbar abzuschließen.) Ich meine: der Gott wird schon gewußt haben, warum er uns die Sprache gab, und wir können die Sache auf sich beruhen lassen.

Mein privates Unglück ist, daß ich immer statt Cervantes Cervelat lese. Und als ich gerade darüber nachdachte, wie human die amerikanischen Quäker mit ihren Berliner Schulspeisungen sind, las ich, daß in Spanien, richtig allgemein in Spanien in sämtlichen Schulen täglich eine viertel Stunde offiziell Cervelat gegeben wird. Wie fortschrittlich ist doch dieses Land, wo sie so massenhaft olle ritterliche Traditionen, Romane, klassische Literatur haben; aber an ihre Kinder lassen sie nichts davon heran. Eine viertel Stunde schulmäßiger Wurstzwang. Das lasse ich mir

gefallen. Wer auf dieser Linie weitergeht, nur so, wird den rechten Weg gehen.

Ein Justizminister hat das Reichsgericht nach den Unruhen instruiert über die Behandlung der Anklagen. Der Richter ist unbeeinflußbar. Allemal soll bedacht werden, daß Truppen und Unterführer verleitet sein können; daneben gibt es Rädelsführer und Haupträdelsführer. Einfacher wäre es, der Minister machte alles allein, aber da das Reichsgericht unbeeinflußbar ist, übergibt er es dem Gericht.

Ungarn, Budapest: es seien nach Anweisung der Regierung auch ohne größeres Beweismaterial die Verdächtigen zu verurteilen. Das ist eine Instruktion.

Übrigens hat bereits Maximilian von Bayern vor mehreren Jahrhunderten seine Gerichte angewiesen, zum Beispiel: wenn eine Hexe oder ein Hexerich auf die Folter gesetzt Umgang mit dem Satan gesteht, so hat man es dabei bewenden zu lassen und einen Widerruf nach Beendigung der Prozedur nicht anzunehmen.

Wie ich schwanke, tritt mir Nikolaus Lenin in die Weiche: „diese Helden philisterhaften Stumpfsinns und kleinbürgerlicher Feigheit wissen sogar das nicht, daß ein Gericht Organ der Staatsgewalt ist. In Deutschland geht der Kampf gerade darum, wer letzten Endes die Gewalt in Händen behält." Ich wollte gerade schreien: „Gott der Gerechte", da erstickte mir natürlich das Wort in der Kehle.

Große Menschen wachsen von selbst. Kleine sind von Gott gemacht.

Die Männer, die sich stolz „Arbeitgeber" nennen, (Marx hat geflucht darüber; Arbeit „geben" die Arbeiter, die andern nehmen sie), haben im Herrenhaus zusammengesessen, unter dem Tisch die Beine und über dem Tisch die Köpfe zusammengesteckt, worauf sich folgende Sätze einstellten: Die Sozialisierung ist eine Utopie; sie hat sich als unfähig erwiesen, Deutschland zu erretten. Sie tötet nicht nur den Erwerbs- und Spartrieb des Arbeiters, sondern auch die freie selbstverantwortliche Person des Unternehmers. Darauf strampelten die Herrn hoch, schwuren eine Gewerkschaft zu bilden, um wenigstens sich zu erretten, wenn alles wankt; sie versprachen eine gediegene Stoßkraft nach allen Seiten zu entfalten, und die Handelsflotte könnten sie alleine gut brauchen.

Eine große Anzahl selbstverantwortlicher Personen hat sich vor dem Sturz in den Abgrund nur gerettet durch Flucht (der Wertpapiere) ins Ausland. In Verzweiflung über den Sozialismus, der in den Versammlungsreden überhand nimmt, sind andere in den Besitz ungeheurer

Kapitalien gekommen, die sie schwermütig dazu benutzen, Deutschland aufzukaufen. Man will wenigstens etwas haben, wenn es zum Klappen, gegen den Versammlungsredner, kommt.

Ich komme nun zum Spargroschen. In einer einzigen Straße des Berliner Ostens, meiner Residenz, zählte ich in Kneiplokalen fünf Sparvereine: „Der letzte Sechser", „Zwei und zwei macht vier", „Ruhe sanft," „Immer langsam voran", „Glaube, liebe, hoffe." Es sind patriotische Gemüter, die hier sparen; während des Krieges haben sie unter reichlicher Runkelrübenkost zu fünfen und zehnen Kriegsanleihe daraus gemacht, und nun will es das grundgütige Schicksal, daß das Ende bitter ist und Stinnes sein Kapital verzehnfacht. Wer die Zusammenhänge erkennen könnte, wäre ein weiser Mann. Eine Frau, die acht Jahre ihrem Spartrieb gefrönt hatte, begegnete der schöpferischen Persönlichkeit eines Abzahlungshändlers; ich fang mit dem Ende des Liedes an: sie hatte weder Geld noch Möbel. Eine große Anzahl schöpferischer Persönlichkeiten sitzt neuerdings am Telephon, multipliziert angestrengt die Preise mit 635 bis 1116, und schlägt sich so kümmerlich bis zum abendlichen Nackttanz durch, — schwer gehindert durch Konkurrenten, die mit 1117 bis 2325 multiplizieren; aber sie kriegen am nächsten Tag die Ware telephonisch schon wieder ein, nur jetzt blüht sie von der Schöpferkraft befruchtet auf, multipliziert mit 6006, 40. (Letzteres Briefmarkenspesen.)

Den Spartrieb zu unterdrücken wäre grade bei uns ruchlos, wo zwanzig Prozent der Bevölkerung das gesamte Nationalvermögen besitzen. Die übrigen achtzig Prozent müssen das Recht auf Sparpfennige garantiert erhalten; auch ein Hund kriegt ja, abgesehen von Fußstößen, Brocken und Knochen vom Tisch. Nicht „Sozialismus" muß der Ruf lauten, sondern „Erhaltet dem Volke die Religion". Von den Kanzeln werde den Schwarmgeistern gepredigt: in Zeiten der massiven Gewinne ist der Arbeiter, der nicht arbeiten will, ein Verbrecher; in Zeiten, wo es nichts zu verdienen gibt, ist ganz im Gegenteil —. Dies möge, hallelujah, das Volk festhalten und verehren. Denn schon die Nationalökonomie lehrt: es arbeitet der Arbeitsmann, stets, wenn „er" was verdienen kann.

Ein tiefes, anzubetendes, dem Volk nie erreichbares Geheimnis bleibt, wer „er" ist. „ER."

Einige moderne Romane. Der Explosionsstil. Auf einer Seite passiert so viel, wie früher in ganzen Büchern. Es besteht eine unglaubliche Fähigkeit Dinge zu bezeichnen, besonders bei Wienern; Robert Müller etwa ist ein blendender Sager. Man vergleiche einen Satz aus den Wahlverwandtschaften oder von Heyse mit dem, was hier gekonnt wird: große sprachliche Eroberungen und Siege. Sie bevorzugen Abenteuer, weil sie

gegen die Enge des Bürgers protestieren; immer reisen sie, raffen Visionen zusammen, Abwechslung, Farben. Dabei sehen sie nicht viel, ihr Lichtkegel ist zu scharf für Details, er frißt Individualität, Physisches. Es sind nur große Einheiten möglich, Enthusiasmus, Neigungen ins Maximale mit Abruptheiten; das Technische bringt es mit sich, die Notwendigkeit greller Lichter, wuchtiger Schatten. Vielfach Weiber als Helden, und zwar Dirnen. Das ist begreiflich: die Dirne ist der weibliche Faust, oder Faust als Weib ist Dirne. Der Faust dieser Modernen ist der der Genüsse, des Erlebens, – nicht des Tuns; daher das Weib. Der Zusammenhang mit dem Technischen, den Forderungen des Sprachmaterials, liegt zu Tage: man braucht Polychromatik. Ein ausgekochter Stil; nur das Intensivste hat der Erhitzung standgehalten und wird uns vorgesetzt. Ich tue übrigens Unrecht, wenn ich einen einzelnen Autor nenne; die Bewegung ist anonym und bedient sich einiger Funktionäre.

Daneben, abseits, Arno Holz. Seine Dramen und der neue Phantasus. Eine Sprachpotenz, die in ganz anderer Weise strömt. Die Triebkräfte der Sprache werden hier, man möchte fast sagen „autonom", entfesselt. Holz berührt sich beinah mit den jetzigen Bemühungen, die den „Sinn" der Worte expropriieren wollen; „beinah"; zum Material wird ihm wie ihnen die Sprache. Es kommt bei Arno Holz zu großartigen sprachkönnerischen Leistungen. Der sogenannte Inhalt kann dahinter verdunsten oder bekümmert nicht. Ihm werden die kommenden Dichter nicht weniger zu verdanken haben als den blendenden Wienern.

Von Arno Holz ist bei Bong „Das ausgewählte Werk" erschienen, dann die „Sonnenfinsternis"; so viel ich weiß, bringt den neuen Phantasus die Insel. Es ist eine ganz besondere Sorte Mensch, der sich ergeht in seinen dramatischen Arbeiten. Sie brüllen, knirschen, kreischen. Es liegt im Ganzen etwas finster Teuflisches, Kochendes, bissig Verkrampftes, konzentriert Essigsaures. Im Ringen, Toben, Anklagen kennt er sich aus; jeder Ausdruck findet sofort seinen Superlativ; in den Stücken sind die Regiebemerkungen so wichtig und ausgeführt, daß keiner, der solch Stück sieht, den richtigen Geschmack davon erhält.

Eine Dame hat von Linke Poot gehört und schreibt ihm folgenden Brief:

„Ich möchte Schwester werden. Das ist ein edler Beruf, ein sehr edler Beruf. Aber meine Nerven sind so zerrüttet. Wenn ich nicht arm wäre, würde ich die Ehe wählen. Man kann sich mit Herren nicht einlassen, weil die besseren Herren vorsichtig sind, sie verlangen mancherlei und mein Stand gibt gleich alles heraus. Die meisten Fräulein haben eben keinen Schliff und den muß man haben. Sie scheinen, Herr Linke

Poof, als Ausländer auf den Höhen der Menschheit zu wandeln; von Ihnen einen Rat und eine Zustimmung zu hören, würde mir wohltun. Ich dichte viel, fast jeden Abend, wenn ich zu Hause bin. So will ich mein Leben im Schatten liegen lassen. Ich habe eine Freundin, die einen Turbanhut trägt; die Dame ist Köchin und hat in ihrem Beruf mit feinen Herrn Verkehr, die sich gern amüsieren. Aber sie will einen Leutnant heiraten und ihre Nichte ans Theater bringen. Die Beste ist noch eine Kollegin; die ist auch schon alt; was soll ich mich mit der unterhalten. Die hat so verquaste Ansichten. Ich bin nicht so vergessen. Am liebsten liege ich in der Nacht, wenn die Sterne kommen."

Ich will gewiß nicht, Fräulein Kröger, wie Sie fürchten, an Ihrer „Persönlichkeit in dem schmerzlichen zerlumpten Deutschland" Anstoß nehmen. Lassen Sie mich Ihre Gedichte lesen, wenn uns Ihre Herrschaft nicht stört. Begegnen Sie mir mit Liebe und nicht mit dem Küchenhaken.

Ich wollte noch über einiges Politische nachdenken, da finde ich in meinem Zettel nur die Notizen: Juden und Araber in Jerusalem, Schillerpreis, Demokraten und 1. Mai. Lauter wichtige Dinge, denn ich habe sie mir notiert. Wahrscheinlich haben die Juden in Jerusalem den Schillerpreis verlangt; da aber Gustav Roethe Schiedsrichter war, auch Graf Seebach, Graf Hülsen-Häseler, haben sie ihn nicht gekriegt; die Araber haben in die Schlägerei eingegriffen, die Literatur hat neunzig Prozent Tote gehabt. Da nur zehn Mann sich beworben haben, ist bloß einer leben geblieben; dies war der 1. Mai. Also ein Volltreffer. Es war ein Volksfest zu Ehren Friedrich Schillers und des Grafen Seebach; die Demokraten zogen mit roten Fahnen herum, jubelten: die Araber gondelten auf Kamelen mit. Aber sie konnten nicht lange mit, weil niemand mehr auf dem Fest wußte, ob Kameel mit einem e oder mit zwei geschrieben wird.

Ja, so wirds gewesen sein. Das Resultat befriedigt mich. Auch durch Nachdenken kann man der Weltgeschichte auf die Beine helfen; der höhere Sinn bleibt nicht aus.

Da ist Rudolf Pannwitz; er ist ein komplettes Debakle. Sein Buch hat übervierhundert Druckseiten, jeder Absatz ist numeriert, für spätere Apostel und Jünger. Es heißt „Die Deutsche Lehre". Es fängt an: „Der Geist euer Herr spricht: warum zeuge ich wider mein Volk und nicht wider meines Volkes Feinde?" Auf solche dumme Frage kriegt man in diesem Buch entsprechende Antwort. Er salbadert, daß einem die helle Wut über diesen knarrenden wackersteinbeladenen Wagen befällt. Er vergröbert, vertrivialisiert, verhöhnt Nietzsche; er hat auch, glaub ich, neulich einen Nietzschepreis erhalten. Er

kopuliert Nietzsches Stil mit lutherischem Bibelpathos und tut greuliches Bardengeheul hinzu, dickes Blasen aus Ochsenhörnern; getutet werden gewöhnliche Zeitschriftenessays und moralisch verseichte Zeitungsartikel. (Ladenhüter werden unter dem Selbstkostenpreise abgegeben.) Über den Umsturz äußert er sich: „Der Geist euer Herr — Pannwitz — spricht: eures Umsturzes lache ich. Was ist's denn, wenn umstürzt, was auf Sockeln gewackelt hat. Macht euren Hindenburg zum Diktator! Weil er euer einziger Mann ist, den ihr habt und es des Manns bedarf mehr denn des Staatsmanns. Denn ihr seid kein Staat und werdet kein Staat sein, bis daß ihr Staatlose von Urart ein jeder in sich selbst die sichere Heimstatt gefunden hat. Bis dahin rettet euch nur Heldenzauber oder Fremdherrschaft." Pardon, Geist unser Herr Pannwitz, von dem Feuerzauber abgesehen: es ist schon allerhand mit dem Umsturz. Wo waren Sie seinerzeit und was haben Sie dazu beigetragen? Die Frage lautet (Sie verheimlichen Sie diskret): war die Revolution nach Ihrer Meinung nicht nötig? Und an Hindenburg hab ich schon Ihre Antwort. Also wünsche gesegneten Kapp-putsch. Er warnt fürder vor Umsturz und empfiehlt statt des fürderen Umsturzes, statt Freiheit und Gleichheit, Gehorsam und Werkgemeinschaft; also mehr die Kreuzzeitung als die rote Fahne. Wenns nicht weiter geht, kommt immer der Bardengesang: Plüm, plüm, plüm, plüm. Die Juden redet er so an: „Euer meistes Blut ist stark aber schlecht. Oh, Ihr Juden seid kleiner als klein und gemeiner als gemein geworden." Hätten sie Moses Gesetze gehalten, so wäre alles besser geworden. Ich finde es auch unglaublich, daß die Juden Moses Gesetze nicht gehalten haben; man muß es ihnen recht deutlich sagen, damit sie es nächstes Mal besser machen. Zur Arbeiterfrage: „Darum verhoffe sich der Arbeiter ja nicht, er könne diese schlechte Weltordnung plötzlich zertrümmern oder allmählich zerbröckeln oder wenn er darin oben statt unten zu stehen kommt, so werde sie besser werden." Geist unser Herr ist nur für Wohnungsschutz, bessere Kleidung, Gliederung der Arbeiter in Stände und Berufe. Der Geist ist eben ein sanftes Gemüt philantropisch und herzig mittelalterlich mit Butzenscheiben. Holdselig klöhnt der Barde: höhö, man möchte im Kino Hanswurst, Rübezahl und allerhand Kobolde verfilmen, möchte man, man möchte auch den Leuten Bücher in die Hände geben „herb und keusch wie Islandssagen". Wo, Herr unser Geist oder Geist unser Herr, nehmen Sie die Menschen für solche Bücher her? Über Keuschheit fragen Sie die Psychoanalytiker. Und wenn ich Schmus höre wie: der Arbeitnehmer soll in der Fabrik wie „in einer Scholle" festwachsen, die Lektüre soll hingebungsvoll sein und ehrfürchtige Dinge darstellen, schlichte und rechte, so bin ich ganz im Bilde; der wildgewordene Oberlehrer, die Philosophie des verschämt Christlichsozialen hat sich vorgestellt; wir glauben

ihm ohne weiteres, daß er ein „Maifestspiel Baldurs Tod" in beinah Stabreimen mit außerordentlicher Unbegabung und ebenso großer Erregtheit verfaßt hat. Ich finde nur: warum sollen wir im zwanzigsten Jahrhundert die Märchen aus dem zwölften und vierzehnten im Kino ansehen, also acht Jahrhunderte nach Ladenschluß, noch dazu im Kino? Warum sollen wir den Bibliothekenabfall des zehnten bis siebzehnten Jahrhunderts fressen? Und der Dieselmotor ist nichts? Und die moderne Wasserspülung soll nicht mal zur Beseitigung gewisser hahnebüchener Überheblichkeiten benutzt werden?

Den Magistraten, nachdem die Straßenbahnfahrt auf siebzig Pfennig gestiegen ist. Beförderung, auch Eisenbahnfahren gehört zu den Dingen wie Kanalisation, Wasserversorgung, die öffentlich und unentgeltlich sein müssen.

Die Straßenbahnen gehören zur Straße, sind beweglicher Fahrdamm. Ein propperes Stadtwesen bei einiger Größe sieht ein, daß seine Leute fahren müssen und befördert sie ringmäßig und radial, wohin sie wollen.

Der ungarische Komponist Bartok spielte eines Sonntags nachmittags die Musik zu einer Pantomime. Der Text ziemlich banal, wie solche Texte sind. Die Musik beispiellos, ohne Übertreibung, von stärkster Überzeugungskraft. Rhythmik, Tonmalerei die Hauptelemente dieser urwüchsigen Begabung. Die Tonalitäten durchbrechend baut er organisch auf dem Vorhandenen weiter. Er ist stärker, mehr Musiker als der sehr literarische Schönberg. Die Plastik, die ihm gelingt, etwa wenn der Wald in Bewegung gerät, der ganz charakteristische Humor und die ganz eigentümliche Färbung völlig spezieller Situationen sind außerordentlich. Das Werk wird in Ungarn schon längst gespielt; in Deutschland, wo der historische Ohrenschmalz dicke Pfröpfe bildet, hat der Komponist vergeblich versucht es anzubringen. Wohl bei denselben Stellen, die uns wöchentlich mindestens einmal die Makartstücke des talentierten Eklektikers und glatten Routiniers Richard Strauß vorsetzen. Diese Kolossalopera mit ihrer glitzernden breitflächigen Leere und der zolldicken Glasur oben auf. Die Salome, die paprizierte Prinzessin aus dem Lunapark, die mich zu einem vollmündigen Gähnen entzückte. Ich mache übrigens die Musikkritiker darauf aufmerksam, daß Strauß mit Instinkt nach der Salome gegriffen hat; die Musik schon seines Jahrzehntes — ja er hat nur sein Jahrzehnt — drängte vom lyrisch-romantischen Ausdruck weg. Eine antiexpressionistische, das heißt gefühlsfeindliche Tendenz bewegt die Musik; die Kunst suchte sich von dem Stoff loszuringen: das exotische Salomethema, das Befremdende in Optik und Akustik diente hier als einzelnes Mittel und Beförderung. Die Musik, die sich vorbereitet, ist ganz und

gar keine Seelenmusik, jedenfalls noch lange nicht. Sie wird eher der tönenden selbstherrlichen Mathematik Bachs ähneln. Bartok tost jetzt vehement in Wald und auf der Heide herum; es ist ein unsäglicher Genuß, wie er mit der Musik auf diesem Boden galoppiert; sie wiehert echtes Pferdewiehern; man hat sie so lange Trockenfutter fressen lassen, hysterisch ekstatisch gedörrtes Gemüse.

Das Theater ist unter den Händen, unter der Tinte von Schreibern davongeflohen. Es ist, soweit es nicht sehr löbliche Amüsierbude mit oder ohne Rauchfreiheit wurde, zu einem Bildungsinstitut für Lernbegierige geworden, meist zog Tinte zu Tinte, oder man machte Kotau vor Mandarinen. Die Schauspieler sind längst zu zahmen Mimen degeneriert, die Herren Doktoren der Philologie und Germanistik sind die „Fachmänner" der Bühne, zum Vergnügen der Lachmänner. Wie ich an den Wassern Babylons saß und seufzte, führte die „Sturmbühne" ein Bühnenkunstwerk auf. Ein Kampfruf. Das Wort ist Element der Bühne, nämlich Klangelement; die Deklamation der alten Jambiker war schon etwas, aber zu wenig; das Wort muß zum Klingen gebracht werden; Entfaltung aller Tonqualitäten und akustischen Mittel. Der menschliche Leib, der oben agiert, hat nur zu agieren als Farben- und Formenträger und -beweger. Wen kümmert der bürgerliche Wunsch nach Psychologie. Das sind vergessene verschlungene Elemente der Bühnenkunst; verdrängend hat das nur gefühls- und gehirngeborene Stück, sinnenfremd, über ihnen gelegen. Rückkehr zu den Produktionsmitteln des Theaters. Der Dichter hat den Zusammenhang mit den kostbaren Elementen verloren zwischen vier Wänden und vor dem Blatt Papier; Schauspieler, Regisseure sind betölpelt worden.

Aus diesen Keimen wächst das Kunstwerk. In dieser Sonntagsmittagvorstellung hat man nicht viel mehr als Keime gesehn. Gestaltete Klänge, Bewegungen soll die Bühne geben, Visionen: jedoch man muß — sie haben. Im Plural. Der Gockelhahn und die träge glänzende Masse, Männchen, Weibchen, war schon etwas, sogar sehr viel, revolutionär viel. Aber nur als Hinweis; nicht für fünfundvierzig Minuten Sitzen, Hören ausreichend. Man ringt. Eine kraftvolle anonyme Anregung. Die Könner werden kommen; das Ferment wird wirken. Die Farben auf der Bühne, die klingenden Stimmen, Masken, Bilder, Phantasie in Form, Ton und Bewegung: wer kann sich dem entziehen.

Im Zuschauerraum saßen defensiv Leuchten der plötzlich „alten" Kunst. Sie werden verstört trotz anfänglichen Kopfschüttelns gewesen sein. Es ist an Autoren und Schauspielern, sich an den neu eroberten, neu zu erobernden Elementen zu verändern. Da saß auch der vierschrötige Paul

Wegner, der Schauspieler, den ich in einem Strindbergstück eine phantastische Gestalt machen sah; mit Krücken, märchenhaft solange, bis er vom Autor im Stich gelassen wurde (nicht er sollte sich im Stück an dieser Stelle aufhängen, sondern der Autor).

Ja, stifte man in jedem Theater einen großen Nagel und hänge daran Doktoren der Philologie, die tiefgründigen Dichter, auch die seelenkündenden Mimen mit dem schmerzlichen Lächeln und den Händen in den Hosentaschen. Sie mögen dort ein nachdenkliches Kollegium bilden (übrigens vergießen Gehängte keinen Samen und treffen auch keine Vorbereitungen dazu, wie in Galizien im Krieg an einem großen Material festgestellt wurde).

Etwas niedliches. Ein gewaltiger Welthistoriker stellt den lyrischen Repräsentanten dieser Zeit, neben Verlaine Baudelaire, vor. Der Lyriker: „Beginnt um sieben aller Lüster flackernd schauriges Geflüster, enthebt sich aus dem bleichen Pfühl die Hure mächtig groß und schwül. Sie rüstet träge Toilette Gehänge dicke Perlenkette, Öl alabasterner Phiole schläft noch auf marmorner Konsole." Der Schluß des Gedichts: „So quert sie ohne Ziel und Eile sternfarben unterm Henkerbeile, lieb Tochter stolzer Pompodour, Frau Venus seliger Kultur."

Ein anderes Gedicht, betitelt „Hügel über einem Mädchen": „Ein junges Mädchen haben sie begraben, sie hätte wohl vermocht ein Reich zu laben mit stolzem Fürsten, der des Reichs Verweser. Nun sprießen auf dem Hügel schlanke Gräser, sie biegen sich in einer Sommernacht so seltsam ach und ohne Vorbedacht." Ohne Vorbedacht ist in der Tat seltsam. Es wird begreiflich, daß der Schluß lautet: „Nun fliegt die Fremde mit dem Eppichstab, ein scheuer Flaum wie der Annette Droste, nicht eines Gaumen ihre Schauer koste."

Danach wird klar, warum der Welthistoriker so schlecht von unserer Zeit denkt.

(Psst, er darf nicht wissen, daß sein Lyriker ein Epigönchen Gönelchen Hamerlings, Geibels ist.)

Wie ich über den Alexanderplatz gehe, bemerke ich, daß es über den Menschen stehende Ideen gibt. Diese kleinen schmutzigen Jungens, die sich an die Straßenbahnwagen hängen, die mit den Schulmappen laufen und sich mit dem Lineal prügeln, werden einmal meine und der andern Nachfolger sein, wenn ich nicht mehr über den Alexanderplatz gehe. Diese Kinder glauben sich frei. Aber ihnen überlassen wir die ganzen Städte, fertiggebaut, Fabriken, Kommissionen, Staatsformen, Pläne, Bibliotheken, die ihnen das Denken vorschreiben, Lebensformen, sittliche Kategorien.

Sie übernehmen es willig, das ist ihr Erbe, wir erziehen sie hinein. Sie haben nicht nur das Leben, die ganze leibliche charakteristische Erbmasse von uns erhalten, sondern an diesen unseren hinterlassenen Materialien, unseren auch nur überkommenen Ideen, werden sie ihr junges frisches Leben entwickeln. Unausweichlich ist es ihnen bestimmt, daß sie uns fortsetzen. Sie werden sich um unsere Probleme bekümmern müssen. Niemand braucht klagen, daß seine Arbeit vergebens war. Überall, in allen Staaten, bei allen Rassen werden Gedankengänge weiter getrieben, Erfahrungen bewahrt und überliefert, werden von Generation zu Generation die Konsequenzen gegebener Verhältnisse gezogen. In manchen Ländern werden große und kleinste Leitsätze, alle Materialien ohne Veränderung festgehalten; das junge Leben tut nichts, als in die alte Höhle hineinkriechen.

Die heutigen Staatsformen und Gesellschaftsbedingungen in Europa sind unbeständig. Sie sind nicht geeignet, die sie erlebenden, von ihnen gejagten Geschlechter und ihre Art lange aufzubewahren. Sie treiben zerreibend eine Generation über die andere fort. Sie züchten biologisch keine Tugenden. Sie müssen ihr Menschenmaterial erschöpfen, erhitzen, ermüden. Arbeit, Arbeit: furchtbar hat jede folgende Generation an der Zuchthausarbeit der sich jetzt überstürzenden „Aufgaben", an diesem abschnurrenden ABC zu tragen.

Die schmutzigen Jungen blasen kleine Trompeten hinter der Elektrischen. Die kleinen Schelme mit ihren Wunderhörnern; die Dinger sind aus Blech und werden zerknacken. Wir haben sie dem Kaiser Wilhelm hinterlassen, samt den Dreibund und der zugehörigen Entente. Euch werden wir die nie fertige Planwirtschaft hinterlassen und was drum und dran hängt, auch England, England über alles. Nachdem man Euch das eingebrockt hat, hat man nichts dagegen, sich das Weitere von oben anzusehen.

Anmerkungen

Zusammenbruch oder Aufbau?

Walther Rathenaus neueste Schrift — sie enthält sieben kurze Aufsätze, die im letzten Winter geschrieben wurden, und heißt: „Was wird werden?"* ist Anklage, Empörung, verachtungsvolles Preis- und Verlorengeben. Kaum etwas Aufbauendes mehr, kein Wegweisen, kein Aufpeitschen zu neuen Zielen; das wenige Positive und Programmatische versteckt sich, angedeutet nur und fast gewaltsam unterdrückt, in Nebenabsätzen. Der Blindheit und Impotenz dieses Volkes und seiner sogenannten Führer wird keine Aufklärung, kein Gewissensapell Herr. Es bleibt nichts übrig, als das geistige und sittliche Versagen zu registrieren und sich in das Elend zu schicken, das solcher Hilf- und Verantwortungslosigkeit unerbittlich folgen muß. Möglich, wahrscheinlich, daß dies nicht Rathenaus innerste, unwiderrufliche Meinung ist. Aber sein neuestes Opus liest sich so, als hätte er uns und unsere Sache, resigniert und ein bißchen angeekelt, bereits aufgegeben.

Unnötig zu sagen, daß die Kritik vortrefflich ist und in den Kern des Problems dringt. Wir verzehren viel mehr als wir produzieren. Wir lassen unsere produktiven Anlagen verludern und verkommen, wir essen unsere Produktionsmittel auf, wir machen Schulden über Schulden. Wir stopfen immer neue Banknoten in das Loch, damit die Nation, ohne es recht zu merken, weiter über ihre Verhältnisse leben und sich ruinieren kann. Wir treiben freie Wirtschaft, die gestern zwar verschwenderisch, aber doch üppig und deshalb erträglich war, die heute, bei dem allgemeinen Güter- und Leistungsdefizit nur Schieber- und Abbruchswirtschaft sein kann. Und wir treiben dazu eine Finanzpolitik, die, Maßstäbe und Methoden aus der kapitalistischen Blütezeit blind übernehmend, den alten werktätigen Besitz niederschlägt und das neue Schiebertum privilegiert. Die halbsozialistisch sein sollende Erzbergersche Finanzreform dient, wie die Wirtschaftspolitik, deren Ergänzung und falsch etikettierte Verhüllung sie ist, nur der Züchtung eines neuen Hochkapitalismus, dessen Vertreter vorläufig viel übler sind, als das alte Unternehmertum. Das hat in einer lichten Stunde sogar der „Vorwärts", der Erzbergerschen Finanzkunst gläubigster Adept, eingesehen und festgestellt.

Das Heilmittel heißt natürlich planmäßige Wirtschaft, bewußte Wirtschaft der Produktionsmittelerhaltung und Bedarfsdeckung. Indes, dies Heilmittel wird nicht angewandt, weil es in keine Parteischablone paßt und weil Gemeingeist bei uns keine Potenz ist. Aber was weiter? Was wird werden? Rathenau kündigt einen langwierigen Prozeß des Versumpfens und Versinkens an. Die Notenpresse speit fortgesetzt Scheine aus, die Schieber schieben und prassen, das Volk darbt immer mehr, trotz „fabelhafter" Löhne und Gehälter. Wir werden unsere Sachen wenden lassen und „schließlich mit mehrfarbigen Flicken laufen". Und dann? Die Antwort ist zögernd und unbestimmt.

* S. Fischer Verlag, Berlin.

Täuscht sich Rathenau nicht über Tempo und Intensität des Ablaufs? Werden die, die zu viel sind bei uns, unter der Ägide der Schieber langsam und gewissermaßen friedlich verkommen und absterben? Wird nicht, wenn der Papierhaufen das nackte Elend nicht mehr verdecken kann, ein elementares Drängen nach Lösung und Erlösung sich einstellen, — über die Köpfe der Schieber und der Parteibönzchen hinweg? Ein Drängen, das vielleicht zur Vollendung der Zerstörung führt, vielleicht zu Anfängen eines Aufbaus....

Rathenau weist uns für den Aufbau, an den er nicht mehr glaubt, ausschließlich auf unsere eigene Kraft. Von Europa, von der Welt sei, wiewohl natürlich eine gewisse Wirtschaftssolidarität bestehe, nichts zu erwarten. Ich glaube nicht, daß unsere eigene Kraft, auch wenn sie planwirtschaftlich organisiert und genutzt wird, reicht, um unser Riesendefizit rechtzeitig aus der Welt zu schaffen. Rathenau empfiehlt neben anderem, das zum Teil schon einigermaßen im Werden ist, Verdoppelung der Kohlenschächte und Ausbau aller Wasserkräfte. Aber das wird lange dauern; besonders lange, wenn wir weiter hungern, ärger hungern. Rathenau, der Planwirtschaftler, den nicht nur Deutschland kennt und achtet, sollte internationale Planwirtschaft predigen. Vielleicht wäre das doch nicht ganz aussichtslos. Was die deutsche Regierung seit Jahresfrist tagaus tagein hätte hinausschreien müssen, statt in hohler und negativer Deklamation gegen das Unrecht von Versailles zu protestieren: daß Europa nur durch internationale Planwirtschaft wiederaufgebaut werden kann, das beginnen mindestens in Neutralien manche einzusehen. Ich möchte in diesem Zusammenhange auf eine kleine Schrift des Präsidenten der Niederländischen Bank, Vissering, hinweisen, die vor kurzem auch in deutscher Sprache erschienen ist. Vissering hat sich durch seinen Vorschlag eines neuen Geldes, einer „Goldmark" oder „Goldkrone" für den Außenhandelsverkehr der Länder mit zerrütteter Valuta bekannt gemacht. Aber diese technische Frage, die im Augenblicke auch eine durchaus theoretische Frage ist, interessiert hier nicht. Ich erwähne den Holländer, weil er einen festen internationalen Arbeitsplan verlangt und für unentbehrlich hält, der den durch den Krieg entgüterten und in ihrer Produktivkraft geschwächten Ländern ausreichende Nahrungsmittel- und Rohstoffvorschüsse zuweist und dafür binnen angemessener Frist und in vernünftigem Umfange Leistung von ihnen fordert.

Es ist möglich, daß auch die internationalen Planwirtschaftler Propheten in der Wüste sind. Es ist sicher, daß ihr Streben völlig nutzlos sein wird, wenn wir zu Hause keine produktive, sondern Schieber- und Abbruchpolitik treiben. Wer fühlte sich nicht zu müder Resignation versucht? Aber wir müssen rufen und mahnen, bis uns Antwort wird oder bis wir unter den Trümmern liegen.

Erwin Steinitzer

Wienbarg

Der Neudruck der „Ästhetischen Feldzüge" (mit einem Vorwort Kerrs), den der Verlag Hoffmann und Campe, sich seiner edlen Vergangenheit mählich erinnernd, herausbringt, hat ein doppeltes Verdienst: ein geschichtliches und ein aktuelles. Es war eine schwere Unterlassungssünde, dies Kampf- und Programmbuch des „Jungen Deutschlands" (des echten der dreißiger Jahre, nicht des verlogenen der Kriegskonjunktur) der literarhistorischen Zunft so lange vorenthalten zu haben, da es hell und leidenschaftlich jenen Ideengehalt verkündet, der in der Dichtung der Laube, Gutzkow, Mundt, Willkomm sich realisiert. Sodann aber wirkt es auch auf die heutige Generation: es ist von frischer und geistiger Jugendlichkeit. Vor einigen Jahren veröffentlichte ich einen Auszug als Flugblatt (bei Eugen Diederichs, Jena) und konnte erfahren, wie sehr

noch heute diese Worte zu brennen vermögen.

Die Weltstimmung, aus der dies Buch entstand, ist unserer heutigen in manchem verwandt: Juli-Revolution; Jung-Hegelianismus; Burschenschaft; Mazzinis Geheimbund La giovine Italia; das Freiheitspathos Lord Byrons und der Griechendichter sind ihre Symptome. In ihr lebt der Haß gegen romantische Beschaulichkeit und gegen Metternichsche Reaktion. Aus Universitätsvorträgen hervorgegangen, ist Wienbargs manifestliche Schrift alles andere als akademisch; sie ist von jenem verantwortlichen Pathos erfüllt, das Fichte und Nietzsche verbindet. Wienbarg, aber frei von billiger Barrikaden-Geste, ist revolutionär. Dabei doch ein denkender Mensch. Er bringt die Kampfansage gegen alexandrinisches Gelehrtentum, vor allem (hierin sehr wesentlicher Vorläufer Nietzsches) gegen den Historismus. Wundervoll dieser Zuruf an die studentische Jugend (die noch kein Biertimpel vertrat): „Was aber der Jugend, als dem Element im Staat, das die neue Geschichte bildet, jedenfalls obliegt, ... ist der feste Wille, sich immer entschiedener von der Lüge loszusagen, immer deutlicher sich des Gegensatzes zwischen dem Alten und Neuen bewußt zu werden, jung und jugendlich zu leben, das Handwerk fahren zu lassen und die Kunst zu ergreifen, das Unschöne in Wort und Tat an sich und anderen nicht zu dulden, ihr Ohr dem Wehen des nahen Geistes nicht zu schließen und, weder gedankenlos und leichtfertig dahinlebend, noch schwermütig brütend, die Blüten des Lebens und der Wissenschaft mit jugendlicher Unschuld und Heiterkeit zu pflücken."

Vor solchen Forderungen verschwindet die Wienbargsche Ästhetik, so wesentlich sie für die Praxis der jungdeutschen Romandichter auch ist. An ihr ist schließlich nur der Historiker interessiert. Aber es handelt sich für Wienbarg viel weniger um formalistische Vorschriften oder um psychologische Entdeckungen als um schöpferische Geistigkeit, die für ihn (hierin ist er Erbe der Romantik) in Dichtung besteht. Man muß also sagen, daß er eine neue Kunst fordert, weil er eine neue Zeit will. Nicht aber ist er Moralist, armseliger Prediger von Tendenz und Gesinnung. Kunst ist ihm Angelegenheit des Gewissens und als solche gewissenhafter als die Moral; der Künstler, seiner Mission in jedem Klang, Wort und Strich hingegeben, gewissenhafter als jeder andre Mensch; die jämmerlichste Katzenmusik noch moralische Angelegenheit: „Weil unsere Moral kein so feines Gewissen hat als unsere Musik, weil wir die Gewissenfreiheit haben, die schändlichen Disharmonien der Gesellschaft, des Staatslebens, unseres eigenen, ruhig und mit geduldig langen Ohren zu ertragen."

Wienbarg ist eins der ganz seltenen deutschen Beispiele philosophischer Leidenschaft. Nichts liegt ihm an der Vertretung einer Doktorin, alles aber an menschlicher Entflammung. Er besitzt eine unendliche Freiheit allen Mächten gegenüber: Wissenschaft, Kunst, öffentlichem Leben. Er schreibt diese Vorträge als „flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung" und ballt in ihnen Aufruf, Erkenntnis, Zukunft, Güte, Verachtung und Witz zu einer blendenden, rassigen Geistigkeit. Mag uns inhaltlich manches veraltet scheinen, so bleiben die „Feldzüge" doch eine Tat Nietzschescher Prägung. Ein lebendiges, hilfreiches Buch.

Rudolf Kayser

Der Frühvollendete

Man kann dem toten Otto Braun kein größeres Unrecht antun, als ihn ein „Wunderkind" zu nennen. Denn seine Knabenhaftigkeit ist von Frühreife, altkluger Unjugend, schnellen Fertigkeiten sehr weit entfernt. Seine Aufzeichnungen (von Julie Vogelstein bei Bruno Cassirer herausgegeben) zeigen weniger die Bahn zu bestimmten sachlichen Leistungen als viel-

mehr zu verantwortungsvollem geistigen Menschentum.

Ich weiß: solcher Ausdruck ist durch die Epigonen des Expressionismus und Ethiker der Postulate schwer kompromittiert. Und doch muß er auf Braun angewandt werden, da ja das Hinreißende seiner seelischen Schönheit nicht auf einem bestimmten Werk-Gebiet sich offenbart, sondern in Steigerung, Erziehung, Gestaltung des Ichs. In diesen Briefen, Tagebuchblättern, Versen geschieht das Werden eines klaren Führertums, sichere und helle Geist-Eroberung. Daß hierbei das Bewußtsein der Wesentlichkeit durch jede Zeile hindurchleuchtet und leiser Stolz die Worte erfüllt: wer wollte das Otto Braun verübeln? Mit dem siebenjährigen Goethe hätte auch der elfjährige Braun sagen können: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." Bei all seinem Wissen ist aber nichts von Bildungshochmut zu spüren. Vielmehr ist es allein das eigene junge Zentrum, das alle geistigen Erfahrungen in sich hineinreißt, um durch sie zum Aufbau und zur Gestaltung zu kommen.

Denn alle Arbeit gilt der Zukunft. „Wir träumten manchmal davon, planten wie Kinder allerlei Schönes und Großes, doch wer kann wissen, was die Zukunft birgt! Nur darauf kommt es an, Ja zu sagen zu ihr von vornherein und einen Bund mit ihr zu schließen, der nicht reißen wird." Das ist nicht Optimismus, sondern Verantwortung. So wird jedes geistige Besitztum: Erkenntnis, Schönheit, Moralität zu einer Grundlage gemacht, auf der die neue Welt sich aufbauen soll. Besonders die Aufzeichnungen aus dem Felde zeigen diesen leitenden Gedanken: daß alles geistige Tun Sinn erst erhalte durch den Anteil an kommmender gemeinsamer Schöpfung. Deshalb geben ihm Bücher und Kunst soviel mehr als bloßen Genuß. Deshalb verwandeln sie sich ihm in Erlebnis: innig, keusch und tief. Die Griechen, Hölderlin, Nietzsche, George; Elternhaus, Italien, Krieg sind Otto Brauns stärkste Eindrücke. Noch aus dem Felde schreibt er: „Es ist wie ein Aufblicken zur Sonne, wenn man im Schmutze dieser weltentlegenen Dörfer die Namen Hölderlin und Nietzsche aussprechen darf."

Daß Kindlichkeit und Tiefe, Schönheitsverlangen und Klugheit, Einsamkeit und Zeitgenossenschaft sich so verschwistern, macht das Beispiellose dieses Knaben aus. Ich kenne kaum ein Buch, das wie dieses die seelischen Wurzeln des Geistes bloßlegt. Man fühlt sich eines unendlichen Glückes teilhaftig, wenn man solch junges Blühen verfolgt und mit manchen aufgeregten „Geistigen" von heute vergleicht; man liebt jenen Lehrer, der, um Otto Braun unterrichten zu können, um Befreiung von seinem Amte bat; man weiß, daß mit diesem Zwanzigjährigen ein ganz großer Mensch getötet wurde.

Rudolf Kayser

Gedichte von Max Herrmann

Die beiden neuen Gedichtbücher von Max Herrmann — „Verbannung" (S. Fischer Verlag) und „Die Preisgabe" (Roland-Verlag) — enthalten sonderbare Verse. Die Motive sind fast immer Sorge, Qual, Reue, Selbstvorwurf, Zerknirschung, aber geformt sind es bunte, mannigfaltige Bilder, glückliche und leicht sich reimende Reihen, ein Blumenstrauß von Worten, die sich gern haben abpflücken lassen. Durch die Landschaft der Qualen führt ein beglänzter Weg. Und nun wäre es ja nicht sonderbar, wenn das menschliche Leid in der Kunst sich zum Stolz und moralischen Sieg erhöbe —: das Eigenartige an Herrmanns Gedichten ist das Fehlen solcher Erhebung und das trotzige Verharren in der Heterogeneität und Unvereinbarkeit der Inhalte und Formen. Denn der Schmerz ist nicht gedämpft in seinen Liedern, sehr natürlich und selbstquälerisch sind alle Sorgen beschrieben, und das Ehrgefühl scheint ihnen

zu verbieten, sich im Gedicht überwinden zu lassen. Herrmanns Musik strömt von einer anderen Quelle her, aus der Disharmonie wird keine Harmonie, sondern aus beiden wird eine dritte problematische Bedeutsamkeit, kein Ja oder Nein, vielmehr ein die Gnade begehrendes und abweisendes, ein die Vollendung hassendes und suchendes Wesen.

Der Überfluß an liedhaften Weisen, ein Heer von Klängen vermischt sich bei Herrmann mit den Flüchen, die seiner Brust entsteigen. Noch wird auf seinen Lippen der Fluch nicht zum Segen, denn der Widerwillen, die Empörung sind zu echt und leidenschaftlich, als daß sie irgendeine Harmonie annehmen könnten. Aber das Bedürfnis nach Musik, die Liebe zum tönenden Reichtum stehen spontan und selbständig neben dem Geist der Auflehnung und Anklage. „Kräfte, die nach der Mitte zu streben, gibt es noch furchtbar viel auf unserem Planeten, Aljoscha! es verlangt einen zu leben, und ich lebe, wenn auch entgegen aller Logik. Mag ich ja auch nicht glauben an die innere Ordnung der Dinge!" Das sind Worte Iwan Karamasows.

Der auffallende Zwischenraum zwischen Gefühl und Ausdruck ist also in Herrmanns Dichtung kein Zeichen des Mißlingens, sondern das eigentliche Element ihres Wesens. Er kennt seine Zwiespältigkeit, er beschreibt sie oft, die zehrenden Kräfte, die jede versuchte Hingabe vereiteln, und die Sehnsucht nach Hingabe, die ihn wiederum nicht aufrecht in Haß und Anklage ausharren läßt. Er zeiht sich der Kraftlosigkeit in der Liebe und im Haß, der unheilbaren Unfähigkeit zum einen oder anderen. Wenn er sich voll Empörung aufreckt, hält er seine liebenden Triebe für Schwäche, und wenn er sich vom Glück des Daseins überströmt fühlt, bleibt ihm ein nicht ganz verhülltes Gefühl des Scheinhaften und Vergänglichen solchen Glücks. Auf diesem Boden wachsen nicht die stolzen und traurigen fleurs du mal, sondern süße und liebliche Blümlein, die Gift enthalten. Eine erstaunliche Mischung aus Eichendorff'schen und Strindberg'schen Elementen entsteht hier, ein ehrliches Bekenntnis zur Uneinheitlichkeit, eine sehnsüchtige Haßliebe zur Harmonie, Vollendung und Erlösung. Fast alle Gedichte Herrmanns bleiben vor der Vollendung stehen, als Fragment, Problem oder Zwitter schon intendiert, und so als Anklagen der Brüchigkeit des Lebens und der Menschen von adäquater Inadäquatheit. Hier soll nicht künstlerisch ausgeglichen werden, was menschlich nie verziehen werden darf, der Fluch bleibt Fluch, und nur die Fata Morgana einer unmöglichen Erlösung und Beglückung ist ins Gedicht gestellt, den Durst des hoffnungslosen Wanderers vergrößernd, und doch als Traumbild eine Weile schön. So ist ein bedeutsames Schwanken und Taumeln in dieser lyrischen Erscheinung, eine Versuchung, Gebanntheit halb, halb Widerwillen, Wachsein und Übermüdung, Schlaflosigkeit. Ein nicht zur Ruhe kommender Konflikt besteht, der nicht jener oberflächlichen Versöhnung und der ungediegenen und vorläufigen Reife fähig, sondern zu stark und ehrlich ist, als daß er die übliche übereilte Beschwichtigung in der Kunst erfahren könnte. Aber die brennende Sehnsucht nach dieser Erfüllung nimmt sie als Wachtraum vorweg, als nicht völlig gelingenden Trug, als verschmähte und doch versuchte Selbsttäuschung. Alles ist noch im Werden, in der Bewegung: die Kraft und Leidenschaft dieser Bewegung aber ist so intensiv, daß der menschliche Anteil an ihrem Schicksal vom Dichter stärker verlangt wird, als das Glück über eine vollendete Reihe, dem zu mißtrauen er uns selber lehrt. Nur die Qual ist ihm Gewißheit.

Vollendeter und vielleicht weniger ergreifend wäre Herrmanns Dichtung, wenn er den Blick abwenden könnte von der mißratenen Welt, ja, wenn er ohne sich umzusehen das Sodom auch seines eigenen

Gemüts verließe und im Gedicht den Abglanz jener reinen Vollkommenheit erstrahlen ließe, die ihm vorschwebt und vorenthalten bleibt, wenn er die Enttäuschung und den Haß dazu gebrauchte, dem Weltschöpfer zum Trotz die Ahnung einer besseren Welt aus dem eigenen Innern zu entfalten und in Werk und Tat zu leisten, was jener an der Welt versäumt hat. Manchmal scheint uns der Dichter in diese Richtung bereits unterwegs zu sein:

„Als wir schon nicht mehr an Erlösung glaubten"
und daß ein Schicksal blühn und schenken kann,
als sich die Gärten unsres Glücks entlaubten,
verstohlne Sehnsucht nur nach Süden sann,

als unsre bangen, jeder Ruh beraubten,
irrenden Seelen fiel Verzweiflung an
und aus zerfetzten, wirren, wegbestaubten
Ewigkeitswandrern Gott zu schrein begann:

Kam Klang und Klang und silberte die Brücke,
die zwischen Palmen die Oase traf,
da Magdalena saß am Brunnenrand.

Sie wußte nichts von zweifelhaftem Glücke,
doch gab sie göttlichen Jahrhundertschlaf.
Da wurde meine Sehnsucht Wüstensand."

An uns ist es, die blaue Blume zu suchen, und unablässig an sie zu denken, mag uns umgeben, was wolle. Vielleicht aber muß man die Leere und Qual der Welt zutiefst erfahren haben, um den Weg wagen zu können, auf dem man nicht mehr zurückschauen darf. Aus der Stärke des Qual-Erlebnisses und der Echtheit des Bedürfens, das sich selbst verflucht, steigt die Möglichkeit eines nur noch für die Zukunft wirkenden Tuns und einer Kunst, die lehrt und ahnen läßt, wie eine bessere Welt auszusehen hätte, und die mit ihren Mitteln verwirklicht, was im sonstigen Leben angefangen und verunglückt stehen gelassen worden ist.

Ernst Blass

Die Sozialisierung der Liebe

Zwei junge Leute unterhielten sich über die Sozialisierung. Der eine war dafür, der andere dagegen.

„Ich bin nur froh," sagte der, der dagegen war, „daß sie uns nicht auch noch die Liebe sozialisieren... Was würden wir jungen Leute ohne die öffentlichen Häuser anfangen..."

Er war nämlich ein eleganter, leichtsinniger, junger Mann, dessen Sinn auf Tändeleien, Nichtigkeiten und Thorheiten gerichtet war.

„Wer sagt denn, daß man die öffentlichen Häuser nicht sozialisieren wird?" erwiderte der Beschützer der staatlichen Bewirtschaftung.

„Aber Freund — was wollt ihr denn mit eurer Freiheit und Gleichheit in den öffentlichen Häusern anfangen? Dort herrscht ja ohnehin schon die höchste Freiheit und Gleichheit..."

„Gerade das Gegenteil trifft zu..."

„Na, ich habe noch nicht gehört, daß man an diesen Orten etwas auf die Vorrechte der Geburt gibt oder nach der gesellschaftlichen Herkunft der Besucher fragt... Jeder, der eintritt, ist willkommen, wenn er Geld hat. Er mag ein Kommis oder ein Grundbesitzer, ein Offizier oder Hochstapler sein ... Die Frauen gehören dort allen..."

„Der Schein täuscht dich. Gerade in diesen Häusern waltet die größte Unfreiheit, die abscheulichste Ungleichheit."

„Erlaube mal."

„Die Frauen sind in diesen Häusern nicht freiwillig. Die Not hält sie dort fest, das Geld lockt sie, ihre wirtschaftliche Abhängigkeit von den Leuten, die ihre Körper ausnützen, läßt sie nicht heraus. Keine würde in diesen Häusern eine Stunde länger bleiben, wenn sie nicht müßte. Wo ist da die Freiheit? Und ebenso sieht es mit der Gleichheit aus. Die Freuden, die dort gegeben werden, sind einseitig. Nur die Männer empfangen diese Freuden. Die Frauen haben an ihnen keinen Anteil. Sie empfinden vor ihnen Gleichgültigkeit im besten Falle, aber oft und oft Widerwillen und Ekel..."

„Mein Gott, das ist nun einmal so,

daran werdet ihr mit eurer Sozialisierung auch nicht viel ändern..."

„Wir werden diese Häuser ihrer Bestimmung zuführen. Sie sollen künftig wirkliche Freudenhäuser sein."

„Da bin ich neugierig, wie ihr das machen wollt."

„Indem wir diese Häuser wirklich zu öffentlichen Häusern machen. Jetzt sind sie es gar nicht. Ihr Name lügt. Sie sind verschlossener als alle anderen Häuser. Nur Männer haben in ihnen Zutritt. Diese Ungleichheit muß beseitigt werden. Man wird die Häuser auch den Frauen eröffnen..."

„Welchen Frauen?"

„Allen Frauen und allen Mädchen, die liebeswillig sind. Ich denke mir das so: Wie sich jetzt die Leute, die gute Musik hören wollen, in einem Konzerte oder die, die sich an den Vorgängen eines Dramas erheben wollen, in einem Theater einfinden, so sollen künftig jene, die von der Lust der Liebe ergriffen werden, in den Freudenhäusern zusammenkommen. Damit ist diesen Häusern eine ethische Basis gegeben. Der sittliche Mangel, der ihnen bisher anhaftete, wird getilgt. Es treffen sich dort künftig Freie mit Freien, Gleichempfindende mit Gleichempfindenden. Nicht das Geld wird mehr über die Hingabe entscheiden, sondern der freie Wille, das Einverständnis, die freie Wahl. Die Frauen werden sich nicht jedem hingeben brauchen, sondern nur dem gefällig sein, der ihnen gefällt, von dem sie sich das größte Ausmaß an Lust und Vergnügen versprechen. Durch diese Wandlung würde eine der häßlichsten Beulen am Körper der menschlichen Gesellschaft radikal beseitigt. Die Beglückung der Menschheit würde einen großen Schritt nach vorwärts machen ... Findest du nicht auch?"

„Wahrhaftig," rief jener aus, der bisher ein Gegner der Sozialisierung war, „du hast recht. Es scheint mir nun selbst, als würde die Sozialisierung eine sehr recht beachtenswerte Sache sein. Nur sollte man mit der Sozialisierung der öffentlichen Häuser beginnen, denn diese Sozialisierung der Liebe brauchen wir am dringendsten..."

Alois Ulreich

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.